

CHURCH

Ungarische Revue



4 2,0

UNGARISCHE REVUE

MIT UNTERSTÜTZUNG
DER
UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN

VON

PROF. DR. KARL HEINRICH

1893.

13

DREIZEHNTER JAHRGANG.

BUDAPEST

FRIEDRICH KILIAN

K. UNG. UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG

1893

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
515752
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1911 L

INHALTSVERZEICHNIS.

I. ABHANDLUNGEN.

	Seite
<i>Beothy Zoltán</i> , Széchenyi und die ungarische Poesie	98
<i>Berwerth Wilhelm Prof.</i> , Ein Grabstein vom Schlachtfelde bei Gross-Alisch. Mit 1 Illustration	545
<i>Dankó Josef</i> , Münster und Abtei S. Benedicti an der Gran	1
<i>Deutsch George</i> , Zur Geschichte der Jagd in den Ländern der Stefanskronen	569
— — Entwicklung der Viehzucht und des Viehhandels in Ungarn bis 1848.	524
<i>Eötvös Roland, Baron</i> , Eröffnungsrede in der LIII. feierlichen General- versammlung	321
— — Festrede bei der Enthüllung der Széchenyi-Gedenktafel	93
<i>Frederik Eugen Dr.</i> , Zur Kritik des Seins	595
<i>Goehert Vincenz Dr.</i> , Die Zustände in Ungarn vor 110 Jahren nach einem Berichte der k. u. Statthalterei	549
<i>Heinrich Gustav</i> , A. Fr. C. Werthes in Ungarn	501
— — Die Quelle von Shakespeare's «Mass für Mass»	497
<i>Kisfaludy-Gesellschaft</i> , Feierliche Jahresversammlung	206
<i>Kúnos Imaz</i> , Türkische Volksromane in Klein-Asien. (Schluss)	304
<i>Kuzsinszky Valentin</i> , Die Ausgrabungen zu Aquincum 1879—1891. VII. 28.	274
<i>Kvacsala Johann</i> , Johann Heinrich Bisterfeld. I—IV	40, 174
<i>Lázár Béla</i> , Ueber das Fortunatus-Märchen	334, 445
<i>Lévay Josef</i> , Arany's Lyrik	323
<i>Mistel Franz</i> , Gießwein's Hauptprobleme der Sprachwissenschaft	513
<i>Peetz Wilhelm</i> , Die Tropen des Aristophanes, verglichen mit den Tropen des Aeschylus, Sophokles und Euripides	198
<i>Schmidt Wilhelm</i> , Die magyarische Nobilität in der weiland polnischen Adelsmatrikel	414
<i>Simonyi Siegmund</i> , Sprachwissenschaftliche Mittheilungen der Ung. Akad. der Wissenschaften	164, 348, 520, 599
<i>Stanojević Stefan</i> , Bemerkungen zu Dr. Wertner: «Königliche Nemanjiden»	23
Statistik der Ungarn in Oesterreich	440
<i>Sturm Albert</i> , Denkrede auf Faust Pachler	155
<i>Scily Kotoman v.</i> , Arany als Secretär der Akademie	331
— — Die Arithmetik des Meisters Georgius de Hungaria aus dem Jahre 1499	590

*

505

	Seite
<i>Szinnyei Josef</i> , Die ungarische Journalistik im Jahre 1893.	601
<i>Tajdnyi Karl</i> , Siebeubürgisch-sächsisches Urkundenbuch.	577
<i>Thirring Gustav</i> , Andree's «Globus» und die Magyarisierung.	107
Ungarische Akad. d. Wissenschaften: LIII. feierliche Generalversammlung	321
<i>Váczy Johann</i> , Franz Salamon.	84
<i>Vargha Julius</i> , Die Nationalitäten Ungarns im Jahre 1890.	59
<i>Wertner Moriz</i> , Die Regierung Béla's des Vierten I—V.	129, 241, 350 449
<i>Zawadowski Alfred</i> , Die Hochwasser- und Wasserbau-Angelegenheiten Ungarns. (Schluss).	390

II. SITZUNGSBERICHTE.

<i>Acsdely Ignaz</i> , Die Pressburger und die Zipser Kammer und ihre Kosten- voranschläge nach 1565.	541
<i>Ágai Adolf</i> , Unterricht der Blinden und Taubstummen.	227
<i>Alexander Bernhard</i> , Der nationale Geist in der Philosophie.	422
<i>Asbóth Oskar</i> , Die slavischen Wörter in der ungarischen Sprache.	316
<i>Balassa Josef</i> , Die slawonischen Magyaren und ihre Sprache.	540
<i>Baldassy Franz</i> , Das Comitatus und die Burgespannschaft.	424
<i>Bárczay Edmund</i> , Ueber die alte ungarische Küche.	435
<i>Bayer Josef</i> , Josef Katona und Frau Déry.	612
<i>Berez Anton</i> , Eine Woche in Honolulu, aus den Tagebuchskizzen des Prinzen von Koburg.	436
<i>Berczik Árpád</i> , Zwischen zwei Feuern.	232
— — Denkrede auf Gregor Csiky.	218
<i>Borbás Vincenz</i> , Botanische Ethnographie der Plattenseegegend.	542
<i>Borowsky Samuel</i> , Die Gastmähler des Grafen Thürzó im Jahre 1603.	238
<i>Csánki Desider</i> , Walterskirchen's Urkunden.	235
— — Bosnisches Bisthum in Ungarn.	434
<i>Dankó Josef</i> , Vetus Hymnarium ecclesiasticum Hungariae.	434
<i>Fröhlich Robert</i> , Alte Geographie Ungarns.	410
<i>Gáspár Franz</i> , Korea.	439
<i>Gereze Peter</i> , Die künstlerische Restauration in Italien und im Rheingebiet mit Rücksicht auf die Restauration der Fünfkirchner Kathedrale.	218
<i>Goldziher Ignaz</i> , Denkrede auf Ernst Renan.	607
— — Die Arbeiten des Prinzen Philipp von Koburg über mohamedanische Münzen.	539
<i>György Aladár</i> , Inkey's Reisen in Ostafrika.	439
<i>Gyulai Paul</i> , Denkrede auf Moriz Lukács.	614
<i>Haldás Ignaz</i> , Die Frage der ungarisch-samojedischen Sprachverwandtschaft.	215
<i>Hampel Josef</i> , Die Ornamentik der Völkerwanderungszeit in unserem Vaterlande.	540
Historische Gesellschaft: Ordentliche Generalversammlung.	236

	Seite
<i>Jekelfalussy Josef</i> , Denkrede auf Karl Keleti	429
<i>Kanitz August</i> , Denkrede auf das auswärtige Mitglied Josef Pancsics . . .	611
<i>Kövesligethy R.</i> , Ueber eine mögliche Ursache der spontanen Bodenbewegung	542
<i>Kúnos Ignaz</i> , Volk und Sprache von Ada-Kaleh	221
<i>Lánczy Julius</i> , Das Magyarenthum in der Árpádenzeit	238
<i>Lány Ludwig</i> , Ungarns Steuerstatistik	317
<i>Majláth, Graf Ladislaus</i> , Reisen auf Sumatra	435
<i>Márki Alexander</i> , Denkrede auf Ludwig Haán	318
— — Der Aufstand des Pero	217
<i>Mihalkovics Géza</i> , Denkrede auf Josef Lenhossék	222
<i>Mika Alexander</i> , Dresdener Fahnenbuch	235
<i>Molnár Vincenz</i> , Der geographische Unterricht der Blinden	438
<i>Munkácsi Bernhard</i> , Die heidnische Urreligion der Vogulen	221
<i>Nagy Julius</i> , Das öffentliche Notariat im Mittelalter	318
<i>Petz Gedeon</i> , Ueber den gegenwärtigen Stand der indogermanischen Lautlehre	217
<i>Pecz Wilhelm</i> , Die neugriechische Sprache	316
— — Ueber ein griechisches Lied über die Schlacht bei Varna	538
<i>Pulszky Franz</i> , Eröffnungsrede in der Generalversammlung der Historischen Gesellschaft	236
<i>Radványzy Béla, Baron</i> , Alte ungarische Kochbücher	234
<i>Rákosi Eugen</i> , Moderne Aesthetik	216
— — Bericht über die Concurrenz um den Teleki-Preis	225
<i>Stern Albert</i> , Denkrede auf Faust Pachler	227
<i>Szász Karl</i> , Bericht über die Concurrenz um den Farkas-Ráskó-Preis	226
<i>Szilágyi Alexander</i> , Jahresbericht über die Thätigkeit der Historischen Gesellschaft	237
— — Georg Rákóczy's I. Feldzug und Unterhandlungen im Jahre 1645,	541
— — Denkrede auf Alexander Flegler	234
<i>Tagányi Karl</i> , Die culturhistorische Bedeutung des Bistritzer Vocabulariums	221
<i>Téglás Gabriel</i> , Ein römisches Castrum in den südöstlichen Alpen	438
— — Neuere Daten über die bei den Donauschnellen befindlichen Felsinschriften	609
<i>Thaly Koloman</i> , Siebenbürgische Costumbilder des XVII. Jahrhunderts aus der Marsigli'schen Sammlung in Bologna	540
— — Ueber die Schriften des Grafen Marsigli in den Bologneser Archiven.	423
<i>Thury Josef</i> , Ueber den blinden kaiserlichen türkischen Prinzen	543
— — Der Beginn der Türkeneroberung in Ungarn nach türkischen Quellen	435
<i>Tolnai Ludwig</i> , Wasser und Oel. (Humoreske)	613
<i>Tóth Lorenz</i> , Aus den Memoiren des Grafen Kasimir Batthyány	433
— — Das Andenken des Grafen Kasimir Batthyány	230
Ung. Akademie d. W., Generalversammlung am 9–12. Mai	424
Ung. Geographische Gesellschaft, Ordentliche Generalversammlung	436

	Seite
<i>Váczy Johann</i> , Correspondenz Fr. Kazinczy's. IV. Bd.	538
<i>Vargha Julius</i> , Bericht über die Concurrenz um den Árpád-Szécher-Preis	229
— — Die Eroberungen der ungarischen Sprache in den letzten zehn Jahren	223
<i>Vértesi Arnold</i> , Gretchen im Institute. (Lebensbild)	613
<i>Wesselényi Nikolaus</i> , Brief über die Gründung der Ung. Akademie.	219
<i>Wlassics Julius</i> , Die Causalität und Theilnahme im ung. Strafrechte	423
<i>Zichy Anton</i> , Rückblick auf den Reichstag 1832—1836	613
<i>Zsilinszky Michael</i> , Denkrede auf Ludwig Haán	225
<i>Zsolnai Julius</i> , Verdunkelung syntaktischer Verbände	216

III. DICHTUNGEN.

<i>Dalmady Viktor</i> , Schlaf mein kleines Kind. Uebers. von Josef v. Spaunagel	272
<i>Kiss Josef</i> , Ein Augenblick von Adolf Handmann.	605
<i>Komócsy Josef</i> , Bedauernswertes Los von Adolf Handmann	603
<i>Meister Clemens' Weib</i> , ung. Volksballade. Uebersetzt von Adolf Handmann	272
<i>Váradi Anton</i> , Die letzte Zeile von Adolf Handmann	605
<i>Vörösmarthy Michael</i> , Káldor's Siegesmahl. Uebersetzt von Adolf Handmann	534
<i>Weber Rudolf</i> , Frühjahrs Einzug (in Zipser Mundart)	604
— — Die verlassene Maid	90
— — Rof öns Gebirg	197
Ungarische Bibliographie	128, 239, 319, 446, 544

FRANKLIN-TÁRSULAT NYOMÁSA.

MÜNSTER UND ABTEI S. BENEDICTI, SZENT BENEDEK, AN DER GRAN.

I.

Fast in der Mitte zwischen der kön. ung. Bergstadt Selmec, Schemnitz, und der kirchlichen Metropole Esztergom, Gran an der Donau, auf der rechten Seite des in unmittelbarer Nähe dahinfließenden Garam, Granflusses, erhebt sich aus einer steilen Felsenmasse ein mäßiges Plateau, auf welchem Kirche und Kloster von Sz. Benedek liegen. Es ist ein wunderbar fesselnder Anblick, wenn man von den kön. Bergstädten kommend lang und gerade vor sich her das gewaltige Münster sieht. Ganz anders ist die Sache für die, welche die Donau verlassend in das Oberland reisen, diesen zeigt es sich erst in unmittelbarer Nähe und lässt sie einen Theil des Marktes sehen, über welchen sich das Münster gleichsam schirmend gelagert hat. Seit Langem erzählt die vaterländische Geschichte von diesem berühmten Bau, wiederholt und mancherlei wurde darüber geschrieben, aber er theilte das Schicksal der meisten unserer kirchlichen alten Denkmäler, er war nie gründlich untersucht worden, es fehlten genaue historische Forschungen und getreue Aufnahmen davon.

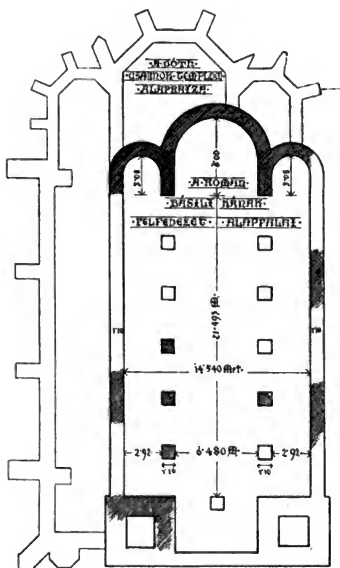
Es war daher eine dankbare und hochverdienstliche Aufgabe, das an historischen Erinnerungen ebenso wie an Kunstschätzen reiche Szent Benedek der Vergessenheit zu entreißen und es durch Wort und Bild zur allgemeinen verdienten Beachtung und Kenntnissnahme des kunstsinnigen Publikums zu bringen. Dieser Aufgabe unterzog sich Bischof und Domherr F. Knauz, welcher im Jahre 1890 zur Erinnerung an die im Herbst des vorausgegangenen Jahres 1889 stattgefundene Einweihungsfeier nachfolgende Festschrift veröffentlichte: *A Garam-melletti Szent Benedeki apátság. Irta Knauz Nándor. A templom felszentelésének emlékére kiadja az esztergomi főkapitán.* I. k. XVI. kötéblával és a szöveg között több [8] metszettel. Budapest, 1890. [II. 2 + 250 + 4.]* Dankbar wollen wir uns mit diesem ersten

* Die Abtei Sancti Benedicti an der Gran von Ferdinand Knauz. Zur Erinnerung an die Einweihung der Kirche herausgegeben vom Graner Erzcapitel. I. Bd. Mit 16 Lithographien und 8 Holzschnitten. Budapest 1890.

Band der Geschichte der Szent Benedek Benedictiner-Abtei derzeit begnügen, und an der Hand dieses schlicht sachlichen und monumentalen Textes das Münster und das Kloster schildern.

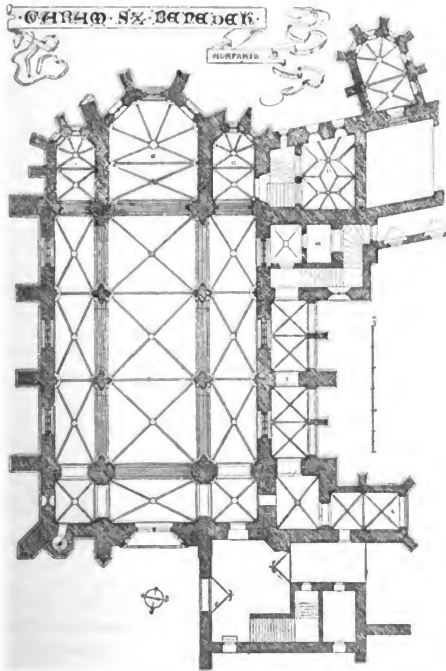
II. Gründung.

Im Jahre des Heiles 1075, als Erzbischof Neëmias der Graner Metropolité vorstand, stiftete König *Geysa I.* das Münster und die Abtei von



Szent Benedek. Der Stiftungsbrief, den er in seiner Gegenwart vorlesen ließ, enthält hierüber die denkwürdigen Worte: • Ego Geisa, gracia dei rex consecratus, Bele regis filius: Cernens huius seculi bona esse momentanea superna autem perpetua, magno amoris desiderio *eccelesiam construere adoptavi, ad laudem dei et sancte marie semper uirginis sanctique Benedicti piissimi monachorum patris ac ducis, ibique fauente deo monasterium constitui.* •

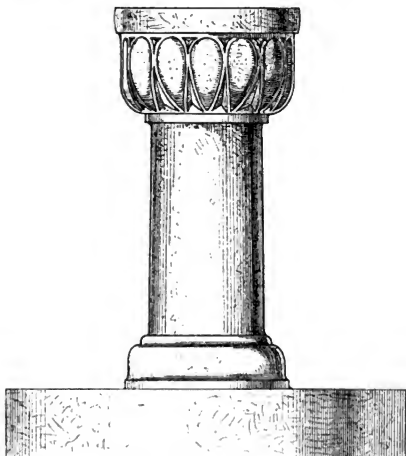
Das Original dieser Gründungsurkunde, welches noch im Jahre 1504 vorhanden war, ist leider verloren gegangen, auch das 1124 von König Stefan II. ausgestellte Transsumtum existiert nicht mehr; aber der authentische Text des k. Stiftungsbriefes ist uns erhalten geblieben in einer Abschrift, die K.



Andreas II. über Ansuchen des Abtes Thomas verfertigen ließ. Dieses Document findet sich derzeit im Archive des Graner Metropolitaneapitels vor und wurde später durch drei Könige: Karl I. am 20. Januar 1328, Wladislaus II. am 15. März 1405 und Maximilian am 21. Jänner 1565 abermals beglaubigt. Die dagegen vorgebrachten Zweifel F. Salomon's (Budapest története. 1885.

III, 12—15) und Höcke's Einwendungen (Fövár. lapok 1875. 113. sz.) hat Knauz scharfsinnig widerlegt.

Wer war der erste Baumeister dieser romanischen Basilica? das ist eine Frage, auf welche man am allerehesten eine befriedigende Antwort hören möchte. Der Urkundenforscher schweigt hier, dem Kunsthistoriker kommen einigermaßen spärliche Ueberreste, die bei der Restauration im Jahre 1882 entdeckt wurden, zu Hilfe. Beim Graben der Laternenlöcher stieß man auf ältere Fundamente, die sorgsam aufgedeckt die Reconstruction des Grundrisses der Geysa'schen Basilica ermöglichten. Diesem nach



zeigte sich, dass die Hauptachse der romanischen Kirche in Garam Szent Benedek mit der Hauptachse der heutigen gothischen Hallenkirche parallel läuft, ferner dass die Pfeiler derselben auf dem Fundament der nördlichen Hauptmauer des Geysa'schen Baues ruhen. Dieses Gotteshaus war wie alle Ordenskirchen der älteren Zeit mäßigen Umfanges, galten doch diese Kirchen namentlich nur als Zubehör zum Kloster. Von den Einrichtungsstücken dieser ersten Kirche haben sich noch zwei wertvolle Stücke erhalten; ein einfacher aus Ebedecer Sandstein gearbeiteter Taufbrunnen und ein colossales aus Holz geschnittzes polychromiertes Triumphkreuz, das geschickt erneuert, wieder unter dem Triumphbogen des Hauptchors aufgehängt wurde.

III. Die zweite Kirche in Garam Szent Benedek.

Wie allerort und überall entwickelte sich auch bei uns aus den einfach gefügten Götterhäusern, die in den Zeiten des romanischen Baustiles dieser Kunstrichtung gemäß ihren eigenen Ausdruck weniger in den Raumverhältnissen suchten, der stolze Prachtbau der Gothik, der in dem Aufwand von vorzüglichem Material, nach sauberster Bearbeitung des Einzelnen, Perspective und harmonisch Vollendetem strebte. Es ist nun die eigenthümliche Entwicklung der Dinge zu Garam Szent Benedek, dass wir, während wir von den Fahrnissen und Schicksalen der Abtei Nachrichten besitzen, über das Münster so gut wie gar nichts wissen. Erst mit der Erbauung des Hauptportals erhalten wir eine dunkle, lange nicht sichere Mittheilung vom Baue. Auch die im Jahre 1438 erfolgte Wahl des Abtes Stefan ist nicht geeignet, einen sicheren Aufschluss über den Neubau des Münsters zu geben.

Nachweisbar war das Münster im Jahre 1483 am 11. Juli von Michael Turoni, Bischof von Milko und erzbischöflichem Graner Generalvicar eingeweiht. Gelegentlich der Erneuerung der Kirche fand sich im Hochaltare neben den im sepulchrum eingesenkten Reliquien folgende Urkunde verschlossen niedergelegt: „Nos Michael Episcopus Milkoviensis et vicarius ecclesie Strigon. generalis Memorie commendamus. Quod nos in anno domini 1483. In festo Translacionis sancti Benedictj hoc monasterium et hoc altare in honorem Assumpcionis beatissime virginis Marie consecrauimus.“ Auf dieses geschichtliche Datum (Knauz II. a monostor, S. 41) hat B. Kövér (Közép-kori építészetiünk chronológiájához Arch. ért. 1891. XI., 123. 4) * die Aufmerksamkeit weiterer Kreise mit dem Bemerkten hingelenkt: dass selbst die anerkannten Fachmänner sich gründlich irren, wenn sie in Ermangelung von historischen Zeugnissen sich nur auf ihr stilistisches Gefühl stützen. Es haben nämlich Henßlmann und Steindl in ihrem über die Restaurationspläne der Garam Szent Benedeker Bauten abgegebenen Gutachten (S. Archaeologiai értesítő 1882. II. XXXII.), das Münster in Bezug auf seinen Stil nicht allein unseren vorzüglichsten vaterländischen Kunstdenkmalen beigezählt, sondern gerade als Muster unserer im vierzehnten Jahrhundert blühenden Gothik hingestellt, eine Ansicht, der auch der die Erneuerung leitende Storno, so wie auch K. Fittler (Budapesti Hirlap 1890. 347. sz.) beigetreten ist. Kövér schließt aus den von Knauz mitgetheilten Ablassbriefen, in welchen wir die bedeutendsten Momente der Schicksale des Klosters finden, die Garam Szent Benedeker Kirche und Abtei sei am Anfange des XV. Jahrhunderts erbauet worden. Dieses wichtige Datum sei

* Zur Chronologie unserer mittelalterlichen Architectur. Archäologischer Anzeiger 1891.

nummehr der sichere Schlüssel zur geschichtlichen Entwicklung des vaterländischen Spitzbogenstiles.

Der prüfende Leser findet in dieser Anschauung Kövér's mehreres, was auf Missverständnissen beruht. Was Kövér von der Wichtigkeit diplomatischer Urkunden bei der Beurtheilung der älteren kirchlichen Kunstdenkmale sagt, wird niemand anfechten. Angenommen nun, aber durchaus nicht zugegeben, dass die in Frage stehenden Ablassbriefe für den Wiederbau der Abtei sammt der des Münsters, welcher unbedingt unter dem in der Consecrationsurkunde vorkommenden Wort «monasterium» (Münster. cf. Du Cange, ed. Henschel. IV. 481. s. v.) verstanden werden muss, sind wir überzeugt, die vorerwähnten Fachmänner hätten das Richtige getroffen, als sie die Bauzeit des Münsters in das vierzehnte Jahrhundert verlegten.

Im Gebiete der Geschichte der kirchlichen gothischen Baukunst werden bekanntlich drei Epochen unterschieden. Eine besonnene Kritik des Garam Szent Benedeker Münsters wird die successive Neuerbauung, obwohl uns nähere Nachrichten fehlen, in die zweite Epoche der gothischen Bauweise (c. 1375. f. f.) setzen müssen, eine Zeitbestimmung, die sich auf die sorgfältige Beachtung der stilistischen Eigenheiten dieses so sehr hervorragenden vaterländischen Denkmals gründet. Dass selbst Urkunden bei ähnlichen Untersuchungen nicht *allein* maßgebend sind, wollen wir an einem Beispiele kurz zeigen. Die nach dem heiligen Johannes dem Apostel und Evangelisten benannte gothische Capelle, auch unter der Bezeichnung «capella mortuorum», in der Kunstgeschichte mit Recht hochgeschätzt, bei den Franciscanern in Pressburg, wird von J. Henßlmann (Magyarország csücs-íves stílyi műemlékei. Budapest, 1880, II. 107. f.) * auf Grund einer vom Jahre 1361 datierten Urkunde in das sechste Jahrzehnt des vierzehnten Jahrhunderts versetzt. Es ist dies aber nach einer älteren Urkunde eine Unmöglichkeit. Die am Freitag nach dem St. Lukastage 1361 ausgestellte Urkunde (Caps. XXIII. n. 35.), enthält ein Zeugnis des Stadtrichters und der Geschworenen, wonach die Verwandten des weiland Johann Jacobi, Pressburger Bürgers, eine Badestube nebst dem dazu gehörigen Wirtschaftshofe, als Beitrag (in subsidium edificande capelle) zum Baue der Capelle an der Seite der Kirche der Minderbrüder vom h. Franciscus, gewidmet habe, welche um 150 Pfund derart an den Stadtrichter zu diesem Zwecke verkauft wurde. Wir besitzen aber einen Ablassbrief des Bischofs Paulus I. von Fünfkirchen aus dem Jahre 1296, welcher auch dem Geschichtschreiber J. Koller (Historia Episcopatus Quinque Ecclesiarum. Posonii 1782. II. 222) nicht unbekannt blieb. In diesem wird allen Christgläubigen, die an den Festtagen des heil. Johannes dieses Gotteshaus besuchen: ein einjähriger Ablass verliehen. Diesem nach war die gedachte

* Ungarns Kunstdenkmäler im Spitzbogenstil.

Capelle, welche aber von M. Bel sogar um zwei Jahrhunderte, ohne Grund fast noch weiter hinaufgerückt wird (Hist. Urb. Poson. c. VI. I. 7. p. 585) bereits im dreizehnten Jahrhundert erbaut worden, womit die kunstreiche Harmonie des Stiles gar sehr übereinstimmt.

Und gerade so bestimmt geht es aus dem Charakter des Garam Szent Benedeker Münsterbaues hervor, dass er in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ins Werk gesetzt wurde. Wie sattsam bekannt, tritt in unserem Vaterlande mit dem Hause Anjou der gothische Stil immer mehr auf, nimmt unter K. Sigismund einen schnellen Aufschwung, und verbreitet sich unter K. Mathias Corvinus. In der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts entstehen die sogenannten Hallenkirchen, denen unbedingt die Szent Benedeker zugezählt werden muss, welche zwar durch ihre größere Helligkeit, ihre schlanken Pfeiler, hohen Wölbungen den Eindruck des Großartigen machen, aber jenen Reichthum der inneren und äußeren Gliederung entbehren, welche wir bei Kirchen von niedrigeren Seitenschiffen bewundern. In Szent Benedek treffen wir fast gar keine Spuren der ausartenden Gothik an. Es fehlt die später um sich greifende decorative Ueberschwänglichkeit der Formen, der geistlose Zierrat, welcher das Einzelne zu sehr im Auge hatte. Eine vergleichende Untersuchung aber in der Richtung geht wohl selbstverständlich über die Grenzen unserer Abhandlung hinaus.

Den Schluss des Münsterbaues bildet die an der nördlichen Seite der Kirche angebrachte Capelle des heiligen Blutes. Nach Ablauf der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts wurde nicht allein nichts neues mehr geschaffen, es wurde vielmehr das Innere und Aeußere vernachlässigt. Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts wurden die Langseiten der Kirche um 3.16 Meter erhöht und zum Vertheidigungszwecke mit Schießscharten versehen, die Fenster aber zur Hälfte zugemauert. Später ging das Münster immer mehr und mehr seinem Verfall entgegen, bis er auch dem Zerstörungswerk des falschen Geschmacks der Zeit verfiel. Die in ihrer Art nach dem competentesten Urtheil der Baukünstler einzigen Seitenaltäre, die sich organisch an die Pfeiler schlossen, wurden beseitigt und durch neue im Zopfstil ersetzt. Auch die übrigen wurden entfernt und mit solchen vertauscht, die alles Kunstwertes entbehrten. Es wäre unnütz in der Aufzählung der verschiedenen Zerstörungen am Inneren und Aeußeren fortzufahren. Nur der durch den Capitelprefect P. Olasz 1611 ausgeführten Verwüstung sei hier kurz gedacht, der über den Kreuzgang ein Stockwerk aufsetzen ließ, welches die drei Fenster der südlichen Seite fast ganz verdeckte. Das Münster trauerte von nun ab als eine vernachlässigte Ruine; aber es kam doch noch eine Zeit der Erlösung!

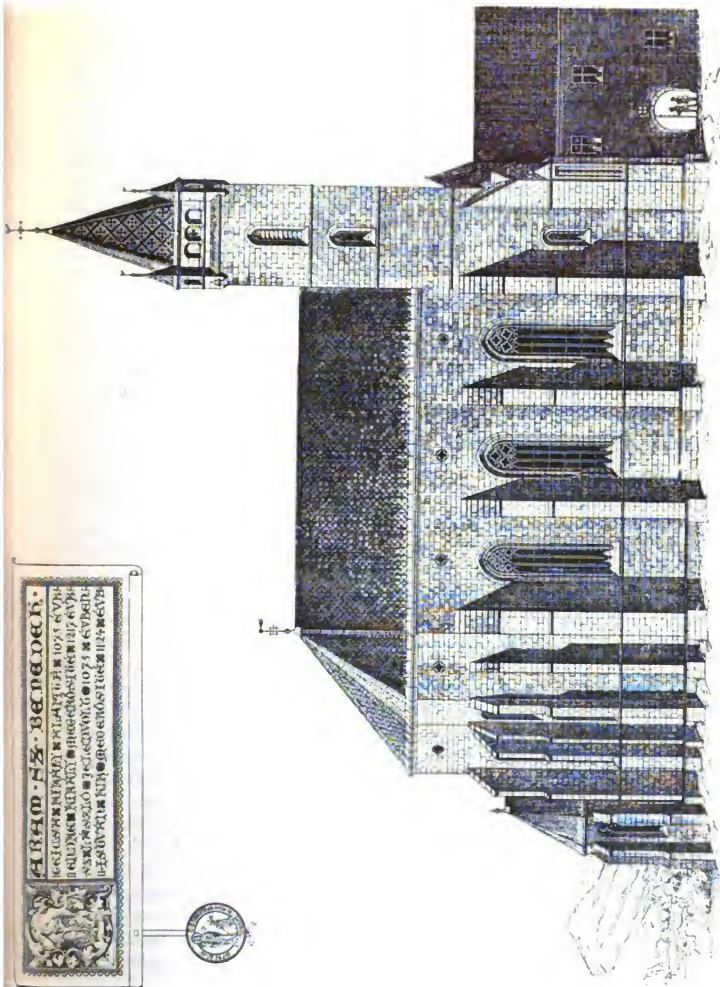
Das Graner Erzcipitel, seit 1865 Herr und Patron des Münsters, beschloss schon 1880 die Restaurierung desselben und beauftragte den Capi-

tular F. Knauz mit der Ausführung dieses Beschlusses. Schon waren die Vorarbeiten zur Erneuerung des Aeufseren im Zuge, als 1881 in der Nacht vom 21. Juli das Münster von dem im Markte ausgebrochenen Feuer ergriffen wurde. Die zopfigen Thurmhelme verbrannten, die Glocken zerschmolzen, das Dach wurde eingäschert, durch das Stockwerk des ebenfalls vom Feuer ergriffenen Kreuzganges drangen die wilden Flammen in das Innere, wurden aber glücklich gelöscht, doch zeigten die Gewölbe, Fenster, Mauern größere und kleinere Risse. Das Domcapitel ließ sofort das Dach herstellen, da der bevorstehende Winter die möglichst baldige Eindachung dringend forderte und beauftragte den Oedenburger Architekten Franz Storno sen. mit den Plänen einer Gesamtrestauration der Garam Szent Benedeker Monumentalbauten, die am 31. März 1882 von der Commission zur Erhaltung der vaterländischen Baudenkmäler gutgeheißen wurden. Bald darauf, im April wurde unter Inspection des Domherrn Knauz die gänzliche Erneuerung des Münsters in Angriff genommen. Storno war bereits seit dem Jahre 1862, wo er die Erneuerung der St. Michaelskirche in Oedenburg vollendete, in ganz Ungarn durch eine lange Reihe von Restaurationsarbeiten allgemein bekannt. In den Jahren 1870—75 arbeitete er an der vollständigen stilgerechten Herstellung der Győr-Szent-Mártoner Basilica des Ordens vom h. Benedict (der Benedictiner-Erzabtei Martinsberg), die in einer besonderen illustrierten Monographie (Emléklapok. Győr 1876)* beschrieben wurde. Die auf Kosten weiland Bischof Ipolyi's unternommenen Restaurationen der kirchlichen Kunstdenkmäler in Neusohl hat der hochverehrte Mäcen in einer mit zahlreichen Abbildungen geschmückten Geschichte derselben (A beszercebányai egyházi műemlékek története és helyreállítása. Budapest, 1878. Auch in deutscher Ausgabe) geschildert. Noch seien Storno's Arbeiten in Szepesvárallya, (Kirchdrauf, V. Horváth V., Sz. Mártonról ezimzett szepesi székesegyház. Lőcse. 1885), Erneuerung der s. g. Zápolya'schen Capelle, die kirchlichen Bauten in Alcsuth (Az alcsuthi udvari kápolna. Budapest. 1881) Kremnitz, Fraknó, und schließlich die St. Jacobs-Capelle in Oedenburg (V. Sz. Jakab kápolna Sopronban. Sopron 1887) erwähnt. Von den in Druck gelegten Veröffentlichungen über Storno'sche Arbeiten erübrigt noch zu bemerken, dass die Aufnahmen, Entwürfe, die Detailausführungen von ihm gezeichnet, und auch viele andere Blätter von ihm gemacht worden.

IV. Beschreibung des Münsters nach seinen Haupttheilen.

Das Aeufere der Kirche ist heute nicht mehr ganz das von seiner Vollendung, nur das Hauptportal welches sich zwischen den Thürmen in zwei Thüren öffnet, ist sowohl durch seine architektonische und sinnbild-

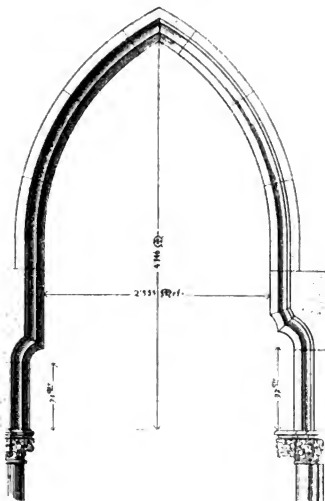
* Gedenkblätter, Raab 1876.



liche Anordnung, als durch seinen künstlerischen Schmuck eine Hauptzierde des Gebäudes. Es erinnert an die Hauptpforte der St. Elisabethkirche in Marburg, welche es aber weder in der wahrhaft classischen Schönheit der Verhältnisse, noch in der künstlerisch vollendeten Ausführung erreicht. (V. Montalembert-Boblet, *Monuments de l'histoire de sainte Elisabeth de Hongrie*. Paris, 1840.) Ueber den Säulen der Portalgewände erhebt sich ein Spitzbogen. Das Giebfeld dieses Bogens ist ziemlich nüchtern. Der darunter befindliche Mittelpfeiler, durch welchen die Pforte in zwei Thüren getheilt wird, ist mit drei Diensten verziert. Der mittlere endigt oben in einem Laubcapitäl, auf welchem unter einem gothischen Baldachin die Statue des göttlichen Erlösers steht. Der Architrav ist ein sich wiederholendes Vierpassmotiv, in denen die Köpfe von Propheten, darunter bezeichnet: David, Joel, Habakuk, mit Spruchbändern sich befinden, bei den übrigen wurde die Bezeichnung unterlassen. Aus einem reichen Sockel von derselben Höhe wie die des Mittelpfeilers, steigen die Profilierungen der Laibung empor. Die Dienste werden in der Höhe des Architravs durch zweireihige Laubcapitäle unterbrochen und setzen sich von dort aus als stumpfe Spitzbogen fort. Die stärksten Dienste, je zwei an jeder Seite, endigen 1·21 M. ober dem Sockel in Blattcapitäle, auf denen die aus Stein gemeißelten Figuren der vier h. Evangelisten stehen. In den Hohlkehlen oberhalb der Figuren sind Baldachine mit Zinnen, auf welchen symbolische Thiere ihren Platz finden. Der vorgelegte Bogen, dessen Maaswerksprofil bis zum Sockel durchgeht, macht durch die Ornamente einen malerischen Eindruck und endet mit der Kreuzblume.

Treten wir nun durch das Portal in das Münster selbst; indem wir unter der Orgelbühne stehen, so eröffnet sich unsern Augen eine herrliche Perspektive über die lichte Weite des Schiffes und Hochchores. Sämmtliche Theile des ganzen Baues steigen bei gleicher Höhe der Gewölbe in leichter lebendiger Gliederung empor. In der gesammten Construction finden wir eine einzige Anomalie an der Nordseite auf, es ist dies ein eigenthümlicher Pfeileransatz in der Nähe der Kanzel, dessen Vorhandensein jedenfalls eine begründete Ursache hat, die aber bis jetzt ebensowenig bekannt ist, als die Bestimmung der an der Nord- und Südwand der Krypta in Győr-Szt.-Márton zwei ganz unmotiviert angebrachten, übrigens vollkommen ausgebildeten Wandpfeiler. Auch durch die gleiche Höhe der drei Schiffe und den polygonen Schluss derselben ist die Garam Szt.-Benedeker Kirche ähnlich dem Dome der h. Elisabeth in Marburg. Den Abschluss des Hochchores bildet eine regelmäßig abgeschlossene Apside, an die sich die ebenfalls achteckigen Seitenapsiden legen, derart, dass die Chornische um drei Seiten des Polygons vortritt, an welchen je ein einpöstiges Fenster gefunden wird. Nach der Aufnahme des Architekten K. Storno, der die Pläne der Restaurationsarbeiten, ebenso wie die dem

Knauz'schen Werke beigegebenen Zeichnungen herstellte, beträgt die Länge des Hochchors 10.45 M., die lichte Breite 8.08 M., die Höhe 15.45 M., während die Höhe des Hauptschiffes zwischen 7.87 M. und 8.06 M. variiert. Die Anlage der nördlichen Seitenapside und des Schiffes ist eine bedeutend schmalere, als die der südlichen Apside und des Schiffes. Die lichte Breite der Kirche beträgt 18.15 M., die Gesamtlänge hingegen des Inneren 38.24 M. Aus dem in der Knauz'schen Monographie Blatt II. gegebenen Querschnitt, gegen den Musikchor, ist ersichtlich, dass die schmalere Anlage



des nördlichen Seitenschiffes die gleiche des nördlichen Thurmes nach sich ziehen musste. Die Höhe des Hauptschiffes im Verhältnisse zur lichten Breite ist gleich 13:6. Die Höhe vom Pflaster des Bodens bis zur oberen Capitällinie macht 10.24 M., die Scheitelhöhe der Diagonalrippen sammt der Rippenstärke 5.55 M., die Gesamthöhe 15.80 M. aus. Die Trennung des Hauptschiffes von den besonders schlank gestalteten Seitenschiffen bewirken vier freistehende Pfeiler, deren quadratische Grundform mit abgefassten und Hohlkehlen versehenen Ecken, sowie vier vorgelegten runden Diensten versehen ist. Aus diesen mit schönen, durch Blattornamente verzierten

Capitälen entwickeln sich jene eigenthümlichen hübschen Seitenaltäre, deren wir weiter oben gedachten. Der Triumph- und die Gurtbögen, welche die Seitenapsiden vom Schiffe trennen, entwickeln sich theils aus birnstabförmigen Dienstansätzen, theils steigen dieselben aus glatten Wandpfeilern empor, welche mit zweireihigen Capitälen abgeschlossen sind. Der Schmuck dieser Säulenknäufe ist besonders dadurch charakteristisch, dass er figural ist. Die Köpfe zeichnen sich alle durch eine individuelle Auffassung aus. Die sechs dreitheiligen Fenster der Seitenschiffe (1.75 M. breit, 8.95 hoch) steigen ohne Unterbrechung von der Sohlbank aus auf, das Maaswerk derselben ist so geordnet, dass je zwei sich gegenüber stehende Fenster mit demselben Maaswerke abschließen.

Anlangend die Restauration des Innern wird jeder, der mit den Verhältnissen bekannt ist, zugestehen müssen, dass Storno und sein Sohn Kálmán, mit der größten Gewissenhaftigkeit vorgegangen sind, sie bemühten sich redlich, die einzelnen Theile so herzustellen, wie sie wahrscheinlich ursprünglich waren, wo Anhaltspunkte fehlten, holten sie sich aus analogen Vorwürfen Rath. Ein Glück war es, dass der Steinbruch entdeckt wurde, aus welchem die Alten ihr Material gewonnen haben. Bei der Zerstörung und vielfachen Verunstaltung des Aeußeren war die Aufgabe, das Ursprüngliche herzustellen, eine vielfach schwierigere, ja fast unmögliche, dabei muss aber zugestanden werden, dass auch hier das Mögliche angestrebt wurde. Vielen Tadel erfuhren das Pultdach und die Reconstruction der Thürme. Wir erzählten bereits, dass vor der geplanten stilistischen Gesamterneuerung des Münsters dieses mit einem Dache versehen werden musste, das, wie allgemein zugestanden wird, für den gothischen Bau einer Hallenkirche durchaus nicht passt. Erwägt man aber, dass das Garam Szent-Benedeker Münster nicht wie der Fünfkirchner Dom aus den Mitteln der Kirchenfabrik, sondern auf Kosten des Graner Domcapitels erneuert wurde, so wird man billig eingestehen, dass größere Opfer vom Erzstifte nicht verlangt werden konnten. Die Eindachung auf der Aufmauerung war längst vollendet, als die Pläne von Budapest mit der Bemerkung zurückgelangten, dieselbe zu verändern; man erhielt aber auch zum Theil die Dachform als eine interessante geschichtliche Erinnerung. Zwar kann die Garam Szent Benedeker Kirche keineswegs zu jenen gerechnet werden, die wie Müller (Mitth. der C. Com. Wien, 1857. S. 211) sagt: in dem durch seine Verwilderung original gewordenen kirchlichen Baustil, dessen Ansätze bis in das XII. Jahrhundert zurückreichen (Vergl. Henßlmann, Mitth. der C. Com. 1870. XV. 4 f.), als Vertheidigungskirchen erbaut worden; nichts destoweniger aber wurde unser Münster zum Zwecke der Befestigung erhöht, wie der Augenschein lehrt mit Schießscharten versehen, die Feuerung erfolgte aus kleinen Geschützen, die gewiss keine größere Erschütterung verursachten, als das anhaltende Läuten der Glocken. Was die beiden Thürme betrifft, die in je vier durch

Gesimse getrennte Stéskerke getheilt sind, so wird ihre Höhe beanstandet, allein sie waren durch die Beschaffenheit der Eindachung gefordert, zumal auch in der Blüte der Gothik massive niedrige Thürme nicht selten vorkommen. (So z. B. in Mühlbach, Siebenbürgen. Vergl. Müller. Mitth. der C. Com. 1856. I. 104. ff.)

V. Innere Ausstattung der Garam Szent Benedeker Kirche.

In einer Zeit, wo der Bücher noch wenige waren, lasen unsere Vorfahren in den Bildwerken ihrer Kirchen die Offenbarungen Gottes, die Geschichte der großen Heilthaten und vernahmen aus den Malereien der Kirchenwände und Fenster eine leicht verständliche Rede. Außer dem romanischen Taufbrunnen befindet sich, wie wir bereits Gelegenheit hatten zu bemerken, noch aus der ersten Kirche: ein großer polychromierter Christus auf einem neuen stilgerechten Kreuze, welches von dem Chorbogen herabhängt. Zu ihm blickt das Auge schon beim Eintritte hinauf, und schaut den Herrn, durch dessen Licht der Tempel Glanz und Herrlichkeit erhält.

Dass unsere Hallenkirche mit Frescomalereien geziert war, beweisen die Ueberreste, die bei der Reinigung der Wände unter der Kalktünche gefunden wurden; mehrere davon, so ein gekreuzigter Heiland konnten nicht erhalten werden, dagegen wurde ein Eccehomo, welcher in einer Pfeilernische entdeckt wurde, geschickt abgenommen und festgemacht. An der Nordseite des Münsters kam ein größeres Frescobild zum Vorschein, von ziemlich guter Beschaffenheit. Es stellt in naiver Art den Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer dar und versinnbildlicht die Legende des h. Georg, der auch bei uns als Vorbild aller Ritterlichkeit gefeiert wurde. Ist diese Malerei auch von mittelmäßigem künstlerischen Wert, so ist sie immerhin ein wertvolles Denkmal unserer vaterländischen Kunst.

Von alten Bildwerken und den Altären besitzen wir nur einige Reste, die glücklich bei der Restauration den neuen eingefügt wurden. Im Marienaltare am Ostende des nördlichen Schiffes sind drei Holzfiguren aus der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. In der Mitte steht die der seligsten Jungfrau Maria mit langen Haaren, deren 1696 schon der Palatin P. Eszterházy in seiner Mennyei Korona, Erwähnung thut. Die gekrönte Gottesmutter zeigt in der Linken das Jesukind, welches die Weltkugel hält und die Rechte segnend emporhebt. Nebenan sind die Figuren des h. Benedict und der h. Scholastica. Die Ausführung der drei Gestalten zeichnet sich durch Anmuth und Charakteristik aus, namentlich ist der Faltenwurf ihrer Gewänder in seinen Motiven und der Ausführung gelungen. Außerdem befindet sich ein anderes aus Holz geschnittes Bild der seligsten Jungfrau, das von dem oben beschriebenen sich dadurch unterscheidet, dass Maria in der Rechten das in eine Lilie ausgehende Scepter hält, geschickt restauriert



in der s. g. Capelle des h. Blutes. Noch wurde die Statue, darstellend einen Mönch mit dem Buche gefunden und die von Kovachich 1821 (Tudom. Gyűjt. II. 124) beschriebene predella, mit nachfolgender beachtenswerter Inschrift: Item istam Tabulam fecit fieri honorabilis vir dominus Nicolaus de sancto benedicto, filius Petri dicti petws, Lector et Canonicus ecclesie Jauriensis, Cantorque Capelle Regie maiestatis per magistrum Thomam pictorem de Colosvár. Anno domini M. CCCC. XX. VII. Schade, dass wir



über dieses Tafelwerk gar keine weitere Kunde haben. Die Künstlerfamilie der Kolosváry ist übrigens auch dadurch berühmt geworden, dass der Großwardener Bischof J. Zudar durch die Gebrüder Georg und Martin 1390 die aus Bronze gegossene Statue des h. Ladislaus herstellen ließ, von welcher Augenzeugen rühmen, dass sich dieses Bildnis durch besondere Feinheit und Naturwahrheit auszeichnete. (V. Schnaase, Gesch. der bild. Künste im Mittelalter. Düsseldorf. 1874. VI. 500). Im Uebrigen befindet sich die besagte predella heute im Museum des weil. Card. Simor zu Gran, in welches auch

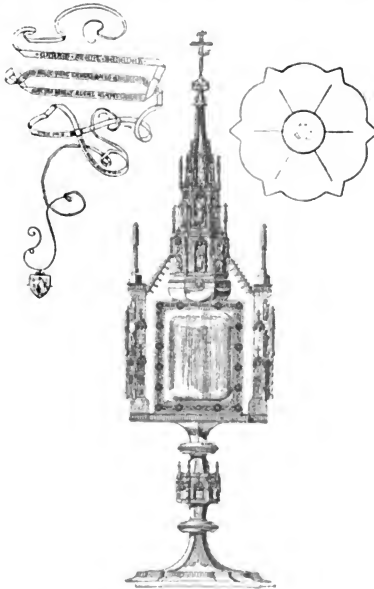
mehrere Tafelbilder, darunter eine hübsche Darstellung der Kreuzigung, aus der Abteikirche übertragen wurden.

Während die Schatzverzeichnisse von Garam Szent Benedek viele schöne Paramente aufweisen, ist heute von allen diesen kein einziges Stück auf uns gekommen. Von Kirchengeräthen ist mehreres erhalten. F. Knauz beschreibt davon zwei Monstranzen und verspricht im II. B. seiner Monographie auf anderes, auch späteres: Kelch, Ciborium, Kreuze, Taufbecken, ausführlich zurückzukommen.

Zu den ältesten und ehrwürdigsten Reliquien des christlichen Morgen- und Abendlandes gehören die des Passionsblutes. Sie sind durch die Ueberlieferung des Orients bezeugt, und erscheinen seit dem XIII. Jahrhundert häufig im Occident. (V. Jox, die Reliquien des kostbaren Blutes u. g. Heilandes. Luxemburg 1880). In unserem Vaterlande haben wir Kenntnis von drei solchen Reliquien: von der in Garam Szent Benedek, Bába (V. Emlékek a Duna mentén Földvártól Vukovárig. Danielik, emlékkönyv. Pest. 1852. II. 383), und in dem kroatischen Orte Ludbreg. Der Reliquienbehälter Sanctissimi Sanguinis D. N. I. C. wird in der von der Reliquie benannten gothischen, 1489 geweihten Capelle des h. Blutes, zu der aus der südlichen Apside eine Stufe führt, aufbewahrt. Die Provenienz dieser Reliquie ist nicht bekannt, zwar sagt der Verfasser des Werkes *Topographia Magna Regni Hungariae* (I. IV. 3, 5. Viennæ 1750. S. 381) Mathias Corvinus habe sie den Benedictinern geschenkt. Czinár (Monast. II. 219) behauptet, König Mathias H. habe sie von Papst Paul II. erhalten: allein es ist nur so viel sicher, dass die noch 1880 von Knauz copierte Inschrift einer beim Brande zerschmolzenen Glocke aus dem Jahre 1483 die Umschrift: *'Ad honorem sanguinis Domini nostri Jesu Christi.* Von dieser Zeit an war sie der Gegenstand der größten Verehrung und nicht selten in Urkunden von 1495—1538 erwähnt. Hierauf bleibt sie ein völliges Jahrhundert hindurch ohne alle Erwähnung bis auf das Inventar vom Jahre 1644, in welchem verzeichnet steht: *Monstrantia erea fracta deaurata velum superius, in qua sanguis Christi seruatur.* Was nun die Composition und künstlerische Beschaffenheit des in Rede stehenden Reliquiars aus Kupfer betrifft, so trägt dasselbe das Formengepräge der Goldschmiedekunst des ausgehenden XV. Jahrhunderts. Aus einem mit Einschnitten durchrochenen Fuße erhebt sich der Ständer, der durch zwei Knäufe, und in der Mitte von einer reich gegliederten Handhabe angenehm unterbrochen wird. Dieser Schaft trägt ein kostbares viereckiges geschliffenes Krystallgefäß, in welchem der mit Blutflecken gesprengelte feine Stoff verschlossen ist. Ueber den quadratischen Verschluss, welcher rechts und links von durchbrochenen Baldachinen und Zinnenbekrönungen mit kleinen Figuren decoriert ist, erhebt sich der schön gegliederte ebenfalls mit heiligen Figuren gezierte gothische Deckel, dessen Spitze das Kreuz krönt.

Die in Knauz Tafel 8 veranschaulichte Monstranz zeigt in der heutigen

Gestalt zwei Stilarten. Das Schatzverzeichnis vom Jahre 1529 zählt zwei Ostensorien von Silber auf: eine große «cum paleo gemmato» d. i. einer reich mit Perlen gestickten Altardecke (V. Du Cange, Gloss. V. 36) im Werte von 1000 Gulden, und eine kleinere «cum palleorubro», die mit 300 Gulden bewertet wird. Erstere ist heute nicht mehr vorhanden, die letztere, welche der Verfallzeit der Gothik, dem Ende des XV. Jahrhunderts an-



gehört, wurde 1640 auf Kosten des J. Broderics, Conventual von Szent Benedek und des Castellans M. Bakai erneuert. Das Interessante an diesem Gefäß sind die gothischen Bestandtheile, Strebebogen, Spitzbogen, Fialen des oberen Aufsatzes und die zwei unter den Baldachinen angebrachten Statuetten des h. Adalbert und St. Wolfgang, Bischofs von Regensburg, der in Ungarn gepredigt hat. Die ober dem runden Sakramentsbehälter stehende Jungfrau Maria mit gekreuzten Armen scheint jüngeren Ursprunges zu sein.

Außer dem Marienaltar in der nördlichen Apside, in welchem unter gothischen Baldachinen die drei bereits erwähnten Statuen stehen, sind alle übrigen ganz neu hergestellt worden. Der Hochaltar erhielt ein Triptychon. Auf dem Mittelbilde ist von Fr. Storno sen. das Weltgericht dargestellt. Die Predella erhielt die Brustbilder der vier Evangelisten. An den Flügeln sieht man oben die zwölf Apostel, unten die Auferstehung der Todten. Die äußeren Theile der Thüren zeigen Christus in der Vorhölle und den vom Grabe Auferstandenen. Neu sind die Altäre in der südlichen Apside und Blutcapelle, ebenso die der Pfeiler. Einen besonderen Schmuck erhielt das Münster durch die meist von Capitularen gespendeten Farbenglasfenster. Diese Farbenzierde beeinträchtigt die Gesamtwirkung des Innern keineswegs, allein die Ausstattung und Ausführung der Farbenfenster ist nicht gleichmäßig. Nach allgemeinem Dafürhalten kommt das im Uebergangsstil von Franz Storno dem Jüngeren entworfene mit dem Bilde der *Patrona Hungariae*, nebst der heiligen Elisabeth und des St. Anton in Bezug auf Zeichnung und Technik den alten Mustern am nächsten. Storno j. malte auch die Blätter der an den Pfeilern errichteten Altäre. Seither hat er selbstständig mehrere Kirchen in Oedenburg und Pressburg in gothischer und neuerer Art schön decoriert, verfügt über große Geschicklichkeit, mit Stift und Feder Entwürfe und Zeichnungen für graphische Veröffentlichungen zu schaffen.

Erst 1506 ward in unserer Kirche eine Orgel errichtet. Ihr Meister Nicolaus war in ganz Ungarn thätig; in der ihm vom Abte nach Vollendung seiner Arbeit ausgestellten Empfehlung wird seine Meisterschaft mit nachfolgenden Worten gerühmt: *«Non humanum sed fere pro musico illo instrumento fiendo magisterium demonstravit.»* Im Jahre 1526 war ein gewisser L. Mezengruber aus Steyer Organist, dem Abt Jacob Zablati, für seinen ausständigen fünfjährigen Lohn von 14 florins jährlich, ein Haus und Freiheit von allen Abgaben schenkte. Die gegenwärtige Orgel mit sechzehn Registern ist vom Pressburger Orgelbauer V. Moszny gearbeitet. Die erste Kunde von einer Orgel in Ungarn datiert aus dem Jahre 1440. Helene Kottanerin erzählt in ihren Denkwürdigkeiten (Her. v. St. Endlicher. Leipz. 1845. S. 37), dass bei Krönung des K. Ladislaus posthumus durch den Primas D. Szécsi am 15. Mai 1440: *«die jung kunginn junkchfraw Elisabeth, die stuend oben bei der Argel.»* Zur Zeit K. Mathias Corvinus wirkte an seinem Hofe 1489 Meister David aus Italien, ein großer Künstler auf diesem Instrumente. (V. Csánki D., I. Mátyás udvara. Budapest 1884. 76. S.). Das Graner Domcapitel bestiftete 1496 für die Mariencapelle eine von Meister Gregor von Napoli erbaute Orgel, die 132 Gulden kostete. (V. u. Abh. de ortu progressuque capelle Bakaesiana. Gran 1875. S. 9.). Nicht vergessen dürfen wir schließlich eines Inventarstückes der ehemaligen Abteikirche, nämlich des nunmehr im Graner Dome befundlichen heiligen Grabes. Gleichwohl

am Ausgange des Mittelalters in vielen Kirchen des Westens die Sitte, heilige Gräber am Charfreitage zu errichten, verbreitet war, so gehören doch heute polychromierte Holzschnitzwerke dieser Art zu den höchst seltenen Ueberresten der Vorzeit. Das Garam Szent Benedeker vom Ende des XV. oder Anfange des XVI. Jahrhunderts, gibt eine deutliche Vorstellung der Anlage und Composition eines gothischen heiligen Grabes. Das in Form einer Capelle erbaute, mit den Apostelfiguren gezierte Grab erhebt sich auf dem viereckigen Gerüste, das durch vier an den Ecken angebrachte Rollen an jeden beliebigen Ort hingebracht werden kann. Cardinal J. Simor, Primas und Erzbischof ließ dieses vom Graner Domcapitel ihm offerierte, an sich wertvolle doch arg mitgenommene Stück 1872 nach dem Plane des Primatialarchitekten J. Lippert restaurieren. Von dieser Zeit wird es abermals zur Exposition des Sakraments am Charfreitag und Charsamstag gebraucht. (Vergl. m. Abb. hierüber: *Magyar szertartási régiségek. Esztergom 1872. II. 44. f.* Die Feier des Osterfestes nach der alten röm. ung. Liturgie. Wien. 1872. S. 39. ff. *Történelmi, műirodalmi és okmánytári részletek az esztergomi főegyház kincstárából. Geschichtliches, Beschreibendes und Urkundliches aus dem Graner Domschatze. Esztergom. 1880. T. LV.*)

VI. Die Abtei S. Benedicti de Juxtagron.

Wir wenden uns nun zur Geschichte der Abtei, deren Gründung durch K. Geysa I. schon im Eingange flüchtig gedacht wurde. Das Kloster bildete ein Viereck, dessen Nordseite zur Hälfte das Münster occupierte dergestalt, dass die Kirche fast in ihrer ganzen Breite über die zweite Hälfte hervortritt. An den vier Seiten des Klosters befand sich der Kreuzgang, von welchem heute nur mehr an der Südseite sieben Joche erhalten sind. — Die Verbindung mit der Kirche ist durch zwei Thüren hergestellt. Interessant ist die in der Mauerdicke angebrachte Stiege oberhalb dem Kreuzgange, welche zu den an der Süd façade ersichtlichen Gemächern führt. Während der nördliche Flügel des Kreuzganges niedrigerissen wurde, sind die übrigen umgebaut worden. Das Thor des Klosters war in der Nähe des Kirchenthores und mündete im Kreuzgang links, rechts hingegen führten Stufen zur Wohnung des Abtes. Mit Ausnahme des Südens, war die Abtei nach allen anderen Seiten stockhoch. Im südlichen Flügel befand sich unten das «Dormitorium» oben das «Refectorium», an den übrigen waren die Zellen der Religiosen angebracht.

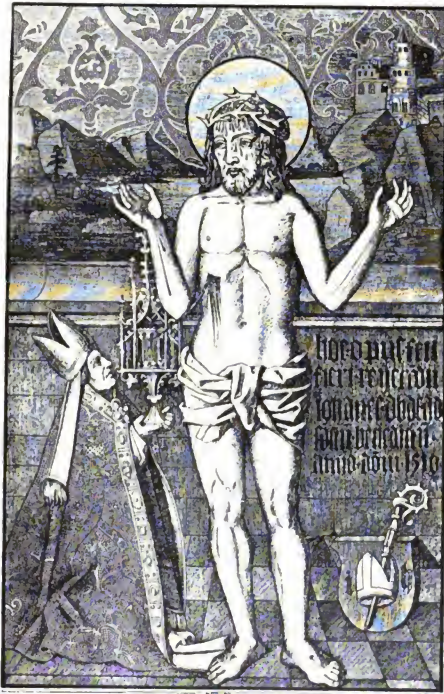
Wie überall waren auch bei uns die Benedictiner bemüht, die wirtschaftlichen Kräfte der Unterthanen zu heben und nutzbar zu machen, die Urbarmachung des Bodens immer mehr anzudehnen, begnügten sich aber, die Erwerbsfähigkeit der Bevölkerung, die ohnehin auf die Scholle beschränkt war, vernünftig in Anspruch zu nehmen. Mit Thatkraft und Klugheit ward

der Besitz gemehrt. Ueberblickt man die Gesamtheit der Garam Szent Benedeker Klostersgeschichte, so erkennt man, dass es ernster Arbeit und Anstrengung bedurfte, um sich lebensfähig zu erhalten. Die Abtei war glücklich den Verwüstungen der Tataren und den im Anfange des XIV. Jahrhunderts verheerenden Streifzügen M. Csák's entronnen; kam aber durch die gegen das Ende desselben Jahrhunderts erlittenen Schäden an Hab und Gut in eine so schlimme Lage, dass nicht nur ihr Wohlstand stark litt, sondern auch die Gebäude in Verfall geriethen. Abt Conrad erwirkt von Papst Innocenz VII. zu Gunsten der nothwendigen Bauten am 2. Nov. 1405 einen Ablassbrief: *ad reaedificandum edificia huiusmodi*; im Laufe des Jahres 1407 wurde emsig an ihre Herstellung Hand angelegt. Es folgten noch schlimmere Zeitläufe, das durch Therjáni vertheidigte Kloster wurde zweimal angezündet, 1435 durch die Hussiten und 1442 durch die Streifhorden der Bergstädte; auch von Erdbeben wurden die Ordensleute heimgesucht. 1451 kam es durch den Verrath des Burghauptmannes M. Csulka in die Hände der Hussiten. Die Aebte waren jedesmal bemüht, die erlittenen Schäden nach Möglichkeit zu bessern, 1511 waren die Restaurationsarbeiten ganz vollendet. Ein heute in der Primatial-Gemüldesammlung erhaltenes Flügelbild eines Szent Benedeker Altars (S. Tafel 21), mit der Inschrift: *hoc opus. fecit. fieri iohanes (III. 1476—1510) abas. ad sanctum benedictum. anno. domini. 1510.* zeigt die Gestalt des Schmerzensmannes, vor welchem der Abt kniet, in Rauchmantel mit der Inful geziert, und jenes Reliquiar vom h. Blute mit beiden Händen opfernd, welches wir beschrieben haben. Oben an der rechten Seite erblicken wir den gegen die Gran gewendeten Theil des Klosters mit dem Eckthurme, der noch heute besteht.

Sonderbar genug nennt der königliche Stifter in seiner Errichtungs-urkunde nicht den Namen des ersten Abtes. Erst nach neunundvierzig Jahren seit dem Bestehen der Abtei wird Abt Heinrich erwähnt. Der tüchtigste in der Reihe der Klostersvorsteher dürfte wohl Siegfried I. gewesen sein, der von 1330—55 regierte. In diesem Jahre ist er zum Erzabt gewählt worden. Sein Grabepitaph, das auf unsere Tage kam, bezeichnet den 15. März 1365, als seinen Sterbetag. Stefan II., Petróczy Henczelly, zählte zu den berühmtesten Kennern des Rechtes, König Uladislav wählte ihn nebst anderen zur Abgabe eines juristischen Gutachtens über das Werböczische Tripartitum. Der letzte 1528 gewählte Abt Jacob Zabláthi war ein schwacher Mann, mit ihm endet die Reihe der Aebte.

Nunmehr hebt die traurige Periode an, in welcher die Garam Szent Benedeker Abtei auf längere Zeit oder auf Lebensdauer den s. g. Commendatoren, oder aber ernannten Aebten verliehen wurde zum offenbaren Nachtheile der Pfründe. Die Reihe von dergleichen Commendisten eröffnet der Verwandte des vorhin genannten Abtes Zabláthi, Szentmihály Thuróczy Nicolaus 1528 u. 29. Lobenswert war seine Vorsicht, die Kleinodien und

+ 197 • Szűcsnyasótképek • Szent • Szent •
• Dendrék •



Szent Szűcsnyasótképek

Werte der Abtei an einem sicheren Platz in der Festung Léva zu bergen, als Sulejman 1529 zur Belagerung Wiens auszog. Einen bösen Ruf erwarb Freiherr von Thurn aus Steiermark, der in den Jahren 1530—5 Garam Szent Benedek beherrschte. Vorerst Schlosshauptmann in Zólyom unter der Witwe König Ludwig II. erhielt er es von K. Ferdinand als Pfand eines Soldrestes von 2000 fl. Im Jahre 1534 verließ es derselbe König dem Zengger Bischof Josephit unter der Bedingung, dass er alle Forderungen Thurn's begliche. Der Vertrag gelangte am 3. Februar 1535 im Schlosse Vigles zur Annahme beiderseits. Commendator Thurn verließ zwar nach Empfang der ausbedungenen Summe Szent Benedek, nahm jedoch ohne sich an die Uebereinkunft zu kehren, alle Habseligkeiten: kirchliche Kleider, Schmuck, Gefäße, ja sogar das Archiv mit sich. Josephit war von 1534—7 im Besitze der Pfründe. Nach verschiedenen Zwischenfällen, Verhandlungen, Verträgen kam 1536 Garam Szent Benedek in den Besitz des Graner Domcapitels, unter den vom Könige am 5. Jänner 1536 gestellten Bedingungen. Allein die Uebergabe erfolgte erst im März 1539 durch die hierzu entsendeten Bevollmächtigten des Neutraer Capitels. Dennoch wurde noch ein Abt in der Person des Graner Domcapitulars M. Görög ernannt! Endlich wurde Garam Szent Benedek durch die Donation des König Maximilian vom 21. Jänner 1565 definitiv dem Graner Domcapitel als Eigenthum überwiesen.

Hiermit stehen wir am Schlusse unserer geschichtlichen Studie. Eine Publication von diesem Range bedarf selbstverständlich keiner weiteren Empfehlung. Der Verfasser Bischof Knauz stellt S. 51 einen weiteren Band in Aussicht, welcher uns die Schicksale der Garam Szent Benedeker Monumentalbauten und der Besitzungen in der Zeit zwischen der Erwerbung durch das Graner Domcapitel bis zum großen Brande des Münsters 1881 schildern soll. Wir, die wir über die Genauigkeit der kirchengeschichtlichen Forschung, über die seltene Fähigkeit des Historikers für Combination der Thatsachen in ihrem ursachlichen Zusammenhange staunen, wünschen, der verdienstvolle Verfasser wolle nicht allzulange uns die Ergebnisse seiner Arbeiten vorenthalten. Die im Jahre 1886 in Budapest erschienene Schrift: «Buda ostromához» (Zur Belagerung Ofens) stellt eine Episode (1681—4) der Garam Szent Benedeker Geschichte dar. In dieser vielfach interessanten Schrift hat Knauz dargethan, was er dem spröden urkundlichen Stoffe abzugewinnen vermag.

JOSEF DANKÓ.

DIE KÖNIGLICHEN NEMANJIDEN.

Nachträgliche Bemerkungen von St. Stanojević.

Ein jeder Freund der ungarischen und der serbischen Geschichte muss sich über so treffliche Abhandlungen, wie die des Hrn. Dr. Wertner, freuen. Der löbliche Zweck: die ungarisch-serbischen Beziehungen zu beleuchten, möge noch mehrere Gelehrte — in erster Reihe die Geschichtsforscher — heranziehen, die dunklen Fragen in der ungarischen und serbischen Geschichte zu lösen. Die ungarische und die serbische Geschichte stehen in enger Verbindung zueinander, und viele Fragen in der Geschichte des einen Volkes können nur mit Hilfe der Geschichtsquellen des anderen richtig gelöst werden. Ohne genaue und richtige Kenntnis der Geschichte des einen dieser beiden Völker kann die des andern nicht gut verstanden werden. Deshalb ist es die Pflicht der Geschichtsforscher, sich mit der Geschichte *beider* Völker vertraut zu machen.

Herr Dr. Wertner meinte es ebenfalls so, als er den Entschluss fasste, Abhandlungen über die ungarisch-serbischen Beziehungen zu schreiben.* Die geschichtliche Literatur der Ungarn und der Serben wird ihm dafür sicherlich Dank wissen. Da jedoch Herr Wertner der serbischen Sprache nicht mächtig ist, mussten in seinen Abhandlungen Resultate der serbischen Geschichtsforschung und größtentheils auch deren Quellen unbenützt bleiben. Darum finden sich in den Abhandlungen hie und da Mängel, welche jedoch den Wert derselben nicht verkleinern. Ueber die «fürstlichen Nemanjiden» werde ich nur einige Bemerkungen machen, da diese Fragen auch bei uns größtentheils unerforscht sind. — Herr Wertner meint, Nemanja sei ein Sohn des Deša. Nach Forschungen des Lj. Kovačević, eines der ersten serbischen Geschichtsforscher, ist *Nemanja Zavid's Sohn*. Nemanja's Brüder sind: Prvoslav, Miroslav und Srazimir (Godisnjak srp. akademije I. S. 146, Godišnjica X. S. 224, Gesch. d. serb. Volkes von Kovačević und Jovanović I. S. 148.)

In seiner trefflichen Abhandlung «Die chronologischen Daten des h. Sava über Stef. Nemanja» lieferte I. Pavlović den klaren Beweis, dass Nemanja im Jahre 1113 geboren ist, im Jahre 1196 der Krone entsagte und im Jahre 1199 gestorben ist (Glasnik 47. S. 302—303.) Die besten Geschichtsforscher nahmen diese Daten an: Ruvarac (Godišnjica X. S. 2.) Jireček (Handelsstraßen und Bergwerke von Serbien und Bosnien während des Mittelalters. S. 34), Kovačević und Jovanović (Geschichte des serb.

* Ung. Revue 1891. S. 536—571; 1892. S. 544—597.

Volkes. I. S. 78 und 81) u. A. Daher sind die Daten, die sich in der Abhandlung des Herrn Wertner auf den h. Sava beziehen, (Ung. Rev. 1891, S. 561 bis 568) nicht richtig.

Mehr als vier Seiten widmete der Verfasser dem Prinzen Tich. Die ganze Theorie muss fallen nach der Abhandlung des Dr. K. Jireček über Ansbert's Tohu. Man fand in Graz ein älteres Manuscript der «*Historia de expeditione Friderici imperatoris.*» Daraus ist klar, dass «Tohu» falsch ist (so gelesen *statt Tohu* im Genitiv). *Tolin* (serb. Toljen), von welchem die Rede ist, war ein Sohn des Miroslav, Nemanja's Bruder, des Fürsten von Hum. (Glas srp. ak. 35.) Es versteht sich von selbst, dass dann auch die Hypothese der Identifizierung Ansbert's Tohu mit dem Vater des bulgarischen Kaisers Konstantin nicht richtig sein kann.

In der Biographie des Erzbischofs Sava I. muss, nach den neuesten Forschungen die Chronologie auf diese Weise verbessert werden: Wann Sava geboren wurde, ist unbekannt; als er 17 Jahre alt war, ging er in's Kloster; er kam nach Serbien im Jahre 1207; im Jahre 1219 wurde er durch den Patriarchen Manuel zum Erzbischof geweiht; im Jahre 1220 krönte er Stefan zum Könige; er starb zu Trnovo im Jahre 1236 oder 1235 (Biographie des h. Sava von Domentijan, S. 121; Biographie des h. Sava von Theodosius S. 8; Stražilovo 1887, S. 109; Glasnik 47, S. 303; Letopis Matice srpske 150, S. 71; Glasnik II. Abth. VII. S. 98. Anm. 2; Godišnjica III. S. 361; Otadžbina V. S. 578; Godišnjica VII. S. 129; Kolo 1889, S. 423; Kov. und Jov. Gesch. d. serb. Volkes I. 80—93.) Der Leichnam des h. Sava wurde nicht im Jahre 1595, sondern — wie es der erste serbische Geschichtsforscher klar bewiesen hat — im Jahre 1594 verbrannt. (Rugarac: O pećskim patrijarsima, S. 47.)

In der Abhandlung «Die königlichen Nemanjiden» (Ung. Revue 1892, S. 544) sagt Dr. Wertner, König Stefan sei der Erstgeborene Nemanja's und zwar nach der Chilandarurkunde. Aus der Chilandarurkunde kann man durchaus nicht schließen, dass Stefan der Erstgeborene ist, im Gegentheil bewies Rugarac (Godišnjica X. S. 1—9), dass Vukan der Erstgeborene Nemanja's sei. Im Jahre 1195 war bereits Vukan als der Erstgeborene schon «rex Dioclie, Dalmatie, Tribunie, Toplice et Cosne.» Als aber im Jahre 1195 Stefan's Schwiegervater Alexius Angelos griechischer Kaiser geworden war, da dachte Nemanja, die Existenz und der Fortschritt des jungen serbischen Staates sei besser gesichert, wenn der serbische Regent, der Schwiegersohn des griechischen Kaisers sei. Diese Gründe bewogen Nemanja, dem jüngeren Sohne den Thron zu übergeben. Dadurch sind uns noch verständlicher die Intriguen Vukan's gegen Stefan nach Nemanja's Tode.

Die «nicht datierte Urkunde des Stefan an den Grafen von Ragusa Johann Dondolo» versetzt Dr. K. Jireček in die Jahre 1215—1219. (Glasnik 47. S. 305.)

Unsere Quellen wissen nichts von *zwei* Krönungen des Stefan. Mit *Bewilligung des Papstes Honorius IV.* (der ihm eine Krone übersandte) wurde Stefan von seinem Bruder Sava im Jahre 1220 zum Könige gekrönt (Biographie des h. Sava, von Domentijan, S. 245—246; Gesch. d. serb. Volkes von Kov. und Jov. I. S. 90—91.)

Stefan wurde als Mönch *Simon* und nicht Simeon genannt. Merkwürdiger Weise wird er in der Urkunde des Königs Milutin an das Kloster Banjska Simeon genannt (Spomenik srp. akademije IV. S. 3.) Da er aber als *Simon* von Domentijan (S. 260), Theodosius (160), König Vladislav (Miklosich Monumenta Serbica, S. 26) und König Uroš (Mikl. Mon. Serb. S. 72; über diese Urkunde siehe Otadžbina V. S. 588—589) — genannt wird, dürfte der Name Simeon falsch sein. Dr. Wertner citiert einige Worte aus Radoslav's Urkunde vom Jahre 1234, (Mikl. Mon. Serb. S. 19), die Uebersetzung ist aber nicht richtig; diese lautet: «(Radoslav) Enkel des heiligen Simeon Nemanja und des in Gott entschlummerten erstgekrönten Königs Stefan, des Mönches Radoslav Sohn.» Die Uebersetzung sollte aber so lauten: «Stefan Radoslav, Enkel des h. Simeon Nemanja und Sohn des erstgekrönten Königs, des in Gott entschlummerten Mönches Stefan.» Und in der Stiftungsurkunde für das Nikolauskloster in Hvosno, steht nicht (wie Dr. Wertner citiert) Simeon, sondern *Simon*, wie es auch richtig ist.

Stefan starb nicht im Jahre 1224 wie der Verfasser auf S. 545 berichtet, sondern im Jahre 1227 (Godišnjica III. S. 366) wie es übrigens selbst Herr Wertner auf Seite 567 aufgezeichnet hat.

Da Stefan im Jahre 1227 starb, konnte natürlich Radoslav nicht «am Ostertage 1224 in *Priština*» gekrönt werden sein, wie Herr Wertner meint. Radoslav wurde im Jahre 1228 und zwar in *Žiža*, gekrönt.

Der Herr Verfasser schreibt: *1234 nach serbischer Rechnung 6449*. Das ist unrichtig. Bei uns rechnete man von der Erschaffung der Welt an. Nach unserer Zeitrechnung sind von der Welterschaffung bis zur Geburt Christi 5508 Jahre verflossen, man muss aber, da das Jahr mit September anfang, bei der Rechnung vom 1. September bis 31. Dezember 5509 Jahre rechnen. Das Jahr 1234 entspricht also dem Jahre 6742 und so finden wir es auch bei Miklosich.

Sehr wichtig ist Radoslav's Urkunde, welche Herr Wertner auf S. 549 citiert. Nur müsste man feststellen, ob die Urkunde aus dem Jahre 1250 stammt. Dieselbe Urkunde ist in einer italienischen Uebersetzung im Rad jugosl. akademije I. S. 120 gedruckt. Dort aber ist das Jahr 1230 aufgezeichnet. Herr Wertner scheint zu zweifeln, dass die Urkunde echt ist. Kaiser Dušan erwähnt dieselbe in einer Urkunde* vom Jahre 1351. («Die Urkunde des

* Lj. Kovačević zweifelt auch an der Echtheit dieser Urkunde (Zum dritten

Königs Radoslav und des Herrn Vladislav und des Herrn Uros. * Mikl. Mon. Serb. S. 151; Rad jugosl. ak. I. S. 142. *) Unsere Geschichtsschreiber ** berichten, dass Radoslav bald nachdem er der Krone verlustig ging, als Mönch gestorben sei. Es ist merkwürdig, dass Domentijan in seiner im Jahre 1283 verfassten Biographie des h. Sava, (Starine V. S. 12; Godišnjica VII. S. 94), Radoslavs Tod nicht erwähnt, ja nicht einmal davon Erwähnung thut, dass er Mönch geworden sei.

Es wäre sehr wichtig, wenn sich das Jahr 1250 als richtig ergäbe.

Die Flucht nach Durazzo und die Begebenheiten in Durazzo, die Herr Wertner auf S. 552 erzählt, müssen sich auf *Radoslav* nach seiner Flucht aus Serbien und nicht auf Vladislav beziehen. (Glasnik II. Abth. VII. S. 134.)

Ich kann mich nicht genug wundern, dass Herr Wertner, nachdem er schön auseinander gesetzt und bewiesen, dass in der Urkunde vom Jahre 1243 nicht etwa *Königin Wladislava*, sondern Vladislav's Gattin vorkommt, dennoch zwei Gattinnen Vladislav's erwähnen zu müssen glaubt. Die Urkunde bei Miklosich S. 54 stammt nach Kovačević's Meinung aus dem Jahre 1276 (Godišnjica III. S. 428—431.) Ich habe mir notiert, dass über dieselbe Urkunde im *Viestnik hrv. arch. drustva* 1887 im Oktober-Heft etwas geschrieben ist; da mir das betreffende Heft aber nicht zu Gebote steht, bin ich nicht im Stande zu sagen, was dort über diese Urkunde berichtet wird; es werden wahrscheinlich Ergänzungen und Verbesserungen des Textes sein.

Die bei Miklosich auf S. 50, 51, 53 angeführten sind nicht Urkunden König Uros's I., sondern — wie es Jireček, Kovačević und Pavlović bewiesen haben — Urkunden König *Milutins*. (Handelsstraßen etc. S. 43. Anm. 113; Godišnjica III. 432—436; Glasnik 48. S. 236—238; Novaković nimmt auch das an: Udava S. 11, Glas srp. ak. 24. S. 94.)

Das von der Königin Helene gestiftete Kloster Gradac ist nicht *zu Ipek*, sondern im jetzigen Königreiche Serbien im Bezirk Čačak (Milićević: Fürstenthum Serbien S. 656—657; Glasnik II. Abth. VII. S. 188. Anm. 1.)

Sava II. war Erzbischof 1263—1270. Im Jahre 1292 war Erzbischof Eustatius (Ung. Revue 1892. S. 563 und 583.)

Sehr wichtig ist der Beweis des Verfassers, dass Elisabeth, Katharinen's Schwester, nie Milutin's Gattin war.

Dragutin starb am 12. März 1316 (wie der Verfasser auf S. 565 richtig sagt), er regierte also bis 1316 und nicht bis 1314, wie auf S. 577 steht.

Die Empörung Stefans gegen Milutin war nicht um 1307 (wie Herr

Mal: Kaiser Uros wurde nicht ermordet. S. 12. Anm. 37.) Ruvarac aber hält sie für echt (Fürst Lazar S. 197, 121.)

* Die citierte Stelle ist in der Uebersetzung nicht vorhanden.

** Kov. und Jov. Gesch. d. serb. Volkes. I. S. 93; Srećković. Gesch. d. serb. Volkes. II. S. 115.

Wertner meint), sondern — nach Kovačević's Forschungen — im Jahre 1310 (Godišnjica III. S. 392.)

Stefan Uroš III. Dečanski wurde nicht „meuchlings erdrosselt“, sondern er starb eines natürlichen Todes 11. November 1331. (Otađbina V. S. 19, 496 und 592.)

Unlängst haben wir den Namen der ersten Gattin Stefan's Dečanski erfahren: sie hieß *Thodore*. Nach der Meinung des großen serbischen Gelehrten *Stojan Novaković* ist sie nach der Krönung ihres Gatten zum Könige (6. Jänner 1322) gestorben (Spomenik srp. ak. IX. S. 4.) Das Schreiben vom Jahre 1309 bezieht sich nicht auf *Milutin* und *Dečanski*, sondern auf *Dragutin* (*Stefanus rex*) und dessen Sohn *Vladislav*. Der Beweis des Verfassers, dass sich das auf *Milutin* beziehe, weil *Dragutin* ein Katholik gewesen sei, ist misslungen; *Dragutin* war kein Katholik. *Dušan* und *Dušica* sind, wie man aus der dem Kloster *Banja* erteilten Urkunde Stefan's entnimmt, Söhne der *Bulgarin Thodore*.

Für *Simon*, einen Sohn des *Dečanski*, finde ich keine Belege in unseren Quellen und Abhandlungen. Dagegen vermuthet *Ruvarac* noch eine Tochter *Dečanski's*, welche *Vojin* geheiratet haben soll. (Fürst *Lazar* S. 131.)

Dečanski mit *Dušan* wurden nicht am 6. Jänner 1321, sondern im Jahre 1322 — wie *Kovačević* bewiesen hat — gekrönt (Otađbina XII. S. 514.)

Die Mutter *Uroš's*, *Helene* (*Elisabeth*) starb nicht im Jahre 1371, sondern im Jahre 1374. (Godišnjica VI. S. 213.)

Obleich Herr *Wertner* erwähnt, dass die Behauptung von der Ermordung *Uroš's* nicht bewiesen sei, setzt er dessen Tod dennoch auf den 2. Dezember 1367. Die Leistungen *Ruvarac's*, *Kovačević* und *Jireček's** brachten es in's Klare, und wir zweifeln heute nicht daran, dass **Uroš am 2. Dezember 1371 eines natürlichen Todes gestorben ist.**

Uroš's Hochzeit war nicht im Jahre 1355, sondern im Jahre 1360. *Uroš* und nicht *Dušan* suchte in *Basaraba* einen Bundesgenossen gegen *Ludwig*.

Wien, 17. Dezember 1892.

* Godišnjica III.; Godišnjica VI. Die Beziehungen der Ragusaner zu den Serben.

DIE AUSGRABUNGEN ZU AQUINCUM 1879—1891.

VI. Das Macellum und die übrigen öffentlichen Gebäude.

Selbstverständlich konnte es in Aquincum nicht an Orten fehlen, welche dem Verkehr und Handel gedient haben. Die Stätte, wo sich das politische Leben concentrirt hatte, darf kaum zwischen den Gebäudeüberresten der Canabae gesucht werden, sie lag vielmehr in dem unteren Stadttheile. Allein es mussten auch nächst dem Standlager solche Orte vorhanden sein, welche die Bestimmung der Marktplätze hatten. Wir glauben, die Ueberreste eines solchen Ortes in den Mauerzügen nächst der Landstraße südlich vom großen Bade aufgefunden zu haben (S. auf dem Plan I. das mit IV. bezeichnete Gebäude.) Es war dies kein Marktplatz im heutigen Sinne des Wortes, nämlich ein freier Raum, den von allen Seiten Gebäude umgeben haben. Man könnte ihn mit mehr Recht mit unseren Markthallen vergleichen, da er ebenso wenig wie diese den Fuhrwerken zugänglich war.

Der angeführte Marktplatz der Canabae bildete ein von außen abgeschlossenes Viereck, das von Süden, Osten und Westen Gassen begrenzt; nach Norden hin dehnte sich aber ein freier Platz aus, in dessen Mitte, nach den Ueberresten des Postamentes bei *d* zu schließen, eine Statue stand. Trotz den lückenhaften Mauerzügen lässt sich sowohl die Form und Grösse, als auch die Eintheilung der Anlage hinlänglich genau bestimmen. (Vgl. Fig. 27.)

Das Viereck hat eine Länge in nordsüdlicher Richtung von 43 m, die Breite beträgt 25.5 m. Das Verhältnis zwischen diesen beiden Maßen ist daher ungefähr dasselbe, wie es Vitruvius (V. 1) vorschreibt, nämlich 3 : 2. Der Plan ist analog dem eines Peristyliums im römischen Hause. Die Mitte nimmt ein unbedeckter Raum ein, der von allen vier Seiten von Säulenhallen umgeben ist, hinter denen sich kleine Räume befinden, nur waren diese keine Wohnstuben, sondern Verkaufsläden, der auf dem Plan unter Fig. 27 mit 21 bezeichnete runde Ort aber kein Bassin, sondern ein kleines, freistehendes Rundgebäude.

Vom höchsten Interesse sind für uns natürlich die Läden (*tabernae*), da ihre Einrichtung eine andere war, als die der heutigen. Die an der Ostseite befindlichen sind ziemlich erhalten (Vgl. Fig. 28.), von jenen an der entgegengesetzten ist nicht einmal eine Spur vorhanden, doch darf diese Seite wohl der Ostseite ganz analog gewesen sein. Die Scheidemauern der Läden an der Nord- und Südseite fehlen zwar zum Theil, es liegen aber die Steinplatten noch in situ da, welche als Schwellen den Abschluss der ein-

zelen Räume nach vorn gebildet haben. Ihre Construction zeigt genau an, wie breit auf diesen zwei Seiten die Läden waren. Die geringste Ausdehnung haben die Buden an der Ost-, und wie man vermuthet, an der Westseite. Es standen an diesen Seiten je 5 Läden aneinander gereiht; die Breite der einzelnen Läden an der Ostseite beträgt 3·2 m, die Tiefe 3·3 m. Sie hatten also ungefähr die Form eines Quadrates. Zu beiden Seiten dieser Läden war ein 2 m breiter Raum frei, dazu bestimmt, den Zugang in die Anlage zu ermöglichen. An der Ostseite bei α in der Grenzmauer liegt noch ein Theil der Thürschwelle an Ort und Stelle. Etwas größer sind die 5 Läden an der Süd-

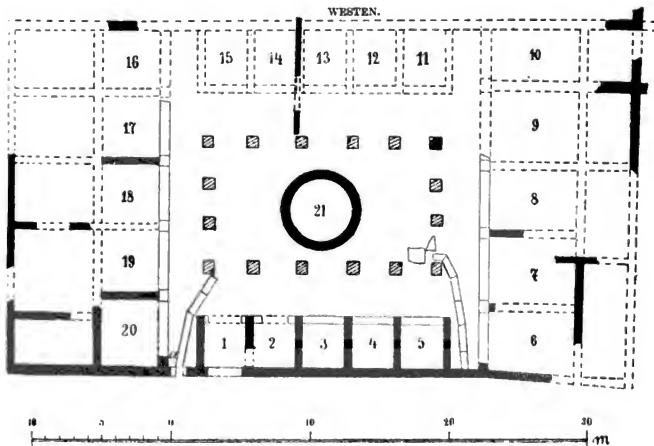


FIG. 27. GRUNDRISS DES MACELLUM.

und Nordseite. Sie haben die Breite von ungefähr 5 m, was die Tiefe betrifft, so ist sie bei jenen der Südseite geringer, als bei denen der Nordseite. An diesen beiden Seiten befindet sich hinter den Läden noch eine Reihe von Räumen, deren Bestimmung wahrscheinlich die der Magazine gewesen sein mag.

Im Allgemeinen können unsere Läden nichts weniger, als groß bezeichnet werden. Es dürfte wohl der Verkäufer und seine Waare in denselben kaum Platz gefunden haben. Uebrigens war dies der Fall auch bei den pompeianischen und anderen römischen Läden. Die Einrichtung war ohne Zweifel überall dieselbe. Auf Grund der beträchtlichen Ueberreste der Läden zu Pompeii kaum es keine Schwierigkeit geben, die Einrichtung der

unsrigen Läden zu bestimmen. Gleichwie in Pompeii waren die Läden unserer Markthalle nach vorne in ihrer ganzen Breite geöffnet. Den größten Theil davon nahm das Pult ein, auf welchem die Waaren ausgelegt waren und dem vorbeiehenden Publikum zum Kauf angeboten wurden. Nur ein geringer Raum blieb frei an der einen Seite des Pultes, welcher dem Verkäufer den freien Ein- und Ausgang gestattete. Da dieser durch eine Thür verschließbar war, kann die Breite dieses Raumes an allen Orten, wo die Schwellensteine noch da liegen, bestimmt und in Folge dessen auch die Länge des Pultes angegeben werden. Es genügte im Allgemeinen ein Thürflügel, der sich nach innen öffnete. Derselbe war mittels Zapfen drehbar, die in der Schwelle und dem Sturz eingelassen waren und konnte durch Riegel versperrt werden, wie dies aus den Löchern in der Schwelle folgt. Es war dies die übliche Art für den Verschluss der Thüren. Doch konnte sie allein nicht zweckmäßig sein, wollte man den Theil des Ladens vor dem Pult verschließen, was für die Nacht nothwendig war. Ueber die Vorrichtung, welche zu diesem Zwecke angewendet wurde, geben uns die noch vorhandenen Schwellensteine gleichfalls eine hinlängliche Aufklärung. Man bemerkt nämlich nächst dem äußeren Rande eine Rille, welcher an der unteren Flächenseite des Sturzes eine ähnliche entsprach. Ihre Bestimmung ist augenfällig. Als Verschluss vor dem Pult wurde zwischen denselben eine Bretterwand eingeschoben. Das Hineinschieben geschah von der Seite der Thüröffnung, und zwar wurde ein Brett nach dem anderen vorgeschoben, war auch das letzte schon an seiner Stelle, so wurden die Thürflügel an dasselbe mittelst eines Schlosses befestigt.

Soviel über die Einrichtung unserer Läden, die jedenfalls die wesentlichen Theile eines Marktplatzes bildeten. Nun sollte aber auch für die Bequemlichkeit des einkaufenden Publikums gesorgt werden. Es musste namentlich vor den Strahlen der Sonne, vor Regen und Schnee geschützt werden. Dieser Nothwendigkeit entsprach man auf die Art, dass vor den Läden eine Säulenhalle erbaut wurde. Leider blieb von dieser so gut wie nichts erhalten. Bemerkbar sind bloß die Untermauerungen, auf denen die einzelnen Säulen ruhten. Nach diesen sollen auf den Längeseiten je 6, auf den Schmalseiten 4, zusammen 46 Säulen gestanden haben. Das Dach, dessen Stütze sie bildeten, war selbstverständlich nach der Mitte der Anlage geneigt. Natürlich floss auch das Wasser in dieser Richtung herab. Von dem Pflaster liegen noch einige Kalksteinplatten auf dem Boden. Auch die Abzugskanäle bestehen aus Steinstücken, welche muldenartig ausgehöhlt sind und aneinander gefügt wurden. Zu beiden Seiten der an der Ostseite befindlichen Läden sehen wir sie so gut, wie unversehrt, sie verlassen die Anlage unterhalb der Thüreschwellen und münden in den Kanal der den Marktplatz von Osten begrenzenden Gasse. Soweit wären die Ueberreste unseres Marktplatzes verständlich.

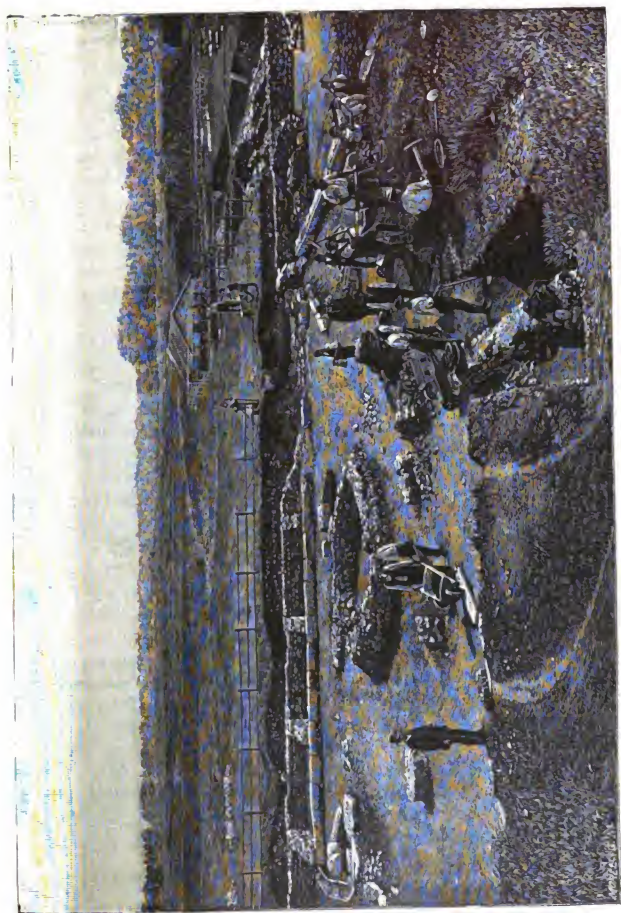


FIG. 28. ANSICHT DES MACELLUM VON WESTEN.

Fraglich erscheint bloß auf den ersten Anblick die Bestimmung der kreisrunden Mauer im Centrum der Anlage. Der Durchmesser hat die Länge von 4·4 m. Man wäre geneigt, da die Mauer bis zu einer Höhe von $\frac{1}{2}$ m. erhalten ist, dieselbe für die Umfassung eines Bassins, entsprechend dem Impluvium der römischen Häuser zu halten. Sollte jedoch dies der Fall sein, so wäre er an einem Marktplatze jedenfalls einzig dastehend. Die Analogien weisen jedoch auf eine andere Construction hin. Unserer Anlage entsprechende Bauten sind unter Anderen * in Pompeii und in Puteoli bekannt, an beiden Orten dienten dieselben der allgemeinen Annahme nach zu Marktzwecken. Das Charakteristische für Beide ist der runde Bau in der Mitte der Anlage. Es war dies ein von Säulen getragener Rundtempel, entsprechend der Abbildung auf den Münzen des Nero (Coh. 2 I. 126—130). Alle Wahrscheinlichkeit spricht daher dafür, dass auch in der kreisrunden Mauer unserer Anlage der Ueberrest eines ähnlichen Rundgebäudes vorliege, das vielleicht einen praktischen Zweck hatte, jedenfalls mit seiner Statue als Zierstück der Anlage diene. Die richtige Beurtheilung dieses Theiles unserer Anlage ist umso wichtiger, als sie eine genauere Bestimmung derselben ermöglicht. Die Bezeichnung als Marktplatz ist eine allgemeine. Die Darstellung auf den erwähnten Münzen des Nero zeigt nicht bloß ein, unserer Anlage analoges Gebäude, die Umschrift gibt auch den Namen desselben an, es heißt *Mac(ellum) Aug(usti)*. Wie bekannt, war das *Macellum* eine Anlage für den Verkauf von Victualien bestimmt. In Rom entstanden solcher mehrere. Leider sind diese spurlos verschwunden. In der Anlage zu Pompeii wurden jedoch auf den Wandgemälden solche Details wahrgenommen,** welche nur an einem Orte in dem erwähnten Sinne verständlich sind. Hauptsächlich die gleiche Eintheilung unserer Anlage mit der, der so eben angeführten von Pompeii, und die Abbildung der Münzen von Nero war es, welche uns veranlasst hatte, zur Bezeichnung der besprochenen Ueberreste das Wort *Macellum* zu gebrauchen.

Der größte Theil der Funde, die innerhalb unserer Anlage zum Vorschein kamen, besteht aus *Gewichten*. Dieselben bildeten einen wesentlichen Bestandtheil der inneren Einrichtung der einzelnen Läden, ihr Vorhandensein kann daher kein zufälliges sein. Man fand 16 solche Stücke, die als Gewichte gedient haben mögen. Mit Gewissheit lässt sich dies nur von jenen behaupten, die entweder mit dem Wertzeichen versehen sind, oder die typische Form der sonst üblich gewesenen Gewichte haben. Mit Ausnahme eines einzigen Stückes ist das Material ein Kalk- oder Trachytstein. Die Ausnahme bildet das kleinste Stück, das aus Blei besteht. Es ist dieses zu-

* Vgl. Falkener, *Ephesus and the temple of Diana*, S. 106. — G. Nieman und E. Petersen, *Städte Pamphylens und Pisidiens*, I. S. 44.

** S. Overbeck-Mau, *Pompeii*, 4. Aufl. S. 120.



FIG. 29. GRUPPE VON GEWICHTEN.

gleich das interessanteste Exemplar, da es laut dem Zeichen I, das es trägt, als Pfund diene. Nach Cagnazzi wog das römische Pfund 325·8 gr., unser Stück wiegt bloß 298·95 gr. Von den übrigen, auf dem Bilde (Fig. 29) mit laufenden Zahlen bezeichneten Stücken mögen ferner hervorgehoben werden die Exemplare :

Nr. 5, mit dem Wertzeichen V, und dem Gewichte von 1540 gr.

Nr. 8, mit der Inschrift/P. CX und dem Gewichte von 2230 gr.

Nr. 9, mit dem Zeichen PXXX und dem Gewichte von 2510 gr.

Nr. 11, mit der Zahl X und dem Gewichte von 3010 gr.

Die unter Nr. 14, 15 und 16 abgebildeten Stücke haben zwar keine Zeichen, sie sind aber unversehrt erhalten und dienen ihrer Form nach ohne Zweifel auch nur als Gewichte. Sie wiegen 4950, 8270 und 15,950 gr.

Erwägt man, dass das Castrum dem Macellum gegenüber, nächst der Landstraße sich ausbreitete, die Canabae aber hauptsächlich von Leuten bewohnt waren, die in einem regen Verkehr mit dem Militär standen, so wird man die Lage des Macellum als höchst günstig ansehen müssen. Es wurde in einer Reihe mit dem Hauptbade und den übrigen öffentlichen Gebäuden aufgeführt. Doch andererseits eben deshalb, weil es im Centrum des Verkehrs lag, konnte es kaum allen Bedürfnissen entsprechen. Man bedurfte ja Läden nicht bloß für Victualien. Die Industriegeschäfte, Wechselbuden, Schänken befanden sich auch in anderen römischen Städten den Gassen entlang, und zwar in den belebtesten Gassen. Eine solche Gasse war die am Macellum westlich vorbeiführende auf dem Plan I. mit C bezeichnete. Sie lag noch näher zum Castrum, als das Macellum.

Von ihrer östlichen Seite wurde bereits gesprochen. Viel interessanter war jedoch die westliche. Längs dem Fahrwege, von dessen Pflaster noch mehrere Kalksteinplatten in situ liegen, erhob sich eine Säulenhalle, in deren Hintergrund sich die Buden befanden. Kommt man von Süden, so sieht man am Rande des Abzugskanales der Gasse eine Reihe von Steinplatten. In gleichen Abständen liegen die quadratförmigen Blöcke, die als Basen der Pfeiler dienten. Den Schluss der Säulenhalle bildete ein Pfeiler mit einem bedeutenden Vorsprung nach Innen der Halle. Die Basis davon ist so gut wie unversehrt erhalten. Nach einem geringen Raume bemerken wir jedoch wieder Spuren, die auf eine Fortsetzung der Halle hinweisen. Also bloß auf eine geringe Weite waren die Läden unmittelbar von der Gasse zugänglich. Nach der Form der soeben bemerkten Basen zu schließen, stützten das Dach der Halle viereckige Pfeiler.

Was die Läden betrifft, ihre Eintheilung und Größe, darüber giebt der Plan auf der Beilage I einen genügenden Aufschluss. Zwar sind die Scheidemauern nicht alle vorhanden, auf Grund der Construction der Schwellensteine, welche in einer ununterbrochenen Linie daliegen, kann trotzdem der Ort derselben genau angegeben werden. Abgesehen von den

zu beiden Enden gelegenen Läden, deren Breite man nicht kennt, sind 9 Abtheilungen constatierbar. Sie sind etwas breiter, als jene am Marktplatze, die Tiefe konnte nicht festgestellt werden, da der Erforschung derselben die Landstraße im Wege liegt. An die Läden 3, 6 und 9 schließt sich südlich noch je ein schmales Gemach an, von denen jene zu den Läden 6 und 9 gehörenden von außen keinen Zugang hatten. Sie mögen etwa zu Comptoir's gedient haben. Das an dem Laden 3 angrenzende Gemach war dagegen von der Gasse aus durch eine zweiflügelige Thür zugänglich. Im Hintergrund befindet sich noch *in situ* eine Steinbasis, sollte diese irgendwelchen Anhaltspunkt zur Bestimmung des Ortes bieten, wäre ich geneigt denselben für ein Sacellum — etwa der Laren — zu halten.

Im übrigen war die Einrichtung wesentlich entsprechend jener der Läden des Macellum. Auch hier hatte der Verkäufer nächst dem Pult einen Raum, wo er ein- und ausgehen konnte. Zum Verschluss desselben diente ein auf Zapfen drehbarer Thürflügel. Der übrige Theil der Ladenöffnung war mittelst Bretter verschließbar, bloß war es bei diesen Läden möglich, eine doppelte Bretterwand aufzustellen. Statt *einer* Rille sehen wir nämlich in den Schwellensteinen zwei parallel laufende Rillen. Der Grund dieser Vorsicht lag höchst wahrscheinlich in der Art der Läden. Man wäre geneigt, sie für Wechselbuden (*tabernae argentariae*) zu halten, denn noch auffallender ist es, dass selbst die Intercolumnien der Säulenhalle, ebenso wie die Läden, durch eine Bretterwand verschlossen werden konnten. Wenigstens kann man auf Grund der Rillen in den zwischen den Basen liegenden Steinplatten mit Recht auf eine solche Vorrichtung schließen.

Zu den übrigen öffentlichen Gebäuden der Canabae zähle ich die zwei Anlagen, welche zu beiden Seiten der Gasse A, der am besten erhaltenen auf dem ganzen Ausgrabungsgebiete, (vgl. Plan I) zum Vorschein kamen. Wir wollen in erster Reihe die an der westlichen Seite befindlichen Ueberreste kurz ins Auge fassen. Leider konnte das Gebäude in seiner ganzen Ausdehnung nicht bloßgelegt werden, da oberhalb des westlichen Theiles die Landstraße führt. Nach den vor uns liegenden Mauerzügen (Fig. 30) zu schließen, bildete das Gebäude ein Viereck, in der Mitte mit einem geräumigen Hofe (6). Derselbe hat eine Länge von 28 m, und war ungefähr von derselben Breite. Von dem Pflaster sind in der Nordost-Ecke noch mehrere viereckige Steinplatten vorhanden. Von einer Säulenhalle um den Hof herum können zwar keine Spuren vorgewiesen werden, doch constructive Gründe sprechen für die Annahme einer solchen. An der Südseite wird der Hof von einem freien Platze, in dessen Mitte die Ueberreste eines auffallend großen Postaments (*a*) liegen, durch einen Mauerzug getrennt. Derselbe hat drei Vorsprünge, wie sie auch sonst vorkommen

und stets als Basen von Säulen oder Pfeilern dienten. Nun ist es unwahrscheinlich, dass die Begrenzung eines Raumes eine Säulenreihe bilde, die nichts trägt. Sie wird aber sofort verständlich, nimmt man das Vorhandensein einer zweiten Reihe an, da, wo zwei parallel laufende Säulenreihen vorhanden sind, ein Dach errichtet werden konnte. Uebrigens würde das Fehlen einer Säulenhalle selbst an der Ost- und Südseite auffallend sein. Diese Anlage ist im wesentlichen nämlich nach demselben Schema aufgeführt, wie die Peristylien der Häuser oder das soeben besprochene Macellum. Tracte von Räumlichkeiten nehmen die Süd- und Ostseiten ein und es ist gleichgültig, dass sie in ihrer inneren Eintheilung nicht der Reihe von Wohnstuben oder Läden entsprechen.

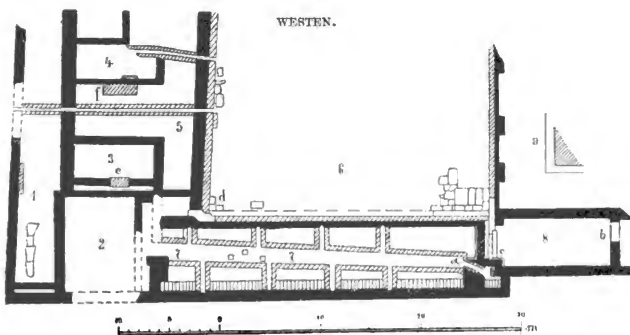


FIG. 30. GRUNDRISS DER PALAESTRA.

Klar liegt bloß die Beschaffenheit des östlichen, längs der Gasse gelegenen Tractes (s. die Ansicht Fig. 31) vor uns. Auf den ersten Anblick gewinnt man den Eindruck, als handle es sich um zwei Reihen Gemächer, die von einander durch Zwischenräume getrennt sind. Doch bei genauerer Untersuchung stellt es sich heraus, dass der ganze Tract im Gegentheil einen ungetheilten, langgestreckten Corridor von 33 m Länge und $6\frac{1}{2}$ m Breite bildete (7). Die auf dem Plan schraffiert angedeuteten Mauerzüge innerhalb der beiden Längeseiten erhoben sich nämlich nur bis zur Höhe des Fußbodens, der zum größten Theil auf ihnen ruhte. Es war eben kein Zufall, dass sie alle bis zu einer gleichen Höhe von 60 cm., an der oberen Fläche geebnet zum Vorschein kamen. Was nun ihre Bestimmung betrifft, wird diese durch das Vorhandensein einzelner Trachtypfeiler in dem mitt-

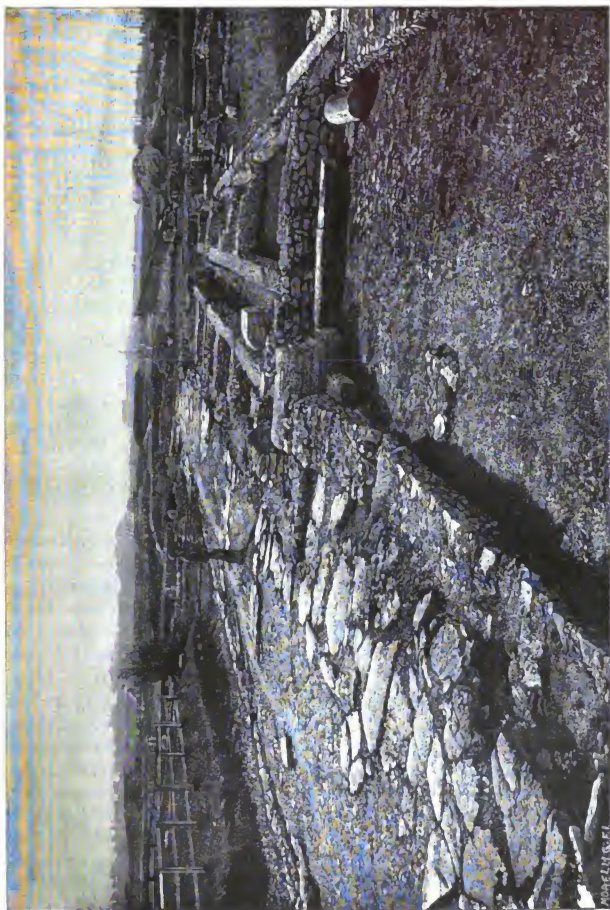


FIG. 31. ANSICHT EINER GASSE UND DER AN SIE STOSSENDEN PALAESTRA.

leren, breiten Zwischenraum, ferner durch den Ofen am nördlichen Ende desselben außer Zweifel gestellt. Es war hauptsächlich bei den Bädern üblich, dass das Hypocaustum in den einzelnen Räumen unterhalb des ganzen Fußbodens sich erstreckte. Wo eine geringere Wärmetemperatur genügte, half man sich der Art, dass man unterhalb des Bodens mit dem Ofen in Verbindung stehende Canäle anlegte, im übrigen aber der Fußboden auf einer massiven Grundlage ruhte. Die bloßgelegten Mauern innerhalb des Corridors bildeten die Seitenwände solcher Canäle. Die Einrichtung war eine einfache und natürliche. Der Ofen (α) an dem Nordende, dessen Boden und Seiten aus Trachytplatten bestehen, war in einer directen Verbindung mit dem 1.4 m breiten Zwischenraum, der unterhalb des Fußbodens entlang lief und am Ende sich nach zwei Seiten abzweigte. Der Fußboden oberhalb desselben bedurfte einer Stütze; dieselbe bildeten Trachytpfeiler, welche in doppelten Reihen aufgestellt waren. Um die Wärme, die aus dem Ofen in diesen Hauptcanal strömte, auch seitwärts zu vertheilen, zweigten sich in gleichmäßigen Abständen nach beiden Seiten je 3 schmale Canäle ab. Ihre Breite war so gering, dass die Deckplatten des Fußbodens die Seitenwände überspannen konnten. An der östlichen Grenzmauer haben die Seitencanäle eine Fortsetzung, u. zw. in vertikaler Richtung. Die Wärme konnte nämlich aus diesen Seitencanälen durch je eine Reihe von übereinander in die Mauer befestigten Hohlziegeln (*tubi*) sich in die Höhe ziehen. Das unterste Stück einer solchen Tubenreihe steckt am Ende des südlichsten Seitencanals glücklicher Weise noch in der Mauer. Ueber den Abschluss derselben Seitencanäle an der Westseite fehlt jede Spur. Ueberhaupt giebt es fast keine Anhaltspunkte zur Beurtheilung des Oberbaues an dieser Seite. Oestlich war der Corridor von der Gasse durch eine fortlaufende Mauer geschlossen. Das Niveau des Hofes liegt etwa 60 cm tiefer, als der Fußboden des Corridors gelegen ist. Einige Ueberreste von Stufen, die zum Hof herabführten, sind noch vorhanden. Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Corridor vom Hof aus durch arkadenartige Oeffnungen zugänglich.

Südlich von diesem Corridor war ein viereckiger Raum (2), der übrigens auch zum südlichen Tract gezählt werden kann. Seine Bestimmung ist uns unbekannt. Bemerkenswert ist nur, dass zur Zeit der Bloßlegung desselben der Fußboden so gut wie intakt aufgefunden wurde. Er war mit achteckigen Ziegelwürfeln ausgelegt, die in Folge der Zusammensetzung derselben entstandenen Lücken waren aber mit viereckigen Stiften gleichfalls aus Thon ausgefüllt.

Vom südlichen Tract lässt sich über seine Bestimmung zwar nichts Näheres sagen, auch fehlen Details über den Aufbau desselben, eine gewisse Symmetrie des Planes kann aber nicht verkannt werden. Dem Raume 3 entspricht gegenüber ein gleicher (4), im ersteren liegt bei e eine profilierte

Basis aus Stein noch *in situ*, bei *f* dagegen ist die gemauerte Unterlage einer gleichen vorhanden.

In dem Zwischenraume 5 läuft durch die Mitte ein Canal, der das Wasser des Hofes in den Hauptcanal der Gasse an der Südseite ableitete. Gegen dieselbe Gasse lag dem Tract entlang ein schmaler Corridor (1), vermuthlich eine Säulenhalle, deren Säulen auf dem breiten Fundament der Grenzmauer ruhten. Wahrscheinlich war auch der Eingang in die Anlage auf dieser Seite. Außer der Schwelle *b* an der Nordseite des Raumes 8 kam nämlich nirgends sonst die Spur einer Thüröffnung zum Vorschein. Dieser Raum wird jedoch der beschriebenen Anlage kaum angehört haben.

Wollen wir unter den bekannten Arten der römischen Gebäude eine Analogie zu unserer Anlage suchen, so dürfte ein genaues Vorbild kaum gefunden werden. Der Säulenhof mit angrenzenden Räumen an den vier Seiten war ein beliebtes Schema sowohl bei den Privathäusern, als bei den öffentlichen Bauten. Dass es sich hier nicht um einen Theil eines Privathauses handeln kann, braucht nicht weiter erörtert zu werden. Gewöhnlich hält man diese Ueberreste für eine *Palaestra*. Die Annahme hat viel Wahrscheinlichkeit an sich. Der geräumige Hof muss für die Leibesübungen geeignet gewesen sein. Selbst der heizbare Corridor an der Ostseite wird begreifbar, denkt man an unser rauhes Klima. Derselbe dürfte die Bestimmung gehabt haben, auch durch die Winterzeit den Athletenaufführungen eine Stätte zu bieten. Wir besitzen zwar keine directen Beweise dafür, dass solche in Aquincum üblich waren, der Umstand jedoch, dass man zur Decoration eines Fußbodens, von dem weiter unten die Rede sein wird, eine Scene aus dem Athletenleben benützt hatte, beweist hinlänglich, dass dieselben in Aquincum doch populär sein mussten.

Die Ueberreste auf der gegenüberliegenden Seite der Gasse gehörten einem Gebäude an, dessen Bestimmung uns noch räthselhafter dasteht. Sie sind auf der Beilage I mit Nummer II bezeichnet. Sowohl die Süd, als die Westseite bildete je eine Säulenreihe, an der ersteren Seite sind die Stellen der Säulen an den Vorsprüngen der Grenzmauer erkennbar, in der westlichen Mauer befinden sich die Säulenbasen zum Theil noch an Ort und Stelle. Nun waren aber nicht nur an den beiden, längs der Gassen liegenden Seiten Säulen errichtet, man bemerkt Spuren derselben auch auf der Nordseite. Wie die Ostseite gebildet war, kann, solange das Gebäude nicht vollständig bloßgelegt ist, nichts Bestimmtes gesagt werden. Thatsache ist, dass wir es hier mit einer, an der Süd- und West- und zum Theil an der Nordseite von Säulen umzäunten Anlage zu thun haben. Die Quermauern innerhalb derselben konnten nur die Bestimmung haben, den Dachstuhl zu stützen. Eben deshalb konnte es kein ungetheiltes Gebäude gewesen sein. Leider fehlen uns alle Anhaltspunkte zur Beurtheilung über die Verbindung der Räume 1, 2 und 3 zu einander. Sie wurden durch den 3·40 m. breiten

Eingang (*b*) von der Gasse *A*, dessen Trottoir oberhalb des Canals von dem Fahrwege durch eine Reihe von Prellsteinen gesichert war, betreten. Der Schwellenstein mit einer davorgelegten Stufe liegt noch in situ. Zu der Annahme, dass Thürflügel zum Verschluss gedient hätten, fehlt jede Spur.

Nach dem Angeführten dürfte diese Anlage eine, wengleich durch Quermauern getheilte, offene Säulenhalle gewesen sein. Von dem Schema einer Basilica stand sie jedenfalls sehr entfernt, wohl ist es aber möglich, dass sie gleich den Basiliken dem Handel und der Gerichtsbarkeit gedient hat.
(Schluss folgt.)

Dr. VAL. KUZSINSZKY.

JOHANN HEINRICH BISTERFELD.

Die Quellen zur Lebensbeschreibung Bisterfelds sind theils Werke von ihm und von seinen Zeitgenossen, als auch spätere historische Schriften; theils aber Briefe von ihm, an ihn, und seiner Bekannten unter sich. Diese archivalischen Quellen sind nun auch fast alle in Druck erschienen; das Hauptverdienst hiefür gebürt dem unermüdlichen Forscher der ungarischen Vergangenheit, Alexander Szilágyi, der in mehreren Sammlungen, die die Correspondenz der Rákóczy's umfassen, fast alle Briefe, die von Bisterfeld aus der späteren Zeit erhalten sind, veröffentlicht hat. Einige Briefe, die sein Verhältnis zu Comenius betreffen, und im Museum Boh. Prag aufbewahrt werden, sind heuer in der «Correspondenz des J. A. Com.» von Ad. Paters publiciert worden. Nur wenig, wenn auch immerhin bedeutendes Material ist in den Handschriften des British Museum; theils Briefe von Bisterfeld, theils von den Zeitgenossen; diese Briefe hoffe ich in kurzer Zeit mitveröffentlichen zu können.

Ueber das benützte zeitgenössische Büchermaterial ist es — wie ich denke — unnöthig besonders zu berichten, da ich überall die Quellen angegeben habe. Dass das Bild der wissenschaftlichen Bewegungen jener Zeit, und so auch die Beurtheilung der wissenschaftlichen Thätigkeit Bisterfelds ausschließlich auf des Verfassers eigenen Studien basiert, wird der Kenner der so vielfach lückenhaften Culturgeschichte dieser Zeit leicht erweisbar finden. Ich benütze bei dieser Arbeit die Biographie Bisterfelds, die ich im Vorjahre in der Zeitschrift der ung. hist. Gesellschaft «Századok» veröffentlicht habe, vielfache Correcturen und Ergänzungen, die bei einer fortschreitenden Forschung überall unvermeidlich werden, treten bei einem eingehenden Vergleich leicht zum Vorschein. Dass es noch immer keine eigentliche große Biographie ist, wie sie Bisterfeld verdiente, räume ich gerne ein, vielleicht wird die Zukunft auch diese Schuld tilgen.

I.

Wie es bei vielen vorzüglichen Männern vorkommt, haben wir auch aus Bisterfeld's Kindheit fast gar keine Nachrichten, und so sind wir, wenn wir uns den Gang seiner frühesten Entwicklung vergegenwärtigen wollen, theils auf das allgemeine Zeithild der kulturellen Bestrebungen, theils auf die Daten über die

localen Verhältnisse seiner engeren Heimat angewiesen. Der Geburtsort ist Siegen in Nassau. Sein Vater Johann Bisterfeld war Inspector, erster Pfarrer und Professor der Theologie, welcher mit der Hochschule Herborn 1594 nach Siegen auswanderte, und dort bis 1619 verblieb, in welcher Zeit er auf die Synode nach Dortrecht abgeordnet wurde, wo er auch verschied.¹ Der Familienname der Mutter war Schickart. Außerdem haben wir noch von einem Bruder und von einer Schwester Kenntnis. Die Familie war in naher Verwandtschaft mit der angesehenen Familie Wiederstein.²

Hingegen findet sich sein Geburtsjahr nirgends verzeichnet. Wenn ich zu der Annahme, dass dies das Jahr 1605 gewesen, gelangte, so ist meine, gewiss nicht als unfehlbar geltende Annahme folgend begründet. Bisterfeld sagte später,³ er hätte Alsted's Encyclopædie in seinem 16. Lebensjahre ganz auswendig gelernt, die Encyclopædie erschien 1620; rechnen wir noch ein Jahr zum Erlernen dazu, und die 16 Jahre ab, so bekommen wir das obige Datum. Ein späteres, das man nach diesen Worten noch immer annehmen könnte, halten wir, weil Bisterfeld schon im J. 1624 mit seinen Studien in Herborn fertig geworden ist, für unwahrscheinlich.

Wie schon hier vorgreifend erwähnt worden ist, erledigte er seine akademischen Studien, zu denen er in Siegen vorbereitet worden ist, in Herborn, wo er ein Schüler des damals schon berühmten Alsted wurde. Es ist hier nicht der Ort, über die Entstehung und Bedeutung der Herborner Schule ausführlich zu berichten; im Jahre 1584 eröffnet, wurde sie in verhältnismäßig kurzer Zeit eine berühmte, vielbesuchte Pflgemutter und starke Veste für Wissenschaft, Glauben und Leben der reformierten Kirche.⁴ Aus allen Ländern, wo die reformierte Kirche festen Fuß gefasst hatte, strömten die Schüler her, so dass sich die Zahl derselben auf 300—400 erhob. Die Anstalt selbst bestand aus einem Pädagogium und einer Hochschule. Das Pädagogium hatte 5 Classen; in der untersten gebrauchte man noch die Muttersprache; in den höheren Classen war aber das gewöhnliche philologisch-logische Unterrichtsmaterial vertheilt; in der höchsten Classe fanden bereits Disputationen über logische, ethische und theologische Fragen statt, welche zugleich als Uebergang zu der Hochschule dienten.

Da, wie bereits oben erwähnt worden, Bisterfeld eigentlich nur die Hochschule in Herborn besuchte, so möge hiemit kürzlich an die theologisch-wissenschaftliche Richtung jener Zeit erinnert werden.

Der Kampf der Philippisten und der Lutheristen führte bekanntlich zur Abfassung des Concordienbuches, das für Manche, die noch bei dem Augsburg-

¹ Dies theilte mir H. Prof. A. Nebe privatim mit.

² Bisterfeld heißt die Kinder des Johann Wiederstein und Martin Wiederstein, ersterer Bürger und Rath zu Siegen, letzterer Pfarrer und theol. Professor in Herborn, «meines Bruders Söhnen und Töchtern.» Siehe hierüber sein Testament in dem süchs. National-Archiv zu Hermannstadt.

³ Siehe J. Apáczay: Encyclopædia etc. Leydæ 1656. Vorrede.

⁴ Vgl. A. Nebe: «Vives, Alsted und Comenius in ihrem Verhältnisse zu einander» Ellerfeld 1891. p. 5., citirt aus Sudhoff's: C. Olearius und Z. Ursinus S. 462. Eine ausführlichere Beschreibung der Geschichte und der Einrichtung der Schule siehe Nebe's Arbeit p. 5—7.

Bekenntnis bleiben zu können glaubten, Grund wurde, der reformierten Kirche beizutreten. Eigentlich gehörten auch die Gründer der Herborner Schule zu diesen,¹ wurden aber bald zu den eifrigsten Förderern, wie auch die Schule zu einer bedeutenden Feste des reformierten Glaubens.

Die theologischen Lehrstühle wurden von Männern eingenommen, welche Calvin innig zugethan waren. Dabei hatte einerseits auch die anderen Facultäten ein theologischer Charakter durchdrungen, andererseits wollte sich auch die Theologie, besser, die Theologen in den anderen Zweigen des menschlichen Wissens orientieren. Wir wissen es, dass Erasmus, Hugo Grotius, wie auch andere Gelehrte, wenn auch der Hauptrichtung ihrer Thätigkeit nach keine Theologen, hervorragende Werke auf dem Gebiete der Theologie geleistet haben. Solche Beispiele ziehen sich bis zum XVII. Jahrhunderte hindurch, andererseits haben auch die Theologen, wenn sie auch ihren Gegenstand für den wichtigsten hielten, andere Studien, besonders die philosophischen fleißig betrieben. Dies war theils ein Erbe aus der Tradition des Mittelalters, theils ein in der Natur der Theologie begründetes Postulat. Die Tradition des Mittelalters war aber nicht nur formell; die protestantische Theologie nahm zum größten Theil auch das Organum der Scholastik, die Philosophie des Aristoteles über und gebrauchte sie zu ihren Zwecken, bis Ramus sein Wort gegen sie erhob. Wir finden im Wesen wenig neues in der Philosophie des Ramus, aber sein Hauptgedanke war der Protest gegen die Anbetung der heidnischen Autorität. Seine Schulbücher sind wohl wichtig, wir versetzen jedoch den Schwerpunkt seiner Thätigkeit in das Erwecken dieser Opposition, welche dann durch die ganze christliche Welt zog und ein Jahrhundert lang seinen Namen als Lösungswort in dem Kampfe gegen die Starrheit der Scholastik gebrauchte.

Eine nicht kleinere, wenn auch vergänglichere Bewegung weckte die Neuauflebung der *Ars magna* des Reymundus Lullus durch Giordano Bruno und Andere. Die Richtung dieses Werkes ist eigentlich eine logische, es combinirt und variiert die wichtigsten logischen und metaphysischen Begriffe mit Hilfe verschiedener arithmetischer und geometrischer Bilder und es gibt auch Anweisungen, wie man selbe zu gebrauchen habe. Diese «Entdeckung» veranlasste viele sich Lullus anzuschließen, seine Lehren zu erläutern und weiter zu entwickeln. Es ist natürlich, und es verräth dies schon der Geist dieses Philosophierens, dass die Weltanschauung hier ebenso, wie bei Ramus eine aristotelische blieb, so, dass jemand zugleich ein Anhänger des Aristoteles, des Ramus und des Lullus sein konnte, also ein Anhänger jener Richtung, die die Aufgabe der Philosophie in der Lösung logischer und metaphysischer Probleme findet und auf diese Weise ihre Dienste zum Nutzen der Theologie vollbringt. So ein Mann war Alsted und von seiner theologischen Erstlingsarbeit abgesehen, gehörten seine frühesten Werke dieser Richtung an. Eines der Ersten (1609) ist ein Schlüssel zu der «*Ars*» des Lullus; im folgenden Jahre suchte er es nachzuweisen, dass die drei obenwähnten Philosophen übereinstimmen: «*Criticus de infinito harmonico, id est Tractatus brevis et perspicuus de harmonica philosophiae Aristotelis, Lullianae et Rameae.*»

¹ Vgl. v. Criegern; Comenius als Theolog. Leipzig u. Heidelberg 1887. p. 3—4.

In demselben Jahre erschien seine *Panacea philosophica*, in der er zur Erlernung und zum Unterrichte des gesammten Kenntniss-Umfanges Anweisungen giebt, und zwar nach Keckermann, der bekannter Weise ein Anhänger des Aristoteles war; es wird aber auch Lullus und Tymler angerufen. Alsted hat in diesem Geiste eine große Fruchtbarkeit entwickelt. Wahrscheinlich von der Noth bewogen, schrieb er Lehrbücher für seine Schüler; die Anzahl seiner Werke in den Jahren 1609—1620 übersteigt 40. Die Gegenstände dieser Werke sind den Gebieten der Theologie, Mathematik, Metaphysik, Lexicographie, Mnemonistik, Physik, Rethorik, Grammatik, Encyclopädie, und der Logik des Ramus entnommen.¹

Wir erwähnten bereits, dass es unter den Lehrbüchern auch theologische gab; zu diesem Punkte haben wir noch mehreres zu bemerken. Alsted war, obgleich er seiner Bildung gemäß auch die Literatur der Philosophie völlig inne hatte und sich in den Fragen der Philosophie vollständig orientierte, nach der Neigung seines Herzens doch ein Theologe. Eine fromme gläubige Seele, war er streng der Lehre Kalvins zugethan, der er auf der Synode zu Dortrecht mit seiner Stimme zum Siege verhalf.² Aber noch inniger war seine Anhänglichkeit an die heilige Schrift. Das Entstehen seiner großen Encyclopädie haben wir diesem Umstande zu verdanken; sein Schüler Bisterfeld hatte es in der Lehrstunde erklärt, der Gedanke, alle Kenntnisse in einem Werke zusammen zu stellen, wurde von der Noth diktiert, die den Leser der heiligen Schrift auf jedem Schritt und Tritt mahnt, Alles zu wissen, da man die einzelnen Details der Schrift anders gar nicht erklären könne.³ Ist die große Encyclopädie dieser Tendenz entsprungen, so hat ein schöner symmetrischer Sinn zu dem Werke *Triumphus Bibliorum*⁴ geführt, das, um den Reichthum und die sogenannte *Sufficiencia* der heiligen Schrift aufzuweisen, das ganze System der Wissenschaften aus einzelnen Stellen der heiligen Schrift zusammengebracht hat, oder die einzelnen Thesen mit solchen Stellen stützt. In dem Vorworte dieses Buches fordert er nach dem Hinweis auf Autoren, die diesen Gedanken schon vor ihm ausgesprochen haben, die Christen auf, sie mögen die heilige Schrift für so einen Schatz betrachten, wie Alexander der G. seinen Homer, Scipio die *Cyropädie* und Platon seinen *Sophon*, denn er fürchte es werde in dieser «arroganten» Zeit jenes Alter zurückkehren, das nach der Verwüstung Italiens durch die Gothen und Wandalen erschienen war, dass die religiösen Menschen lieber die Komödien, als die Evangelien lasen, die edlen Damen die Lyrik des Flaccus den Sprüchen Salamonis vorzogen, und in den Künsten Nasos bewandeter waren, als in der Lectüre des Paulus. Und es ist doch die Ueberzeugung des Autors, man müsse alles mit der heiligen Schrift anfangen und auch alles damit schließen.

Wir wissen nicht, ob die Erwähnung des von den Wandalen verwüsteten

¹ Siehe die Zusammenstellung der Werke Alsteds in «*Les Mémoires de Nicéron*» Tom. XII. p. 291 etc., als auch Prof. Nebe: *Zur Nassanischen Gelehrten-geschichte* p. X—XVII.

² Siehe den kleinen Artikel über Alsted in Herzogs *Realencyclopädie* Bd. I.

³ Siehe die Vorrede zur *J. Apáczay*; *Encyclopædia Leyden* 1656.

⁴ *Francofurti* 1625.

Italiens nicht die Zustände der Evangelischen in Deutschland zu jener Zeit vor den Augen hält (1625).

Ein Blick auf die militärische Lage bezeugt die Berechtigung dieser Annahme. Die siegreichen Heere des Kaisers hatten alle Feinde geschlagen, Friedrich von der Pfalz aus dem Reiche vertrieben, gegenüber den deutschen und spanischen Armeen Tilly's können sich die drei schwachen protestantischen Fürsten kaum rühren: die protestantischen Kirchen werden weggenommen, die Protestanten selbst von ihrem Vaterlande, ihrem Besitz vertrieben, es werden Untersuchungen wegen Religionsveränderung angekündigt. Der erschrockene Geist Alsteds sah die vandalischen Verheerungen zurückkehren und lenkte die Aufmerksamkeit dorthin, wo sie alleinig die Beruhigung schöpfen könne, zur heiligen Schrift. Und in diesem Streben greift er nach jenen Büchern, welche den wirksamsten Trost reichen konnten, nämlich zu den prophetischen, woraus er mit Freude gelesen, es werde eine selige Zeit kommen, wo die Gläubigen in der Anwesenheit Christi sich in dem Glauben an ihn und an Gott vereinigen werden, nachdem sie den feindlichen Antichrist vernichtet haben. Er versucht eine Berechnung und es kommt heraus, dass diese Zeit wohl noch nicht da ist und es auch möglich sei, dass die jetzt Lebenden sie nicht erleben, denn es dauert noch 60—70 Jahre, aber dieser Zeit werden noch so viele Veränderungen vorangehen, dass die jetzige Bedrückung unmöglicher Weise lange währen könne. Diese Ueberzeugung, die er in seinen chronologischen Berechnungen¹ als ein wissenschaftliches Resultat darstellt, in dem Triumphus aber aus der heiligen Schrift begründet hatte, führte ihn zur Abfassung eines besonderen Werkes, das wir deshalb erwähnen müssen, weil nach Heidegger bei diesem Werke auch Bisterfeld schon behilflich war.² Dies Werk ist die *Diatribes de mille annis*.³ Die heilige Schrift, die Vernunft und Autoritäten beweisen es gleichartig, dass man die tausendjährige Herrschaft Christi in kurzer Zeit zu erwarten habe, möge diese Erkenntnis ein Trost sein in der bedrängten Lage, in der sich jetzt Deutschland befinde.

Wir können es nicht nachweisen, wie viel Antheil Bisterfeld an dem Werke habe; es genügt aus dieser Bemerkung soviel zu erfahren, dass er, wie auch andere geistige Eigenschaften so auch diesen schwärmerischen Glauben schon in seiner Jugend und directe von seinem Lehrer übernommen hat. Aber den Gesichtskreis Bisterfelds hat die Akademie zu Herborn und deren gläubiger, fruchtbarer Lehrer Alsted durch ihren Geist nicht beschränken können. Unsere spärlichen Nachrichten geben wohl nicht das Motiv und die näheren Details an; aber es mögen die zwei Angaben, dass er 1625 in England, 1627 und 1628 in der Schweiz war, genügen, uns den Glauben nahe zu legen, er sei mit den verschiedenen geistigen Bewegungen

¹ *Methodus admirandorum mathematicorum* Hebron ed. sec. 1623. p. 146—147 u. 482—484.

² Heidegger: *Dissertationum selectarum etc.* p. 652: „Alstedius . . . Regnum millennium . . . in terra obeundum . . . in *Diatribes de mille annis* edita et 1627 uti patebat, incrustatum ivit, secundas ei faciente genero doctissimo Bisterfeldio.

³ Siehe hierüber ausführlicher die Arbeit des Verfassers: *Zur Geschichte des Chiliasmus im XVII. Jahrhundert.* Prot. Szemle 1890. III.

seiner Zeit völlig ins Reine gekommen und habe dieselben auch schätzen gelernt. Eine gute Ergänzung seiner jugendlichen Studien war, dass er neben der Alsted'schen philosophischen Richtung, die doch mehr-weniger zu der Scholastik neigte, in Baco einen vorzüglichen Repräsentanten der naturphilosophischen Schule kennen lernte.¹ Campanella, Telesius, Patritius, die Vorgänger Baco's, haben wohl schon die Ergebnisse der Naturforschung, welche Baco verwertet hat, geliefert; aber sie alle, und besonders Campanella, wünschten die Erfolge der Theologie und Philosophie mit einander zu versöhnen und zu ergänzen. Baco hat die beiden nicht nur geschieden, er versuchte zugleich für die Philosophie eine neue Methode der Forschung zu begründen, eine entgegengesetzte jener, die Alsted befolgte. Alsted wendete sich bei jeder Frage und jedem Detail zur Schrift, Baco wünscht Erfahrungs-Daten, aus denen der, von den Vorurtheilen befreite Geist das Gesetz und die Wahrheit erkenne. Er begründet auch das System der Wissenschaften ganz anders,² als Alsted, dessen rein mechanisches und principloses System³ den, nach Nothwendigkeit forschenden Leser nicht befriedigt. All' diese Eigenschaften haben bei Bisterfeld schon früh eine Verehrung gegen Baco's Neuerung geweckt, und auch die Bewegung auf dem Gebiete des Schulwesens, besonders des Sprachunterrichtes, die Deutschland lebhaft beschäftigte, konnte ihm nicht neu sein.

Nach der organisierenden Thätigkeit Sturms und Trotzendorfs trat eine ganze Reihe von Theoretikern und methodischen Forschern hervor, Vorschläge und Anweisungen zur Vereinfachung und Verbesserung des Unterrichtes anbietend. Bonnäus⁴ sammelt die Thatsachen des Lernens in ein System, einem jeden Detail fügt er Regeln bei, unter welchen sich sehr viele gesunde und die Neuerung vorbereitende finden. Bonnäus' System wird von Alsted übernommen und mit Scholastica⁵ ergänzt, einer Lehre von der Organisation der Schule, wo bereits auch die Muttersprache Platz findet, obwohl diese nur für Schüler, welche lateinische Schule nicht besuchen, zu gebrauchen sei. Beide Männer fordern die Autopsie.⁶ Auf der anderen Seite sind die Neuerer zu nennen mit Ratich an der Spitze, er fordert Einfachheit, Leichtigkeit und Natürlichkeit im Unterricht und für dessen Sprache die Muttersprache.⁷ Seine Sprachmethodik lässt den Unterricht von einem Text ausgehen, er empfiehlt den Terentius und wünscht ganz in dem Sinne der modernen Pädagogik zuerst das Beispiel, dann die Regel. Ratich wurde durch seine nicht ganz klar ausgedrückten, ja auch nicht ganz reifen Principien, wie auch durch seine unglückliche Natur in der Probe, welche die Richtigkeit seiner Grundsätze beweisen sollte, wesentlich gestört; doch hatte er auch kein günstiges Ergebnis aufzu-

¹ Wir haben wohl aus dieser Zeit keinen direkten Beweis hiefür, doch halten wir es für unmöglich, dass wer 1626 in Oxford gewesen, auf Baco's Werke nicht aufmerksam geworden sei.

² Siehe Baco's Werk: *De augmentis scientiarum etc.* Cap. I.

³ Bekanntlich sind bei ihm die 4 Theile die 4 Facultäten.

⁴ Paschalis: *Fr. Bonnæi de ratione discendi liber etc.* Geneva 1618.

⁵ *Encyclopædia in IV Tomos divisa.* Tom. III. 273—318.

⁶ Vgl. über Alsted des Verfassers Abhandlung: *Ung. Revue* 1889, VIII., IX. Heft.

⁷ Vgl. über Ratich nebst vielen anderen Schriften bes. Störl's erschöpfende Arbeit: *Wolfgang Ratich.* Leipzig 1876.

weisen, so setzte sich die Bewegung in ganz Deutschland und Frankreich fort. Andreae, der fromme Lehrer, später Geistlicher und Superintendent, bricht in Theorie und in Praxis einer gesunden Erziehungsmethode den Weg und weist zugleich die ideelle Bedeutung der Erziehung innerhalb der christlichen Gemeinschaft auf.¹ Raticus Beispiel ermuthigt den jungen Comenius zur Abfassung eines kleinen grammatischen Werkes;² außer ihm führen aber die Sprachlehrer einen merkwürdigen Streit über die Frage, was der wichtigste Theil, und welche die leichteste Art des Sprachunterrichtes sei. Die schon im vorigen Jahrhundert entwickelten Gegensätze zwischen den Freunden und den Feinden der Grammatik kommen auch in die neue Aera herüber.³ Lubinus heift den grammatischen Unterricht eine Misshandlung der Schüler und weist dagegen zweierlei Arten auf, wie man das Ziel entweder durch Conversation, oder durch einen Unterricht, der mit einem nach dem Principe der Anschaulichkeit verfassten Lehrbuch verbunden ist, erreichen könne. Vogel verfasst ein ähnliches Lehrbuch,⁴ wohl ohne die Bilder, die Lubinus gefordert, doch so, dass ihm letzterer Beifall zollte. Glaum, Bodinus und Frey erörtern die Frage ebenfalls, der Letzterwähnte, empfiehlt die Coenobia, Internate. Spanische Mönche arbeiten eine Janua aus, die den Sprachunterricht mit der Erkenntnis der Welt verbindet.⁵ So findet sich der Jüngling, der nach dem Beispiele seines Meisters sein Leben den Studien und der Mittheilung derselben widmet, in der Mitte einer vielseitigen kräftigen Bewegung.

Bisterfeld fand inmitten dieser Bewegung eine feste Stellung durch seinen Anschluss an seinen Lehrer Alsted. Wir müssen dieses Verhältniß schon in der ersten Zeit — nach den wenigen Daten, die wir in Cunos Abhandlung lesen, — für ein sehr warmes und enges halten. Die äußeren Begebenheiten selbst sind nicht sehr mannigfaltig. 1624 Oct. geht Bisterfeld nach Genf, wo er sich unter Diodati hauptsächlich mit theologischen Fragen beschäftigte. Das Ergebnis seiner Studien war eine Disputation «vom Gott» bei derselben präsidirte der erwähnte Professor. Er widmete die Disputation seinem Lehrer Alsted und bat hiefür in einem besondern Briefe, der schon aus England datiert wurde, um Verzeihung. Im Jahre 1625 lag er in Oxford den Studien ob und wie er an Alsted schreibt, war er auch in dem Lernen der Sprachen sehr eifrig.⁶ Dann soll er als der Erzieher eines jungen Edelmannes Frankreich bereist, ferner an der Akademie in Leyden sich besonders die Huld des berühmten Theologen Rivetus verschafft haben. Er half Letzterem seinen «Catholicus Orthodoxus» ins Lateinische übersetzen.⁷ — Nach Deutschland zurückgekehrt wurde er an die Schule zu Herborn berufen, doch

¹ Dr. Huelemann: J. V. Andreae als Pädagog. Leipzig. 1884.

² Praecepta facillioris grammaticae 1616, das Werk ist uns unbekannt geblieben.

³ Siehe die Charakteristik dieser Controverse in den Opera Did. des Comenius, Bd. II. Meth. Ling. Nov. Cap. IX.

⁴ Ephemerides Linguae Latinae etc. 1623. Es ist auch eine kleine Anweisung für den Lehrer beigefügt.

⁵ Siehe die Geschichte dieser Janua in der Vorrede zur Janua Linguarum des Comenius. März 1631.

⁶ S. Figyelő a. a. O.

⁷ Siehe Petri Bol: Hist. Hmg. Eeel. Tom. II. Lib. III. p. 445.

scheint er im Jahre 1628 eine Reise nach Brabant und Holland unternommen zu haben, während der ihm auch die Berufung Bornemissza's auf die Schule zu Weißenburg zugekommen ist.¹ Wahrscheinlich hat er sich schon in Herborn mit der Tochter Alsted's, Anna, vermählt,² und so wurde das Band zwischen Beiden nur enger. Doch war sein Anschluss kein unbedingter. Wohl hing auch sein gläubiger Geist treu an dem Bekenntnisse und an der Schrift; und die schweren Zeiten, wie auch das Studium der Schrift befestigten ihn auch im Chiasmus. Aber die englischen Eindrücke und im Allgemeinen die Bekanntschaft mit den neueren Bewegungen, wie auch sonst die Kraft und die Richtung seines Geistes erlaubten ihm nicht, von seinem Lehrer zu sehr abhängig zu bleiben. Alsted kümmerte sich bei seinen beiden Principien, — der Autorität der h. Schrift und des Aristoteles, um die neueren Ideen gar nicht. Die «Ars Magna» des Lullus erfüllte ihn derart, dass er Baco's Werke nicht sah. Er kannte ausgezeichnet die Philosophie und die Theologie, darum dachte er selbst über die Fragen der Wissenschaften recht wenig. Er hatte so oft einzelne Werke anderer herauszugeben und so vielerlei Werke zu schreiben, dass er das Schaffen vergaß, und oft, sehr oft ein Abschreiber, nach Thomasius (De plagio litterario p. 155) ein Plagiator wurde. Davor hütete sich Bisterfeld. Seine Fruchtbarkeit kann sich mit jener Alsted's nicht messen, aber sein Gedankenkreis ist weiter, mehrseitig. Er schrieb weniger, er dachte viel mehr nach, als Alsted, und arbeitete schöner, geistvoller, als sein Meister.

II.

Weißenburg war schon seit langer Zeit her der Mittelpunkt der Cultur Siebenbürgens; als bischöfliche Residenz war die Stadt im Besitze mehrerer Schulen, und zwar wie wir dies bei Szathmáry lesen,³ waren diese verschiedener Confession und Richtung angehörig. Johannes Sigmund hatte schon den Plan gefasst, in der Stadt eine Akademie zu errichten; der von ihm berufene berühmte Gelehrte, Petrus Ramus, nahm die Stelle nicht an, weil er an den Lehren des Franz David Anstöß nehmen musste. Nach des Fürsten Tode wurde die Akademie nicht aufgerichtet, es blieb aber eine sehr blühende Schule daselbst. Zu derselben Zeit hatten auch die Reformirten eine gute Schule unter der Führung des Benedict Ilsvay.⁴ — Gabriel Bethlen hat nun der Schule eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Er berief bedeutende Männer, darunter den späteren Superintendenten: Stefan Katona Geleji, der ein Jahr lang daselbst verblieb, und auf dessen Einwirkung hin dann der Fürst selbst bei den Festen der Schule mit seiner Begleitung öfters erschienen ist.⁵ Im Jahre 1622 erfolgte ein Landtagsbeschluss, dass in Klausenburg oder in Weißenburg eine höhere Schule zu errichten sei. Der letztere Ort wurde

¹ S. Figyelő a. a. O.

² Petri Bod; Hist. Eccl. Hung. p. 445. «Rediens in Germaniam factus est Herborne Philos. Prof. magnique gener Alstedii.»

³ P. Szathmáry Károly: A Gyulafehérvár-Nagyenyedi-Főtanoda története. Nagyenyed 1868, p. 7—9.

⁴ Petri Bod; Hist. Hung. Eccl. Tom. II. Lib. III. p. 436. 437.

⁵ Daselbst.

gewählt. Der Fürst berief zuerst vaterländische Kräfte, obwohl schon recht bald auch der bekannte deutsche Dichter M. Opitz in Weifßenburg angekommen war.¹ Im Mai (1622) wurde das „Collegium aut schola principalis“ durch ein Gesetz begründet und umgeschrieben. — Mit der Zeit wollte jedoch der auf der Höhe seiner Aufgabe stehende Fürst Gabriel die Schule den Schulen des Auslandes ebenbürtig machen, und so wandten sich denn seine Augen den bedeutendsten reformierten Gelehrten Deutschlands jener Zeit, den Lehrern der Herborner Schule zu, welche Schule zu dieser Zeit mit den Reformierten in Böhmen, Polen und Ungarn in regem Verkehr stand und den oben charakterisierten Alsted zu ihren Zierden zählte.² —

Gar leicht war der Abschied für Alsted nicht. Er hieng — wie wir bei Nebe lesen —³ an seinem Vaterlande und an dessen Fürstenhause, welches ihn fort und fort ausgezeichnet hatte. «Aber in Herborn, ja überhaupt in Deutschland gab es keine Ruhe, die zu Studien so nöthig ist, und es wollten sich auch nicht die geringsten Aussichten zeigen, dass dieser furchtbare Krieg zu Ende gehen werde.» So trat denn Alsted bereits im Jahre 1628 mit dem jungen Joh. H. Bisterfeld in Verhandlungen über die Annahme dieser Berufung ein. Bisterfeld erklärte sich in einem den 26./30. November datierten Briefe bereit «diesen heiligen Gottesbeschluss» Folge zu leisten.⁴ Doch ging die Verwirklichung nicht so schnell. Zunächst blieben die Männer, der dritte war Piscator, noch eine Zeit lang in Herborn. Das Berufungsschreiben Bethlen's ist vom 22. Februar 1629 datiert und ersucht die Lehrer, sie mögen bis 12. Juni in Pressburg ankommen, wo sie ein Mann des Fürsten, ihnen entgegen geschickt, abholen und ihrem neuen Bestimmungsorte zuführen werde.⁵ Doch es scheint nicht, dass dieser Plan verwirklicht wurde; das Abschiedsschreiben des Herzogs Ludwig Heinrich von Dillenburg ist erst vom 12. August 1629 datiert; dasselbe behält sich vor, dass Alsted, wenn der Krieg beendet werden wird, seine bisherige Stelle wieder annehme, was Alsted gerne zusagte.⁶

Während dieser Verhandlungen war Bisterfeld an der Schule zu Herborn als Lehrer thätig. Wir besitzen einige Disputationen aus dieser Zeit, deren Titel darauf hinweisen, dass er sich daselbst mit Philosophie, und dies insbesondere mit der practischen Philosophie befasste:⁷ Wann in Herborn aufgebrochen wurde,

¹ Daselbst p. 438.

² Ueber die Gesandtschaft des Bornemissza in Herborn berichtet Cuno in seiner Abhandlung ganz kurz. Figyelő p. 296. ff.

³ Prof. A. Nebe: Zur Nassauer Schriftstellergeschichte p. 9.

⁴ S. den bereits citierten Artikel in Prot. Figyelő p. 297.

⁵ Das Berufungsschreiben abgedr. in Nebe's erwähneter Arbeit p. 10.

⁶ Daselbst p. 9.

⁷ Die Titel derselben lauten:

I. Decas quæstionum nobiliorum politicarum de legibus politicis, ventil Joh. Albert Ried, Heidelberg. Palatinus Herbor 1629. 4.

II. Decas nobiliorum quæstionem philasoph. ventil. Daniel Buchius Sigen. Herbor 1629. 4.

III. Dodecas quæstionum illustrium politicarum de Consiliis et Consiliaris vent. Joh. Ad. Weisselius Hannov. Herborn. 1629. 4. Vgl. hierüber den o. c. Art. in

steht nicht fest; nach einer mir privatim zugekommenen Mittheilung des H. Prof. Nebe, zogen die drei Lehrmänner im October von Herborn, und kamen gegen das Ende des Jahres in Weifenburg an.¹ Dass sie mit Anbruch des Jahres 1630 bereits in Weifenburg waren, ist deshalb noch besonders zu betonen, weil Bod behauptet, sie wären erst in der Mitte des Jahres 1630 in ihrer neuen Heimat angelangt.² eine Behauptung, deren Irrthümlichkeit schon das vom 28. März 1630 datierte Vorwort der ersten Disputation der Schule genügend beleuchtet.³

Sie richteten nämlich nach dem Wunsche des Fürsten ihr Unterrichtsverfahren so ein, dass man in drei Jahren den theologischen und philosophischen Curs absolvieren könne. Nach Szathmáry⁴ trug Alsted die philosophischen, Piscator die theologischen, Bisterfeld die physischen Gegenstände vor, doch war diese Eintheilung gewiss nicht überaus streng, denn die aufgebliebenen Disputationen zeigen, dass sich auch Alsted und Bisterfeld mit theologischen Fragen beschäftigten; Piscator hingegen schrieb rhetorische und sprachunterrichtliche Lehrbücher. Das Disputieren war ein wichtiger Bestandtheil der von ihnen eingeführten Methode. Es war dies die wissenschaftliche Besprechung der einzelnen Thesen der Studien und der Wissenschaften; Alsted erwähnt in dem Nachworte der als ersten bekannten Disputation, sie hätten beschlossen, wöchentlich zwei Disputationen und eine Oration zu halten.⁵ Diese Disputationen, die sich auf den deutschen Universitäten so lange Zeit erhalten, und heutzutage etwas verändert, unter dem Namen »Seminarium« den höheren Unterricht fruchtbar machen, waren auch für die Lehrer sehr erwünscht, da sie Gelegenheit zur Ueberwachung des Fleißes der Schüler boten, — aber auch für die Jugend waren sie aneifernd und bildend. Bisterfeld selbst hat in einer besonderen Schrift die Regeln der Disputation zusammengefasst: er gab Regeln für das Beweisverfahren, wobei er auch der Rolle des Opponenten gerecht wurde (dieser hatte die Behauptungen und Beweise des Disputanten beständig zu widerlegen). Auch mit dieser Arbeit bewies der treffliche Schulmann, dass sie diese Tradition nicht bloß deshalb pflegten, weil sie eine Tradition war.⁶

Die erste Disputation, die man unter Bisterfelds Vorsitz (8. und 15. Mai 1630) gehalten, galt der Frage, wie die ersten und die zweiten Ursachen zusammenwirken, d. h. inwiefern haben die Geschöpfe bei der Allmacht und Regierung Gottes einen freien Willen. Das Vorwort — indem es der gelegentlichen Veranlassung der Disputation gedenkt — bezeichnet einen scholastischen Standpunkt als den Standpunkt der Disputation, die Philosophie sei zu pflegen, weil sie dem Theologen nützlich

Figyelő p. 303. — Die folgenden Werke Bisterfeld's werden unter fortgesetzter Zahl anführen.

¹ Vgl. Nebe a. a. O. p. 10.

² Bod o. c. p. 441.

³ Disputatio Theologica De Deo. — Das in Frage stehende Vorwort steht auf der Rückseite des Titelblattes; s. hierüber: Szabó: Régi Magyar Könyvtár II. p. 127.

⁴ Im o. a. W. p. 38.

⁵ Szabó o. c. W. p. 127.

⁶ Siehe die Arbeit in der Sammlung: Bisterfeldius Redivivus 1661, das fünfte Werk.

sei. — Alsted erwähnt, dass in der Schule der theologische und der philosophische Curs in drei Jahren zu absolvieren seien; hieraus könnte man schließen, dass die ganze Schule eigentlich eine theologische Anstalt war, die die Philosophie wohl auch pflegte, aber nur so weit es dem Theologen von Nutzen sein konnte.

Dabei schritten die Professoren mit der Zeit vorwärts und hielten ihre Verbindungen wo möglich aufrecht. Alsted gab 1631 in Herborn ein Werk über den Pentateuch, später noch andere Schriften heraus.¹ — Es gereichte ihm auch gewiss zur Freude, dass ihn sein Schüler Comenius, der sich durch seine Janna rasch einen Weltruf eroberte, grüßen ließ, und gelegentlich, seine Gegengrüße erwidern, in einem lieben Briefe versicherte: «Amosum illum tuum eundem esse Tui amantem et observantem»,² und es ist nicht unmöglich, vielmehr wahrscheinlich, dass solchen Verbindungen auch jene Einladung zu verdanken ist, die im Jahre 1633 an die reformierte Kirche Siebenbürgens gelangte in Angelegenheit der Vereinigung der beiden evangelischen Kirchen.

Als ein Bote Gottes ging zu dieser Zeit durch Deutschland, und überhaupt durch die evangelischen Länder Europas der Britte John Dury (Durens), und mit Hinweis auf die, seinen Zwecken günstige gemeinsame Sache und Gefahr der Evangelischen richtete er versöhnende Aufrufe und Punktationen an die beiden protestantischen Kirchen, die Augsburgische und die Helveter Confession. Auch nach Siebenbürgen sandte er sein Rundschreiben hin, das überhaupt an Alle gerichtet war, die in Angelegenheit des kirchlichen Friedens in Verbindung zu treten geneigt sind.³ Vier Fragen wirft Durens in dem Briefe zum Nachdenken auf: I. Wie könnte man die äußeren Kirchen (exoticae) mit den deutschen in Verbindung bringen; II. Wie könnte man die gemeinsame Vertheidigung und die Verbreitung des evangelischen Glaubens fördern; III. Eine allgemeine Verbindung und Correspondenz unter den Evangelischen schaffen; IV. Wie könnte man dem allgemeinen Uebelstande (der theilweise auch den Schismaten der Evangelischen entstammt) gründlich abhelfen.

Er nahm auch Polen in Weg, und schon hatte er die beistimmenden Erklärungen der sächsischen, brandenburgischen, Kasseler und Herborner Theologen in der Hand.⁴ Möglicher Weise waren es die Herborner, die ihn auf das Ansehen ihrer Compatrioten in Siebenbürgen aufmerksam gemacht. Wie von einer nunausprechlichen und unwiderstehlichen Sehnsucht seines Herzens wurde er von einem Ort zum andern getrieben, gleich jenem Kaufmann, der Alles verkaufte,

¹ Siehe die Zusammenstellung der Werke in den «Les Mémoires de Nicéron XLI. p. 291. etc.»; das 56-ste Werk, auch bei Nebe, wo aber Alsted's Werke bereits so anwachsen, dass dies die 116-te Schrift ist.

² Die Abschrift dieses Briefes befindet sich (ohne Datum) im Mus. Boh. Prag; die Jahreszahl lässt sich aus diesen Worten der Schrift bestimmen: «intra hoc quinquennium, quo me Polonia habet» (1628 + 5 = 1633).

³ Durens: *Prodromus tractatum irenicorum etc.* Amst. 1661, p. 22. *Irenicorum Scopus, Quaestiones Parascenticae ad deliberandum propositae* iis, qui in negotio pacis Ecclesiasticae receperunt aut recipient se pium cum aliis commercium inire et fovere velle.

⁴ *Duræi Prodromus etc.* p. 22. 23.

um die kostbare Perle zu erwerben. So kam ein Brief von ihm nach Siebenbürgen. Den vier obenangeführten Fragen fügte er lange Auseinandersetzung über das Ganze und die Details des Werkes selbst bei, was der gütige Leser beim Durcns selbst nachschauen möge.¹

Die Synode, von dem Fürsten bevollmächtigt, nahm die Punkte, unter dem Vorsitze des Superintendenten Stefan Katona Geleji in Verhandlung, und ihre vom 7. Februar 1634 datierte Antwort, wie sie der Angelegenheit und deren Anwaltes würdig ist, legt ein Zeugnis von dem edlen und vornehmen Gedankengange und Glaubens-Standpunkte der leitenden Persönlichkeiten der evang. siebenbürgischen Kirche ab. Obwohl es in der Schrift nicht gesagt wird, und auch von anderen Daten nicht unterstützt wird, so eigne ich den Geist, wie auch den Stil derselben Bisterfeld zu und deshalb — sie ist aber auch ohne dies einer weitergehenden Würdigung wert —² gebe ich in Folgendem die Hauptpunkte derselben. Die Synode begrüßt die Idee des frommen irenischen Pilgers, Durcns, mit großer Freude. Die Theilnehmer können nicht umhin, die fromme Gesinnung jener zu küssen, die diesen Gedanken zum erstenmal ausgesprochen haben. (p. 51.) Sie antworten auf alle Fragen des Entwurfes, und wo es sich um ihren Beitritt handelt, sagen sie überall ja. Von besonderem Interesse ist die Antwort auf den 4-ten Punkt, den wir oben mitgetheilt. Die Synode findet die Zahl der Uebel übergroß, aber die Quelle derselben sind die *überaus vielen Sünden des Jahrhunderts*, welche die Antwort der Synode folgendes zusammenstellt. Die Könige und die Fürsten kümmern sich selbst um nichts und überlassen die Verrichtung aller Staatsangelegenheiten machiavellistischen Rathgebern; die Trunksucht wird nicht mehr für Sünde angesehen: die Zahl der Processen ist endlos, und sie sind meistens gewaltsam; der Sonntag wird überaus, in einer mehr als heidnischen Weise (*more plusquam ethnico*) entweilt; bei dem Vertheilen der Aemter gelangen die Candidaten nicht nach ihren Fähigkeiten und ihrem Werte, sondern entweder nach nebensächlichen Umständen, oder nach Bestechung zum Amt; die Besoldungen der Geistlichen sind ungleich; die Erziehungsfrüchte der Schulen sind sehr gering; die theologischen Professoren lehren mehr die Verfolgung der Personen, als die Widerlegung der Gegner; Ehebruch und Ueppigkeit wird für Spiel angesehen, und die kirchliche Zucht ist entweder nichtig oder sehr schwach. Da diese Umstände Gottes Strafe mit sich brachten, so wird es rathsam sein, die Eintracht nicht nur auf den Glauben, sondern auch auf die Zucht auszudehnen.³

Diese Einheit würde den Fall Babylons und des Antichristus⁴ mächtig förlern. Was nun den äußeren Fortgang anbelangt, so empfiehlt die Synode, es möge, auf die Aufforderung angesehenener gelehrter Männer von der reformierten

¹ Dasselbst p. 21—25.

² Von dieser Synode und von der Antwort derselben thut, soviel ich weiß, nur jener Brief Erwähnung, den man zur Begleitung der amtlichen Antwort gegeben, und der sich bei Lampe (*Hist. eccl. p. 379—382*) abgedruckt findet. Gegenwärtiger Auszug basiert auf der erwähnten amtlichen Antwort, die bei Durcns p. 56—84 mitgetheilt worden ist.

³ Durcni Prodrumos p. 54. 55.

⁴ Dasselbst p. 49. 50.

Seite der englische, von der evangelischen Seite der dänische König die Fürsten beider Bekenntnisse einberufen, dass diese ihre Abgeordnete in einem in Mitte fallenden Orte concentrirten, wo man die Bedingungen der Einheit bespreche.¹ Die Antwort der Synode geht dann auf das Meritorische der Sache; sie nimmt die *capita controversa* nach der Reihe durch, und sie beschreibt in einem veröhnlichen Tone die Unterschiede der Ceremonien und der Lehren. Sie wünschen, dass als die Norm der ganzen Action die h. Schrift genommen werde, und sie fordern auf ein Werk über die Harmonie der Bekenntnisse die Aufmerksamkeit der Berathenden besonders heraus.² Indem sie die Abweichungen so betrachten, finden sie, dass der Unterschied in der Lehre zwischen den beiden Confessionen wohl bedeutend ist, doch nicht derart, dass er die Wege der Vereinigung auseinander schneiden müsste: 1. beide Theile stimmen in der Lehre von der Rechtfertigung überein, die die Grundlage der christlichen Glaubenslehre bildet; 2. die Reformirten stimmen mit dem Augsburger Bekenntnis überein — *quantum ad rem ipsam*; 3. sie stimmen betreffs der Ziele und der Mittel des Heils überein, auch das heilige Abendmahl hinzunehmend; 4. sie stimmen auch von der Person Christi überein; 5. die Abweichung der Lutherischen in der Lehre von dem Abendmahl, die auf einer falschen Grundlage ruht, zerstört die Basis der Vereinigung doch nicht; 6. Luther selbst hätte die Bruderschaft mit den Helvetern nicht gepflegt, hätte er gedacht, dass dieselben im Wesentlichen irren.³

Der Erfolg des Ganzen hängt also nur von der Verhandlungsweise ab. Nach der detaillirten Behandlung der einzelnen Punkte wiederholt die Schrift die Ergebnisse: die Abweichung zwischen den Lutherischen und den Reformirten ist wohl in dem Controverspunete nicht ausgleichbar; in der Lehre ist der Krieg unaufhörlich — (*ἄσπονδος*), doch ein Krieg, der die Grundlage des Heils nicht zerstört, und eine Dissension der Geister nicht einführen muss. «Jedermann sieht, dass wir im Grunde alle übereinstimmen und in Christo Alle eins sind.» Und jene, die diese Einheit leichtsinnig zerschneiden, begehen ohne Zweifel eine schwere Sünde.⁴

Nach einer Parænese, die auf das Beispiel der Apostel hinweist, betont die Schrift, der ganze Entwurf sei nur eine Skizze; wenn die Angelegenheit der Versöhnung richtig (*rite*) begonnen und geführt werden wird, so wird der Gang der Verhandlung all' diese Fragen lösen. «Dass dies geschehe, das wünschen wir und wir geloben es, dass unser ruhmvoller Fürst, seiner besonderen Frömmigkeit gemäß, bei der Sache nicht fehlen wird. Geschrieben in Weißenburg den 7. Februar 1634.»⁵

Dies Antwortschreiben hat als Erster Stefan Katona Geleji unterschrieben; gleich nach ihm Alsted, Piscator, dann Bisterfeld, Philosophiæ Professor in Schola Albeni, dann 10 Senioren, 1 Decan und 3 Pastoren.⁶

¹ Dasselbst p. 56.

² «*Harmonia confessionum*» liber sane aureus. Dasselbst. p. 61.

³ Dasselbst p. 65. 66.

⁴ Dasselbst p. 84.

⁵ Dasselbst p. 85.

⁶ In dem Begleitschreiben an Durens, das der Superintendent und die Profes-

Es ist bekannt, dass die Bemühungen des Durens zu thatsächlichen Ergebnissen nicht geführt haben, und so auch diese schöne Arbeit keine andere historische Bedeutung besitzt, als — wir haben es bereits erwähnt, — dass sie von der ernsten, vorurtheilslosen und nicht engherzigen Glaubensstreue der Führer der ev. ref. siebenbürgischen Kirche ein Zeugnis abgibt, das in jenem Punkte am ergreifendsten ist, wo, nachdem die Sünden des Jahrhunderts vorgezählt worden, Kirchenzucht, und auch diese als einheitlich, von den Berathungen gefordert wird. Diese Kirchenzucht, ein beneideter Vorzug der böhmisch-mährischen Brüder, war besonders bei den Herbornern ein Erfordernis. Dies, und die Ausdrücke Babylon und Antichristus (gemeint werden der Papst und das österreichische Haus) bewegen uns dazu, diese Schrift, deren leichter und doch voller Stil an Bisterfeld's Feder erinnert, eben für Bisterfeld's Arbeit zu halten. Ist dies aber auch nicht der Fall, so ist sie mit der Geistesrichtung Bisterfeld's in vollem Einklange.

Daraus, dass die Unterschrift der Professoren gleich der des Superintendenten folgte und vor der der Senioren stand, ist zu schließen, dass diese Schulmänner, wie das übrigens auch ihre Besoldung zeigt, in ihrem Range und dem Ansehen vor dem Fürsten sehr vornehm waren. Ihre auswärtigen Verbindungen haben sie beibehalten, und sie berichteten denselben von den Absichten des Fürsten, natürlich mit der Absicht, die evangelischen Interessen zu fördern. Thatsächlich haben sie aber hiedurch die Stellung der fürstlichen Gesandten oft erschwert. So klagt 1635 der Gesandte in Konstantinopel, Herr Alsted informiere die Doctoren anders, und der deutsche Botschafter erhebe deshalb Klage vor ihm; ¹ doch wir glauben nicht, dass der Fürst in dieser Angelegenheit etwas gethan hätte. Er selbst hat nämlich durch die Professoren manche Information erhalten, die er durch die Gesandten kaum bekommen hätte, so wissen wir z. B., dass Bisterfeld öfters über Konstantinopel Nachrichten aus Holland und Frankreich vermittelte.²

Daraus, was wir bei Szathmáry³ und bei Bod⁴ lesen, dass die Professoren jährlich 1000 Thaler — was heute 10,000 Gulden entspricht — bekamen, erhellt, dass der Fürst und seine Nachfolger die geistige Arbeit zu schätzen verstanden. Denn diese Männer hatten wahrlich viel zu thun. Alsted und Bisterfeld fanden es bald, dass die Schulbücher den Anforderungen nicht ganz entsprechen. Alsted schrieb noch in dem Jahre, wo die oben geschilderte Synode abgehalten worden, griechische und lateinische Schulbücher,⁵ wahrscheinlich leitete er den Sprachunterricht. Bisterfeld arbeitete an einem logischen System, und gab 1635 einen logischen Leitfaden heraus.⁶ Dies kleine Lehrbuch gruppiert nach Raum die logi-

soren unterschrieben haben, betonen sie auch noch besonders, wie sehr ihnen die Einigkeit mit den sächsischen Brüdern am Herzen liege. (Lampe a. a. O. p. 379—382.)

¹ Szilágyi S.: *Levelek és okiratok I. Rákóczy Gy. keleti összekötötéséi történetéhez.* Budapest 1883, p. 320.

² Dasselbst auf mehreren Stellen. Vgl. den Index.

³ O. c. W. p. 32. Anm. ⁴ O. c. W. p. 439.

⁵ Siehe die Titel derselben Szabó a. a. O. II. p. 670.

⁶ *Elementa Logica. In Usum scholarum Albensis ita collecta, ut tyro, trimestri spatium, fundamenta Logices, cum fructu jacere queat.* Albae Juliae MDCXXXV.

schen Begriffe; von seiner Brauchbarkeit zeugt, dass es die Holländer später nachgedruckt haben.¹ Es sollte eine Einleitung zum großen Compendium, dessen «nucleum und tabellam» es biete, werden, deshalb lassen wir die Beurtheilung desselben für später. Soviel können wir sagen, dass es bei seiner Kürze und Correctheit der Jugend gute Dienste erweisen konnte.

Und damit war die Thätigkeit der Professoren lange nicht erschöpft. Der Fürst, unter dessen Schutz die Synode abgehalten wurde, war Bethlen's Nachfolger, Georg Rákóczy der Erste. Sein Glaubenseifer ließ seine Gesinnung nach zwei Seiten hin kampfbereit stehen: gegen die Katholischen, die ihn wohl zunächst wenig beschäftigten, da der Kaiser auf eine Zeit Ruhe ließ; andererseits gegen die Verleugner Christi, die Unitarier, die, im Gebrauch ihrer Religionsfreiheit sich in Siebenbürgen öfters merkbar machten, und dies stets in Verbindung mit den polnischen Glaubensgenossen, deren Hauptstätte Racau war. Ihre Hauptschriftsteller zu dieser Zeit waren Volkel und Crell. Von Volkel bemerken wir nur, dass sein Hauptwerk bereits 1613 fertig war, und 1630 von Crell in Racau herausgegeben wurde. Das Werk, gegen welches Alsted seinen Prodomus schrieb, wurde 1652 in Belgien verbrannt, doch später von Neuem abgedruckt.²

Viel wechselvoller ist das Leben Crells, der bald zum berufensten Verfechter der socinianischen Lehre wurde. Ergreifend war der Brief, den er an seine Mutter gerichtet, um ihre Angst, dass ihr Sohn ein Verleugner Christi geworden, zu zerstreuen, so schonend als nur möglich charakterisierte er hier seine Stellung zu der Lehre von der Gottheit Christi, was den späteren Historiker, Zeltner, veranlasst, dies Benehmen eine «impudentia» zu nennen.³ Seine Vorzüge in der Erklärung der h. Schrift haben auch die Gegner anerkannt. Ueber seinen Tod (1633) berichtet Ruarus dem Hugo Grotius in einem ausführlichen Briefe.⁴

Von diesen beiden, Volkel und Crell, erschien im Jahre 1630 ein Buch, dessen Eintheilung folgende war: Vorne stand nach einem Vorworte und Register (108 Seiten) das Werk des Crellius über Gott und seine Eigenschaften, nachher das aus fünf Büchern bestehende Werk Volkel's über die wahre Religion. Den ersten Theil bildete somit das Werk Crell's; der zweite sprach von der Schöpfung, den Engeln und der Vorsehung; der dritte von der Christologie; der vierte von den Gesetzen Christi, von den Mitteln der Glaubensfestigkeit (Cap. XXVIII. leugnet die tausendjährige Herrschaft Christi auf Erden); der sechste Theil handelt von der Kirche Christi.⁵

Von diesem Werke, besonders von dem Crell'schen, hielten die Zeitgenossen sehr viel. Mersenne, ein Freund des Des-Cartes und des Comenius, schreibt an Ruarus über dasselbe: «Außer Socinus schrieb niemand präciser von diesem

¹ Adrianus Heerebon, Professor der Philosophie in Leyden, gab dies Werk mit 3 anderen Schriften Bisterfelds aus; bei uns sind 4 Ausgaben bekannt; vgl. Szabó o. c. W. II.

² Zeltner: *Historia Cryptosocinismi* p. 360—362.

³ Dasselbst p. 144.

⁴ Dasselbst p. 188—198.

⁵ S. Nachrichten von einer Hallischen Bibliothek. Halle 1650. VI. Band p. 174.

Gegenstände, als Crell.¹ Außerdem gab Crell ein zweites Werk: «Jo. Crellii Franci: De uno Deo Patre Libri duo. Racoviae 1631» heraus, das wesentlich gegen die Trinität gerichtet war, und sowohl die Gottheit Christi als auch die des heil. Geistes zu widerlegen trachtete.²

Dies Buch lag den vom Auslande angekommenen Professoren, die an dem Glauben in Christi Person über Alles hingen, gleich in den ersten Tagen ihres neuen Aufenthaltes vor, und es erschien ihnen als eine heilige Pflicht, gegen diese Irrlehren anzukämpfen. Alsted fasste die Idee eines großen Werkes: eine eingehende Analyse dieser Schriften mit einer Widerlegung zu verbinden, daraufhin aber die Principien des wahren reformierten Glaubens zu systematisieren.³ Er theilte den Entwurf, die Kosten dem Fürsten mit, der den Plan billigte, die Kosten aber auf sich nahm,⁴ die eine bedeutende Summe betragen mussten, der das, auch nicht ganz abgeschlossene Werk, dicht gedruckt 1135 Folioseiten zählt. Von dem Werke Alsteds erwähnen wir nur, dass es die chiliastischen Ansichten des Autors, die besonders die Schrift «Diatribes de mille annis apocalypcias» systematisch entwickelt hatte, wesentlich ermäßigt, indem er nur die geistige Herrschaft Christi lehrt, diese aber mit dem Glauben, dass Christus bald auf der Erde wieder erscheinen wird, aufrecht hält.⁵

Das Werk Alsted's blieb bei dem Prodrumus; die geplante Widerlegung der Arbeit Crell's, die eben die nöthigste war, da sie von den Anhängern des Socianus in Polen und Siebenbürgen eifrigst verbreitet und als unübertrefflich und unwiderlegbar gepriesen wurde, konnte er nicht mehr leisten.

So blieb auch diese Arbeit ein Erbtheil Bisterfeld's, der mit Crell ohnehin in wissenschaftlicher Verbindung stand. Er sammelte die Stellen der h. Schrift, welche die socinianischen Anschauungen widerlegen, und wollte sie Crell zusenden;⁶ doch ist dieser unterdessen gestorben⁷ (1633 Anfangs Juni). Aber auch Bisterfeld wurde von anderen Arbeiten, besonders jenen des Unterrichts zu sehr in Anspruch genommen; gewiss hatte betreffs der Widerlegung er lange Zeit in Alsted seine Hoffnung gesetzt, welcher Letzterer wohl durch seine Krankheit daran verhindert worden ist.⁸ Soweit ich wenigstens weiß, blieb Prodrumus die letzte Arbeit, die er verfasste; die von Nicéron erwähnten Schriften, die nach seinem Tode erschienen,⁹ werden wohl schon früher geschrieben worden sein, da man schwer annehmen könnte, dass er sich von seinem so wichtigen Plane, wie die

¹ Dasselbst.

² Schon am Titelblatt steht: «In quibus multa etiam de Filii Dei et Spiritus sancti natura disseruntur.» — Das einzige Exemplar, das mir von diesem Buche vorgelegen, ist in meinem Besitz.

³ Bisterfeld: De uno Deo etc. Präf.

⁴ Alsted: Prodrumus religionis triumphantis etc. Albæ Juliae 1635. Präf.

⁵ Dasselbst p. 1000—1040.

⁶ Bisterfeld: De uno Deo etc. Präf. ad Lectorem.

⁷ A. a. O. p. 197.

⁸ Dasselbst.

⁹ Nicéron a. a. O. die Nummern 58—61; bei Nabe a. a. O. p. 16. die Nummern 119. 120.

Widerlegung der Socinianer war, durch theoretische Arbeiten, wie die letzteren sind, hätte ablenken lassen. So fasste denn Bisterfeld, als er sah, dass der Beruf diese Arbeit kaum übernehmen dürfte, den Entschluss, die bereits vor Jahren an Crell gesendeten Punkte in einer systematischen Schrift auszuarbeiten.¹

Er begann das Werk im Jahre 1636 und er wurde in 8 Monaten fertig damit. Die Vorrede, die kurze Geschichte des Werkes enthaltend, ist vom 10. Aug. 1637 datirt.² Zu dieser Zeit hat er nun die Veröffentlichung des Werkes gerne aufgeschoben, da die Fürsten ein Familienfest hielten. Fünf Tage später als Bisterfeld die Vorrede seines Werkes geschrieben, hatten die beiden Söhne des Fürsten, die in der Hofschule (schola aulica) des Paul Keresztúry erzogen wurden, eine mit Confirmation verbundene Prüfung. Diese galt hauptsächlich der Glaubenslehre, und die Herzoge schlugen die Argumente der Trinitätsleugner siegreich zurück.³ Zwei Monate später verabschiedete sich der Herzog Georg nicht nur von dem Schulleben, sondern auch von dem sorgenlosen Lebensabschnitt, der Vorbereitung zum Leben, und unterwarf sich den 15. October dem schweren militärischen Regiment; aber Siegmund blieb noch in Weissenburg, und trat, von der Liebe zu der Wissenschaft, aber auch von der Sehnsucht seiner edlen Seele nach edlen Seelen, bewogen, in eine engere und regere Verbindung mit Bisterfeld.⁴ Dass Bisterfeld auch späterhin stets tren zu den Rákóczy's hielt, war vielleicht auch eine Frucht dieses Bündnis-es, das zwischen Ungleichen und doch Gleichen gestiftet, bis zum Schluss gleich geblieben ist.

Nachdem Bisterfeld an dem schon vor einem halben Jahre fertigen Werke noch einige Correcturen vorgenommen, widmete er es Anfangs 1638 druckfertig seinem Herrn.⁵ Obwohl es nur später erschien, so ziemt es sich von dem Werke das Bisterfeld's Namen in der Literaturwelt am längsten anfrechterhalten, aus reichender zu berichten. Bisterfeld hielt sich an die Arbeit Crell's, und zwar nicht nur dem Inhalte, sondern auch dem Umfange seiner Schrift nach, und zwar so, dass er, um einen Vergleich der Original- und der Erwiderungsschrift zu erleichtern, auf der einen Hälfte des zweigetheilten Blattes den Text der Crell'schen, auf der anderen den seiner eigenen Arbeit giebt.

Das Werk zerfällt in zwei Hälften, die erste die begründende, die zweite die entwickelnde; welcher Unterschied aber, da das ganze Werk polemisch, nicht so streng durchgeführt worden ist.

Der begründende Theil hat zu beweisen, dass die Gottheit aus 3 Personen bestehe; und so nimmt Bisterfeld die biblischen und logischen Gründe der Socinianer nach einander durch. Die I. Section⁶ des I. Theiles antwortet auf die Schriftsteller, mit denen Crell beweisen wollte, dass alleinig der Vater Jesu Christi der wahre Gott sei, so dass Christus mit ihm im Range nicht gleich, folglich aneh kein Gott sei. Hier werden theils die Worte Jesus benützt, der von seinem Vater,

¹ De Uno Deo etc. Præfatio ad Lect.

² Dasselbst.

³ Dasselbst Epistola Dedicatoria p. 2.

⁴ Szilágyi S.: Felsővadászi Rákóczy Zaigmond élete. Budapest 1886. p. 35.

⁵ Bistf.: De uno Deo, Schlussworte der Dedicatio.

⁶ De uno Deo etc. p. 1—99.

als vom wahren Gott spricht, theils die Worte des Paulus, der die Einheit Gottes öfters betont, indem er die Gläubiger zur Eintracht ermahnt; theils das Zeugnis der Offenbarungen des Daniel und Johannes. Die zweite Section¹ kehrt die Frage um, und indem sie es darzuthun sucht, dass Christus nicht jener höchste Gott sei, soll sie beweisen, dass also der Vater allein der wahre Gott sei.

Crell trägt hier sehr viel Beweismaterial zusammen. Er weist darauf hin, dass Christus sich sehr oft von Gott unterscheide, sich den Sohn Gottes nenne, dass er von Gott auf die Welt gesandt, von ihm die Bestimmung und das Mandat erhielt, dass Christus Gottes Bild sei, dass er die Gabe des heiligen Geistes empfangen, vom Teufel versucht worden, dass er die erste aller Creaturen und Gott ähnlich sei. Außerdem führt die Section viele Stellen aus dem Evangelium Johannes auf, in dem Christus als nicht jener Hauptgott, dem Hauptgott gegenüber gestellt wird; z. B. •Wer an mich glaubt, glaubt nicht an mich, sondern an den, der mich geschickt•, (Joh. 12. 44.) ferner aus dem Evangelium Matthæus, aus dem Briefe an die Hebräer, hieraus z. B. die Priesterschaft Christi; wie hier auch die schon seit längerer Zeit öfters behandelte Streitfrage, ob Christus sich selbst auferwecket, oder dies von Gott geschah, in letzterem Sinne angeführt wird.² Die dritte Section widerlegt die Einwendungen gegen die Gottheit des heiligen Geistes. Crell hatte hier behauptet, in der h. Schrift werde der h. Geist nirgends Gott genannt, nirgends werde angeordnet, dass der h. Geist anzubeten sei; dieser werde öfters von Gott unterschieden; er sei eine Kraft Gottes; wenn der h. Geist der höchste Gott wäre, dann wäre Christus der Sohn des h. Geistes; dieser werde vielmehr von Gott den Menschen geschenkt, ebenso wie er vom Vater stammt und einmal auch auf Christum niedergesendet wurde.

Nachdem Bisterfeld auf Grund dieser parallelen Stellen nachgewiesen, dass der Vater nicht der alleinige Gott sei, dass es nicht wahr sei, als ob Christus nicht jener höchste Gott wäre, und auch das nicht, dass er der h. Geist nicht wäre, geht er zur positiven Darlegung der Trinitätslehre über. Die erste Section des zweiten Theiles³ spricht im allgemeinen von den drei Personen der höchsten Gottheit. Crell leugnete hier nicht mehr die Göttlichkeit der einzelnen Personen, seine Argumente waren aber die folgenden: nach der Trinität gäbe es auf einmal drei Götter und einen Gott; die Personen müssten identisch und verschieden sein, damit dasselbe 3 Subsistenzen habe; die Personen können sich auf einmal mittheilen und nicht. Bisterfeld antwortete auf ein jedes Argument in dem Sinne, dass bei der Dreiheit der Personen die Substanz oder das Wesen eines und dasselbe sei. Die zweite Section⁴ handelt von der Gottheit Christi. Crell suchte hier die dreifache Generation Christi aus dem Wesen Gottes zu widerlegen; darnach wäre — sagt er — der Sohn sein eigener Sohn; es wäre ferner von Ewigkeit gewesen und nicht gewesen; wenn er im Körper erschien, so hätten infolge der Einheit Gottes auch der Vater und der h. Geist im Körper erscheinen müssen;

¹ Dasselbst, p. 99—357.

² Dasselbst p. 279—293.

³ Dasselbst p. 507—543.

⁴ Dasselbst p. 543—594.

es seien — setzt er fort — der höchste Gott und der Mensch unvereinbare Wesen, und darnach seien in Christo 2 Personen gewesen. Die dritte Section,¹ die von der Gottheit des h. Geistes handelt, beweist, dass der h. Geist nicht ein Sohn Gottes sei und dabei doch ein wahrer Gott; und darnach wird das Werk mit einer kurzen Conclusion beendet.

Hiemit ist der Inhalt und der Gedankengang des Werkes nur im Hauptsächlichsten wiedergegeben worden. Das Werk selbst in seiner Gesamtheit ist mehr für den Theologen als für den Historiker von Interesse. Ich erwähne nur, dass die Zahl der Argumente und auch der Gegenbeweise 96 beträgt. Zeugt diese Zahl von dem Reichthum des Stoffes, so hat andererseits Bisterfeld im Gange der Behandlung gewisse Eintönigkeit und Wiederholungen ebensowenig vermeiden können, wie Crell. Trotzdem wurde dem Werke Bisterfeld's die verdiente Anerkennung zu Theil. Er zeigt nämlich bei der Erklärung der Stellen, die gegen die Gottheit Christi zu sprechen scheinen, dass sich der Ausdruck auf Christum nur nach seiner menschlichen Natur beziehen könne; wo der Gegensatz zwischen einer Substanz und drei Personen zu lösen ist, dort weist er die Verträglichkeit des einen Wesens mit drei Personen nach, auf die Vernunftgründe gegen die Gottheit Christi bringt er das schon bei den entsprechenden Schriftstellen benützte Argument von Neuem auf. Ohne dass wir über den Wert dieses Argumentes urtheilen wollten, müssen wir es betonen, dass dies ein Ergebnis der Metaphysik des Ramus ist, welche das thatsächliche und das logische Sein zusammenfließen lässt. Deshalb wiederholt Bisterfeld dies Argument auch später ganz bewusst, und zwar in seiner Metaphysik auf diese Weise:² — Die Unterscheidung ist eine logische (im Denkenden bestehende) oder eine reale; Crellius sagt, die Unterscheidung habe nur dann einen Wert, wenn sie eine reale ist; d. h. wenn das Ergebnis der unterscheidenden Thätigkeit Seinsunterschiede bezeichnet. Hingegen meint es Bisterfeld, die logische Unterscheidung sei von großer Wichtigkeit und allgemein anwendbar. Und wahrlich, Bisterfeld's ganzes Werk, von den Theilen, die sich auf die historische Erklärung der h. Schrift beziehen, abgesehen, ist die wechselnde und sehr geschickte Anwendung dieses einen Princips. Haben die angeführten Details, die Feinheit der Crell'schen Beweisführung, wie auch die festen logischen Grundlagen seines Werkes, das das Thema von allen Seiten ausarbeitet, und des Autors Gedanken mit allen möglichen Mitteln befestigt, dargethan: so zeigt nichts mehr von der geistigen Fertigkeit Bisterfeld's und der geiststärkenden Art der Erziehung seiner Zeit, als dass er im Stande war, solch' ein Werk in 8 Monaten zu widerlegen, und dies so, dass er nicht zögern musste, den Text, den er widerlegt, parallel mit dem seinigen mit zu veröffentlichen. Das Werk möge den Theologen auch noch besonders empfohlen worden sein. Man hält es noch immer für die beste Vertheidigung der Trinität.³

Unbestimmt, zu welcher Zeit, doch gewiss schon vor 1638 kam ein junger

¹ Dasselbst p. 594—610.

² Bistf.: Philos. primæ Seminarium p. 203.

³ Vgl. Figyelő a. a. O. p. 295.

Gelehrte, Namens Cyprian Kinner nach Siebenbürgen,¹ und betheiligte sich an den Schularbeiten, ohne dass es uns klar wäre, in welcher Weise dies geschah. Wir wissen dass ihn Alsted und Bisterfeld hochschätzten. Sein Unglück, er verlor nämlich infolge der Verheerungen der katholischen Soldaten seine Stelle und seinen Besitz in Schlesien. brachte ihm die theilnehmenden Herzen nahe, während seine Kenntnisse die Gelehrten zum Anschluss antrieben. So wissen wir, dass er einst Alsted mittheilte,² eine schlesische Frau plane ein großes astronomisches Werk, das alle bisherigen übertreffe, herauszugeben, worauf ihn Alsted fragte, ob sich denn die Männer von einer Frau werden beschämen lassen. Vielleicht war er es, der eine Verbindung mit England angebahnt hat, da Dureus die größte Zeit am Continente war. Wann aber Kinner von Weifenburg schied, davon haben wir keine Kenntnis.

Dr. JOHANN KVACALA.

DIE NATIONALITÄTEN UNGARNS IM JAHRE 1890. ✓

Die meisten Staaten lassen bei den Volkszählungen die Nationalitätsverhältnisse gänzlich außer Acht. Glückliche Länder, wo politische und ethnographische Nation eins und dasselbe bedeutet; in Ungarn hingegen, wo verschiedene Volkselemente in bunter Vielfältigkeit das gemeinsame Vaterland bewohnen und wo außer den staatsbildenden Ungarn auch die übrigen Volkselemente mit mehr oder weniger Zähigkeit an ihrer Nationalität hängen, welche Anhänglichkeit aus dem Gesichtspunkte des Staates nicht selten die erlaubten Grenzen überschreitet: ist unter den Bevölkerungsverhältnissen keines wichtiger, keines interessanter, als das Nationalitäten-Verhältnis. Mit berechtigter Neugierde konnte man daher den Ergebnissen der neuen Volkszählung entgegensehen, hiedurch wurde zum erstenmal die Gelegenheit geboten, einen verlässlichen Vergleich über die Zunahme der verschiedenen Nationalitäten anzustellen. Es wurde zwar zwischen den im Jahre 1880 constatirten Nationalitätsverhältnissen und den Berechnungen Karl Keleti's vom Jahre 1870 ein Vergleich aufgestellt; dieser Vergleich war jedoch, da nur nach verschiedenen Principien gesammelte Daten zur Verfügung standen, nicht vollkommen verlässlich und es konnte besonders damals, als die Bevölkerung Ungarns kaum einige Zunahme aufwies, billigermaßen die Frage aufgeworfen werden, ob die Differenz bei den Nationalitäten in den Jahren 1870 und 1880, das Ergebnis der thatsächlich in der Bevölkerungszahl vorgekommenen Veränderungen oder aber nur eine einfache mathematische Differenz ist.

Gegenwärtig stehen uns die Ergebnisse von zwei nach gleichen Principien durchgeführten Volkszählungen zur Verfügung, es ist daher für den Vergleich eine entsprechende Basis vorhanden. Einige Differenzen und Schwankungen können höchstens an den Sprachgrenzen vorkommen, wo das Volk zwei Sprachen gleich-

¹ Diese Daten über Kinner verzeichnet Hartlib in der 1648 zu London erfolgten Herausgabe der Kinner'schen pädagogischen Theorie. *Elucidatio etc.* (Brit. Mus.)

² In einem Briefe Christian Schloer's an Hartlib. (Brit. Mus. MS. Hoane 617.)

mäßig spricht und es schwer zu entscheiden ist, welche Sprache als eigentliche Muttersprache zu betrachten sei. Solche Fälle kommen jedoch nur sporadisch vor und nachdem diese Fehler größtentheils sich gegenseitig ausgleichen, so erleidet hiedurch der Vergleich nicht die geringste Störung.

Ein allgemeines Bild über die Entwicklung der Nationalitätsverhältnisse gab schon Karl Keleti, der am 31. Mai v. J. verstorbene Director des kön. ungarischen statistischen Bureaus * in seiner in der ungarischen Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vorlesung über die letzte Volkszählung.** In dem Rahmen einer Vorlesung konnte er sich jedoch in die Details, welche sämtliche durch die Volkszählung constatirten Bevölkerungsverhältnisse berühren müssten, nicht einlassen, ebensowenig in die allgemeinen Nationalitätsverhältnisse Kroatien-Slavoniens, worüber damals auch noch keine Daten zur Verfügung standen. Gegenwärtig jedoch ist es schon möglich, sammt den Daten Kroatien-Slavoniens über die Nationalitätsverhältnisse der ganzen ungarischen Monarchie Rechenschaft zu geben und zufolge einer derartigen Detaillierung, welche sich auf die einzelnen Municipien erstreckt, auch jene interessanten Züge hervorzuheben, welche in der Landesumme gänzlich verschwinden.

Bevor wir jedoch zu dieser Detaillierung schreiten, sei hier die Hauptübersicht der einzelnen Theile der ungarischen Monarchie gesondert und zusammengefasst, die Daten der Jahre 1880 und 1890 einander entgegengestellt, mitgetheilt:

	Ungarn's		Fiume's	
	Civil-Bevölkerung			
	im Jahre 1880	im Jahre 1890	im Jahre 1880	im Jahre 1890
Ungarn	6,403,687	7,356,874	383	1,062
Deutsche	1,869,877	1,988,589	895	1,495
Slovaken	1,855,442	1,896,641	9	24
Walachen	2,403,035	2,589,066	6	13
Ruthenen	353,226	379,782	3	4
Kroaten-Serben	631,995	678,747	7,991	10,798
Sonstige	211,360	243,795	11,694	16,098
Zusammen :	13,728,622	15,133,494	20,981	29,494

	Kroatien-Slavonien's		Der ungarischen Monarchie	
	Civil-Bevölkerung			
	im Jahre 1880	im Jahre 1890	im Jahre 1880	im Jahre 1890
Ungarn	41,417	68,794	6,445,487	7,426,730
Deutsche	83,139	117,493	1,953,911	2,107,577
Slovaken	9,078	13,614	1,864,529	1,910,279
Walachen	2,044	2,826	2,405,085	2,591,905
Ruthenen	2,833	3,606	356,062	383,392
Kroaten-Serben	1,712,353	1,921,719	2,352,339	2,611,264
Sonstige	41,635	58,358	264,689	318,251
Zusammen :	1,892,499	2,186,410	15,642,102	17,349,398

* Vgl. Diese Ung. Revue XII. S. 710. Josef Jekelfalussy: Karl Keleti — und S. 664. Nekrolog.

** Vgl. Diese Ung. Revue. XII. S. 51.

Schon aus diesen absoluten Zahlen ist ersichtlich, dass die Zunahme bei den verschiedenen Nationalitäten während des letzten Jahrzehntes keine gleichmäßige war, noch klarer beweisen dies nachstehende Prozentzahlen.

Die thatsächliche Zunahme betrug von dem Jahre 1880 bis 1890 in Procenten :

	in Ungarn	In Fiume	in Kroatien Slavonien	in der ungarischen Monarchie im Allgemeinen
Ungarn	14.88 0/0	177.28 0/0	66.10 0/0	15.24 0/0
Deutsche	6.85 †	67.04 †	41.32 †	7.80 †
Slovaken	2.22 †	166.87 †	49.96 †	2.45 †
Walachen	7.04 †	166.87 †	38.25 †	7.77 †
Ruthenen	7.52 †	33.22 †	27.26 †	7.44 †
Kroaten-Serben	7.40 †	35.19 †	12.23 †	11.01 †
Sonstige	15.25 †	37.86 †	40.16 †	20.24 †
Durchschnittlich :	10.22 0/0	40.87 0/0	15.64 0/0	10.91 0/0

Aus diesem Ausweise ist ersichtlich, dass in allen Theilen des Landes unter sämtlichen Nationalitäten die Ungarn die größte Zunahme aufweisen. Ungeachtet die unter «Sonstige» zusammengefassten kleineren Nationalitäten war das Verhältnis, in welchem die Ungarn zunahm, fast zweimal so groß, als die Verhältniszahl der in der Zunahme nächstfolgenden Nationalität. Es ist auffallend, dass im Mutterlande die Walachen, Ruthenen und Kroaten-Serben fast im gleichen Maße zunehmen, die Deutschen etwas schwächer, die Slovaken aber entschieden schwach. Die verhältnismäßig schwache Zunahme der Deutschen ist einerseits mit der geringen natürlichen Zunahme der Siebenbürger Sachsen, andererseits mit der geringen Zunahme der allgemeinen Bevölkerung einiger auch durch Deutsche bewohnten Städte (Moson, Sopron, Veszprém) am rechten Donauufer begründet; zweifellos ist aber auch jener Umstand vom Einflusse auf diese schwache Zunahme, dass das deutsche Element, hauptsächlich in den Städten, mit den Ungarn sich leicht assimiliert. Die geringe Zunahme der Slovaken kann in gewisser Hinsicht auch durch diese Assimilation erklärt werden, hauptsächlich ist diese jedoch mit der Auswanderung nach Amerika begründet, welche am meisten die Reihen der oberungarischen Slovaken lichtete. Die Auswanderung nach Amerika fand auch unter den Ruthenen Anklang, und dass trotzdem diese Nationalität eine so ziemliche Zunahme aufweist, kann theilweise dadurch erklärt werden, dass es schwer ist, zwischen den Slovaken und Ruthenen eine genaue Grenzlinie festzustellen und sowie bei der Volkszählung des Jahres 1880 viele Ruthenen als Slovaken aufgenommen wurden, so konnte es vielleicht auch gegenwärtig geschehen, dass ein Theil der Slovaken, oder im Jahre 1880 als solche ausgewiesenen Ruthenen unter die Ruthenen aufgenommen wurde, welches Vorgehen die Anzahl der Ruthenen erhöhte, die Anzahl der Slovaken hingegen verminderte. Es darf jedoch auch jener Umstand nicht außer Acht gelassen werden, dass während des letzten Jahrzehnts, besonders in dessen zweitem Quinquennium in den durch Ruthenen bewohnten Gegenden die natürliche Zunahme sehr groß war und thut-

sichtlich zeigt sich in diesen Gegenden trotz der Auswanderung einige Zunahme in der Bevölkerung.

In Fiume nahmen sämtliche Nationalitäten stark zu, am meisten die Ungarn. Dies ist auch der Fall in Kroatien-Slavonien.

In Kroatien-Slavonien kommen übrigens eigenthümliche Bevölkerungsverhältnisse zum Vorschein. Schon bei Constatierung der vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung erregte die außerordentlich große Zunahme der Bevölkerung dieser Länder Aufsehen. Obzwar das Verhältnis zwischen den Geburten und Sterbefällen in Kroatien-Slavonien während des größten Theiles des letzten Jahrzehntes ein günstigeres war, als im Mutterlande, konnte man auf einen so großen Unterschied doch nicht gefasst sein und es erschien fast zweifellos, dass diese starke Zunahme der Bevölkerung nur durch eine Einwanderung im größeren Maße verursacht werden konnte. Diese Voraussetzung bestätigen die gegenwärtig zur Verfügung stehenden Daten vollkommen; während nämlich die Stammbevölkerung dieses Landes, die Kroaten-Serben, welche jenseits der Drau leider auch diesmal nicht gesondert ausgewiesen wurden, nur um 12% zunahm, betrug die Zunahme der übrigen Nationalitäten zwischen 27 bis 66%. Eine derartige Zunahme konnten natürliche Ursachen nicht hervorrufen, es war dies nur zu Folge der Einwanderung im großen Maße möglich. Aus diesen Daten erhellt ferner, dass die Einwanderung der Ungarn verhältnismäßig die größte war, diesen folgen die Slovaken, die Deutschen und die unter »Sonstige« zusammengefaßten Nationalitäten, von welchen der Löwenantheil wahrscheinlich den Böhmen zufällt, die sich in letzterer Zeit in größeren Schwärmen auf dem Gebiete Kroatien-Slavoniens niederließen. Die Einwanderung verursacht nicht allein die geringe Anzahl der Bevölkerung Slavoniens, sondern die Trägheit, die Indolenz, die wirtschaftliche Zurückgebliebenheit der einheimischen kroatisch-serbischen Bevölkerung. Die Ansiedelung der fleißigen, arbeitslustigen Volksschwärme wird demnach von reichem Segen begleitet sein.

Aus der ungleichen Zunahme der einzelnen Nationalitäten folgt es naturgemäß, dass die Nationalitätsverhältnisse im Jahre 1890 nicht übereinstimmen können mit jenen im Jahre 1880. Man würde sich jedoch täuschen in der Voraussetzung, dass während eines Jahrzehnts, welch' immer für ungleiche Zunahme im Stande wäre, in dem Verhältnisse der Nationalitäten eine gründliche Veränderung hervorzurufen, dies kann nur nach längerer Zeit geschehen, 1—2% Unterschied in dem Zeitraum von 10 Jahren bedeutet schon eine namhafte Aenderung. Zur Rechtfertigung dieser Behauptung seien die Verhältniszahlen der einzelnen Nationalitäten in den Jahren 1880 und 1890 in Nachstehendem mitgetheilt:

	Ungarn		Fiume		Kroatien-Slavonien		Ungarische Monarchie	
	1880	1890	1880	1890	1880	1890	1880	1890
Ungarn	46.65 %	48.61 %	1.82 %	3.60 %	2.19 %	3.15 %	41.21 %	42.81 %
Deutsche	13.62 %	13.14 %	4.37 %	5.07 %	4.39 %	5.37 %	12.49 %	12.15 %
Slovaken	13.52 %	12.53 %	0.04 %	0.08 %	0.45 %	0.62 %	11.91 %	11.01 %
Walachen	17.50 %	17.11 %	0.03 %	0.05 %	0.11 %	0.13 %	15.38 %	14.95 %
Ruthenen	2.57 %	2.51 %	0.01 %	0.01 %	0.15 %	0.16 %	2.28 %	2.21 %
Kroaten-Serben	4.60 %	4.49 %	38.09 %	36.61 %	90.48 %	87.90 %	15.04 %	15.05 %
Sonstige	1.54 %	1.61 %	55.14 %	54.58 %	2.20 %	2.67 %	1.69 %	1.52 %
Zusammen:	100 %	100 %	100 %	100 %	100 %	100 %	100 %	100 %

Die Ungarn nahmen daher im Mutterlande gerade um 2% zu, in Fiume um 1.78%, in Kroatien-Slavonien 1.62%; dass das Umsichgreifen der ungarischen Nationalität in Fiume und in Kroatien-Slavonien, trotz der außerordentlichen Zunahme, langsamer vor sich geht, als in dem Mutterlande, ist mit der dortigen Minorität der ungarischen Nationalität begründet, denn das Maß der verhältnismäßigen Zunahme irgend einer Nationalität auf Kosten der übrigen, hängt nicht allein von der procentuellen Höhe der Zunahme ab, sondern auch von dem Umstande, welchen Platz die betreffende Nationalität bisher in der Reihe der übrigen Nationalitäten einnahm. Dies darf auch nicht außer Acht gelassen werden bei den später mitzutheilenden Tabellen, in welchen die eingetretenen Aenderungen in der Verhältniszahl der einzelnen Nationalitäten comitatsweise dargestellt sind.

Die ganze ungarische Monarchie in Anbetracht genommen, zeigt von den angeführten Nationalitäten nur die Verhältniszahl der ungarischen Nationalität eine Zunahme, die Verhältniszahlen der übrigen Nationalitäten nahmen in größerem oder kleinerem Maße ab. Nur bei den Kroaten-Serben kommt kein Rückfall vor, was dem oberflächlichen Beobachter umso mehr auffällt, weil benannte Nationalität sowohl im Mutterlande, als auch in Fiume und Kroatien-Slavonien eine Abnahme zeigt und zwar eben im letzteren Lande, wo deren größter Theil ansässig ist, eine starke Abnahme. Die Erklärung hievon ist, dass in Kroatien-Slavonien die allgemeine Zunahme der Bevölkerung eine sehr große war und obzwar hier die Kroaten-Serben die mindeste Zunahme aufweisen, ist deren Zunahme immerhin eine viel stärkere, als die Zunahme jeder anderen Nationalität — mit Ausnahme der ungarischen — in Ungarn; dieser Umstand verursacht das obige auffallende Verhältnis. Im Jahre 1880 folgten der Anzahl nach den Ungarn unmittelbar die Walachen, im Jahre 1890 hingegen behaupten schon den zweiten Platz die Kroaten-Serben. Die Ungarn übertreffen aber sogar in der gesammten Bevölkerung der ungarischen Monarchie die Verhältniszahl der drei allergrößten Nationalitäten, sowie der Kroaten-Serben, Walachen und Deutschen. Natürlich ist das Verhältnis der ungarischen Nationalität im Mutterlande ein noch günstigeres.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht sei die absolute Zahl der einzelnen Nationalitäten nach Comitaten in nachstehender Tabelle mitgetheilt; die Städte mit selbständigem Municipium sind in den Summen der betreffenden Comitats enthalten:

Laufende Zahl	Landtheil, Municipium	Gesamt- Civillivvol- kerung	Ungarn	Deutsche	Slovaken	Walachen	Ruthenen	Kroaten	Serben	Wenden	Sonstige
I. Ungarn.											
<i>I. Linien Donauufer:</i>											
1	Comitat Arva	84,830	773	1,918	81,600	—	1	2	2	—	524
2	Barr.....	152,910	47,611	17,561	87,016	8	2	7	—	1	704
3	Estergom.....	78,378	62,505	8,941	6,432	6	—	35	11	2	446
4	Hont.....	123,023	58,155	7,602	56,529	53	7	10	13	7	647
5	Lipto.....	76,850	1,771	2,588	72,067	4	3	2	1	—	434
6	Nógrád.....	214,444	148,357	4,044	59,440	4	4	15	9	—	393
7	Nyitra.....	306,559	69,498	35,893	288,811	5	4	15	8	—	2,177
8	Pozsony.....	331,370	119,899	55,903	149,741	6	17	35	8	—	2,289
9	Trencsén.....	238,769	5,082	10,267	241,818	98	18	1,524	36	22	4,199
10	Turóc.....	49,979	1,358	10,180	37,354	110	20	18	46	50	1,358
11	Zályom.....	112,413	4,549	3,268	103,618	6	—	1	1	—	479
	Zusammen	1,879,515	519,558	158,145	1,185,656	249	77	1,653	130	477	14,170
II. Rechts Donauufer:											
1	Comitat Baranya.....	322,285	168,376	112,896	617	—	4	20,129	16,246	507	3,510
2	Fejér.....	222,455	190,660	26,077	2,924	36	1	31	2,103	3	639
3	Győr.....	115,787	112,279	2,823	204	11	2	135	12	2	319
4	Komárom.....	159,504	137,330	11,672	9,791	23	4	12	1	5	666
5	Moson.....	85,650	20,787	54,729	493	2	1	8,424	4	—	610
6	Somogy.....	326,385	294,242	19,721	261	2	2	10,829	7	—	635
7	Sopron.....	259,602	122,334	105,043	349	12	1	30,160	17	37	1,619
8	Tohna.....	252,098	169,346	80,114	769	266	2	47	1,048	12	494
9	Vas.....	390,371	197,389	125,526	226	14	3	18,197	8	47,080	1,928
10	Veszprém.....	215,280	177,073	35,962	1,971	26	—	32	2	41	173
11	Zala.....	404,699	296,145	6,355	2,28	108	1	79,737	12	21,380	762
	Zusammen	2,753,995	1,885,961	589,918	17,893	498	21	167,733	19,460	69,792	11,510

Landes- Zahl	Landesherrl. Municipium	Gesamti- Civilbevöl- kerung	Ungarn	Deutsche	Slovaken	Walachen	Ruthenen	Kroaten	Serben	Wenden	Sonstige
III. Donau-Theißbecken:											
1	Comitat Rákcs-Bodrog	716,488	288,521	189,051	29,025	372	9,063	1,253	197,104	80	2,019
2	„ Csongrád	261,340	256,469	2,743	715	252	14	28	421	4	694
3	„ Heves	233,785	230,450	1,568	1,079	13	6	32	9	7	621
4	„ J.-N.-K.-Szolnok	318,475	315,387	1,567	977	153	6	14	18	—	353
5	„ Pest-P.-S.-Kiskun	1,224,724	927,479	296,342	57,526	1,199	147	1,852	10,703	329	19,157
	Zusammen	2,754,812	2,018,306	401,271	89,322	1,989	9,236	3,179	208,255	410	22,844
IV. Rechtes Theißufer:											
1	Comitat Abauj-Torna	179,884	119,526	10,010	48,240	25	249	27	11	6	1,790
2	„ Bereg	179,455	76,051	19,418	1,223	127	81,907	42	11	2	674
3	„ Borsod	216,794	202,896	3,160	9,738	39	348	27	3	—	583
4	„ Gömör	174,810	93,695	4,770	74,731	3	11	13	1	1	1,585
5	„ Sáros	168,021	5,708	11,811	112,331	6	35,019	4	5	2	3,135
6	„ Szepes	163,291	4,999	44,958	93,214	2	17,518	10	1	—	1,955
7	„ Ung	135,247	37,182	10,318	40,035	94	46,521	33	3	6	1,955
8	„ Zemplén	299,197	141,188	15,511	107,477	74	31,036	81	16	1	3,813
	Zusammen	1,516,699	681,245	119,356	486,989	370	212,609	237	51	18	15,224
V. Linkes Theißufer:											
1	Comitat Békés	258,386	188,781	6,110	56,876	6,019	23	12	32	2	531
2	„ Bihar	516,704	283,806	3,374	5,957	219,940	213	160	25	1	3,228
3	„ Hajdu	190,978	189,193	1,132	290	77	30	4	8	2	242
4	„ Máramaros	268,281	33,610	45,679	492	64,957	122,528	9	4	1	1,001
5	„ Szabolcs	244,945	234,220	1,357	6,897	714	596	—	2	2	457
6	„ Szatmár	323,768	198,429	13,883	405	107,947	1,344	61	2	53	1,644
7	„ Szilágy	191,167	67,275	1,593	2,330	117,711	63	165	—	1	2,029
8	„ Ugocsa	75,461	28,852	5,447	40	8,830	32,076	1	—	—	215
	Zusammen	2,069,690	1,224,806	78,575	73,287	526,195	156,873	412	73	62	9,347

Laufende Zahl	Landesherrl. Municipium	Gesamt-Christvolk-Kennung	Ungarn	Deutsche	Slovaken	Walachen	Ruthenen	Kroaten	Serben	Wenden	Sonstige
<i>V. Theiß-Markchen:</i>											
1	Comitat Arad	343,597	86,780	37,303	4,157	208,957	199	77	2,200	2	3,922
2	• Craiud	130,575	95,229	1,410	15,735	13,689	152	7	3,853	—	700
3	• Krassó-Székely	407,635	10,879	48,058	5,723	311,335	161	5,018	11,862	62	14,527
4	• Temes	434,529	36,114	160,184	2,598	161,449	70	205	62,809	11	11,089
5	• Torontal	591,950	99,991	185,099	14,031	87,445	33	4,690	189,235	23	13,713
	Zusammen	1,907,596	328,993	432,054	42,244	782,873	615	9,997	266,659	98	43,761
<i>VII. Siebenbürgen:</i>											
1	Comitat Alab-Fehér	193,072	30,181	7,539	60	151,397	3	58	22	6	3,806
2	• Beszterce-Naszód	104,737	4,994	25,268	179	70,466	39	6	3	—	3,762
3	• Brassó	86,777	26,116	27,802	225	31,106	5	15	15	1	1,492
4	• Czik	114,110	98,861	384	6	14,470	2	—	1	—	386
5	• Fogaras	88,217	4,082	4,009	26	78,725	2	—	3	6	1,264
6	• Hátromszék	130,008	110,799	551	231	17,360	39	141	—	—	847
7	• Hunyad	267,895	17,167	8,047	347	228,486	47	15	30	9	3,747
8	• Kis-Küküllő	101,045	27,652	18,273	2	49,573	—	36	—	—	5,489
9	• Kolozs	225,199	77,971	8,081	176	133,277	14	24	21	—	6,335
10	• Maros-Torda	177,860	102,572	6,438	140	62,179	4	13	6	—	6,508
11	• Nagy-Küküllő	135,312	14,148	39,575	12	53,644	2	13	5	3	7,910
12	• Székely	148,738	4,342	42,497	108	98,719	10	22	14	18	3,008
13	• Szolnok-Doboka	217,550	38,961	6,234	255	166,806	83	67	53	101	4,990
14	• Torda-Aranyos	150,564	37,590	841	73	107,491	61	—	1	1	4,506
15	• Ujvárhely	110,132	103,209	2,131	20	3,191	—	1	3	—	1,577
	Zusammen	2,251,216	697,945	217,670	1,880	1,276,890	351	431	177	145	55,727

Landestheil, Municipium	Gesamt-Civilbevölkerung	Ungarn	Deutsche	Slovaken	Walachen	Ruthenen	Kroaten	Serben	Wenden	Sonstige
I. Ungarn zusammen:	15,133,494	7,356,874	1,988,589	1,896,641	2,589,066	379,782	183,642	495,105	70,912	172,883
II. Fiume Stadt u. Gebiet:	29,494	1,062	1,495	24	13	4	10,770	28	2,780	13,318
III. Kroatien-Slavonien:										
1 Comitiat Delovár-Körös	266,210	8,424	3,683	181	649	22	240,367		2,162	10,122
2 „ Lika-Krbava	190,978	15	100	5	1	1	190,680		60	116
3 „ Modrus-Fiume	220,629	347	475	49	—	2	217,289		1,190	1,177
4 „ Pozsega	902,836	9,429	10,726	659	11	109	167,776		880	13,246
5 „ Szerém	347,022	20,854	57,508	9,224	1,117	3,452	248,998		1,315	4,554
6 „ Varasd	258,066	1,044	1,939	49	104	1	251,086		3,255	588
7 „ Veröcze	216,417	26,618	37,615	3,277	856	4	142,553		1,154	4,360
8 „ Zágráb	484,252	2,063	5,447	170	88	15	462,290		10,971	3,208
Kroatien-Slavonien zusammen	2,186,410	68,794	117,493	13,614	2,826	3,606	1,921,719		20,987	37,371
Die Länder der heiligen Stefanskronen insgesamt	17,349,398	7,426,730	2,107,577	1,910,279	2,591,965	383,392	2,611,264		94,679	223,577

Während im Jahre 1880 die meisten Ungarn das rechte Donauufer bewohnen, die Zahl der Ungarn an den Donau-Theissbecken um 70,000 Seelen überragend, bewohnen gegenwärtig schon um 136,000 Seelen mehr Ungarn das Donau-Theissbecken; dies kann jener außerordentlichen Zunahme zugemuthet werden, welche die ungarische Nationalität in diesem Landestheil aufweist. In absoluten Zahlen beträgt diese Zunahme nicht weniger als 362,000 Seelen. Die ungarische Nationalität übertrifft gegenwärtig auch schon am linken Donauufer eine halbe Million, in Siebenbürgen aber zählt dieselbe fast 700,000 Seelen. Im Großem und Gauzen — unberührt gelassen die gegenwärtigen Grenzen der Comitats, welche aber durchaus nicht gleichbedeutend sind mit den Grenzen der früher bestandenen 3 Nationalitäten in Siebenbürgen — entfallen von obiger Zahl der Ungarn auf das Széklerland 415,000, auf die früher ungarischen Comitats 205,000 und auf das sächsische Gebiet 63,000.

Sowohl absolut, als auch relativ ist die ungarische Nationalität am schwächsten in dem Maros-Theissbecken vertreten, aber auch hier kann eine geringe Zunahme wahrgenommen werden, insofern die Zahl der Ungarn von 265,000 auf 328,000 stieg. Die Zahl der Ungarn comitatsweise der Höhe nach gereiht, sammt Angabe der Daten vom Jahre 1880 ist aus nachstehendem Ausweis ersichtlich:

Comitat	Zahl der Ungarn		Comitat	Zahl der Ungarn	
	i. J. 1880	i. J. 1890		i. J. 1880	i. J. 1890
1. Pest-Pilis-Solt-Kk.	709,944	974,79	33. Arad	70,288	86,780
2. Jász.-Nk.-Sz.	275,277	315,387	34. Kolozs	65,136	77,271
3. Zala	261,662	296,145	35. Bereg	66,804	76,051
4. Somogy	271,149	294,242	36. Nyitra	56,384	69,498
5. Bács-Bodrog	245,762	288,521	37. Szilágy	59,756	67,275
6. Bihar	241,369	283,806	38. Esztergom	57,299	62,505
7. Csongrád	223,957	256,469	39. Hont	50,872	58,155
8. Szabolcs	194,388	234,920	40. Bars	43,341	47,611
9. Heves	205,091	230,450	41. Szolnok-Doboka	32,553	38,961
10. Borsod	181,559	202,896	42. Torda-Aranyos	31,551	37,590
11. Szatmár	172,410	198,429	43. Ung	40,701	37,182
12. Vas	176,628	197,389	44. Temes	26,936	36,114
13. Fejér	178,080	190,660	45. Maramaros	24,598	33,610
14. Hajdu	169,426	189,193	46. Alsó-Fehér	26,738	30,181
15. Békés	160,472	188,781	47. Ugocea	23,317	28,852
16. Veszprém	171,714	177,073	48. K.-Küküllő	22,413	27,652
17. Tolna	156,570	169,346	49. Brassó	24,860	26,116
18. Baranya	153,067	168,376	50. Moson	13,622	20,787
19. Nógrád	122,713	148,357	51. Hunyad	12,668	17,167
20. Zemplén	123,088	141,188	52. N.-Küküllő	12,424	14,148
21. Komárom	127,951	137,330	53. Krassó-Szörény	7,422	10,879
22. Sopron	113,992	122,334	54. Sáros	4,356	5,708
23. Pozsony	113,321	119,899	55. Trencsén	2,661	5,082
24. Abauj-Torna	112,972	119,526	56. Szepes	3,672	4,999
25. Győr	106,547	112,279	57. Beszterce-Naszód	3,658	4,994
26. Háromszék	108,450	110,799	58. Zólyom	2,757	4,549
27. Udvarhely	97,909	103,209	59. Szeben	3,091	4,342
28. Maros-Torda	89,842	102,572	60. Fogaras	2,760	4,082
29. Torontál	81,915	99,991	61. Liptó	1,494	1,771
30. Csik	96,424	98,861	62. Turocz	1,104	1,358
31. Csanád	79,297	96,229	63. Árva	368	773
32. Gömör	86,140	93,695			

Sollten auch die Comitats Kroatien-Slavoniens eingereicht werden, so würde das Comitats Verőcze in der Reihenfolge den 49-ten, das Comitats Szerém den 50-ten Platz einnehmen, außerdem würden 10 Comitats Ungarns nach den zwei Comitats Kroatien-Slavoniens, Pozsega und Belovár-Körös folgen.

Ans obigem Ausweis ist ersichtlich, dass die Reihenfolge der Comitats während der 10 Jahre einige Aenderung erlitt, je nachdem die Zunahme der ungarischen Nationalität eine stärkere oder schwächere war.

Die Zunahme der verschiedenen Nationalitäten in Prozenten ausgedrückt, ist in nachstehender Tabelle enthalten:

Landestheil, Municipium	Zunahme in % während der letzten 10 Jahre						
	Ungarn	Deutsche	Slovaken	Walachen	Ruthenen	Kroaten, Serben	Sonstige
I. Ungarn.							
<i>I. Linkes Donauufer:</i>							
1	Comitat Árva	110'05	-16'32	3'03	—	—	—
2	• Bars	9'85	1'30	6'80	—	—	—
3	• Esztergom	9'00	2'33	11'60	—	—	—
4	• Hont	14'32	-7'60	0'25	—	—	—
5	• Liptó	18'78	-10'74	2'02	—	—	—
6	• Nógrád	20'90	-17'05	4'03	—	—	—
7	• Nyitra	23'26	-5'32	5'58	—	—	—
8	• Pozsony	5'80	-1'18	7'74	—	—	—
9	• Trencsén	90'09	-6'33	5'08	—	—	—
10	• Turócz	23'01	9'23	7'00	—	—	—
11	• Zólyom	65'00	5'05	8'15	—	—	—
	Zusammen	14'87	-2'53	5'08	—	—	—
<i>II. Rechtes Donauufer:</i>							
1	Comitat Baranya	10'00	11'50	—	—	8'41	—
2	• Fejér	7'06	6'71	—	—	—	—
3	• Győr	6'28	-15'45	—	—	—	—
4	• Komárom	7'23	-3'74	8'15	—	—	—
5	• Moson	52'60	-5'09	—	—	5'05	—
6	• Somogy	8'52	-13'84	—	—	6'47	—
7	• Sopron	7'33	3'28	—	—	4'06	—
8	• Tolna	8'16	6'04	—	—	—	—
9	• Vas	11'78	2'27	—	—	8'17	11'23
10	• Veszprém	3'13	3'05	—	—	—	—
11	• Zala	13'18	-16'45	—	—	13'00	11'01
	Zusammen	9'03	3'00	-10'40	—	7'40	10'70
<i>III. Donau-Theiß Becken</i>							
1	Comitat Bács-Bodrog	17'40	10'67	11'78	—	6'03	—
2	• Csongrád	14'52	—	—	—	—	—
3	• Heves	12'26	—	—	—	—	—
4	• J.-N.-K.-Szolnok	14'57	—	—	—	—	—
5	• P.-P.-S.-K.-Kun	30'64	2'73	0'10	—	—	—
	Zusammen	21'58	6'20	3'66	—	8'30	—
<i>IV. Rechtes Theißufer:</i>							
1	Comitat Abauj-Torna	5'80	-18'64	-9'08	—	—	—
2	• Bereg	13'84	116'31	—	—	7'70	—
3	• Borsod	11'75	-35'27	-10'35	—	—	—
4	• Gömör	8'77	-19'23	0'31	—	—	—
5	• Sáros	31'04	7'10	-5'63	—	9'05	—
6	• Szepes	36'14	-10'86	-7'01	—	4'13	—
7	• Ung	-8'05	176'02	5'18	—	7'30	—
8	• Zemplén	14'71	16'30	1'70	—	0'12	—
	Zusammen	10'00	11'30	-3'15	—	6'21	—

Laufende Zahl	Landestheil, Municipium	Zunahme in % während der letzten 10 Jahre						
		Ungarn	Deut- sche	Slo- vakon	Wala- chen	Ru- thenen	Kroa- ten, Serben	Son- stige
<i>V. Länkes Theilfufer:</i>								
1	Comitat Békés	17'64	-11'95	1'25	7'29	—	—	—
2	„ Bihar	17'36	—	—	14'05	—	—	—
3	„ Hajdu	11'67	—	—	—	—	—	—
4	„ Máramaros	36'84	39'46	—	10'25	11'70	—	—
5	„ Szabolcs	20'85	—	-49'43	—	—	—	—
6	„ Szatmár	15'99	-3'42	—	5'70	—	—	—
7	„ Szilágy	12'56	—	—	11'02	—	—	—
8	„ Ugocea	23'78	119'78	—	4'88	4'01	—	—
	Zusammen	17'13	18'02	-7'00	10'60	9'07	—	—
<i>VI. Theiß-Maros Becken:</i>								
1	Comitat Arad	23'46	16'01	—	8'51	—	—	—
2	„ Csanád	20'09	—	20'25	17'18	—	15'19	—
3	„ Krassó-Szörény	46'55	23'72	—	4'21	—	-12'25	44'54
4	„ Temes	34'07	12'47	—	4'45	—	9'26	1'77
5	„ Torontál	22'07	11'99	9'78	6'99	—	7'98	12'00
	Zusammen	23'76	13'66	8'54	5'99	—	6'83	17'97
<i>VII. Siebenbürgen:</i>								
1	Comitat Alsó-Fehér	12'88	4'40	—	7'94	—	—	3'89
2	„ Beszt.-Naszód	36'82	5'81	—	9'91	—	—	17'23
3	„ Brassó	5'05	0'76	—	2'44	—	—	—
4	„ Csik	2'58	—	—	8'50	—	—	—
5	„ Fogaras	47'90	1'42	—	2'58	—	—	—
6	„ Háromszék	2'17	—	—	8'40	—	—	—
7	„ Hunyad	35'51	11'98	—	6'22	—	—	5'51
8	„ Kis-Küküllő	23'27	3'76	—	7'69	—	—	-10'63
9	„ Kolozs	18'65	1'95	—	14'44	—	—	-3'08
10	„ Maros-Torda	14'17	1'21	—	11'58	—	—	-5'10
11	„ Nagy-Küküllő	13'88	0'47	—	0'57	—	—	8'85
12	„ Szeben	40'47	0'98	—	5'18	—	—	22'60
13	„ Szoln.-Doboka	19'68	31'27	—	10'66	—	—	-0'89
14	„ Torda-Aranyos	19'14	—	—	7'34	—	—	-3'22
15	„ Udvarhely	5'42	—	—	0'81	—	—	—
	Zusammen	10'70	2'80	—	7'77	—	—	1'72
	I. Ungarn	14'68	6'26	2'22	7'74	7'52	7'40	15'20
	II. Finne Stadt und Gebiet	177'28	67'04	—	—	—	35'13	37'60
	III. Kroatien-Slavonien	66'10	41'22	49'96	38'25	27'29	12'25	40'26
	Die Länder der heiligen Stefanskrone insgesamt	15'22	7'66	2'45	7'77	7'85	11'01	20'24

Damit diese Tabelle übersichtbarer sei, wurde bei sämtlichen Comitaten die Verhältniszahl all' jener Nationalitäten weggelassen, bei welchen die Zunahme nicht einmal 2% der Bevölkerung des betreffenden Comitats betrug, nur bei der ungarischen Nationalität wurde die Ausnahme gemacht, dass die Zunahme auch bei jenen zwei Comitaten (Árva und Trencsén) angegeben wurde, in welchen dieselbe 2% nicht erreichte.

Die einzelnen Landestheile in Betracht genommen, zeigt die ungarische Nationalität in den *Theiß-Marosbecken* die größte Zunahme, dieselbe überragt auch die äußerst günstige Zunahme des Donau-Theißbeckens. Die Zunahme war auf diesem Gebiet in keinem einzelnen Comitats geringer als 20% und je geringer die absolute Zahl der Ungarn, umso progressiver war die Zunahme. Im Comitats Csanád, wo $\frac{1}{4}$ Theile der Bevölkerung Ungarn sind, betrug die Zunahme 20%, im Comitats Krassó-Szörény hingegen, wo die Ungarn nur einen geringen Theil der Bevölkerung bilden, schon 46%. Das bedeutendste Ergebnis der neuen Volkszählung ist eben das Umsichgreifen der ungarischen Nationalität in den *Theiß-Marosbecken*, wo die Ungarn den geringsten Theil der Bevölkerung bilden.

Die größte Zunahme der Ungarn kann übrigens im allgemeinen in jenen Gegenden wahrgenommen werden, wo dieselben mit der geringsten Zahl vertreten sind, wie in den Comitaten Árva, Trencsén, Zólyom, Krassó-Szörény, Fogaras, Szeben, Besztercze-Naszód u. s. w. Es kommen jedoch nicht nur in derartigen Comitaten günstige Ergebnisse vor, sondern auch z. B. im Comitats Pest-Pilis-Solt-Kis-Kun, welches Comitats sozusagen die Stätte der ungarischen Nationalität ist, in diesem Comitats betrug die Zunahme mehr als 30%. Dieses Ergebnis ist einestheils mit der überaus günstigen Zunahme der Bevölkerung des Comitats und mit dem erfreulichen Fortschritt der ungarischen Nationalität, andererseits mit der rapiden Entwicklung der Hauptstadt begründet. Die Hauptstadt zieht sehr viele Einwanderer an, auch aus den ungarischen Gegenden des Landes, die Fremden hingegen sind gezwungen, sich zu assimilieren.

Am *linken Donauufer* stimmt die Zunahme der Ungarn beiläufig mit dem Durchschnitt des Landes überein; nur 3 Comitats bleiben unter diesem und zw. Bars, Esztergom und besonders Pozsony. In letzterem Comitats ist die Lage der ungarischen Nationalität eine ungünstige, es zeigt sich eher ein Rückfall als ein Fortschritt; die Zunahme des deutschen Elements ist zwar noch ungünstiger, darin liegt jedoch kein Trost, denn die Slovaken nehmen auf Kosten dieser beiden Nationalitäten zu. Auf die ungünstige Gestaltung der Verhältniszahl der ungarischen Nationalität war in gewisser Hinsicht auch jener Umstand von Einfluss, dass 7 ungarische Gemeinden in das nachbarliche Comitats Moson einverleibt wurden, dies fällt jedoch nicht so schwer in die Wagschale, vielmehr zeigt sich die Wirkung bei dem Comitats Moson, dessen geringe Anzahl von Ungarn hiedurch namhaft erhöht wurde.

Am *rechten Donauufer* erreichte, mit Ausnahme des Comitats Moson, in keinem einzigen Comitats die Zunahme der ungarischen Nationalität den Durchschnitt des Landes, in 7 Comitaten sogar nicht einmal 10%. Dies steht mit der allgemein ungünstigeren Gestaltung der Zunahme der Bevölkerung im Zusammenhange. In zwei Comitaten, in Vesprém und Baranya war die Zunahme der Deutschen eine größere als die Zunahme der Ungarn.

In sämmtlichen Comitaten des *Donau-Theißbeckens* ist die Zunahme der ungarischen Nationalität eine stärkere als die Zunahme der Bevölkerung des Landes. Der Landesdurchschnitt der ungarischen Nationalität wird aber nur in den Comitaten Pest und Bács übertroffen, in den Comitaten J. N. K. Szolnok und Csongrád ist die Verhältniszahl beiläufig gleich, im Comitate Heves hingegen bleibt die Zunahme der ungarischen Nationalität bedeutend unter dem Landesdurchschnitt. Die letzteren 3 Comitae bewohnen fast ausschließlich Ungarn, es beanspruchen demnach die 2 ersteren mehr Beachtung. Das Comitae Bács bewohnen außer den Ungarn auch Serben und Deutsche in großer Anzahl; die Zunahme ersterer ist ganz unbedeutend und die Zunahme der letzteren bleibt auch weit zurück hinter der Zunahme der Ungarn; die Slovaken aber nähern sich schon dieser Zunahme, dieselben betragen jedoch nur 4% der Bevölkerung des Comitats, die Ruthenen hingegen, deren Zunahme (18.45%) auch jene der Ungarn übertrefft, bilden nur 1.27% der gesammten Bevölkerung des Comitats. In dem Comitae Pest weisen die Deutschen fast gar keine Zunahme auf, die Slovaken nahmen ab und es entfällt sonach die ganze namhafte Zunahme der Bevölkerung eigentlich zu Gunsten der ungarischen Nationalität.

Am *rechten Theißufer* war besonders in den Comitaten Szepes und Sáros die Zunahme der Ungarn eine außerordentlich günstige. Natürlich kann dies ebensowenig für eine Zunahme im Inneren der Bevölkerung, als für eine Assimilierung eines großen Theiles der Bevölkerung angesehen werden, es ist dies ausschließlich dem Umstand zu verdanken, dass die intelligenten Classen sich der ungarischen Nationalität angehörend bekannten. Sehr günstig ist die Perzentzahl der Ungarn auch in dem Comitae Zemplén, wogegen die Slovaken nur eine sehr geringe Zunahme, die Ruthenen hingegen eine Abnahme aufweisen. Dies kann beiläufig jenem Umstand zugeschrieben werden, dass die Auswanderung nach Amerika bisher im größeren Maße nur in dem durch Slovaken und Ruthenen bewohnten nördlichen Theil des Comitats um sich griff. Leider gelangte, zufolge Verwüstung der Hegyaljaer Weinberge durch die Phylloxera, nunmehr auch die durch Ungarn bewohnte Gegend des Comitats an die Reihe und es ist zu befürchten, dass im nächsten Jahrzehnt die Entvölkerung des südlichen Theiles des Comitats und hiemit im Zusammenhange die Abnahme der ungarischen Nationalität in diesem Comitae eintreten wird. Im Comitae Abauj-Torna ist, wenn die schon seit einem Jahrzehnt andauernde massenhafte Auswanderung in Betracht genommen wird, die mäßige Zunahme der ungarischen Nationalität befriedigend, umso mehr, als die Deutschen und Slovaken stark abnahmen. Dasselbe bezieht sich auch auf das Comitae Gömör, obzwar hier das Verhältniß der Zunahme bei den Ungarn ein viel günstigeres ist und auch die Slovaken keine so große Abnahme aufweisen. Im Comitae Bereg war die Zunahme der Ungarn eine günstige, der staunenswerten Zunahme der deutschen Nationalität gegenüber hingegen wird dieselbe fast zu nichts. Dies kann aber eher dem Versehen der vorigen Volkszählung als dem Ergebnis der factischen Zustände zugemuthet werden. Im Comitae Bereg sind nämlich kaum einige deutsche Gemeinden vorzufinden, die Zahl der Deutschen verursachen fast ausschließlich die dortigen Israeliten, wahrscheinlich wurde ein Theil von diesen im Jahre 1880 theils als Ungarn, theils als Ruthenen aufgenommen, trotzdem diese mit geringer Ausnahme einen verdorbenen Jargon

sprechen und nur dermaßen als Deutsche aufzunehmen sind. Derselbe Fall kommt wahrscheinlich auch im Comitats Ungvár vor, wo die Anzahl der Ungarn eine starke Abnahme aufweist, die Deutschen hingegen mit einer immens hohen Perzentzahl zunahmen.

Am linken Theißufer war die Zunahme der ungarischen Nationalität allgemein eine sehr günstige, dieselbe übertraf auch im Comitats Hajdu, welches das Minimum bildet, die 10%. Die Zunahme der Walachen in diesem Landestheil war ziemlich befriedigend, besonders im Comitats Hajdu.

Auch in den meisten Comitaten Siebenbürgens gestaltet sich die Zunahme der Ungarn ungewohntermaßen günstig, da jedoch eben in den Comitaten, wo die Ungarn am stärksten vertreten sind, als Udvarhely, Csik, Háromszék, und in dem stark mit Ungarn gemengten Comitats Brassó, die Zunahme nur eine sehr mäßige war, so ist der Durchschnitt des Landestheiles nicht besonders günstig, die übrigen Nationalitäten, ja sogar die Walachen werden trotzdem übertroffen.

In der allgemeinen Uebersicht war es angeben, in welchem Maße die Anzahl der Ungarn in Kroatien-Slavonien zunahm. Es wäre interessant, dieses so wichtige Ergebnis auch in den einzelnen Comitaten zu erörtern, zu Folge der im Jahre 1886 durchgeführten neuen Eintheilung der Comitats ist jedoch der Vergleich unmöglich gemacht.

Um eine noch klarere Uebersicht der comitatsweisen Zunahme der ungarischen Nationalität zu bieten, erscheinen die Comitats, nach Höhe der Perzente gereiht und neben der perzentuellen Zunahme der ungarischen Nationalität überall auch die Perzente der allgemeinen Zunahme der Bevölkerung angegeben, im nachstehenden Ausweis angeführt:

Comitat	Die Zunahme	
	der Ungarn	der gesamten Bevölkerung
1. Árva	110.05 %	3.80 %
2. Trencsén	90.98 %	5.90 %
3. Zólyom	65.00 %	9.67 %
4. Moson	52.00 %	4.05 %
5. Fogaras	47.00 %	4.31 %
6. Krassó-Szörény	46.58 %	6.01 %
7. Szeben	40.47 %	5.07 %
8. Máramaros	36.64 %	17.98 %
9. Besztercze-Naszód	36.52 %	10.28 %
10. Szepes	36.14 %	-5.50 %
11. Hunyad	35.51 %	7.89 %
12. Temes	34.07 %	9.79 %
13. Pest-Pilis-S.-K.-K.	30.64 %	23.09 %
14. Sáros	31.94 %	0.00 %
15. Ugocsa	23.74 %	15.42 %
16. Arad	23.46 %	13.04 %
17. Kis-Küküllő	23.37 %	9.58 %
18. Nyitra	23.26 %	7.16 %
19. Turóc	23.01 %	8.81 %
20. Torontál	22.07 %	11.35 %
21. Nograd	20.90 %	11.87 %
22. Szabolcs	20.88 %	14.46 %
23. Csanád	20.00 %	19.78 %
24. Szolnok-Doboka	19.68 %	12.83 %
25. Torda-Aranyos	19.14 %	9.88 %

Comitat	Die Zunahme	
	der Ungarn	der gesamten Bevölkerung
26. Liptó	18,26 %	2,79 %
27. Kolozs	18,63 "	14,72 "
28. Békés	17,64 "	12,46 "
29. Bihar	17,56 "	15,65 "
30. Zemplén	14,71 "	8,15 "
31. Bács	17,40 "	12,29 "
32. Szatmár	15,99 "	10,46 "
33. Jász-N.-K.-Szolnok	14,57 "	14,36 "
34. Csongrád	14,59 "	14,42 "
35. Hont	14,32 "	5,98 "
36. Maros-Torda	14,17 "	11,86 "
37. Nagy-Küküllő	13,68 "	2,16 "
38. Bereg	13,64 "	17,00 "
39. Zala	13,18 "	12,42 "
40. Borsod	11,75 "	10,62 "
41. Alsó-Fehér	12,68 "	8,45 "
42. Szilágy	12,58 "	11,74 "
43. Heves	12,56 "	12,17 "
44. Vas	11,75 "	8,26 "
45. Hajdú	11,67 "	10,18 "
46. Baranya	10,99 "	9,64 "
47. Bars	9,85 "	7,16 "
48. Esztergom	9,99 "	8,61 "
49. Tolna	8,16 "	7,44 "
50. Gömör	8,77 "	3,40 "
51. Somogy	8,52 "	6,31 "
52. Komárom	7,55 "	5,15 "
53. Sopron	7,32 "	5,82 "
54. Fejér	7,06 "	6,21 "
55. Győr	7,36 "	5,75 "
56. Pozsony	5,89 "	5,47 "
57. Abauj-Torna	5,89 "	-0,26 "
58. Udvarhely	5,42 "	4,37 "
59. Brassó	5,05 "	3,29 "
60. Veszprém	3,12 "	3,96 "
61. Csik	2,55 "	2,86 "
62. Háromszék	2,17 "	3,78 "
63. Ung	-8,65 "	6,74 "

Die durchschnittliche Zunahme der Gesamtbevölkerung des Landes wird in 45 Comitaten durch die Zunahme der Ungarn übertagt, von den übrigen 18 Comitaten aber, in welchen dies nicht zutrifft, war in 11 Comitaten die Zunahme noch immer größer, als das Perzent der nicht ungarischen Bevölkerung des Landes und nur in 7 Comitaten blieb die Zunahme unter dieser Perzentzahl. Von diesen 7 Comitaten ist es bezüglich der Comitate Bereg und Ung nicht möglich, darüber ins Reine zu kommen, ob die ungünstige Verhältniszahl der ungarischen Nationalität nicht auf das schon erwähnte Versehen der Volkszählung vom Jahre 1880 zurückzuführen ist. Die geringe Zunahme der Székler Comitate ist eine ernste Mahnung, dass die Frage der Auswanderung von diesen Comitaten weder missachtet noch vernachlässigt werden darf.

Das Verhältnis der Nationalitäten nach den einzelnen Comitaten in den Jahren 1880 und 1890 ist in nachstehender Tabelle angegeben :

Das prozentuelle Verhältnis der Nationalitäten in den Jahren 1880 und 1890.

Landestheil, Municipium	Ungarn		Deutsche		Slowaken		Walachen		Ruthenen		Kroaten, Serb.		Sonstige	
	1880	1890	1880	1890	1880	1890	1880	1890	1880	1890	1880	1890	1880	1890
in Prozenten der gesammten Civilbevölkerung														
Ungarn.														
<i>I. Linkes Donaulfer.</i>														
1	Comitat Arva	0.45	0.91	2.36	96.36	96.31	—	—	—	—	0.00	—	0.46	0.63
2	„ Bars	30.97	31.14	12.16	57.05	56.91	0.00	0.00	—	—	0.00	0.00	0.00	0.46
3	„ Esztergom	79.40	79.75	12.06	11.41	8.31	0.06	0.00	—	—	0.05	0.06	0.46	0.57
4	„ Hont	43.92	47.37	7.09	6.18	48.56	0.03	0.01	0.00	—	0.01	0.01	0.46	0.54
5	„ Lipót	1.99	2.31	3.85	39.87	93.78	—	0.00	0.00	0.00	0.01	0.00	0.46	0.56
6	„ Nógrád	64.02	69.18	2.57	1.90	32.31	27.72	0.00	0.00	0.00	0.08	0.01	1.07	1.30
7	„ Nyitra	15.34	17.83	10.34	9.06	73.91	72.83	0.02	0.00	0.00	0.3	0.01	0.57	0.58
8	„ Pázosony	36.07	36.16	18.01	16.98	44.84	45.19	0.00	0.00	0.00	0.69	0.46	0.99	1.27
9	„ Trencsén	1.69	1.97	4.48	3.97	93.96	93.45	0.03	0.04	0.00	0.01	0.03	0.43	0.55
10	„ Turóc	2.40	2.72	20.87	20.56	76.56	75.74	0.01	0.01	0.00	—	0.01	0.09	0.13
11	„ Zólyom	2.60	4.05	3.69	2.91	92.50	92.31	0.00	0.02	—	0.00	0.00	0.72	0.81
Zusammen		25.75	27.84	9.34	8.42	64.70	63.06	0.02	0.01	—	0.00	0.14	0.65	0.74
<i>II. Rechtes Donaulfer.</i>														
1	Comitat Baranya	52.17	52.34	34.48	35.03	0.35	0.19	0.17	—	0.00	0.00	11.43	1.40	1.25
2	„ Fejér	85.03	85.71	11.67	11.72	1.82	1.31	0.00	0.02	0.00	0.00	1.89	0.94	0.38
3	„ Győr	96.40	96.97	3.05	2.44	0.15	0.18	0.00	0.00	0.00	0.10	0.13	0.30	0.28
4	„ Komárom	84.35	86.10	7.99	7.32	7.03	6.14	0.00	0.01	0.00	0.00	0.09	0.01	0.02
5	„ Moson	16.74	24.44	70.83	64.35	0.59	0.56	0.08	0.00	—	0.00	10.01	9.91	0.72
6	„ Somogy	88.19	90.02	7.45	6.08	0.15	0.06	0.10	0.13	0.04	0.00	3.77	3.81	0.84
7	„ Sopron	46.38	47.14	41.38	40.46	0.10	0.13	0.01	0.00	0.00	11.70	11.02	0.55	0.65
8	„ Tolna	166.73	167.37	32.30	31.78	0.34	0.31	0.05	0.11	—	0.00	0.47	0.43	0.30
9	„ Vác	48.98	50.56	34.94	32.16	0.07	0.08	0.02	0.00	0.00	4.67	4.66	12.28	12.56
10	„ Veszprém	82.56	82.25	16.89	16.70	0.45	0.09	—	0.01	—	0.01	0.09	0.19	0.10
11	„ Zala	72.99	73.18	2.11	1.57	0.07	0.06	0.05	0.03	0.00	19.60	19.71	5.48	5.45
Zusammen		67.91	68.45	21.09	21.08	0.78	0.65	0.05	0.04	0.00	6.80	6.90	2.97	2.94

Laufende Zahl	Landestheil, Municipium	in Prozenten der gesammten Civilbevölkerung																				
		Ungarn	1880	1890	Deutsche	1880	1890	Slowaken	1880	1890	Walachen	1880	1890	Rußenen	1880	1890	Kroaten, Serb.	1880	1890	Sonstige	1880	1890
III. Donau-Thalgecken																						
Comitat Bacs-Bodrog																						
1	•	38.52	40.27	26.77	26.20	4.07	4.02	0.02	0.02	0.02	1.20	1.27	29.10	27.02	0.22	0.20	0.27	0.27	0.27	0.27	0.27	0.27
2	•	98.02	98.14	1.02	1.02	0.22	0.27	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
3	•	98.22	98.27	0.22	0.27	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
4	•	98.22	99.02	0.22	0.27	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
5	•	71.22	75.12	20.22	16.22	5.22	5.22	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
Zusammen																						
70.22		73.22	16.12	14.07	3.02	3.22	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
IV. Heekes Thalgeifer																						
Comitat Abauj-Torna																						
1	•	62.22	65.22	6.22	5.22	29.22	28.22	0.02	0.02	0.02	0.22	0.12	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
2	•	43.22	42.22	5.22	10.22	0.22	0.22	0.02	0.02	0.02	4.92	4.52	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
3	•	92.22	93.22	1.22	1.22	5.22	5.22	0.02	0.02	0.02	0.22	0.12	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
4	•	50.22	53.22	3.22	2.22	44.22	42.22	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
5	•	2.22	3.22	6.22	7.22	70.22	66.22	0.02	0.02	0.02	18.22	20.22	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
6	•	2.22	3.22	29.22	27.22	57.22	57.22	0.02	0.02	0.02	9.22	10.22	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
7	•	32.22	27.22	7.22	7.22	30.22	29.22	0.02	0.02	0.02	34.22	34.22	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
8	•	44.22	47.22	4.22	5.22	38.22	35.22	0.02	0.02	0.02	11.22	10.22	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
Zusammen																						
42.22		44.22	7.22	7.02	34.22	32.22	0.02	0.02	0.02	13.22	14.22	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
V. Linkes Theilgeifer																						
Comitat Bekes																						
1	•	69.22	73.22	3.22	2.22	24.22	22.22	0.02	0.02	0.02	2.22	2.22	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
2	•	54.22	54.22	1.22	0.22	1.22	1.22	0.02	0.02	0.02	42.22	42.22	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
3	•	97.22	99.22	1.22	0.22	0.22	0.12	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
4	•	10.22	12.22	14.22	17.22	0.22	0.22	0.02	0.02	0.02	24.22	45.22	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
5	•	90.22	95.22	0.22	0.22	6.22	5.22	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
6	•	58.22	61.22	4.22	4.22	0.22	0.12	0.02	0.02	0.02	34.22	33.22	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
7	•	34.22	35.22	0.22	0.22	1.22	1.22	0.02	0.02	0.02	61.22	61.22	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
8	•	35.22	38.22	3.22	7.22	0.22	0.12	0.02	0.02	0.02	12.22	11.22	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02
Zusammen																						
57.22		59.22	3.02	3.22	4.22	3.22	3.22	0.02	0.02	0.02	26.22	25.22	7.22	7.22	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02	0.02

Landestheil, Municipium	Ungarn		Deutsche		Slovaken		Walachen		Ruthenen		Kroaten, Serb.		Sonstige	
	1880	1890	1880	1890	1880	1890	1880	1890	1880	1890	1880	1890	1880	1890
in Prozenten der gesammten Civilbevölkerung														
VI. Theise-Marosbecken.														
Comitat Arad	23.19	25.28	10.58	10.87	1.01	1.21	63.86	60.81	0.03	0.06	0.78	0.46	1.17	1.15
• Csanád	72.74	72.98	1.07	1.08	12.00	12.05	10.72	10.48	0.09	0.12	3.08	2.96	0.80	0.88
• Krassó-Szörény	1.94	2.61	10.28	11.79	1.89	1.40	78.85	76.86	0.08	0.04	5.05	4.14	2.46	3.68
• Temes	6.80	8.81	35.98	36.98	0.87	0.80	39.08	37.15	0.04	0.02	14.86	14.80	2.76	2.66
• Torontál	15.48	16.91	31.16	31.81	2.41	2.27	15.29	14.79	0.01	0.01	33.81	32.29	2.80	2.57
Zusammen	15.44	17.25	22.09	22.05	25.26	25.21	42.96	41.04	0.04	0.08	15.08	14.98	2.17	2.20
VII. Siebenbürgen.														
Comitat Alsó-Fehér	15.09	15.44	4.06	3.90	0.05	0.02	78.79	78.43	0.00	0.00	0.01	0.04	2.07	1.97
• Beszterce-Naszód	3.86	4.77	25.18	24.13	0.09	0.17	67.47	67.28	0.08	0.06	0.01	0.00	3.21	3.55
• Brassó	29.82	30.10	32.87	32.04	0.08	0.26	36.18	35.85	0.01	0.00	0.08	0.02	1.21	1.72
• Csik	86.02	86.64	0.29	0.28	0.00	0.00	12.02	12.09	—	0.00	0.00	0.00	0.81	0.84
• Fogaras	3.26	4.68	4.87	4.54	0.02	0.03	90.02	89.24	0.00	0.00	0.01	0.00	1.12	1.56
• Háromszék	86.57	85.23	0.86	0.81	0.02	0.19	12.74	13.26	0.00	0.04	0.00	0.11	0.27	0.25
• Hunyad	5.10	6.43	2.80	3.00	0.06	0.13	90.26	89.02	0.02	0.02	0.02	0.02	1.40	1.40
• Kis-Küküllő	24.81	27.37	19.10	18.96	0.02	0.00	49.92	49.08	—	—	0.00	0.05	6.88	5.44
• Kolozs	33.18	34.22	4.04	3.70	0.08	0.08	59.31	59.18	0.04	0.00	0.02	0.02	3.22	2.81
• Maros-Torda	56.51	57.68	4.10	3.42	0.03	0.08	35.04	34.95	0.00	0.00	0.00	0.01	4.22	3.66
• Nagy-Küküllő	9.28	10.45	44.77	44.02	0.01	0.01	40.27	39.85	0.00	0.00	0.06	0.01	5.49	5.65
• Szécsen	2.14	2.92	29.72	28.57	0.02	0.07	66.27	66.28	0.06	0.00	0.00	0.01	1.75	2.05
• Szolnok-Doboka	16.80	17.91	2.45	2.48	0.14	0.13	77.83	76.87	0.12	0.14	0.01	0.06	2.45	2.24
• Torla-Aranyos	23.08	24.97	0.22	0.58	0.04	0.05	73.15	71.20	—	—	0.00	0.00	3.40	2.99
• Udvarhely	92.79	93.91	2.28	1.95	0.03	0.01	3.05	2.92	—	—	—	—	1.85	1.43
Zusammen	30.25	31.60	10.18	9.67	0.02	0.04	56.86	56.72	0.03	0.01	0.02	0.02	2.43	2.48
I. Ungarn zusammen	46.65	48.61	13.02	13.74	13.58	12.28	17.50	17.11	2.57	2.51	4.60	4.49	1.54	1.61
II. Fluss Stadt und Gebiet	1.82	3.60	4.27	5.07	0.04	0.06	0.03	0.05	0.01	0.01	38.08	36.81	55.74	54.56
III. Kroaten-Slawonen	2.18	3.15	4.20	5.27	0.48	0.02	0.11	0.12	0.15	0.16	90.48	87.90	2.20	2.67
Die Länder der b. Stefanskrone inages.	41.21	42.61	12.49	12.15	11.91	11.01	15.28	14.96	2.28	2.21	15.04	15.05	1.68	1.82

Es wurde schon erwiesen, dass die Zunahme der Ungarn im Mutterlande gegenwärtig um netto 2% mehr beträgt, als vor 10 Jahren. Diese günstigere Gestaltung beschränkt sich nicht nur auf die einzelnen Landestheile, sondern erstreckt sich mit Ausnahme einiger Comitats auf das ganze Gebiet Ungarns. Das Donau-Theißbecken weist die größte Zunahme auf (2.59%), dieser folgt das rechte Theißufer mit 1.99, das linke Donauufer mit 1.89, der Maros-Theißbecken mit 1.81, das linke Theißufer mit 1.75, das rechte Donauufer mit 0.97 und endlich Siebenbürgen mit 0.35%. In der Mitte des Landes nahm die ungarische Nationalität am stärksten zu und es scheint fast, als ob die Central-Kraft mit der Zunahme der Entfernung abnehmen würde, eine Ausnahme bildet das rechte Donauufer, welches zwar nahe zu dem Centrum und im Besitze einer großen absoluten Mehrheit der Ungarn, trotzdem nur eine schwache Zunahme der ungarischen Nationalität aufweist. Dies kann auf zwei Ursachen zurückgeführt werden, einerseits auf die verhältnismäßig schwache Zunahme der Ungarn — besonders der Reformierten — andererseits auf die starke Auswanderung, welche während des letzten Jahrzehntes nach Slavonien in großem Maße zunahm.

Die geringe Zunahme der ungarischen Nationalität in *Siebenbürgen* kann jenem Umstand zugemuthet werden, dass in den überwiegend ungarischen Székler-Comitaten die Zunahme hauptsächlich zu Folge der starken Auswanderung eine sehr schwache war, und dass die Zunahme der Walachen in einzelnen Comitaten, als z. B. Kolozs, Szolnok-Doboka, den Durchschnitt dieses Landestheiles um Vieles überragt. Die ungarische Nationalität verlor jedoch auch in diesen Comitaten nicht das Feld, sondern gewann an Ausdehnung, so z. B. stieg die Verhältniszahl der Ungarn im Comitats Kolozs um 1.14%, im Comitats Szolnok-Doboka um 1.11%. Trotz der geringen Zahl der Ungarn in den Comitaten Fogaras und Hunyad nahmen diese doch bedeutend zu, das Ergebnis gestaltet sich jedoch am günstigsten im Comitats Kis-Küküllő, wo gegenwärtig die Verhältniszahl der Ungarn um 3.06% höher ist, als vor 10 Jahren; die Comitats Csik und Hárómszék weisen hingegen eine bemerkenswerte Abnahme auf. Die Verhältniszahl der Ungarn nimmt außer diesen zwei Comitaten noch in 3 Comitaten, sowie Veszprém, Bereg und Ung ab; und nachdem auch die Verhältniszahl der Deutschen gleichzeitig besonders im letzteren Comitats um 4.09% zunahm, so kann dies kaum auf eine andere Weise erklärt werden, als dass der größte Theil der Israeliten bei Bearbeitung der Daten des Jahres 1880 wahrscheinlich aus Versehen als Ungarn aufgenommen wurde, wogegen diese — wie auch schon früher erwähnt wurde — in der Familie sich der deutschen Sprache mit jüdischem Jargon bedienen. Derselbe Umstand obwaltet möglicherweise bei dem Comitats Bereg. Der Rückfall bei diesem Comitats ist daher eher nur ein anscheinlicher, von einer Abnahme kann daher eigentlich nur bei 3 Comitaten die Rede sein. Nicht so bei den übrigen Nationalitäten. Nur jene Comitats in Betracht genommen, in welchen gegenwärtig oder im Jahre 1880 die betreffende Nationalität 10% der Bevölkerung betrug, zeigt die procentuelle Verhältniszahl: der *Deutschen* in 10 Comitaten eine Zunahme, in 16 Comitaten hingegen eine Abnahme; der *Slovaken* in 3 Comitaten eine Zunahme, in 15 Comitaten hingegen eine Abnahme; der *Walachen* in 3 Comitaten (Csik, Hárómszék und Szeben) eine Zunahme, in 21 Comitaten hingegen eine Abnahme; der *Ruthenen* in 3 Comitaten eine Zunahme, in 4 Comi-

taten eine Abnahme; endlich abgesehen von den kleineren Nationalitäten stieg die Verhältniszahl der Kroaten-Serben in 1 Comitats, in 6 Comitaten hingegen nahm dieselbe ab.

Die procentuelle Verhältniszahl der Ungarn nahm im Comitats Nógrád am stärksten zu, von 64.62% auf 69.16%, daher um 5.16%, nachher im Comitats Szabolcs, von 90.88% auf 95.91%, das heißt auch um mehr als 5%, in dritter Reihe folgt das Comitats Pest (die Hauptstadt und die Stadt Kecskemét mit eingerechnet) mit einer Zunahme von 4.34%. Zwar zeigt das Comitats Moson eine noch größere Zunahme der Ungarn, es darf jedoch nicht außer Acht gelassen werden, dass im Jahre 1884 vom Comitats Pozsony 7 rein ungarische Gemeinden einverleibt wurden, diese Einverleibung war von entscheidendem Einflusse auf die Gestaltung dieses außerordentlich günstigen Ergebnisses. Mehr als um 3% nahm noch die Verhältniszahl der Ungarn zu in den Comitaten Abauj-Torna, Békés und wie schon erwähnt im Comitats Kis-Küküllő.

Ein Jahrzehnt ist eine viel zu kurze Zeitdauer, als dass auffallendere Änderungen in der Verhältniszahl der Bevölkerung vorkommen könnten. Es wurden jedoch immerhin einige beachtenswerte Vorkommnisse constatirt, als z. B. dass in den durch Ungarn dicht bewohnten Comitaten die ungarische Nationalität an Exklusivität gewann, die Anzahl jener Comitats, in welchen die Ungarn mehr als 90% betragen, stieg auch von 8 auf 9, in jenen Comitaten hingegen, wo fremde Nationalitäten in ungemischten großen Massen vorkommen, verloren diese Nationalitäten viel von ihrer Exklusivität; so z. B. übertrafen im Jahre 1880 die Walachen noch in zwei Comitats 90% der Bevölkerung, im Jahre 1890 aber schon in keinem einzigen Comitats.

Leider konnten, wie schon früher bei der Zunahme der Nationalitäten, auch an dieser Stelle bei der Angabe des procentuellen Verhältnisses in den Jahren 1880 und 1890 die Comitats *Kroatien-Slawoniens* aus dem schon angeführten Grunde nicht aufgenommen werden. In diesen Comitats gestaltet sich gegenwärtig die Verhältniszahl der Nationalitäten folgendermaßen:

	Ungarn	Deutsche	Slovaken	Kroatien-Slawonien		Wenden	Sonstige
				Walachen	Kroaten-Serben		
1. Belovár-Kőrös	2.36%	1.86%	0.07%	0.25%	0.01%	90.52%	0.81%
2. Lika-Krbava	0.01	0.05	—	—	—	99.85	0.05
3. Modrus-Fiume	0.16	0.22	0.09	—	—	98.53	0.54
4. Pozsega	4.65	5.29	0.33	—	0.05	82.72	0.45
5. Szerém	6.09	16.57	2.66	0.22	1.00	71.76	0.28
6. Varasd	0.40	0.75	0.02	0.04	—	97.80	1.20
7. Verőce	12.30	17.28	1.51	0.30	—	65.90	0.54
8. Zágráb	0.43	1.12	0.04	0.02	—	95.46	2.20
Zusammen:	3.15%	5.87%	0.62%	0.12%	0.16%	87.20%	0.90%

Das Anzahl der Ungarn beträgt zwar nur im Comitats Verőce mehr als 10% der Bevölkerung, aber es bildet die ungarische Nationalität auch in den Comitats Szerém und Pozsega einen ziemlich annehmbaren Bruchtheil der Bevölkerung und repräsentiert sammt den Deutschen eine ansehnliche Minorität. Wenn die Einwanderung der Ungarn und Deutschen aus dem Mutterlande auch fernerhin dermaßen fortschreitet, wie während der letzten 10 Jahre, so wird nach einigen Jahrzehnten die kroatisch-serbische Bevölkerung in den Comitats Verőce und Szerém der Hegemonie wahrscheinlich verlustig, in dem dritten Comitats Slavoniens

in Pozsega kann dies jedoch nicht erhofft werden. Verhältnismäßig war aber der Zufluss der Ungarn am stärksten nach dem Comitate Belovár-Körös; die Anzahl der Ungarn betrug in diesem Comitate im Jahre 1880 nur 3890 Seelen oder 1.11%, im Jahre 1890 aber schon 8424 Seelen, das heißt 3.11%, was einer Zunahme von 191% während 10 Jahren entspricht.

In den bisherigen Erörterungen wurde der städtischen Bevölkerung keine Erwähnung gethan. Diese Bevölkerung ist aber aus dem Gesichtspunkte der Nationalitäten besonders beachtenswert. Schon die Volkszählung des Jahres 1880 ergab jene auffallende und der derzeitigen allgemeinen Auffassung widersprechende Thatsache, dass die Hauptkraft der ungarischen Nationalität eben in den Städten liegt — und dass das Verhältnis bei der städtischen Bevölkerung ein viel günstigeres ist, als bei der Provinz-Bevölkerung. Es entfielen nämlich von der Gesamtbevölkerung des Mutterlandes nur 46.66% auf die ungarische Nationalität, von der Bevölkerung der Städte mit selbständigem Municipium und der Städte mit geordnetem Magistrat hingegen schon 64.46%. Die neue Volkszählung rechtfertigte nicht nur die Daten der Volkszählung des Jahres 1880, sondern lässt die Lage der ungarischen Nationalität noch günstiger erscheinen.

Es wäre interessant bezüglich sämtlicher Städte die Vertheilung der Bevölkerung nach den einzelnen Nationalitäten anzugeben, wegen Mangels an Raum beschränken wir uns jedoch nur auf die Städte mit selbständigem Municipium und auch bei diesen wurden die weniger beachtenswerten Nationalitäten weggelassen:

Rangfolge Zahl	Städte mit selbst- ständigen Municipium	Gesamt Civilbevöl- kerung					
			Ungarn	Deutsche	Slovenen	Walachen	Serben
1	Arad	42,052	25,901	5,626	358	7,873	1,704
2	Baja	19,485	14,463	2,001	21	—	2,888
3	Budapest	491,938	326,395	117,902	27,449	794	1,891
4	Debreczen	56,940	55,805	786	145	24	7
5	Győr	22,795	21,083	1,253	129	6	11
6	Hódmező-Vásárhely	55,475	54,871	178	158	15	20
7	Kassa	28,884	14,421	3,891	9,713	24	11
8	Kecskemét	48,493	48,085	259	70	20	7
9	Kolozsvár	32,756	27,514	1,336	110	3,226	21
10	Komárom	13,076	12,170	515	233	1	1
11	Maros-Vásárhely	14,212	12,785	442	19	669	5
12	Nagyvárad	38,557	34,239	1,014	297	2,527	18
13	Pancsova	17,948	2,055	7,284	242	319	7,713
14	Pécs	34,067	25,268	6,508	316	—	37
15	Pozsony	52,411	10,433	31,404	8,709	18	27
16	Selmecz-s Béalábánya	15,280	2,534	1,186	11,483	10	—
17	Sopron	27,213	8,104	17,390	171	7	13
18	Szabadka	72,737	38,327	1,898	476	16	31,824
19	Szatmár-Németi	20,736	19,587	267	44	717	1
20	Szeged	85,569	82,260	2,284	175	219	373
21	Székesfejérvár	27,548	26,627	707	62	3	13
22	Temesvár	39,884	10,657	22,301	315	3,613	1,545
23	Ujvidék	24,717	7,804	5,996	1,010	9	9,300
24	Verscez	21,859	1,254	12,154	62	469	7,712
25	Zombor	26,435	6,176	2,676	47	4	17,397
	Zusammen	1,331,067	888,818	247,255	61,814	20,541	82,539

In diesen Städten wurden nur 509 Ruthenen und 635 Wenden vorgefunden. Die Anzahl der Kroaten betrug schon 3324 Seelen, hievon entfallen auf Budapest 1102, auf Sopron 804, auf Pécs 397 Seelen. Eine noch größere Zahl repräsentieren die unter »Sonstige« zusammengefassten Nationalitäten, diese betragen 25.632 Seelen. Deren größten Theil bilden die Ausländer, die sich hauptsächlich in den Städten mit entwickelterer Industrie aufhielten: in Budapest 16.026, in Pozsony 1592, in Temesvár 1375, in Pécs 1324.

Diese beiden Bevölkerungen, die städtische und provincielle Bevölkerung einander entgegengestellt, ergeben sich aus dem Gesichtspunkte der Nationalitäten folgende Ergebnisse:

Laufende Zahl	Nationalitäten	In den 25 Städten mit selbstständigen Municipium		In den Städten mit geordnetem Magistrat		In den Provinc- Gemeinden	
		zusammen	%	zusammen	%	zusammen	%
<i>Die Anzahl und die Verhältniszahl der Nationalitäten im Jahre 1880.</i>							
1	Ungarn ...	687,490	61·91	671,219	66·01	5,044,978	43·49
2	Deutsche ...	248,985	22·43	143,725	14·14	1,477,167	12·73
3	Slovaken ...	57,282	5·16	94,625	9·30	1,703,535	14·09
4	Walachen ...	18,961	1·71	64,609	6·36	2,319,465	19·09
5	Ruthenen ...	588	0·05	3,101	0·30	349,537	3·01
6	Kroaten-Serben	79,512	7·16	24,398	2·39	528,085	4·55
7	Wenden ...	334	0·03	141	0·01	62,774	0·54
8	Sonstige ...	17,342	1·56	15,176	1·49	115,593	1·00
	Zusammen	1,110,494	100·00	1,016,994	100·00	11,601,134	100·00
<i>Die Anzahl und die Verhältniszahl der Nationalitäten im Jahre 1890.</i>							
1	Ungarn ...	888,818	66·77	778,675	69·22	5,689,381	44·88
2	Deutsche ...	247,255	18·56	141,119	12·54	1,600,215	12·62
3	Slovaken ...	61,814	4·64	91,059	8·09	1,743,768	13·76
4	Walachen ...	20,541	1·55	69,748	6·20	2,498,747	19·71
5	Ruthenen ...	509	0·04	3,263	0·29	376,010	2·97
6	Kroaten-Serben	85,863	6·45	26,946	2·40	565,938	4·46
7	Wenden ...	635	0·04	112	0·01	70,165	0·55
8	Sonstige ...	25,632	1·92	14,099	1·25	133,152	1·05
	Zusammen	1,331,067	100·00	1,125,021	100·00	12,677,406	100·00
<i>Zunahme während dieser 10 Jahre.</i>							
1	Ungarn ...	201,328	29·26	107,456	16·01	644,403	12·77
2	Deutsche ...	— 1,730	—0·09	— 2,606	—1·01	123,048	8·23
3	Slovaken ...	4,532	7·91	— 3,566	—3·77	40,233	2·86
4	Walachen ...	1,580	8·23	5,139	7·96	179,312	7·78
5	Ruthenen ...	— 79	—13·44	162	5·22	26,473	7·68
6	Kroaten-Serben	6,351	7·99	2,548	10·44	37,853	7·71
7	Wenden ...	301	90·12	— 29	—20·57	7,391	11·77
8	Sonstige ...	8,290	47·90	— 1,077	—7·10	17,559	15·19
	Zusammen	220,573	19·56	108,027	10·02	1,076,272	9·28

Diese Tabelle beweist am besten, welch' festen Stützpunkt die ungarische Nationalität in den Städten besitzt. In den Städten mit selbständigem Municipium betrug die Zunahme der ungarischen Nationalität 30%, und auch die Verhältniszahl nahm um 5% zu. Bei den Städten mit geordnetem Magistrat ist das Ergebnis nicht so günstig, aber immerhin noch sehr befriedigend; in diesen Städten betrug im Jahre 1890 die ungarische Nationalität nahe an 70% der Bevölkerung. Auch dieses Ergebnis übertrifft um vieles die Zunahme der Ungarn in der Provinz-Bevölkerung, obzwar auch bei der Provinz-Bevölkerung — mit Ausnahme der unter 'Sonstige' zusammengefassten Nationalitäten — die ungarische Nationalität die größte Zunahme aufweist; die Verhältniszahl stieg um 1.31%.

Auffallend ist es, dass die Zunahme der Walachen und Kroaten-Serben in der städtischen Bevölkerung eine ziemlich günstige ist, wogegen die Anzahl der Deutschen entschieden abnimmt, was unstreitig jenem Umstand zugemuthet werden kann, dass sich die Deutschen mit der ungarischen Nationalität am kräftigsten assimilieren. Dasselbe steht auch bezüglich der Slovaken und wenn trotzdem diese Nationalität in den Städten mit selbständigem Municipium eine genügende Zunahme anweist, so verursacht dies die große Anzahl der nach der Hauptstadt wandernden slovakischen Arbeiter.

Es ist von Interesse bei dieser Gelegenheit auch die Details hervorzuheben und zu beleuchten. In nachstehender Tabelle ist die 10jährige procentuelle Zunahme der Ungarn und der übrigen Nationalitäten in den 25 Städten mit selbständigem Municipium ausgewiesen und damit die Bedeutung dieser Zahlen umso besser beurtheilt werden könne, ist auch angegeben, wie viel Procente die ungarische Nationalität der Bevölkerung der einzelnen Städte mit Ende des Jahres 1890 betrug:

Laufende Zahl	Städte	Zunahme in %		Laufende Zahl	Städte	Zunahme in %			
		Ungarn in Procenten der Gesamtbevölkerung	der übrigen Nationalitäten			Ungarn in Procenten der Gesamtbevölkerung	der übrigen Nationalitäten		
1	Arad ...	61.59	26.35	7.28	14	Pécs ...	74.17	20.09	15.25
2	Baja ...	74.23	2.19	-1.08	15	Pozsony ...	19.91	38.77	3.08
3	Budapest ...	66.25	59.49	6.18	16	Schnecz-u. Bélabánya ...	16.58	64.44	7.65
4	Debreczen ...	98.16	11.85	-7.79	17	Sopron ...	29.75	66.99	4.16
5	Győr ...	92.40	10.12	-7.11	18	Szabadka ...	52.09	21.98	15.19
6	H.-Vásárhely ...	98.91	5.12	-5.78	19	Szatmár-Németi ...	94.48	11.86	47.07
7	Kassa ...	49.08	39.17	-8.08	20	Szeged ...	96.73	16.54	11.00
8	Köcskemét ...	99.16	7.97	15.56	21	Székesfejérvár ...	96.06	8.46	4.24
9	Kolozsvár ...	84.00	17.12	-18.45	22	Temesvár ...	26.07	42.15	11.56
10	Komárom ...	93.07	2.53	-26.76	23	Ujvidék ...	31.57	36.86	8.28
11	M.-Vásárhely ...	89.06	12.44	-5.02	24	Versecz ...	5.74	24.35	-3.57
12	Nagyvárad ...	88.90	25.60	5.16	25	Zombor ...	23.08	16.32	4.56
13	Pancsova ...	11.43	75.64	-0.46					

Die ungarische Nationalität nahm demnach überall im größeren Maße zu als die übrigen Nationalitäten. Nur bei einer Stadt, in Keeskemét kommt eine Ausnahme vor, dies kommt jedoch nicht in Betracht, nachdem in dieser Stadt die fremden Nationalitäten einen so geringen Bruchtheil der Bevölkerung bilden, dass hier schon die geringste Aenderung eine überaus hohe Prozentzahl verursacht. Die Zunahme der ungarischen Nationalität erreichte nur in 5 Städten nicht die 10%, dem gegenüber zeigen die fremden Nationalitäten in diesen Städten — mit Ausnahme der Stadt Keeskemét — eine entschiedene Abnahme. Bei den fremden Nationalitäten zeigt sich in 13 Städten eine Abnahme, in sieben Städten erreichte die Zunahme keine 10%. Die größte Zunahme weist in dieser Beziehung die Stadt Pécs auf, in welcher die einwandernden Bergwerksarbeiter die Seelenzahl der fremden Nationalitäten beträchtlich erhöhen. Die stärkste Zunahme der ungarischen Nationalität zeigen die Städte Pancsova, Sopron und Selmeczbánya, die Hauptstadt folgt nur nach diesen und nach der Hauptstadt abermals solche Städte, wo die Ungarn in Minorität waren, als Temesvár, Kassa, Pozsony, Ujvidék. Diese starke Zunahme ist natürlich auf das procentuelle Verhältnis der ungarischen Nationalität auch vom großen Einflusse; aus diesem Gesichtspunkte stellt nachstehender Ausweis die Lage in den erwähnten Städten dar:

	Prozentzahl der Ungarn	
	im J. 1880	im J. 1890
1. Pancsova	6,8%	11,5%
2. Sopron	21,0 „	29,8 „
3. Selmeczbánya	10,1 „	16,6 „
4. Budapest	56,8 „	66,35 „
5. Temesvár	22,2 „	26,7 „
6. Kassa	39,8 „	49,9 „
7. Pozsony	15,7 „	19,9 „
8. Ujvidék	26,9 „	31,6 „
9. Arad	57,7 „	61,6 „
10. Nagyvárad	86,8 „	88,8 „

In den beiden Städten Budapest und Kassa beträgt demnach die Zunahme der ungarischen Nationalität mehr als 10%.

Es wäre auch von Interesse, die Zunahme der ungarischen Nationalität in den Städten mit geordnetem Magistrat anzuführen, diese 107 Städte würden jedoch einen überaus großen Raum beanspruchen, es werden deshalb als Illustration der in der Tabelle auf Seite 81 enthaltenen Daten nur die Städte Siebenbürgens mitgetheilt.

Die 2 königlichen Freistädte Siebenbürgens Kolozsvár und Maros-Vásárhely waren schon früher angeführt; in nachstehender Tabelle sind demnach nur die Städte mit geordnetem Magistrat enthalten:

Laufende Zahl	Städte	Gesamtbevölkerung im Jahre 1890	Anzahl der Ungarn im Jahre 1890		Zunahme während der letzten 10 Jahre in Procenten	
			Summe	%	der ungarischen Nationalität	der übrigen Nationalitäten
1	Abrudbánya	2,993	1,149	38.60	10.60	0.71
2	Beszterce	9,109	1,126	12.36	96.17	6.59
3	Brassó	30,739	10,441	33.97	6.37	2.73
4	Csik-Szereda	1,789	1,708	95.47	11.34	28.55
5	Deés	7,728	5,661	77.38	30.50	11.37
6	Déva	4,657	2,187	46.96	47.77	— 1.03
7	Erzsébetváros	2,795	1,346	48.16	29.56	— 0.47
8	Felvincz	1,856	1,630	87.83	24.23	—23.91
9	Gyula-Fehérvár	8,167	3,482	42.63	34.39	— 1.51
10	Hátszeg	1,852	457	24.68	57.50	— 8.10
11	Kézdi-Vásárhely	4,700	4,617	98.23	—9.44	— 2.33
12	Kolos	3,592	1,866	51.95	25.74	3.60
13	Medgyes	6,766	982	14.51	31.34	0.61
14	Nagy-Enyed	5,932	4,208	70.94	3.37	31.50
15	Nagy-Szeben	21,465	3,199	14.90	54.91	5.09
16	Segesvár	9,618	1,630	16.95	38.37	4.97
17	Sepsi-Szent-György	5,605	5,480	96.73	6.73	37.04
18	Szamosújvár	5,793	2,440	42.13	35.25	— 4.56
19	Szász-Régen	6,057	2,187	36.11	22.66	0.03
20	Szász-Sebes	6,692	289	4.32	49.74	5.92
21	Szászváros	5,650	1,437	25.43	13.96	0.55
22	Székely-Udvarhely	5,438	5,105	93.88	8.64	9.37
23	Torda	11,079	8,541	77.09	19.07	12.35
24	Vajda-Hunyad	3,037	904	29.80	86.73	17.36
25	Vizakna	3,772	1,245	33.01	8.35	— 0.27
	Zusammen	176,941	73,317	41.44	17.64	3.59

Die Zunahme der Ungarn ist demnach im allgemeinen — abgesehen von einzelnen Ausnahmen — auch in den einzelnen Städten eine viel stärkere, als die Zunahme der übrigen Nationalitäten. Die Ausnahme bilden die Städte Csik-Szereda, Sepsi-Szt.-György, Székely-Udvarhely, Nagy-Enyed. In den 3 ersten dieser Städte ist die Anzahl der Ungarn eine so überwiegende, dass, obzwar die Zunahme der fremden Nationalitäten ein sehr hohes Percent ergibt, dieselbe in absoluten Zahlen nur eine gänzlich unbedeutende ist. Bezüglich Nagy-Enyed verhält sich die Sache anders; in dieser Stadt verbreiteten sich stark die Walachen während der letzten 10 Jahre, die ungarische Nationalität ist hingegen einer Stagnation unterworfen. Einen Ersatz besitzt aber hiefür die Zunahme der ungarischen Nationalitäten in jenen Städten, welche durch fremde Nationalitäten umringt und bewohnt sind. In der ersten Reihe steht unter diesen die Stadt Beszterce, wo die ungarische Nationalität sich seit dem Jahre 1880, wahrscheinlich zu Folge der ausgebauten Eisenbahn fast verdoppelte. Eine starke Verbreitung fand die ungarische Nationalität,

außerdem in den Städten Vajda-Hunyad, Hátszeg, Nagy-Szeben, Déva, Szamos-Ujvár, Gyulafehérvár, Segesvár, Medgyes, Deés, was auch in der procentuellen Verhältniszahl der Ungarn zum Ausdrucke gelangt:

	Verhältniszahl der Ungarn			Verhältniszahl der Ungarn	
	im J. 1880	im J. 1890		im J. 1880	im J. 1890
1. Beszterce	7.1%	12.4%	6. Szamos-Ujvár	33.0%	42.1%
2. Vajda-Hunyad	21.0	29.8	7. Gyulafehérvár	35.3	42.0
3. Hátszeg	16.3	24.7	8. Segesvár	13.4	16.0
4. Nagy-Szeben	10.6	14.0	9. Medgyes	11.4	14.5
5. Déva	37.6	46.0	10. Deés	70.0	77.3

Auch in Nagy-Szeben, dieser wichtigsten Stadt Siebenbürgens, betrug die Zunahme der Ungarn 4%, in Brassó, vielleicht ein noch wichtigerer Punkt Siebenbürgens, war die Zunahme schon nicht so groß, die Verhältniszahl stieg von 33.0% auf 33.97%. In den Städten des Comitatus Hunyad und in den Städten des früheren sächsischen Gebietes war die Zunahme der ungarischen Nationalität eine befriedigende.

Dr. JULIUS v. VARGHA.

FRANZ SALAMON.

Im November 1892 ist Franz Salamon, einer der bedeutendsten Historiker Ungarns aus der Reihe der Lebenden geschieden. Er war am 4. September 1825 zu Déva geboren, wo sein Vater als reformierter Geistlicher wirkte. Elementaren Unterricht hat er aller Wahrscheinlichkeit nach in seiner Vaterstadt genossen, die Gymnasialstudien aber absolvierte er in dem berühmten Bethlen'schen Collegium zu Nagy-Enyed. Von dieser Zeit entwirft der reformierte Bischof Karl Szász ein überaus anziehendes Bild in «Vasárnapi Ujság» (Sonntags-Blatt, 1892, Nr. 42). Aus der Studienzeit ist besonders erwähnenswert, dass Salamon im Unterrichte eines taubstummen Kindes staunenswerte Erfolge erzielt hat, woraus sich das warme Interesse erklärt, mit welchem er auch späterhin die Erörterungen über die verschiedensten Methoden der Erziehung und des Unterrichtes ununterbrochen verfolgte, dasselbe hat ihn auch zur Publication einer Studie «Közoktatásunk reformja» (die Reform unseres Unterrichtswesens, 1873) bewogen, welche ein glänzender Beweis seiner scharfen Beobachtungsgabe und reichen Erfahrung, wie nicht minder seiner durchaus originellen Auffassung und seines praktischen Sinnes ist.

Nachdem die Revolution verrauscht und er ein halbes Jahr flüchtig umhergeirrt war, kam er in die Hauptstadt, um Medicin zu studieren, wobei er sich aber auch mit Hingebung dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften widmete und so geschah es, dass er im Jahre 1854 auf den mathematischen Lehrstuhl nach Nagy-Körös berufen wurde. Hier verblieb er jedoch nur ein Jahr lang — es zog ihn zurück nach der Hauptstadt, nach dem Centrum des literarischen Lebens. Als er nun hier anfang, sich neben den Naturwissenschaften auch mit den schönen Wissenschaften zu beschäftigen, gewannen seine Ideen ihre Richtung nicht nur von seinem Patriotismus, sondern auch von seiner Liebe des wahren künstlerischen Schönen. Durch die Gruppe der, am Anfange des Absolutismus

emporwuchernden Vermacher war der Geschmack des ungarischen Publikums in großem Maße bestochen; da ward die schrankenlose Herrschaft der Phantasie verkündet und genau genommen fanden nur Petöfi's Verirrungen Nachahmung — anstatt den ungarischen Nationalgeist in seiner ganzen Eigenthümlichkeit darzustellen, drückte man die Poësie auf ein kleinliches local und provinciell gefärbtes Niveau herab. Gegen diese verfehlt Direction legten sowohl die in der Provinz lebenden Dichter von Beruf, wie Johann Arany, Michael Tompa, Josef Lé vay, Johann Erdélyi, Karl Szász, als auch die hauptstädtischen Schriftsteller Anton Csengery, Siegmund Kemény, Paul Gyulay, Maurus Jókai und Albert Pákh Protest ein, die letzteren waren bestrebt, in Dichtkunst und Wissenschaft gleicherweise dem richtigen wahren Princip Geltung zu verschaffen und so «den Boden vorzubereiten, wo die Nation auf irgend eine Weise das Verfügungsrecht über sich selbst zurückgewonnen haben wird».

Ihnen schloss sich Franz Salamon an und war, wie er selbst sagt, «ein treuer Anhänger und kämpfender Soldat dieses alten literarischen Generalstabes aus Ueberzeugung, zufolge seiner Art zu denken, ja sogar auch aus Dankbarkeit.»

Er war für unsere Nation nicht nur wegen der Germanisierung besorgt, sondern auch wegen der Ausartung ihrer eigenen Fehler, der Uebertreibung, der Selbsttäuschung und der Großthueri.

Er wusste, dass der Geschmack nicht nur Sache des Geschmackes ist, er ist auch im Zusammenhang mit der Sittlichkeit und dem richtigen Denken. Und so wollte er ein Wächter des ungarischen Geistes werden, um eben das, was die Nation auf dem Schlachtfelde verloren, mit Hilfe der Literatur zurückzuerobern und zu beweisen, welch' außerordentliche Kraft und Macht in der selbstbewussten Entwicklung der Ideen liegt. Salamon befasste sich anfangs mit der schönen Literatur als Journalist im Feuilleton, übersetzte für «Pesti Napló» und «Budapesti Hirlap» Romane, schrieb dann für dieselben Blätter literarische und wissenschaftliche Feuilletons und war von 1857—67 interner Mitarbeiter des «Pesti Napló». Für Johann Arany's «Szépirodalmi Figyelő» und «Kozsorá», sowie für Csengery's «Budapesti Szemle» lieferte er bereits größere Studien und dramaturgische Aufsätze, für «Pesti Napló» aber seit 1861 fast nur politische Artikel. Sogar eine Novelle «Lassan a tettel» ist von ihm erschienen und wurde mit dem von der Redaction der «Vasárnapj Ujság» auf das Jahr 1855 ausgesetzten Preis gekrönt.

Ein ansehnlicher Theil seiner Studien ist 1889 gesammelt erschienen und bildet unstreitig das bleibendste Denkmal seiner ästhetischen Wirksamkeit. Was er über Arany's und Petöfi's Richtung und über Csokonay's «Dorottya» geschrieben, gehört entschieden zu dem Besten, was unsre Literatur über diese großen Dichter besitzt. Salamon tritt mit der Wahrheit seiner Ueberzeugung, mit der Feinheit seines Kunstsinnes, mit der Schärfe seiner einschneidenden Kritik für die Ansicht ein, dass Arany nicht die falsch verstandene Volksthümlichkeit in's Künstlerische umgeschaffen, sondern den echten magyarischen Genius personificiert hat. «Wenn ihr, sagt Salamon, *den* einen volksthümlichen Dichter nennt, der das Leben der niederen Volkscasse schildert, warum nennen wir dann Goethe nicht einen bürgerlichen Dichter, da doch «Hermann und Dorothea», «Werther» zum Theile auch «Faust» und «Egmont» und andere seiner Werke in bürgerlichen Kreisen spielen?» Er fordert eingehendes Studium nach allen Seiten hin, um die kritische

Untersuchung in eine richtige Bahn zu lenken; er steht nicht an, auszusprechen, dass wir Johann Arany's Werke nicht zu kritisieren, sondern zu studieren haben, und schon damals empfahl er, Arany's «Toldi» und andre seiner Werke in unsere Schulen als ordentlichen Lehrgegenstand einzuführen, was etwa 25 Jahre später wirklich geschehen ist.

Wie er mit wohlgeordneten Argumenten von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend mit Feuer und dem Muth seiner Ueberzeugung seine Auffassung von Arany's dichterischer Richtung vertheidigte, ebenso wies er mit feinem Kunstsinn, tiefer Analyse und mit einer geradezu unvergleichlichen Kenntniss des magyarischen Genius die kostbarsten Werke Petöfi's nach und so behandelte er auch mit gründlichem ästhetischem Wissen die seither auch von andern anerkannten unvergleichlichen Eigenthümlichkeiten der Petöfi'schen Dichtung, mit welchen Petöfi sich kühn den vornehmsten Lyrikern der Weltliteratur anreihet. In seinem Essay über die «Dorottya» würdigte er zuerst Csokonai als epischen Dichter, indem er auf die staunenswerte Kunst in der plastischen Schilderung der Leidenschaften hinweist, dergleichen in gebundener Sprache kein einziger ungarischer Poët bis auf Johann Arany aufzuweisen hat. Auch seine andern Studien, Kritiken, Artikel sind, trotzdem sie den Charakter des Gelegenheitlichen verrathen, dennoch weit entfernt davon, nur als ephemere gelten zu müssen. Jedes einzelne dieser Stücke hat etwas von dem Feuer seiner wahren und tiefen Ueberzeugung, von seiner lichtvollen Auffassung, von seinem originellen, reichen Kunstsinn, seiner scharfen Analyse und seiner neuen Methode. In Wissenschaft, schöner Literatur und Journalistik ist seine Feder immer und ausschließlich von der Wahrheitsliebe geführt. Jahre hindurch arbeitete er, und fast immer ungenannt, nicht nur für die genannten Blätter, sondern auch für die «Reform» und «Nemzeti Hirlap». Nur im Falle einer besonderen äußeren Nothwendigkeit trat er aus seiner Anonymität heraus, welche er in der Journalistik für eine principielle Frage hielt. Daher kommt es, dass Schriftsteller dritten und selbst vierten Ranges sich eines beim großen Publikum bekannteren Namens rühmen konnten, als Salamon, der doch gerade unter den schwierigsten Verhältnissen den Interessen seines Vaterlandes und seiner Nation journalistische Dienste geleistet hat. Es ist auch sicher, dass er auch an der principiellen Verhandlung des Ausgleiches Theil hatte. Er gesteht nur so viel ein, dass er den berühmten Oster-Artikel Deák's nach dem Dictate Deák's für die Druckerei besorgt hat, zweifellos aber hat er einen Theil an dem lichtvollen Concept und Vortrag, durch welche Deák's gesamtes Denken, sowie Salamon's schriftstellerische Individualität gleichmäßig charakterisiert sind.

Nach dem Reichstage von 1861 stand er fortwährend im Kampfe mit den centralistisch gesinnten Schriftstellern Wiens, indem er die Rechte unseres Vaterlandes vertheidigte, später aber trat er für die Occupation Bosniens fast der gesamten vaterländischen Presse entgegen, indem er die zeitweilige Meinung der großen Menge verachtete und den Pfad seines hohen Ideenfluges niemals verließ.

Sowohl die ungarische Akademie der Wissenschaften, als auch die Kiszaludyt-Gesellschaft würdigten Salamon's Thätigkeit, indem jene sich schon im Jahre 1859, die letztere aber sich im folgenden Jahre beeilte, ihn zu ihrem Mitgliede zu wählen. Da Salamon damals zum correspondierenden Mitgliede der Sprach- und Schönwissenschaftlichen Classe gewählt worden war, benützte er seinen Essay über Csokonai's

Dorottya zu seinem Antrittsvortrage. Aber schon im Jahre 1863 trat er in die historische Classe über, welche ihn 1871 zu ihrem ordentlichen Mitgliede wählte, nachdem er schon ein Jahr vorher zum Professor der ungarischen Geschichte ernannt worden war. Im Jahre 1867 wurde er der Redacteur des Amtsblattes »Budapesti Közlöny«, für welches er anfangs noch historische Aufsätze schrieb und die vorzüglichsten Kritiker jener Tage heranzog. Diesen Theil seiner redactionellen Thätigkeit aber musste er bald aufgeben, da der »Budapesti Közlöny« ausschließlich auf die amtlichen Mittheilungen beschränkt wurde.

Nun ist es schon lange Jahre her, dass Salamon sich ganz der Geschichtschreibung gewidmet hat. In vieler Beziehung ist es Csengery's Verdienst, dass Salamon anfang, sich fachgemäß mit dieser Wissenschaft zu befassen. Csengery veröffentlichte die ersten Versuche in der »Budapesti Szemle« und er ermunterte ihn in dieser Thätigkeit fortzufahren. Auf diesem Gebiete erwarb sich Salamon die ungetheilte Anerkennung seiner Nation und auf diesem Gebiete die unvergänglichen Lorbeeren eines ungarischen Gelehrten. Seit 1864, in welchem Jahre sein erstes Werk von klassischer Vollendung »Magyarország a török hódítás korában« (Ungarn zur Zeit der türkischen Invasion) erschienen war, reilten sich seine Werke in rascher Folge aneinander: 1865 »Az első Zrinyiek« (Die ersten Zrinyi's), 1866 »A magyar királyi szék betöltése és a Pragmatica Sanctio« (Die Besetzung des ungarischen Thrones und die pragmatische Sanction), 1867 »Két magyar diplomata a XVII-ik századból« (Zwei ungarische Diplomaten aus dem XVII-ten Jahrhundert), 1875 »Kisebb történelmi dolgozatok« (Kleinere historische Aufsätze), 1877 »A magyar hadi történehez a vezérek korában« (Zur ungarischen Kriegsgeschichte im Zeitalter der Fürsten), dem verewigtem Kronprinzen Rudolf gewidmet. Inzwischen aber war er auch schon mit der Geschichte der Stadt Budapest beschäftigt, so dass er den ersten Theil dieses mächtigen Werkes 1871 und die Fortsetzung 1885 erscheinen lassen konnte. Die Frage nach dem Jahre der Landnahme hat auch sein Interesse in vollem Maße in Anspruch genommen und 1883 gab er eine diesbezügliche Studie aus, welche eine langwierige Polemik veranlasste. Daneben schrieb er fortwährend kleinere Essays für die »Budapesti Szemle« und für die »Századok« (die Monatsschrift der historischen Gesellschaft), ja selbst für Tagesblätter, fast bis an seinen Tod.

Salamon's historische Werke nehmen nicht nur in der ungarischen Literatur, sondern auch in der Weltliteratur einen vornehmen Platz ein. In seinem unbedingten Vertrauen zur gesetzlichen Ordnung im Fortschritte des menschlichen Geistes erkannte er in den historischen Thatsachen und in den handelnden Personen überall die gemeinsamen Factoren dieses Gesetzes. Keiner vermochte bei uns aus wenigen Daten die Skizze des ganzen Ereignisses so präzis zu entwerfen, weil unter unsern Historikern kein einziger war, der den Geist der verschiedenen Zeitalter treuer hätte in seine Phantasie zurückrufen, mit frischem, lebhafteren, reicheren Farben hätte schildern können, als Salamon. In der Ordnung der Natur suchte er Wahrheit und in der Wahrheit Belehrung. Er selbst gesteht, dass ihn diesbezüglich die mathematischen Studien seiner Jugendjahre wesentlich unterstützt haben. »Dass ich mich, sagt er in der Vorrede zu »Magyarország a török hódoltság korában«, früher mit mathematischen Studien beschäftigte und mich auch einigen dilettantischen Versuchen zuwandte, daraus hatte ich wenigstens

den Nutzen, aus handgreiflichen Beispielen die Ueberzeugung zu gewinnen, dass es überall eine Ordnung und in allem ein Gesetz giebt; es ist nur unsere eigene Schwäche, wenn wir sie nicht finden.» Aber auch das giebt er zu, dass die Geschichte, wenn sie als Wissenschaft gelten will, uns wahrhaftig belehren muss. Je mehr sich der Geschichtschreiber in seinen Erzählungen und Erörterungen der Wirklichkeit nähert, umso mehr Wahrheit ergibt sich aus seinem Werke, umso mehr können wir daraus lernen.

Er war im strikten Gegensatze zu allen denen, die sich nicht um Haaresbreite von den historisch beglaubigten Daten zu entfernen getrauen, in der Meinung, auf diese Weise das treueste Bild vergangener Zeiten zu geben; er dagegen meint, dass die Arbeit des Historikers, der immer nur seine Daten sprechen lässt und nicht im Stande ist, daraus das Gesetz der Weltordnung zu folgern, d. h. das ewige *warum* zu beantworten, des Rechtes, als wissenschaftlich zu gelten, verlustig geht. Er übertrug die in den Naturwissenschaften so erfolgreich angewandte inductive Methode auf die historische Forschung und diese Methode war ihm behilflich — um nur einige Beispiele anzuführen — in der treffenden Zeichnung des Zeitalters der Fürsten und der damaligen ungarischen Kriegstaktik, in der Beschreibung der Türkenzeit und in seiner Polemik gegen ein ganzes Heer älterer und neuerer Schriftsteller bezüglich solcher Fragen, die seinem Historiker-Genie klar wie die Sonne waren, bis dahin aber keine Lösung gefunden hatten.

Salamon war der erste, der die Bedeutung der Hypothesen erkannte und verteidigte und die Eigenthümlichkeiten seiner inductiven Methode, erläuterte er auch theoretisch. «Man weiß, sagt er, welch' enorme Rolle die Hypothesen in den exaktesten Wissenschaften spielen und zu welch' glänzenden Entdeckungen sie besonders in den mathematischen Wissenschaften geführt haben. Es ist darum unbegreiflich, dass nachdem die verlässlichste Wissenschaft, die Astronomie, nicht ansteht, ihre Behauptungen auf Hypothesen aufzubauen, gerade die Geschichtschreibung, d. h. die vielleicht im größten Maße darauf angewiesene Wissenschaft, das Wort selbst nur zögernd ausspricht, als ob damit dem Forscher ein freies Feld eröffnet würde, das Werk seiner eigenen Vorstellung dem Leser als historische Wahrheit vorzulegen.» Er zögert nicht zu gestehen, dass der Leistung des wirklichen Historikers Objectivität fehlt. Je tiefer das Interesse ist, welches der Geschichtschreiber für die eine oder andere handelnde Person oder Begebenheit gewinnt, mit je mehr Wärme und Begeisterung er seine Ueberzeugung darlegt: umso kräftigerer Striche bedient er sich, umso reicher giebt er die Färbung. Aber von der politischen Strömung seiner Zeit muss er sich emancipieren und kaum hat sich auch ein einziger unserer Historiker dieser Scylla und Charybdis so fernzuhalten gewusst, als eben Salamon. Denn eben wenige vermochten die einzelnen Momente unserer Geschichte den Gesichtspunkten der allgemeinen Geschichte der Menschheit unterzuordnen mit so viel Umsicht, mit so viel Kritik, mit solcher Fähigkeit des Construierens. In dieser Beziehung gehört Salamon zu den größten Historikern. Und wenn er mit Bewunderung von Macaulay spricht, dessen Bewundertheit auf allen Gebieten er rühmt, sind auch wir mit Bewunderung erfüllt für Salamon, wenn wir z. B. in der Geschichte der Stadt Bndapest sehen, wie viel geologische, archäologische, topographische Kenntnisse er da aufbringt und welch'

natürliche Schlüsse er aus den Leistungen der Natur, aus den Steinen der Erde, dem Flusse, wie aus dem Klima zieht.

Aber nicht nur seine Methode ist neu, auch sein Vortrag, der einerseits zu den klarsten, andererseits zu den originellsten, magyarisch-nationalsten gehört, was die ungarische Historik bisher geleistet hat. Salamon ist als Schriftsteller überhaupt einer der größten Künstler unter den ungarischen Schriftstellern. Seinen männlichen Ernst heben die Lebhaftigkeit der Farben, die Plastik der Zeichnung, die Lebendigkeit der Sprache, die Bestimmtheit und Kraft seiner Ueberzeugung gewaltig über den üblichen historischen Stil. Es ist nicht leicht zu sagen, ob man an ihm mehr das ungeheuerere Wissen bewundern soll, oder den schönen, einschmeichelnden Vortrag, die urkräftige magyarische Sprechweise, welche allen seinen Werken den Stempel seiner lebenswürdigen Individualität aufdrückt. Sein Genie schafft auf allen Gebieten Originelles, Schönes, Unvergängliches, selbst seine Uebersetzungen sind Kunstwerke dieser Art. Während in seinen Ideen hoher Flug und wahre Gedankentiefe wunderbar wechseln, wirken in seinem Stile kräftige Bestimmtheit und schlichte Schönheit, Erhabenheit und naive Naturlaute unwiderstehlich auf Jedermann. Der Glanz seiner schriftstellerischen Laufbahn bleibt unvergänglich in seiner Schönheit und in seiner Wirkung.

Dr. JOHANN VÁCZY.

DIE VERLOSSENE MAID.

Der hat mer die Trai versprochen,
 Hat ober 's Wart mer gebrochen
 Mir orm beträgenen Maid.

Togtäglich fihl ich die Schmerzen,
 Der Kummer, der nogt mer on Herzen
 Mir orm gequälten Maid.

Wos hod ¹ er ² mich, Mutter, geboren!
 Die Seilichkeit ho ich verloren,
 Ich orme betribte Maid.

Nar eine Rettung die weiß ich — —
 Ach täud se kumm und derläis ⁴ mich,
 Mich orme verlossene Maid!

¹ habt ² ihr ³ erlös.

RUDOLF WEBER.

DIE ENTHÜLLUNG DER SZÉCHENYI-GEDENKTADEL.

In der am 2. Februar 1890 stattgehabten Sitzung des Directionsrathes der Akademie erhob sich das Ehrenmitglied Graf Béla Széchenyi zu dem Antrage, es möge an die Stelle der großen Steintafel an der nach der Akademiegasse gelegenen Façade des Palastes der ursprünglichen Bestimmung entsprechend eine Gedenktafel angebracht und der hiezu nöthige Betrag in das nächstjährige Budget eingestellt werden. Die Direction acceptierte einhellig diesen Antrag und entsendete behufs Referates ein Comité, bestehend aus dem Grafen Béla Széchenyi, Anton Zichy und Generalsecretär Koloman Szily, die genannten Herren gleichzeitig damit betraugend, sich mit den Architecten Nikolaus Ybl und Josef Pucher, welche seinerzeit bei dem Akademiebau mitgewirkt, in Verbindung zu setzen. Nachdem diese Herren sich geäußert hatten, stellte in der Sitzung vom 15. Februar 1891 Präsident Baron Roland Eötvös den Antrag, es möge *die ewig denkwürdige Reichstagsscene vom Jahre 1825, in welcher Graf Stefan Széchenyi die Akademie begründete* zum Vorwurf für die Gedenktafel gewählt werden. Bildhauer Alois Strobl ersuchte hierauf seinen Schüler Barnabas Holló, diese Scene zu skizzieren, und Baron Eötvös legte die Skizze vor mit dem Kostenvoranschlag, der für das Relief in Bronze 12,000 fl., für die Arbeit in Stein aber 3000 fl. präliminierte. Da damals die hundertjährige Geburtsfeier Széchenyi's (21. September 1891) nicht mehr fern und die Enthüllung für diesen Tag beabsichtigt war, beschloss der Directionsrath sofort, die Gedenktafel in Bronze gegossen und unter Aufsicht Meister Strobl's durch Barnabas Holló anfertigen zu lassen. Zum Zwecke der Subscription wurde ein Comité bestehend aus Baron Roland Eötvös, Wilhelm Fraknó, Koloman Szily, Graf Aurel Desseffy, Franz Pulszky, Graf Béla Szécheny, Koloman Tisza und Anton Zichy entsendet. Die Plenarsitzung der Akademie genehmigte am 23. Februar 1891 all diese Beschlüsse und delegierte ihrerseits in das Executivcomité die Herren Ernst Hollán, Zoltán Beöthy, Béla Czobor, Gustav Keleti, Julius PaSteiner und Karl Pulszky. Das Executiv-Comité hielt noch im Monate Februar eine Sitzung, welcher seitens der Hauptstadt die Bürgermeister Kázmérmayer und Gerlóczy, seitens der Pester Walzmühl-Gesellschaft Director Konrad Burchard und seitens der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft Inspector-Stellvertreter Dr. Aurel Szalárdy anwohnten. In dieser Sitzung wurde beschlossen, von einer öffentlichen Subscription abzusehen und zur Beitragsleistung in erster Reihe diejenigen vaterländischen Institute anzufordern, welche ihre Existenz oder ihr Aufblühen Stefan Széchenyi zu danken hatten; in zweiter Reihe die Privaten, von denen bekannt war, dass sie dem Andenken Széchenyi's Achtung und dankbare Pietät entgegenbringen. Die ungarische Akademie eröffnete gleichzeitig die Subscription mit einem Beitrag von 1000 fl. Ebensoviel spendeten das Finanzministerium, die Hauptstadt Budapest, das National-Casino, der Ungarische Jokej-Club, die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft, die Pester Walzmühl-Gesellschaft, einen Betrag von 1650 fl. sammelte der Landesmühlenverband und von Privaten spendeten: Graf Géza

Andrássy 150 fl., Graf Theodor Andrássy 100 fl., Konrad Burchard-Bélavári 300 fl., Graf Aurel Dessewffy und Gemahlin 200 fl., Baron Roland Eötvös 100 fl., Graf Michael Eszterházy 100 fl., Wilhelm Fraknói 100 fl., Graf Tibor Károlyi 200 fl., Julius Kautz 50 fl., Andor Semsey 100 fl., Graf Béla Széchenyi 500 fl., Koloman Szily 100 fl., Josef Szilávy 100 fl., Karl Than 100 fl., Koloman Tisza 100 fl., so dass insgesamt 10,950 fl. zur Verfügung standen. Die Kosten der Gedenktafel betragen rund 11,000 fl. hievon 3000 fl. an den Künstler und 8000 fl. für den Bronzeguss.)

Holló hat den ihm zur Aufgabe gestellten Moment prägnant erfasst und mit Geschmack und größter Wirksamkeit wiedergegeben. Die Figuren sind alle male-
risch im Magnatencostüm modelliert. Im vorderen Mittelgrunde steht Stefan Szé-
chenyi vor der grünen Tafel aufrecht und bringt, die rechte Hand öffnend, sein
glänzendes Anerbieten vor, das seinen freudigen Reflex auf die sämtlichen An-
wesenden wirft. Um den grünen Tisch herum sitzen Paul Nagy, Graf Josef Des-
sewffy, Graf Georg Almásy, Abraham Vay, Michael Platty, die im linken Vor-
dergrunde stehende Gruppe: Nikolaus Kolozsváry, Emerich Balogh, Stefan Pap,
Gabriel Döbrentei, Stefan Mariássy, Kaspar Takács und Georg Bartal schwenken
begeistert die Federmützen, die Gruppe rechts: Graf Georg Károlyi, Graf Michael
Eszterházy, Baron Sigmund Perényi, Baron Nikolaus Wesselényi zeigen ebenfalls
die gespannteste und zustimmende Aufmerksamkeit. Durch die Fenster des Hinter-
grundes ragen blühende Sträucher herein, ein schönes Symbol des aufblühenden
Nationalgeistes. Nicht allein, dass die Gruppen lebendig und perspectivisch wirksam
auseinandergehalten sind, auch die Porträtähnlichkeit der einzelnen Figuren ist
eine geradezu frappante. Mit höchster Anerkennung müssen wir des Erzgusses
gedenken, der von der hier erst seit Kurzem etablierten Kunstgießerei von A. M.
Beschorner und Sohn ausgeführt wurde. Die Bronze, eine Mischung von 90%
Kupfer und 10% Zinn, hat eine derartige Weichheit und Schmiegsamkeit ange-
nommen, als wäre es eine Art Wachs, ohne dass dabei der Ausdruck der Kraft, der
dem Erze eigen sein muss, gelitten hätte. Auch zeigt der Bronzeguss gleich von
vornherein eine Art Patina, eine schöne, matte, bräunliche Färbung, so dass der oft
stechende Glanz des Metalles vermieden ist. Die verschiedenen Grade des Reliefs,
das Bas- und Haut-, Demirelief und selbst das rilievo altissimo sind mit großer
Geschicklichkeit und Kühnheit mit einander verbunden. Die Hauptfigur — Szé-
chenyi — hängt nur noch mit einer dünnen Fläche an der Platte und scheint sich
ganz davon losgelöst zu haben und frei dazustehen. Die Gedenktafel wird unbed-
ingt eine der sehenswertesten plastischen Zierden unserer öffentlichen Gebäude
bilden.

Aus Anlass der Enthüllung war die Tafel — am 15. Januar 1893 — mit einem
Lorbeerkranz geschmückt. Hierauf versammelte sich im Prunksaale des Akademie-
Palastes, welchen im Hintergrunde der Mitglieder Estrade das von einem grünen
Bosquet umgebene Colossal-Porträt des Grafen Stefan Széchenyi zierte, zur Feier
*der ersten der fortan durch die Akademie alljährlich zum Andenken ihres Grün-
ders abzuhaltenden Festversammlungen* ein die weiten Räume desselben dicht-
füllendes distinguiertes Auditorium, unter welchem sich zahlreiche Vertreter der
Regierung, des Magnaten- und Abgeordnetenhauses, des hohen Clerus, des Adels
und des Militärs, der wissenschaftlichen Vereine und höheren Unterrichtsanstalten,
sowie der durch den Grafen Stefan Széchenyi gegründeten culturellen Anstalten

und Vereine befanden. Wir erwähnen namentlich: Graf Aurel Dessewffy als Vertreter des Jokey-Clubs, Graf Béla Széchenyi als Vertreter des National-Casinos und zugleich der Stadt Zinkendorf, Konrad Burchard de Bélavár als Vertreter der «Walzmühle», Graf Eugen Zichy als Vertreter des Industrie-Vereines, Eugen v. Radisich als Repräsentant des Gewerbe-Museums, Emil Thaly als Vertreter der Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft, die Vice-Bürgermeister Karl Gerlóczy und Gustav Alkér in Vertretung der Hauptstadt. Die historische Gesellschaft war durch Franz Pulszky und Alexander Szilágyi, die naturwissenschaftliche Gesellschaft war durch das Ehrenmitglied Karl Thán und den Secretär Béla Lengyel, sowie durch die Ausschußmitglieder Géza Entz, Nikolaus Konkoly, Moriz Staub vertreten. Den Széchenyi-Club in Eperies vertraten Protector Albert Berzeviczy, sowie die Mitglieder Ernst Vujanovich und Emerich Hodossy. Die Regierung war durch den Minister-Präsidenten Dr. Alexander Wekerle, das Unterrichtsministerium durch den Grafen Albin Csáky vertreten. Es waren ferner noch anwesend: Kronhüter Josef Szlávy, Koloman Tisza, Dr. Stefan Nagy, der Sohn Paul Nagy's, Bischof Schlauch, Bischof Karl Szász, Professor Julius Wlassics, Graf Albert Apponyi, Ernst Hollán u. A. m.

Um 11 Uhr betraten die im Präsidenten-Zimmer versammelten Mitglieder und illustren Gäste unter dem Vortritte des Präsidiums die Mitglieder-Estrade. An der Längsseite des Präsidententisches nahm rechts der Akademie-Präsident, Baron Roland Eötvös, links der Präsident der heute die Reihe der Széchenyi-Festsetzungen beginnenden I. Classe, Ehrenmitglied Anton Zichy, an den beiden Breitseiten rechts der Generalsecretär der Akademie, Koloman Szily, links das den kranken Präsidenten der I. Classe, Paul Gynlai, stellvertretende ordentliche Mitglied Gustav Heinrich Platz. Hierauf begann die Feier, welche aus einer *Rede des Akademie-Präsidenten Baron Roland Eötvös*, einer kurzen *Ansprache* des Ehrenmitgliedes *Anton Zichy*, als Präsidenten der in diesem Jahre die Feierlichkeit veranstaltenden I. Classe und der eigentlichen Festrede des ordentlichen Mitgliedes *Zoltán Beöthy: Széchenyi und die ungarische Poesie*.

Festrede des Präsidenten Baron Roland Eötvös.

Geehrte Versammlung!

Heute ist dieser Palast durch eine Schöpfung der Kunst verschönert, durch ein Denkmal der nationalen Pietät bereichert worden. Wir haben seiner Grundmauer jene Erztafel eingefügt, welche in ihren hervortretenden Gestalten uns den Ort und den Moment vor Augen stellt, da nach langen Beratungen endlich Graf Stefan Széchenyi ein Wort gesprochen hat, welches in der Gründung der Ungarischen Akademie zur That geworden ist. Wir haben uns nun versammelt, um den Tag zu feiern, an welchem wir dieses neue Zeichen unserer Pietät für Széchenyi enthüllen konnten. Ich begrüße die hier Versammelten, die, auf unseren Ruf erschienen, den Glanz unserer Feier erhöhen helfen, und sage insbesondere Jenen Dank, welche

vereint mit uns das Erz zusammengetragen haben, aus welchem dieses Denkmal angefertigt werden konnte.

Am 21. September 1891 war die hundertste Jahreswende der Geburt Széchenyi's. Hundert Jahre sind ein bedeutsamer Zeitraum in der historischen Pietät einer Nation. Jedes empfindende Herz in unserem Vaterlande schlug auf einmal in derselben Begeisterung hoch auf, jeder denkende Geist beschäftigte sich auf einmal in derselben Erinnerung. Auch die nun unseren Palast schmückende Erztafel ist ein Werk der am Gedenktage unsere Seelen erhebenden Begeisterung. Sie wurde von Jenen errichtet, die sich stolz die directen Erben Széchenyi's nennen können, von den Körperschaften und Vereinen, welchen er selbst ihre Aufgabe vorgesteckt hat, ihre Gründung und ihr Aufblühen unmittelbar ihm verdanken. Die Behörde der Haupt- und Residenzstadt Budapest, das königlich ungarische Finanzministerium als Nachfolger der Kettenbrücken-Gesellschaft, die Donau-Dampfschiffahrt-Gesellschaft, das National-Casino, der Jokey-Club, die Pester Walzmühl-Gesellschaft und mit ihr zugleich der ungarische Landes-Mühlenverein sind mit der Akademie zu dem Zwecke zusammengetreten, der Begeisterung des Tages der hundertsten Jahreswende durch ein bleibendes Denkmal Ausdruck zu verleihen.

Die Vereinigung all dieser in ihrer Thätigkeit und selbst in ihren vereinlichen und amtlichen Berührungen heute einander bereits so fernstehenden Körperschaften eben zur Schaffung dieser den Moment der Gründung der Akademie verewigenden Tafel ist gewiss die dem Andenken Széchenyi's dargebrachte würdigste Huldigung, indem sie jenem gemeinsamen Zweck Ausdruck gibt, für welchen er auf so vielen Gebieten und so vielfach thätig gewesen ist. Es ist allerdings wahr, dass er unter uns auf allen Gebieten der Thätigkeit die Samenkörner der Cultur ausgestreut, und dass sein besorgter Blick sich gleichmäßig der Entwicklung aller derselben zugewandt hat; aber den Lebensbaum derselben, mit dessen Geschick er sein eigenes, das heißt das Geschick seiner Nation verwachsen sah, hat er doch nur in dem Momente gepflanzt, da er diese Akademie gründete, um den Fortbestand und das Aufblühen seiner Nation durch die Ausbildung ihrer Sprache zu sichern.

Es war eine für unsere Nation kritische Epoche, in welcher Széchenyi das Werk der Neugestaltung in Angriff nahm. Mit den ersten mächtigen Flügelschlägen der Dampfkraft begann die Industrie der Neuzeit damals ihre jeden Winkel unseres Landes aufsuchenden Terrain-Eroberungen, damals begann jene neuzeitliche Völkerwanderung, welche geräuschlos, aber ununterbrochen und gleichzeitig in jeder Richtung fortschreitet und für die in den Träumen der Vergangenheit schlummernden Völker gefährlicher werden kann, als die Wanderheere des Mittelalters, weil sie gegen dieselben umsonst ihr Blut vergießen würden, weil der Sieg schließlich nicht dem in der Schlacht Stärkeren, sondern dem Gebildeteren zufällt. Es war nur eine

Frage der Zeit, wann die europäische Cultur dieses schöne Land erobern werde. Täuschen wir uns darüber nicht — auch ohne unser Mitthun würden hier Eisenbahnen und Brücken gebaut worden sein, würden Dampfschiffe unsere Donau befahren, Dampfmaschinen unseren goldenen Weizen mahlen, edle Pferde auf unseren Ebenen rennen und würde selbst das feinere gesellschaftliche Leben, ja vielleicht selbst die Wissenschaft sich bei uns eingebürgert haben; aber was würde uns alle diese Cultur in Ungarn wert sein, wenn sie nicht die Cultur des Ungars wäre?

Dem Ungar Cultur zu geben, damit er in seinem Vaterlande Ungar bleiben könne, das war das Ziel, für welches Széchenyi kämpfte und dessentwegen er den fremden Missionären, welche nicht mehr lange säumen konnten, mit aller Anspannung seiner Kraft wetteifernd zuvorkommen bemüht gewesen und auch zuvorgekommen ist.

Es war ein Gottesseggen für uns, dass wir das Meiste von den Hilfsmitteln der neuzeitlichen Cultur des Westens eben aus der Hand jenes Sohnes unseres Vaterlandes erhalten konnten, welcher, wenn auch in Allem groß, doch in der schwämerischen Liebe für seine Nation am größten gewesen ist.

Ein Ungar hat in diesem Lande die Samenkörner der Cultur des neuen Jahrhunderts ausgesäet und darum ist auch die Ernte dem Ungar zugefallen, und wahrhaftig, Széchenyi und alle Jene, welche dieses Werk mit ihm begonnen und fortgeführt haben, haben für neuere Jahrhunderte und Jahrtausende uns dieses Land erobert, welches der Gefahr, eine Colonie anderer gebildeterer Nationen zu werden, vielleicht niemals in höherem Maße ausgesetzt gewesen ist, als in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, wo das durch seine Maschinen, die neueren Waffen der Macht verstärkte Europa auf den zu seiner Lebenserhaltung nothwendigen Gebieten brachliegende Wüsteneien nicht länger dulden konnte. Aber Széchenyi, welcher das Thor, durch welches die westliche Cultur mit ihren reichen Schätzen hieher kommen konnte, weit aufthat, erblickte in Wissenschaft und Industrie und in dem mit denselben verbundenen Reichthum nur Hilfsmittel, ohne welche seine Nation nicht fortbestehen könne. Eine Nation lebt aber wirklich nur in ihrer Sprache, und die Cultur kann nur dort zur nationalen Cultur werden, wo sie eine zu ihrem Ausdruck und ihrer Ausbreitung geeignete Sprache findet, welche vom Kindermärchen angefangen, bis zur Erörterung des Gelehrten, Alles genau und schön auszudrücken vermag. Damit sie diese bilde und die höchste, allen übrigen vorangehende nationale Aufgabe erfülle, darum hat Széchenyi vor allem Anderen diese Akademie gegründet und darum hat er auch später, als die patriotische Thätigkeit sich bereits mehr den Aufgaben des praktischen Lebens zuwandte, mit der ganzen Begeisterung seines warmen Herzens an ihr gehangen, und 1844 vom Präsidentenstuhle der Akademie aus «im heiligen Namen des Vaterlandes» ermahnt,

die Muttersprache mit unermüdlicher Treue im öffentlichen und privaten Leben zu pflegen, und neben unserer neuen Begeisterung für neuere, unser nationales Aufleben fördernde Institute, auch den schon bestehenden Factoren unseres Fortschrittes, der Akademie unsere Sympathie und Unterstützung nicht zu entziehen.

In der That hatten sämmtliche Schöpfungen Széchenyi's nur das eine Ziel, den Fortschritt unserer Nation, und weil unter allen seinen Thaten die Gründung der Akademie nicht allein zeitlich die erste, sondern auch diejenige ist, aus welcher dieses Ziel am deutlichsten hervorleuchtet, darum errichten die seine großen Aufgaben erbenden Nachkommen in dem Bilde dieser Einen ihnen allen ein Denkmal.

Dies ist der Ursprung und die Bedeutung der heute enthüllten Denktafel. — Einer unserer jungen Künstler, Barnabás Holló, hat dieselbe im Atelier seines Professors Alois Strobl modellirt, Herr Beschorner hat sie in Budapest in Erz gegossen. Eine aus Vertretern der zur Errichtung dieses Denkmals zusammengetretenen Körperschaften gebildete Commission hat die Arbeiten geleitet. Die Commission hatte vornehmlich die Aufgabe, auf die historische Treue zu achten, des Künstlers Aufgabe war, in das todtte Erzmaterial Leben zu gießen. Beide haben, wie ich sehe, ihrer Aufgabe entsprochen. Sie mögen dafür unseren Dank empfangen.

Und nun, geehrte Versammlung, indem ich als einer der Erben der Thätigkeit Széchenyi's im Namen der Akademie das Denkmal übernehme, welches die Miterben unserer Obsorge anvertraut haben, drücke ich ihnen aus der Tiefe meines Herzens meinen Dank für ihre materielle Unterstützung und noch mehr für ihr in uns gesetztes Vertrauen aus.

Diese Denktafel wird nicht bloß eine todtte Zierde an unserem Palaste sein, sie wird in unserem Kreise auch das Andenken der großen Vergangenheit wiederbeleben, und uns Széchenyi's Prophezeiung, die noch größere Zukunft und die damit einhergehenden, von Tag zu Tag größer werdenden Aufgaben vor die Seele zaubern. Wir haben Alles von der Nation erhalten, entwickeln wir zum Wohle der Nation alle unsere Kräfte.

Möge uns nie die Schwierigkeit oder Langwierigkeit der Arbeit zurückschrecken, möge uns nie der Reiz momentanen Beifalles auf den Irrweg der Uebertreibung fortreißen! Seien wir Patrioten in Allem, was wir thun, aber unser Patriotismus sei nicht der Patriotismus der Chauvinisten, sondern der Patriotismus Széchenyi's. Er hat uns wiederholt und immer mit derselben leidenschaftlichen Glut gemahnt, dass wir unsere Nationalität nur durch geistige Superiorität, nicht aber mit den Extravaganzen der Prahleri und Selbstüberhebung sichern können, dass wir nur durch sie und nicht durch Gewalt unsere Sprache und mit ihr zugleich unsere Cultur ausbreiten können.

Streben wir also nach dieser Superiorität, Jeder durch die Entwicklung

seiner persönlichen Kräfte und Anlagen. Jeder im Kreise seiner Thätigkeit, und wenn andere Nationen uns in einem oder dem anderen Zweige der Cultur voraneilen, warten wir nicht müßig, bis der Fortschritt als fremder Eroberer in unserem Lande Fuß fasst, sondern drängen lieber wir selbst vorwärts, denn, wer seine Nation wahrhaft liebt, darf in Sachen der Cultur nicht feilschen und sich mit einem niedrigeren Grade derselben begnügen. Und da den Bestrebungen Einzelner, sowie dem Fortschritt ganzer Nationen unzweifelhaft hauptsächlich nur die Ideale eine dauernde Richtung geben können, darum wählen wir uns richtig unser Ideal. Unser Ideal sei das ideale Volk Széchenyi's!

Geehrte Versammlung! Wie die Ideen, so schlagen auch die Ideale im Herzen eines Volkes nur allmählich Wurzel, und wahrhaftig, noch hat nicht unser ganzes Volk das Ideal Széchenyi's verstanden und angenommen. Die Zahl Derjenigen, die dasselbe ganz durchdrungen hat, und die wenigstens das Realisierbare davon eifrig zu verwirklichen trachten, ist noch nicht groß.

Die Ungarische Akademie der Wissenschaften hält sich für eine Hüterin dieses Ideals und, um das Andenken dessen, der ihr nicht allein ihre Basis geschaffen, sondern ihr auch ein Ideal aufgestellt hat, immer wieder und wieder frisch zu beleben, hat sie gelegentlich seiner hundertjährigen Geburtsfeier beschlossen, sich fortan alljährlich zu einer Széchenyi-Feier zu versammeln. Die Gegenstände dieser feierlichen Versammlungen werden, in abwechselnder Reihenfolge der einzelnen Classen, Vorträge über den Fortschritt einzelner Zweige oder über wichtigere Fragen der Wissenschaften sein, in welchen zugleich unser Antheil an denselben dargestellt sein wird. Heute beginnen wir die Reihe dieser Festsetzungen; der Gegenstand dieser ersten wird ein Vortrag über *«Széchenyi und die ungarische Poesie»* sein; nach der dem Herzen der Nation am nächsten stehenden Poesie werden wir in den folgenden Jahren mit Gegenständen aus anderen, diesen schon ferner liegenden Zweigen der Literatur und der Wissenschaft fortfahren; aber wie weit sich auch der Kreis unserer Aufmerksamkeit ausdehnen möge, können wir doch die große Gestalt Széchenyi's nie aus den Augen verlieren, wollen wir uns doch von derselben nur so weit entfernen, als wir aufwärts zu dringen vermögen. Derjenige, der den Berg hinaufklimmt, sieht, indem er aufwärts dringt, immer mehr, und wenn er endlich auf einer gewissen Höhe stehenbleibend umherblickt, breitet sich vor ihm eine ganze Welt aus, die ihn mit ihren schimmernden Strömen und in der Ferne blauenden, zum Himmel ragenden Berggipfeln bezaubert und zu sich ruft; aber von unten im Thale blickt das Dach des Geburtshauses, tönt die Glocke der Heimatskirche herauf und diese rührende Stimme verscheucht die lockenden Traumbilder. Fürchten wir nicht, dass unsere Nation darum, weil sie im Aufsteigen mehr und mehr von der Wissenschaft und Kunst der Welt überblicken und in sich aufnehmen wird, zur Anhängerin der Irrlehre

des Kosmopolitismus entarten könnte, fürchten wir dies wenigstens so lange nicht, als hier in unserem Kreise, wie der mahnende Ruf der Glocke, der Name des Grafen Stefan Széchenyi wieder und wieder ertönt!

Und nun ersuche ich den Präsidenten der die Reihe beginnenden ersten Classe, Se. Hochgeboren Anton Zichy, die Sitzung zu eröffnen.

Classenpräsident Anton Zichy: Die Akademie, als der treue Depositär der nationalen Traditionen, ergreift die Gelegenheit, der Pietät der Nation für den Gründer der Akademie, den Grafen Stefan Széchenyi, welcher die Akademie durch ihre erste, fortan zu seinem Andenken zu feiernden Festsetzungen Ausdruck gibt, und an welcher theilzunehmen alle Kreise der Gesellschaft sich gedrungen fühlen, denn wir begegnen ja den Wirkungen und Schöpfungen seines Geistes auf allen Gebieten des vaterländischen Lebens, wir athmen Alle die gereinigte Atmosphäre, welche, nach Gott, er uns geschaffen hat, wir sind auf allen Gebieten bestrebt, die von ihm begonnene Arbeit fortzusetzen und fortzuentwickeln, die überall fortwirkenden Ideen des großen Schöpfers unserer Neugeburt mehr und mehr zu verwirklichen. Indem ich hiemit als Präsident der I., die seinem Andenken gewidmeten Jahresfeiern beginnenden Classe die Festsitzung eröffne, ersuche ich unseren heutigen Festredner, ordentliches Mitglied Zoltán Beöthy, seinen Platz einzunehmen.

Széchenyi und die ungarische Poesie.

Aus der Festrede des ordentlichen Mitgliedes ZOLTÁN BEÖTHY.

Sein Ruhm ist von den größten Dichtern der Nation besungen worden; sein Herz, wie seine Thaten, die complicierten Probleme seiner Laufbahn und seines Charakters hat der größte Psychologe der Nation beleuchtet; aus seinen Tagebuchaufzeichnungen schuf der dankbarste Schüler mit schärfster Beobachtung ein getreues Bild seines inneren Lebens; seine schriftstellerische Thätigkeit fand durch die Kunst des größten ungarischen Kritikers ihre Würdigung. Welches Recht habe ich nach jenen eben jetzt, wo seine erste große Schöpfung, die Ungarische Akademie der Wissenschaften, die Reihe der Gedächtnisfeiern für ihren großen Schöpfer beginnt, seinen Namen auf die Lippen zu nehmen? Ich suche meine Rechtfertigung in der Natur der menschlichen Größe, in der Natur des Geistes und der Wirksamkeit jener, die er in seiner der Großen würdigen Bewunderung für die Großen «Meisternaturen» genannt hat, indem er an Washington, Franklin, Bonaparte, Goethe und Byron denkt und auf diese hinweist. Die Arbeit solcher Geister, mag sie sich auch nur auf *einem* begrenzten Gebiete, auf

dem der Politik, der Wissenschaft, der Literatur oder der Kunst bewegt haben, muss zufolge der universellen Bedeutung und überwältigenden Kraft ihrer Ideen auf die *gesammten* Kreise des nationalen Lebens ihre Einwirkung haben. Es sind dies die Kreise eines einheitlichen Lebens und einer gemeinsamen Entwicklung, bei denen die unter einander bestehende Wechselwirkung der Verständigung und des Belebens das Uebergreifen der in dem einen entstandenen Bewegung auf alle übrigen, sowie die spontane, natürliche Huldigung aller für den, in dem einen Kreise mit Recht herrschend gewordenen Geist erklärt. Der Funke des Genies, welchen das Zusammen schlagen der politischen Wogen sprühen ließ und noch immer lässt, leuchtet und zündet in den Kreisen der Wissenschaften und Künste — und umgekehrt. Petöfi's Wirkung könnten wir in der ungarischen Politik mit demselben Rechte und Erfolge erforschen, wie Széchenyi's Wirkung in der ungarischen Poesie. Aber wozu sollten wir es wollen? Welches überzeugendste und glänzendste Resultat wäre hier noch zu erwarten, womit wir seinen Ruhm noch vergrößern könnten? Die Größe der «Meisternaturen», der wahrhaft Großen, besteht darin, dass da nichts fehlt; aber unsere eigene Kleinheit empfindet das Bedürfnis, diese Größe in ihren vollen Dimensionen und in allen ihren Beziehungen zu sehen und zu erfassen.

Diese Gedanken brachten mich zu der Ueberzeugung, dass es eine, Széchenyi's nicht unwürdige, uns aber nicht überflüssige Arbeit wäre, den Wirkungen seiner Ideen, seiner Bestrebungen, seines Gemüthes, seiner Laufbahn, wie seiner Individualität in unserer Poesie nachzuforschen. Und so befrage ich seine Tagebücher, seine Schriften, seine Handlungen, die Literatur seiner und unserer Zeit: wo der Strahl seines Geistes die poetische Welt der ungarischen Empfindung und Vorstellung getroffen hat, wie tief er in dieselbe eingedrungen, ob er wohl neue Bahnen eröffnet, oder solche in irgend einer Richtung beleuchtet hat, oder in einer Garbe neuer Ideen aufgehend, vielleicht auch heute leuchtet, — vielleicht auch, gleich einem Kometen-Strahl, wieder erloschen ist?

Die ungarische Muse hat den Namen Széchenyi zur selben Zeit wie die Nation gelernt. Gleich am Beginne seiner öffentlichen Thätigkeit, beim Erscheinen des «Credit», wurde er von der Stimme des Patriarchen unserer Literatur begrüßt. Der, der Zukunft geltende Weckruf erhält sein erstes Echo aus den im Nebel der Vergangenheit untergehenden Gegenden. Das poetische Echo auf Széchenyi's Weckruf hat der greise Kazincezy gesungen, im letzten Jahre seines Lebens — vielleicht in seinen letzten Tagen — als Schwanengesang.

Aus seiner Epistel spricht ganz deutlich die Ahnung, dass in dieser neuen Größe sein mächtigster Verbündeter erschienen sei, der von entscheidendem Einflusse auch auf die, seit Jahrzehnten bestehenden Kämpfe sein wird — nicht als Schriftsteller und nicht mit seinen Reformen, sondern als

Reformator des ganzen Nationalgeistes, nicht durch neue Wörter, sondern durch neue Ideen. Es ist kein Zufall, dass Széchenyi's erster Journalist der Wortkünstler Helmecczy ward; das Heer neuer Gedanken konnte eben nur mit Hilfe des Heeres neuer Wörter flügge werden. Dass er selbst neue Wörter drechselt, neue Zusammensetzungen zimmert, neue Bedeutungen verleiht, neue Schattierungen fixiert — und zwar oft und kühn: ist nicht nur als psychologische, sondern auch als objective, aus der ganzen Natur, Richtung und Sphäre seiner Wirksamkeit erfließende Nothwendigkeit aufzufassen. In allen Kreisen des nationalen Lebens verbittert ihn bei seinem Auftreten Unthätigkeit; nur aus der Entwicklung der Sprache kann er Trost schöpfen: «Die Sprache wird einmal die Nation mit sich reißen.» Aber auch in der Theorie stellt er sich auf Seite der Neologie und schreibt ihr eine seiner geistvollsten Apologien, in welcher er zu dem Schlusse gelangt, dass diese strittige Frage weder vom Reichstage, noch von einer Gelehrten-Gesellschaft, oder vom Auslande oder von Einzelnen wird entschieden werden, sondern «vom großen Publikum, und zwar in der Weise, dass alles, was dieses sich durch Zeit und Gewöhnung aneignen wird, wahrhaft ungarisch sein wird, — alles dagegen fremd bleibt, was es nicht acceptiert.» Diese Angelegenheit aber mit allen handgreiflichen Beweisen der Dringlichkeit und Unentbehrlichkeit vor dieses Forum zu bringen, ist nur ihm gelungen.

Und in der That: neben Vörösmarty's Dichtungen, in welchen zuerst Kühnheit und Mäßigung im unwiderstehlichen Reize eines wunderbaren Sprachgenies zusammentreffen, ja vielleicht noch über diese Dichtungen hinaus haben Széchenyi's Ideen und Wirkung der Sache Kazinezy's, der Sprachreform, den Sieg erkämpft. Ich will diesbezüglich nur auf drei Momente flüchtig hinweisen. Das Gefühl und den Gedanken der Nothwendigkeit universellen Fortschrittes hat als Erster Széchenyi überzeugend mit dem Nationalgefühl und dem Nationalgedanken verbunden; damit war natürlich die Hauptwaffe der Orthologie, dass *sie* die nationale Sache gegen die Neologie vertheidige, ihrer Spitze verlustig und zur Rumpelkammer verdammt. Dann wurde auch durch seinen Nachweis der Nothwendigkeit, Unvermeidlichkeit und Dringlichkeit der Reform für alle Kreise und Richtungen des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens, je weiter sich seine Ideen verbreiteten, der Respectsstandpunkt gegenüber der Unberührbarkeit und Unveränderlichkeit der Sprache im Bewusstsein der Gesamtheit immer schwächer. Endlich haben die ausländischen Beispiele, Institutionen, Ansichten und Begriffe, welche er nicht nur zur Sprache, sondern auch in Cours brachte, immer mehr und mehr die Nothwendigkeit der Anpassung, ja sogar der Erweiterung der Sprache im praktischen Leben fühlen lassen. Bis dahin hatte der Orthologe, wenn ihm die Sprechweise der Kazinezy'schen Schule nicht passte, Vizsolyi's Bibel und Gyöngyösi gelesen; diese aber ließen ihn schon auf der StraÙe im Stich und im Berathungssaale fehlte es ihm an Ausdrücken. Die neue Sprache

war bis dahin nur die Sprache der Literatur; zur Sprache des Lebens wurde sie erst durch Széchenyi und dessen Wirkung. Darin eben liegt der Sieg. Niemand hielt sie mehr für Ziererei und Bizarrerie der Literaten; sie wurde in dem von Szechenyi bewegten Zeitalter als Lebensbedürfnis empfunden. Vom Jahre 1830 an betrachtete keine einzige Classe der Nation die Sache der Orthologie in solchem Maße als die ihrige, wie ehemals, als noch in den Comitatscongregationen gegen die Reformer declamiert wurde. Die Neologie ging aus der Literatur ins Leben, die Orthologie aus dem Leben in die Wissenschaft. Darauf aber war Széchenyi von entscheidendem Einflusse. Dass dieser Einfluss und sein Erfolg unsere Dichtung dem gesammten Publikum eröffnete, und ihr dadurch in Bezug auf Wirkung, Freiheit und Aufschwung eine neue Aera geschaffen wurde; dass der Triumph der erneuerten Sprache ein mächtiges Werkzeug unserer gesammten nationalen Entwicklung wurde, kann kein Unbefangener leugnen.

Blicken wir umher und versuchen wir, ob es möglich sei, uns den Fortschritt unserer Literatur und unserer sämmtlichen Verhältnisse in der Reform-Aera ohne die Sprachneuerung vorzustellen? Es ist dies ein treffender Beleg für den Zusammenhang der nationalen Lebenskreise. Die Sache der Sprachreform führt der politische und soziale Reformer zum definitiven Siege. Kazinczy's Bahn trifft mit der seinen nicht bloß zusammen, sondern geht in dieselbe gleichsam über. — Unter den großen Aposteln der nationalen Cultur weckt Széchenyi's Laufbahn vornehmlich drei Namen in unserem Geiste: Apáczai, Bessenyei und Kazinczy. Redner führt die Berührungen der Bahnen Széchenyi's mit denen Apáczai's, Bessenyei's und Kazinczy's näher aus. Apáczai repräsentirt die Reform des wissenschaftlichen Lebens; Bessenyei die Reform der gesammten ungarischen Cultur durch die Freiheit und Verjüngung des Denkens; Kazinczy die Reform des Geschmacks, insbesondere durch die Sprachreform. Aus allen spricht die Inspiration des nationalen Geistes und sie dienen einem nationalen Ziele. Széchenyi's universalere Geist nimmt alles dies gleichsam in sich auf und erkämpft mit seiner unermesslichen Wirkung in der Reform des ganzen nationalen Lebens auch jenen Ideen den Sieg, für welche diese lebten und starben. Vergönnen wir ihnen, dass heute, wo wir dem »größten Ungar« einen Kranz winden, der Wind ein Blättchen dann auch auf ihre Gräber wehe.

Sie stimmen mit Széchenyi auch dann überein, dass sie den Antrieb, für die Neugeburt ihres Vaterlandes zu wirken, im und vom Auslande empfangen. Diese Wirkung ist aber eine desto größere, einen je größeren Geist sie berührt. Redner schildert nun Széchenyi's ganze geistige Constitution und ihre Entwicklung, sein Erwachen und Reifen für seine nationale Mission. Seine Reisen und seine auf alle Gebiete, auf denen sein Vaterland der Förderung bedarf, gerichteten Studien im Auslande; und wie er, gründlich vorbereitet, an die Realisirung seines Ideals geht,

aus seiner Nation eine reiche, glückliche, vor Allem aber ungarische Nation zu schaffen.

Ungarisch fühlen, ungarisch sprechen, ungarisch handeln, ungarisch prosperieren: das predigte er, das strebte er an. Seine erste Aufgabe ist die nationale Gesinnung, ja das nationale Selbstbewusstsein in solchen Kreisen zu wecken, wo diese durch eine jahrhundertelange Erstarrung erschläft waren. Wir müssen vor Allem ungarisch sprechen, um wirklich ungarisch fühlen zu können. Die Nation muss zum Leben wiedererweckt werden, und zwar zuerst in ihrer Sprache. Nur so kann von ihrer Entwicklung die Rede sein. In der Geschichte unseres Magnatenhauses ist der 12. Oktober 1825 ein epochaler Tag; an diesem Tage erklang an dieser Tafel zum ersten Male ungarische Rede, und zwar von den Lippen des Offiziers Széchenyi, und das kühne Beispiel fand sofort begeisterte Nachfolger. Der folgende 3. November ist der Geburtstag der Akademie. Den Anlass zu Széchenyi's Opfer bot der Weckruf Paul Nagy's. Die Akademie wird die Aufgabe haben, die ungarische Sprache zu bilden und zu entwickeln; für die Wiedereroberung ihrer Rechte, der ihr gebührenden Stelle, Sorge das Gesetz; für ihre Ausbreitung die sociale und literarische Agitation. Das nationale, magyarisierende Bestreben des Gründers und Planers setzt mit unermüdlicher Begeisterung der Agitator fort, in allen öffentlichen und privaten Kreisen, wo sich nur Gelegenheit bietet, besonders in den Kreisen der vornehmen Welt, welche bei uns den Contact mit dem nationalen Leben sozusagen verloren hatte.

Bei der Verkündigung der nationalen Idee begegnet, er einer alten man kann sagen uralten Agitation gleichen Geistes mit der der ungarischen Poesie. Sie hatte in dieser Richtung die älteste Tradition und die beständigste Praxis. Sie repräsentierte fortwährend die nationale Seele, in ihrem Siegesjauchzen, wie in ihrem Todesröcheln. Es gab Zeiten, wo die Seele der Nation nur mehr in einzelnen poetischen Seufzern lebte. Unter Maria Theresia und Josef begann sie der schlummernden Nation den Schlaf aus den Augen zu reiben; sie weckte, ermunterte, oft mit Bildern sanguinischer Hoffnung. Im Rausche der kurzen Jahre Leopold's feiert sie fast schon die nationale Auferstehung.

In Franzens Zeit findet sie sich schwer in die Enttäuschung; sie begeistert sich an den Heldenscenen der Insurrectionen, sinkt aber bald in Verzagtheit und ihr Grundton wird nationale Anklage und nationale Trauer. In der Grabesruhe der Reaction lauscht sie gepressten Herzens, ob nicht die Todtenglocke ertönt. Sie ändert oft den Ton, aber den Geist nie. Es war unter den Wandlungen der Jahrhunderte standhaft der im Ungarthum und für das Ungarthum glühende Geist. Aber das Publikum der Dichter ist klein, die sogenannten homines literati, auch diese nicht Alle, Niemand von der tonangebenden Gesellschaft, noch von den politischen Führern des Landes. Széchenyi wollte die Empfindung, das Ideal und die Sprache der

Dichter in diese ihnen entfremdeten Kreise einführen. Es lebte und wirkte in ihm eigentlich dieselbe Empfindung, welche die Dichter seiner Jugendzeit inspirierte: Baróti, Virág, Berzsenyi, Kőlcsey, Karl Kisfaludy, Vörösmarty.

Die Schmach der nationalen Erniedrigung, die melancholische Trauer über den Untergang, aus welchem bisweilen die Hoffnung einer besseren Zukunft mehr nur als Ausbruch des Lebenstriebes herausklingt: dies waren vor Széchenyi's Auftreten die herrschenden Motive in der ungarischen Poesie und in seiner eigenen Gefühlswelt. Széchenyi fühlte stets diesen Zusammenhang, fühlte und schätzte die Unterstützung, die er der Dichtung verdankte. Sie pflegte wenigstens in einer Classe der Nation die nationale Empfindung und Sprache, welche er zur Empfindung und Sprache der ganzen Nation machen wollte. Seine durch die Poesie geheiligte Laufbahn schuf unserer Dichtung nicht nur ein neues Publikum, sondern auch neue Ideen und neue Erfolge.

Das Gefühl der Gemeinsamkeit der nach einem Ziele strebenden, in einem Gefühl erglühenden Seelen gab Széchenyi jenes große Wort auf die Lippen, welches er in seinem ersten Briefe an Berzsenyi richtet: «Ich kann es mit Selbstgefühl sagen: wir sind Verwandte.» In diesem Grusse hat er einen der charakteristischsten Gedanken der ungarischen politischen und Literaturgeschichte ausgedrückt: die Verwandtschaft des ungarischen Politikers und des ungarischen Dichters in ihrem Gefühl und in ihren Zielen. Der Gedanke der Verwandtschaft von Politiker und Dichter hatte im Bewusstsein der Nation geschlafen, seit ihn Zrinyi der Dichter in seiner eigenen Laufbahn so glänzend verkörpert hatte. Széchenyi hat ihn wieder neu erweckt, er hat ihn nicht nur mit einem fliegenden Worte neu erweckt, sondern ihn auf seiner ganzen Laufbahn repräsentirt. Die ungarische Dichtung hat stets treu den Boden cultiviert, der die ungarische Empfindung hervorbringt; aber Széchenyi war der erste Staatsmann, der mit Wort und That die politische Bedeutung dieser Arbeit hervorhob, der auf die poetischen Dolmetsche der nationalen Empfindung als auf die berufenen Wortführer des ungarischen öffentlichen Lebens hinwies: er hat gleichsam unserer Poesie die Bollwerke unserer Verfassung geöffnet. Wir haben bis heute keinen einzigen Politiker, noch weniger hatten wir vordem einen, dessen Geist, Denken, Ausdrücke einen so innigen Verband mit der Poesie, solche Achtung und Neigung zu derselben zeigte, wie Széchenyi. Seine Werke wimmeln von Citaten aus unseren Dichtern, er fühlt den ganzen Wert ihres Wortes und ihres Wirkens für das Leben der Nation. Aber Széchenyi wurde nicht bloß durch die Gemeinsamkeit seines Motivs und Zieles, sondern auch durch eine gewisse Verwandtschaft seiner geistigen Constitution zu den Dichtern hingezogen. Er war ihnen nicht nur in seiner patriotischen Gesinnung und Thätigkeit, sondern in der ganzen Eigenart

seines Geistes, ja durch die Erinnerungen seiner Jugend verwandt. Er besaß alle jene Eigenschaften des Geistes, welche den Dichter machen, und wenn sie ihm auch nicht den Ruhm des Dichters brachten, so brachten sie ihm doch seinen Drang. Er hatte bei seiner dichterischen Natur nicht die Gabe des poetischen Kunstschaffens, aber seine Schriften wirken wie Fragmente einer großen Dichtung. Wenn wir hören, was er in den Sternen vom Untergange seiner Nation gelesen hat, ist es uns, als ob wir in Dante's Hölle läsen. — — In seiner Jugend fühlte er den Trieb zum Dichten, er machte Versuche mit deutschen Gedichten, mit einem Roman, mit einer Uebersetzung von Byron's Child Harold, doch sie gelangen nicht. Er wurde kein Dichter, aber der Held des ersten Theiles der tragischen Trilogie seiner Nation. Auch unsere Dichter fühlen den Zusammenhang mit ihm. Sie ahnen, dass der Messias geboren ist, den sie erwartet haben. Sie begrüßen ihn frühzeitig in Lobgedichten. Nach der Leipziger Schlacht 1817, als er noch gar nichts war, als er noch selbst im Nebel irrte, sieht der Dichter seine Gestalt glänzend aus dem Nebel heraustreten. Die Dichtergrüße werden immer häufiger, immer begeisterter. Er wusste bei ihnen das nationale Gefühl mächtiger zu erregen, als es vorher gewesen. Dieses Streben bedurfte eines starken Mittelpunktes. Dass Széchenyi die Schaffung eines solchen anstrebte, war für die Neugeburt der Nation entscheidend, die Vereinigung der Schwesterstädte Pest und Ofen ist sein Gedanke, er ist der Vater der einigen Hauptstadt; sein Gedanke und sein Triumph ist auch die Verschwe-sterung, die Vereinigung der verschiedenen Industriezweige, der verschiedenen Gesellschaftsclassen. Er wollte die Hauptstadt zum Herzen des Landes machen, und dadurch das Land einigen, er wollte Budapest zur europäischen Stadt machen, er verband mit seinen Schöpfungen politische Ziele, die Wettrennen sollten die Landwirtschaft heben, die Magnaten nach der Hauptstadt locken, er schuf das Nationalkasino zur Vereinigung der gebildeten Elemente. All diese Thaten wirkten auf die Literatur. Pest war vor ihm allenfalls ein Absteigquartier für die Literatur, durch ihn wurde es die Residenz der Literatur. Für Literatur und Dichtung eröffneten sich neue und unerwartete Quellen. Die Literatur-Residenz wurde zum Mittelpunkt der Nation. Petöfi und Kemény suchten die Literatur schon in Pest, welches vordem von den Provinzdichtern kaum berührt worden. Széchenyi bethätigt außerordentliches Zartgefühl für die Dichter, ihre Person und ihre Werke. Von 1828 an führt er die Celebritäten der Literatur in sein Haus ein; nimmt die Jüngeren ins Kasino, wo sie eine reiche Bibliothek und feinen Tabak finden; bringt Beweglichkeit in den schwerfälligen ungarischen Geist. Der Erste, der ihn besser versteht, ist Karl Kisfaludy, in dessen Geist nach Kisfaludy's baldigem Tode der Aurorakreis fortwirkt. Vörösmarty's Leier sang sozusagen die ganze Geschichte Széchenyi's; Széchenyi wurde auch von seiner ersten Individualität angezogen; er zog seine Person und

seinen Geist in seine Familie; er erzog seine Kinder mittels der ungarischen Dichtung zu Ungarn. Als Dichter stand ihm Berzsényi am nächsten. Seine Ode «Romlásnak indult . . .» wirkte so mächtig auf ihn, dass er sie unausgesetzt citiert. Er correspondiert mit dem Dichter. Dieser besingt 1830 kurz vor seinem Ende Stefan Széchenyi in einer Epistel an den Grafen Mailáth, einer seiner vorzüglichsten, bisher kaum beachteten Dichtungen. Széchenyi sorgt noch von Döbling aus, dass Berzsényi's Andenken geehrt werde.

Széchenyi's Reformideen streben ferner die Veredlung unseres Stammes an. Im Gegensatz zu dem, noch in den zwanziger Jahren herrschenden conservativen Geiste des feudalen Adels verbindet Széchenyi zuerst die nationale Idee mit der Idee des Fortschritts und eröffnet damit eine neue Epoche. Er versteht den Cultus der Vergangenheit nicht. «Die Vergangenheit ist unserer Macht entglitten, die Zukunft haben wir in unserer Hand.» «Ungarn ist nicht gewesen, sondern es wird sein.» Er verspottet alles Alte. Der glänzenden Zukunft zuliebe verleugnet er die Traditionen der ungarischen Epik, aber sein Glaube an die Zukunft gibt der Dichtung neue Ideen. Die Epiker wollen das Gefühl durch den alten Ruhm entflammen, Széchenyi durch die Zukunft; er braucht keine klagende, sondern eine arbeitende Nation. Die heidnischen Klänge der Lyrik verstummen, auch Vörösmarty legt seine epische Feder nieder und stellt von dem Erscheinen des «Stadium» an nicht mehr die Vergangenheit der Gegenwart entgegen. Doch noch einmal taucht bei Széchenyi selbst der alte Gedanke auf, die Nation durch die nationale Sage aufzurütteln. In den Döbling'schen Phantasien gedenkt er des Epikers Adam Horvát. In merkwürdiger Uebereinstimmung damit ertönt eben damals Arany's epische Laute.

Doch das Losungswort der wirklichen politischen Laufbahn Széchenyi's stimmte nicht mit der Inspiration der alten Epiker. Dieses Losungswort war: die Nation soll Vertrauen zu sich selbst haben, sie vereinige alle ihre Kräfte zur Arbeit! Seine Reden und Schriften überquellten von Reformplänen. Diese Reformideen dringen rasch in alle Gattungen unserer Literatur und Poesie. Széchenyi gibt der Dichtung einen neuen Geist, einen neuen Inhalt, neue Richtungen und Ideale. Direct von ihm inspiriert war eine Reihe minder Talente: Andreas Fáy, Paul Kovács, Josef Gaál waren seine treuesten Schildknappen. Sie haben ihn und sich überlebt. Mit welchen Kränzen, aber festem Glauben an die Zukunft sind sie heimgegangen. Die Charakteristik ihrer Werke, sowie diejenige der nach Széchenyi's Auftreten aufgetauchten Dichter übergeht Redner wegen vorgerückter Zeit, nur einem der Dichter der vierziger Jahre bittet er, einige Minuten widmen zu dürfen, dem Verfasser des Romans «Der Dorfnotär», Baron Josef Eötvös. Er ist ein dem Geiste Széchenyi's verwandter Geist, sein Werk illustriert Széchenyi's

Ideen. Er hat selbst mit den Uebertreibungen desselben der Wahrheit und Gerechtigkeit einen großen Dienst gethan. — Auch der Lyrik gibt Széchenyi ein neues Motiv: die «magyar honleány», die patriotische Jungfrau und Frau. Bei den schönen Zeilen des «Hitel» denkt er an seine eigene Auserwählte. Das reine und edle Weib kann der Schutzgeist des Vaterlandes werden. Es kann die durch seine Anmuth erregten Empfindungen in die ideale Welt emporheben. Er ging seine Auserwählte auch als Gattin eines Anderen um Rath an. Sie sagte ihm ihre Unterstützung zu; sie ermuthigte ihn, heilte seine Wunden. «Wenn auch nicht in der Liebe, so werden wir wenigstens in der Vaterlandsliebe verbunden sein.» Das Geschick wollte, dass sie auch in der Liebe verbunden wurden. — — Die begeisterte und veredelnde Rolle der Frau im nationalen Leben entwickelte er im «Hitel». Er machte bei den ungarischen Frauen das ungarische Herz aufpochen, die ungarische Sprache erklingen. Das rief eine ungewöhnliche, veredelnde Wirkung auf die Lyrik hervor. Die Dichter richteten ihre Rufe an die Frauen; die Frauen verstehen sie; der Freiheitskampf hat bewiesen, wie Széchenyi's Ideal gewirkt hat. Die Frauen pflegten und ermuthigten die Helden.

Auch Széchenyi's innere Geschichte, deren tragische Evolution wir kennen, hatte ihre Wirkung auf unsere Lyrik. Wie er in dem feurigen Aufblitzen eine Gefahr sieht und in «Kelet népe» davor warnt, das ergreift selbst seine Gegner. Er fällt dann der Weissagung und dem Gebet anheim. Das Genie überkommt der verwandte Wahnsinn. Doch auch in seinen seelenquälenden Zweifeln wirkt der edelste der Menschen auf die Dichter. Sein inneres Leben, sein Schweben zwischen Hoffnung und Zweifel ist an der ganzen Poesie seiner Zeit erkennbar. Er wirkte inspirierend, kräftigend auf die Dichter. Der stärkste Ausdruck davon ist Vörösmarty's «Szózat». Weitere Anklänge geben andere Gedichte Vörösmarty's, Kölcsey's, Bajza's, Czuczor's u. A. Polens Schicksal wird ein verhüllendes Motiv unseres eigenen Schicksals. Auch weiter stimmt die Lyrik mit Széchenyi's Stimmung überein. Den Fluch des «Romisten» Vörösmarty's fühlt er auf sich. Vörösmarty's «Vén cigány» gemahnt an seine Döblinger Klagen. Die erschütternde Tragik seiner Laufbahn verlief vor den Augen des größten ungarischen Dichters: Baron Sigmund Kemény. Dieser hat mit der höchsten Kunst das Räthsel seines Geistes gelöst; seine Romane «Gyulai Pál» und «Zord idök» geben den Gedanken Széchenyi's Ausdruck. Der Untergang der großen Helden der nationalen Tragödien ist nur ein scheinbarer, ihre Ideen triumphieren, in der Nation fortlebend. Die Pilger zu ihren Gräbern mehren sich, die Leier des Dichters ertönt von ihrem Ruhm. Die tragische Versöhnung erfolgte noch vor seinen Augen, aber das Lied des nationalen Dichters (Arany) erklang nur schon an seiner Bahre. Vergessen wir insbesondere zwei seiner Worte nicht: dies, dass die erobernde Kraft unserer

Nation die Bildung unserer Nation ist und sein Wort an die Dichter: Wir sind Verwandte. Würde es heute ohne seine Dichter ein Ungarn geben? Seine Ideen werden fortleben, die ungarische Dichtung hütet seine Unsterblichkeit.

ANDREE'S "GLOBUS" UND DIE MAGYARISIERUNG.

Seit der Herstellung der Constitution in Ungarn und dem großen Aufschwunge, welcher derselben folgte, hat sich das Ausland häufig mit den Fortschritten unseres Vaterlandes, und nicht selten auch mit den internen Angelegenheiten desselben beschäftigt. Neben den politischen Ereignissen und den Fortschritten auf dem Gebiete der geistigen und materiellen Cultur waren es insbesondere die nationalen Verhältnisse, welche die ausländische und namentlich die deutsche Presse eingehend beschäftigten und gar oft zu geharnischten Artikeln Anlass gaben. Im Gegensatz zur Anerkennung, die den Fortschritten Ungarns von Seiten des Auslandes allgemein gezollt wurde und den Sympathien, welcher sich die ungarische Nation im Allgemeinen erfreuen kann, waren die auf die nationalen Bestrebungen Ungarns gemünzten Angriffe von einer Schärfe und Animosität, deren Ursache ein unbefangenes Urtheil kaum zu errathen im Stande war. Die öffentliche Meinung in Ungarn ist durch solche Ausfälle wohl niemals aus dem Gleichgewichte gekommen; wir erinnern nur an das taktvolle und patriotische Verhalten der ungarländischen Deutschen gelegentlich der Agitationen des deutschen Schulvereines und an die famose Kiepert'sche Affaire. Trotz alledem erneuern sich die Angriffe von Zeit zu Zeit und die Ach- und Wehrufe über die Unterdrückung der Nationalitäten in Ungarn und die Uebergriffe der chauvinistischen Magyaren hallen noch immer durch die Gauen Deutschlands.

Die Publicierung der Resultate der im Jahre 1891 durchgeführten Volkszählung bot wieder einen erwünschten Anlass, um die schon zur Genüge ausgebeutete Gelegenheit neuerdings zu packen und das einmal liebgewordene Thema auf die Tagesordnung zu setzen. Es war wohl zu erwarten, dass das bedeutende Erstarken des magyarisichen Elementes eine Fluth von mehr oder weniger heftigen Angriffen heraufbeschwören werde, was uns von unberufener Seite wohl immer gleichgiltig bleiben wird, — umsomehr ist es zu bedauern, dass wohlbedachte Gehässigkeit sich im guten Vertrauen auf Unorientiertheit und fröhliche Glaubensseligkeit selbst in die wissenschaftliche Literatur einschleicht, um dieselbe durch geflissentliche Entstellung allgemein zugänglicher und darum als bekannt vorauszusetzender Verhältnisse zu compromittieren.

Wie anders könnte man Mittheilungen einer Zeitschrift auffassen, die

nicht nur ausschließlich der Geographie dient, sondern auch in Deutschland erscheint, dem — wie man weiß — geographisch bestinstruierten Lande, und über *Ungarn* Behauptungen in die Welt schickt, wie sie über die allerunentdeckteste Insel des Weltmeeres nicht uncorreceter und sinnloser sein könnten?

So finden wir mit Erstaunen in Dr. Richard Andree's «Globus» unter dem Titel: «*Zur Magyarisierung in Ungarn*» aus der Feder des Herrn Dr. F. Gudram-Schultheiss einen längeren Aufsatz, der auf Grund der Volkszählungsergebnisse die Vermehrung des magyarischen Elementes einer eingehenden Untersuchung unterzieht, zugleich aber sich in Bezug auf unsere Verhältnisse in Betrachtungen einlässt, deren Ton, Tendenz und Inhalt die obigen Betrachtungen leider nur zu sehr herausfordern.

Mag auch Herr Dr. Schultheiss die Versicherung geben, dass seine ethnographisch-statistische Skizze «durchaus objektiv» bleiben soll, und mag er sich auch einen «kühlen Beobachter» nennen: wir können ihm nicht recht Glauben schenken. Zwar lässt er die direct aufgeworfene Frage, ob es sich in Ungarn um eine Bedrückung der Nationalitäten handle, unentschieden; doch sind seine Argumentationen und der Ton derselben derart, dass es unmöglich ist, seine eigentliche Anschauung zu verkennen.

Schon am Beginne des Artikels werden wir gewahr, dass wir auf eine objective Behandlungsweise kaum rechnen dürfen; der Verfasser scheint seine Leser schon von Anbeginn in die ihm nöthige Stimmung versetzen zu wollen, in der er sie auch fernerhin zu erhalten bestrebt ist. Um dies zu erreichen, entwirft er gleich Anfangs ein Bild der «Kernmagyaren», das recht geeignet ist, den geneigten Leser für den Gegenstand der gewissen Abhandlung zu gewinnen. Auf einen Autor des 12. Jahrhunderts sich berufend, meint er, «es wird wohl der Typus der Kernmagyaren sein, wenn Otto v. Freising den Ungarn hässliche Gesichter, tiefliegende Augen, niederen Wuchs zuschreibt, und meint, die göttliche Geduld sei zu bewundern, die, man dürfe nicht sagen, Menschen, sondern solchen Zerrbildern von Menschen ein so ergötzliches Land zugewiesen habe». Dieser netten Schilderung gegenüber bedauern wir nur, dass sich der Verfasser auf eine solche Quelle berufen hat, über deren Authenticität doch noch einige Zweifel obwalten können; er hätte ja mit einiger Mühe auch Autoren citieren können, die die Magyaren als Menschenfresser schildern und sie aller denkbaren und undenkbaren Gräuelpacten und Schandthaten fähig halten. Ein solches Citat wäre noch viel geeigneter gewesen, seine Leser in die gehörige Stimmung zu versetzen, deren man bedarf, um seine Behauptungen alles für bare Münze entgegenzunehmen. Auch ein zweiter Autor, auf den sich Dr. Schultheiss beruft, zeugt von bewundernswerter Gründlichkeit und Orientierung in den Fragen, die er erörtert; derselbe (Riesbeck, aus der Zeit Josef's II.), macht

die Entdeckung, dass die alten Einwohner des Landes, welche eigentlich die Nation ausmachen, sich in Tartaren und Slawen theilen; zu jenen gehören die Ungarn, die nichts anderes als Abkömmlinge der Skythen und die nächsten Verwandten der Kalmücken sind. Auf so authentische und über allen Zweifel erhabene Quellen gestützt, ist Dr. Schultheiss im Stande, Behauptungen zu machen, und Folgerungen zu gewinnen, die dem ernstesten Leser oft ein Lächeln abgewinnen könnten.

Nachdem uns nun der Verfasser in die richtige Stimmung versetzt hat, können wir seinen Auslegungen weiter folgen. Es gestattet uns der hier zur Verfügung gestellte Raum leider nicht, denselben Schritt für Schritt zu folgen; wir begnügen uns daher damit, nur einige seiner hübschesten Ausprüche auf's gerathewohl herauszugreifen.

«Das tobende Wort eines magyarischen Heißsporns: das Deutsche muss in Ungarn die Sprache der Hausknechte werden», heißt es da unter Anderen, und wir müssen mit Beschämung gestehen, dass wir nicht wissen, welcher der ungarischen Capacitäten wir diesen Ausspruch von historischer Bedeutung zu verdanken haben; es war wohl einer jener «Magyaronen, Renegaten», welche die ungarischen Schulen «heranzüchten», und deren Zahl in erschreckender Weise zunimmt. Männer wie Hunfalvy, Toldy, Munkácsy — sie Alle sind «solche Renegaten», und dem ehrwürdigen Franz Liszt kann es Dr. Schultheiss noch im Grabe nicht verzeihen, dass auch *er* seinen Namen (man staune: es handelt sich um einen *ganzen* Buchstaben: um das *z*) geändert hat! Wie könnte es doch auch anders sein; die Lehrerbildungsanstalten, die nun schon (?) «völlig magyarisiert» sind, haben ja kein anderes Ziel, als «nur noch Agenten der Magyarisierung auszurüsten», damit sich die ungarische Sprache je eher so weit verbreiten könne, um alle anderen Sprachen «aufzuschlucken». Das Ziel aller Bestrebungen ist ja doch nur das «rückhaltslose Aufgehen im magyarischen Volksstamm», — und ach, selbst die Kirche ist von dem «Drängen auf völlige Magyarisierung» ergriffen; ironisch erwähnt der Autor, wie man in Ungarn sage, der Clerus gehe «in der Pflege des nationalen Geistes voran», wo doch sogar die Bewohnerschaft der Hauptstadt Budapest mit der Einführung des ungarischen Gottesdienstes unzufrieden ist (!) und dessen Abschaffung wieder wünscht (?). Unter diesem erdrückenden Argument eines Wiener (!) clericalen Blattes, und des bekannten Graf Károlyi'schen Toastes (auch dieser entgeht dem Argusauge des Verfassers nicht) finden wir wahrlich kaum genügende Kraft, um unseren Standpunkt noch aufrecht zu erhalten. Und doch ist ja das Beste noch zurück. Wir wollen es nur einfach erwähnen, dass der Autor auch in dem humanen Gesetz über die Kinderbewahranstalten (nachdem laut demselben die Kinder in die Elemente der ungarischen Sprache eingeführt werden sollen) ein Werkzeug der gezwungenen Magyarisierung erblickt; auch das berühren wir nur vorübergehend,

dass er der Verpflanzung slowakischer Kinder in's Alföld *einzig und allein* nur eine ähnliche Tendenz unterschiebt und es für natürlich findet, wenn der «ärmste Slowak», «der mit äußerster Mühsal seinem dürftigen Boden den Lebensunterhalt abringt» . . . und in dessen Hause eine «chronische Hungersnoth» herrscht, «sich eben schwer überwinden kann, sein Fleisch und Blut preiszugeben, trotz der lockenden Aussicht, dass dadurch ein Magyar empowachsen könnte». «Es giebt ja auch noch ein anderes Mittel — sagt er, — um sich der Noth zu entreißen . . .» nämlich die Auswanderung nach Amerika! Den Höhepunkt seiner Liebenswürdigkeit erreicht aber unser Verfasser dort, wo er von der magyarischen «Gesellschaft» (dies Wort unter Anführungszeichen gesetzt!) spricht und endlich Folgendes zu sagen wagt:

«Aus dem gleichen fieberhaften Drang, ganz Ungarn möglichst rasch zu magyarisieren, gingen die *sogenannten* Culturvereine hervor. Schon der Name bezeichnet die *Mischung von Anmaßung und Verlogenheit zur Genüge*. Denn eine spezifische *magyarische Cultur ist ein Unsinn*; zur Theilnahme an der europäischen Cultur bedürfen weder die Deutschen in Ungarn, noch auch die Slaven oder Rumänen die Vermittlung durch die magyarische Sprache, um deren Alleinherrschaft es sich ausschließlich handelt.»

Wir haben obigem Citat nichts beizufügen, und überlassen es getrost dem nüchternen Sinne des deutschlesenden Publicums, sich über dasselbe ein Urtheil zu bilden, denn die angeführten Citate dürften genügen, um uns die Objectivität dieses «kühlen Beobachters» klarzulegen und darum glauben wir auf die eigentliche Aufgabe unseres Aufsatzes übergehen zu können. Es sind namentlich zwei Punkte, denen wir hier einige Worte widmen wollen, erstens: die von Dr. Schultheiss vorgebrachten Gravamina, d. h. alle jene Momente, in denen er als Zeichen einer gewaltsamen Magyarisierung, chauvinistische Uebergriffe der Ungarn und ungerechtfertigte Injurien den übrigen Nationalitäten, namentlich der deutschen gegenüber erblickt und zweitens: seine statistischen Erörterungen, auf Grund deren er die durch die Volkszählung erwiesene Zahl der Magyaren als übertrieben bezeichnet und dieselbe auf eine geringere Summe zu reducieren trachtet.

Um den Standpunkt des Autors zu kennzeichnen, wollen wir vorerst erwähnen, dass er die Berechtigung der ungarischen Sprache als Staatsprache nicht anerkennt und seine Behauptungen darauf basiert, dass 1866 «die Gunst des Geschickes alle Macht in Ungarn *der Minderheit* überantwortete.» Es entspricht vor Allem nicht der Wahrheit, wenn er behauptet, die Ungarn bilden die Minderheit. Denn fehlt ihnen auch die absolute Majorität, so bilden sie mit 48% der gesaunten Bevölkerung, doch deren relative Mehrheit und haben zu «aller Macht» gewiss mehr Anspruch, als die 13% Deutschen, 17% Rumänen oder 13% Slovaken. Uebrigens ist nach

einer vielhundertjährigen Erfahrung der Perzentsatz ganz egal, die Ungarn haben ihren Staat gegründet und ihn trotz den verhängnisvollsten *weltgeschichtlichen* Complicationen aufrecht erhalten, ihnen allein gebürt die Macht und nur ihre Sprache kann die Staatssprache werden. Dies ist nun einmal das natürliche, und durch Gesetze sanctionierte Resultat der historischen Entwicklung und dies wird auch fernerhin so bleiben, selbst trotz der das Land bedrohenden Feindschaft der Herren Dr. Schultheiss u. Cie. Hierüber noch Worte zu verlieren, verlohnt sich wahrlich nicht der Mühe, selbst dann nicht, wenn der Verfasser, der offenbar das Organ nicht würdigt, welches ihm seine Spalten geöffnet, mit vollem Ernste behauptet, dass früher die deutsche Sprache «das allgemeine Verständigungsmittel zwischen den verschiedenen Theilen der Bevölkerung ohne Zwang ausfüllte.» Es gehört doch eine totale Unkenntnis der Verhältnisse dazu, behaupten zu wollen, dass früher etwa zwischen Rumänen, Kroaten und Ruthenen die deutsche Sprache das «allgemeine Verständigungsmittel» gebildet hätte; den wahren Wert dieser Behauptung können wir klar erkennen, wenn wir in Betracht ziehen, dass im Jahre 1881 nur 1.0% der Rumänen, 3.68% der Slowaken, 7.88% der Kroaten und Serben, und 0.44% der Ruthenen der deutschen Sprache mächtig waren, während doch 10.26% der, das Deutsche zur Sprache der Hausknechte herabzudrücken bestrebten Magyaren sich die deutsche Sprache angeeignet hatten. Hingegen war der Perzentsatz der, des Ungarischen kundigen Bewohner bei allen Nationalitäten bedeutend höher: bei den Deutschen 21.03, bei den Slowaken 9.82 (gegen 3.68 der Deutschsprechenden), bei den Rumänen 5.00 (gegen 1.00), bei den Ruthenen 5.70 (gegen 0.44), bei den Kroaten und Serben 10.82 (gegen 7.82) und bei den Wenden 12.32 (gegen 5.73 der Deutschkundigen). Alle Nationalitäten zusammengefasst aber, ergibt sich das Resultat, dass im Jahre 1881 die deutsche Sprache in ganz Ungarn von 2,590.003 Seelen, d. i. von 18.8% der gesammten Bevölkerung, die slowakische von 2,116,039 Seelen = 15.4%, die rumänische von 2,709.309 Seelen = 19.7%, die ungarische Sprache hingegen von 6,973.756 Seelen, d. i. von nicht weniger als 50.8% der Bevölkerung gesprochen wurde. Wo ist nun jene deutsche Sprache, die nach Dr. Schultheiss «das allgemeine Verständigungsmittel zwischen den verschiedenen Theilen der Bevölkerung ohne Zwang ausfüllte»? Kann eine Sprache als *allgemeines Verständigungsmittel* hingestellt werden, die von kaum einem Fünftheil der Bevölkerung gesprochen, respective verstanden wird? Da hätte ja die rumänische Sprache mit ihrem Perzentsatz von 19.7 noch eher Anwartschaft auf den obigen Titel, der jedoch — möge es Herrn Dr. Schultheiss auch nicht behagen — in Ungarn einzig und allein der ungarischen Sprache gebürt. Wir verweilen bei diesem Punkte länger, um den wahren Sachverhalt der Dinge zu klären und die grundlosen Behauptungen des Dr. Schultheiss auf ihren wahren Wert zu reducirien.

Wie die auswärts angestammte Wissenschaftsautorität selbst im «Globus» irreführt werden kann — u. z. von einem richtigen Doctor, — davon liefern die obigen Zeilen ein kleines Probehen.

Nachdem der eben genannte Gelehrte die Berechtigung der ungarischen Sprache als Staatssprache anzuerkennen nicht gewillt ist, darf es uns auch nicht verwundern, wenn er ferner in der Bestimmung des Gesetzartikels XVIII vom Jahre 1879, wonach *die ungarische Sprache einen obligaten Lehrgegenstand* aller Volksschulen bildet, ein Gravamen, eine Ueberhebung der Ungarn und eine ungebührliche Belastung der Nationalitäten mit einem — seiner Ansicht nach überflüssigen — Lehrgegenstand sieht. Wir überlassen es jedem unparteiischen Leser, darüber ein Urtheil zu fällen, ob es recht oder nothwendig ist, die Staatssprache in den Schulen Ungarns zu lehren. Mit Herrn Dr. Schultheiss lassen wir uns diesbezüglich erst dann in eine weitere Discussion ein, wenn er im Stande ist, uns auch *nur eine einzige* Schule in Deutschland zu zeigen, in der die deutsche Sprache nicht gelehrt wird. Wir zweifeln auch daran, dass es überhaupt einen Staat auf der civilisirten Welt gebe, in dem der Unterricht der Staatssprache nicht obligatorisch eingeführt wäre. Wenn daher Dr. Schultheiss darin ein Unrecht sieht, dass der ungarische Staat bestrebt ist, alle Kinder in Ungarn die Staatssprache erlernen zu lassen, so ist dies nur ein Zeichen dessen, dass er eben bei Beurtheilung der ungarischen Verhältnisse einen ganz anderen Maßstab anlegt, als bei anderen Verhältnissen, wie wenn das Staatsprincip in Ungarn ein anderes sein könnte, als z. B. in Deutschland, Bulgarien oder Cochinchina? Sollte von einem geographisch-statistischem Dr. phil. nicht mehr constitutioneller Sinn vorausgesetzt werden dürfen? Auch seine Argumente, die er in's Treffen führt, ändern an der Sache nichts; er weiß ja sonst nichts dagegen anzubringen, als — (man höre und staune) — die Schwierigkeit der Erlernung der ungarischen Sprache! Er erklärt einfach, dass es «von den Bauernkindern in den schwäbischen Strichen, . . . oder in den slowakischen, rumänischen oder ruthenischen Gebieten so etwas (nämlich die Erlernung der ungarischen Sprache) zu verlangen, *die Unmöglichkeit fordern heißt*». Herr Dr. Schultheiss hat dabei augenscheinlich überschen, dass man im Königreich Preußen im Jahre 1886 von 503,064 nur polnisch, 12,754 nur litauisch, 8761 nur slavisch, 9961 nur wendisch und 24,651 nur dänisch sprechenden Kindern die Erlernung der deutschen Sprache forderte* und zu dem Resultate kam, dass die Kinder, welche vor dem Besuche der Schule kein deutsches Wort gehört hatten, durch den Unterricht im Deutschen ihrer Familiensprache nicht entfremdet worden waren, dass vielmehr die Kinder, welche im Gebrauche der deutschen Sprache am besten gefördert waren,

* Preußische Statistik. Band 101, p. 42.

sich in ihrer Familiensprache am geläufigsten auszudrücken vermochten» . . Nun denn, die polnischen, litauischen, dänischen etc. Kinder brachten es zu Stande, die deutsche Sprache zu erlernen; warum sollte es in Ungarn eine Unmöglichkeit sein, neben der deutschen oder rumänischen Sprache auch die ungarische zu erlernen? Oder besitzen die Kinder in Deutschland alle «die geistige Kraft und das Interesse eines bereits sprachlich geschulten Kopfes», das Dr. Schultheiss als Bedingung der Erlernung des Ungarischen hinstellt? Und warum fürchtet Dr. Schultheiss, dass die Kinder in Ungarn durch Erlernung einer anderen (der ungarischen) Sprache sich ihrer Muttersprache entfremden könnten, wo doch die deutschen Pädagogen und der preußische Unterrichtsminister in einem ganz ähnlichen Falle gerade das Gegentheil wahrgenommen haben? Seine Bedenken sind wohl ganz unbegründet, gesteht er ja selbst später ein, dass «von der Erlernung des Magyarischen bis zum Vergessen der Muttersprache noch immer ein weiter Weg ist». Wozu aber dann die vielen Klagen, wozu die Beschuldigung, dass man in Ungarn «alle nichtmagyarischen Sprachen austilgen» will?

Freilich hat Dr. Schultheiss außer der Einführung des Ungarischen als obligatem Lehrgegenstand auch größere Bedenken; er gewahrt nämlich, dass die Zahl jener Schulen, in denen die *Unterrichtssprache* die ungarische ist, von Jahr zu Jahr zunimmt, dagegen jene Schulen, in welchen der Unterricht in einer fremden Sprache erteilt wird, sich von Jahr zu Jahr verringern. Namentlich sind es die rein deutschen Volksschulen, deren reißendes Abnehmen von 1867 (1800) bis 1890 (642) ihn sehr beängstigt. Neben der geringeren Abnahme der Schulen mit rumänischer und slavischer Unterrichtssprache sieht er hierin eine Entäußerung der Deutschen ihrer Nationalität.

Wir unsererseits sehen hierin nichts Anderes, als dass die Deutschen in Ungarn ihre Lage und ihr eigenes Interesse richtig aufgefasst haben und sich die Aneignung der Staatssprache — deren perfecte Kenntnis sie mit Recht für unerlässlich erachten — als eine *conditio sine qua non* vor Augen gestellt haben. Wir finden es daher äußerst geschmacklos, wenn Herr Dr. Schultheiss den «tapfern Bürgern» der Hauptstadt Budapest ironisch vorwirft, den «Mantel nach dem Winde» gehängt, ihre deutschen Volksschulen bis auf die letzte durch rein magyarische ersetzt und getrachtet zu haben, ihre Kinder «möglichst bald und möglichst rasch die Staatssprache lernen zu lassen». Lernen etwa die Berliner oder Wiener Kinder nicht auch die deutsche Sprache? In Wien gab es 1879 nicht weniger als 5010 Schulkinder mit nichtdeutscher Familiensprache (darunter 3588 slavische und 1423 ungarische), 1890/91 hingegen schon 9974 (darunter 8648 slavische und 882 ungarische), und doch gab es unter den 183 öffentlichen Volksschulen keine einzige, deren Unterrichtssprache slavisch oder unga-

risch gewesen wäre.¹ In Niederösterreich zählte man 1891: 98,197 Bewohner, d. i. 4 % mit nicht-deutscher Familiensprache und doch waren unter den 1564 öffentlichen Volksschulen (1890) nur 7 (d. i. 0,5%) mit gemischter Unterrichtssprache. In Böhmen sind 62,8 % der Bevölkerung böhmisch, der Perzentsatz der böhmischen Schulen aber beträgt nur 55,9%.² Insgesamt aber übersteigt in den Ländern Oesterreichs der Perzentsatz der deutschen Schulen (41,2%) den der deutschen Bevölkerung (36,06) um ein bedeutendes, während der der polnischen (9,4% gegen 15,86 der Bevölkerung) und ruthenischen Schulen (9,4 gegen 13,28 der Bevölkerung) um ein Drittel geringer ist. Wo bleibt hier das Verhältnis? In Berlin endlich sah die Unterrichtsverwaltung in dem Umstande, dass dort 103 (!) Kinder mit nur polnischer Familiensprache gefunden wurden, «einen neuen Sporn, die deutsche Sprache in den Schulen, welche von Kindern polnischer Familiensprache besucht werden, zu pflegen. Was sich in dieser Beziehung — heißt es dort — bei dem Entgegenkommen der Bevölkerung erreichen lässt, mag die Thatsache beweisen, dass in den masurischen Kreisen des Regierungsbezirkes Gumbinnen, wo 43,66%, in den Landschulen sogar 48,14% der Kinder *nur* polnische Familiensprache haben, der Confirmandenunterricht *nur in der deutschen Sprache ertheilt wird.*»³ — Nun, was sagt Herr Dr. Schultheiss hiezu?

Uns scheint es, als hätten in keinem Lande Europas die Nationalitäten so viele Rechte und Freiheiten, wie im viel verleumdeten Ungarn. Bietet hier doch das Nationalitätengesetz (G.-A. 44 vom Jahre 1868) *allen* Nationalitäten dieselben Rechte, deren die Magyaren genießen und namentlich in Bezug des Unterrichts mehr, als man verlangen kann. Das Volksschulgesetz (G.-A. XXXVIII vom Jahre 1868) bestimmt (§ 58), dass jeder Schüler den Unterricht in seiner Muttersprache erhalte, insofern dieselbe in der betreffenden Gemeinde gesprochen wird, und das Nationalitätengesetz (§ 26) stellt die Festsetzung der Unterrichtssprache von den Volksschulen bis zu den Hochschulen den Gründern derselben anheim. Thatsächlich ist in den sächsischen Mittelschulen noch heute das Deutsche die Sprache des Unterrichts, ebenso wie im Kronstädter und Balázsfalvaer (Blasendorfer) rumänischen Gymnasium der Unterricht in der rumänischen, im Fiumaner Staatsgymnasium theilweise in italienischer und in einigen Mittel- und Hochschulen (Theologien) in serbischer und ruthenischer Sprache ertheilt wird. Desgleichen sind auch die Lehrerbildungsanstalten bei weitem noch

¹ Vgl. Die communalen Volksschulen in Wien im Jahre 1879. Wien 1880, p. 116 und 117; ferner: Statistisches Jahrbuch der Haupt- und Residenzstadt Wien, 1890 p. 273. Oesterreichische Statistik, Band 35, Heft 1, p. 3.

² Oesterreichische Statistik, Band 35, Heft 1, p. XXVIII.

³ Preussische Statistik, Band 101, p. 43.

nicht «völlig magyarisirt», wie die sächsischen und rumänischen Seminare in Siebenbürgen beweisen, deren Unterrichtssprache die deutsche, resp. rumänische ist. Was speciell die deutsche Sprache anbelangt, so ist dieselbe außerdem in *allen* Mittelschulen ein obligater Gegenstand, was bei den übrigen Landessprachen nicht der Fall ist. Die deutschfeindlich gesinnten Magyaren könnten in dieser Hinsicht allen anderen Völkern als Muster dienen und würden namentlich Seitens der Deutschen eine andere Beurtheilung verdienen. Dr. Schultheiss aber ist schlagfertig und erklärt, dass ja von diesem Unterricht in der deutschen Sprache nicht viel zu erwarten sei; dienen doch in den Budapester Mittelschulen für den Unterricht in der deutschen Sprache *ungarische* Lehrbücher. Dr. Schultheiss beweist auch hier seine Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit; oder sollte er so ganz unabsichtlich übersehen haben, dass für den Abschluss des grammatischen Unterrichtes noch immer die deutschgeschriebenen Bücher von Schwieker, Felsmann u. s. w., für den Unterricht in Poetik, Stilistik, Rhetorik und Literaturgeschichte die einschlägigen Bücher von Gustav Heinrich, außerdem natürlich noch eine Fluth erläuterter Classikerausgaben *beliebiger Provenienz* gebraucht sind? Darüber dürfte er im Klaren sein, dass die Texte der, im weiten Reiche der h. Stefanskronen in Verwendung stehenden deutschen Lesebücher wirklich deutsch sind, — sollte er nun so schwache Begriffe vom modern-sprachlichen Unterrichte haben, dass er an den in Form von Fußnoten angebrachten *ungarischen* Erläuterungen Anstoß nähme? Oder sollte man östlich vom Rhein so wenig Sinn für «Uniformität» haben, um sich darüber zu wundern, dass in fremden Landen selbst an deutschgeschriebenen «Schulbüchern» ein Titelblatt mit ungarischer Textierung nicht verdammt wird?! An dergleichen Kleinigkeiten zu denken, darf man ja von Dr. Schultheiss, der sich berechtigt dünkt, über die ungarischen Verhältnisse in so scharfem Ton zu urtheilen, gewiss nicht erwarten. Wir aber werfen die Frage auf: Wo findet man außerhalb Ungarns noch eine ähnliche Liberalität? Wo genießen die Nationalitäten mehr Rechte und mehr Freiheiten, als in Ungarn? Wo konnten sie sich so ruhig und selbständig entwickeln, wie im Lande der «Magyaronen»? Etwa «zwischen Frankreich und dem Böhmerwald»?

Betrachten wir doch einmal die Verhältnisse, wie sie sich in civilisierteren Staaten, als in dem halbasiatischen Ungarn darstellen.

Schon in Oesterreich finden wir eine ähnliche Liberalität nicht; denn nach dem Gesetz-Artikel Nr. 62 vom Jahre 1869 (§ 6) entscheidet «über die Unterrichtssprache und über die Unterweisung einer zweiten Landessprache nach Anhörung derjenigen, welche die Schule erhalten, innerhalb der durch die Gesetze gezogenen Grenzen die *Landeschulbehörde*». Es kann also hierüber nicht die betreffende Nationalität, nicht der Gründer der Schule entscheiden, so wie im Lande des magyarischen Chauvinismus.

Aber noch ganz anders steht es im Deutschen Reich. Im amtlichen Quellenwerk Preußische Statistik (Band 101, p. 32) lesen wir hierüber Folgendes:

•Die Unterrichtssprache ist seit 1888 in allen Volksschulen der *Monarchie unterschiedlos die deutsche*, doch mit der Maßgabe, dass in den Gegenden mit dichter (?) litauischer, polnischer, dänischer, wallonischer Bevölkerung die Kinder den Religionsunterricht* in der Sprache ihrer Familie erhalten. Bis zum Jahre 1887 war die polnische Sprache noch Lehrgegenstand in den Schulen, welche von polnisch redenden Kindern besucht wurden. Seit Oktober 1887 *ist dies nicht mehr der Fall*, und ebenso wird in den Schulen Nordschleswigs seit dem 1. April 1889 *kein dänischer Unterricht mehr erteilt.*»

Und doch wohnen in Preußen 2,454.000 Polen, 150.000 Litauer, 140.000 Dänen, 80.000 Wenden, 50.000 Czechen und Mähren und 10.000 Wallonen, zusammen also rund 3 Millionen Nicht-Deutsche, die in ihrer Familiensprache keinerlei Unterricht erhalten! Neben solchen Thatsachen müssen wir mit Verwunderung fragen, woher die deutsche Presse das Recht und den Muth nimmt, über unsere Verhältnisse in einem derartigen Ton, wie Dr. Schultheiss zu sprechen, und den Ungarn Chauvinismus und Unterdrückung der Nationalitäten vorzuwerfen, jenen Ungarn, in deren Reich noch heute (1890) 4938 Schulen mit nicht-magyarischer, und 2873 Schulen mit gemischter Unterrichtssprache, zusammen also nahezu 8000 Schulen (fast die Hälfte der gesammten Schulen) mit ausschließlich oder theilweise nicht-magyarischer Unterrichtssprache bestehen, wo die Nationalitäten die Sprache des Unterrichtes von den niedersten bis zu den höchsten Schulen nach Belieben festsetzen können, und wo endlich der deutschen Sprache Rechte eingeräumt sind, wie in keinem anderen Staatswesen der Welt! Was für Rechtslichkeitsgefühl — oder naive Unschuld gehört dann zu der Behauptung, dass in Ungarn «nur noch übrig bleibt, den Gebrauch einer anderen Sprache als der Staatssprache bei Strafe zu verbieten, wie die Russen in Polen es wenigstens auf der Straße thun». Es wäre doch viel besser gewesen, sich anstatt auf Russland, auf Deutschland selbst zu berufen, wo die gewaltsame Unterdrückung der polnischen Sprache und der polnischen Bevölkerung Alles übersteigt, was der «magyarische Chauvinismus» je zu träumen gewagt hätte. Wann hat man in Ungarn gewagt, harmlose Bewohner anderer Nationalität aus dem Lande zu weisen? — wann hat der Landtag in Ungarn 100 Millionen bewilligt, um den Bewohnern, dieweil

* Was es mit diesem Religionsunterricht für eine Bewandnis hat, geht daraus hervor, dass dasselbe Werk mit einer gewissen Genugthuung darauf hinweist, dass in den mauerischen Kreisen der Regierungsbezirke Gumbinnen und Königsberg bei 43—48% polnischer Bevölkerung, der Confirmanden-Unterricht *nur in der deutschen Sprache erteilt wird.* (Ebd. p. 43.)

sie eine andere Sprache redeten, ihr bißchen Land wegzukaufen, um sie an den Bettelstab zu bringen und zur Auswanderung aus dem Lande zu zwingen? Die deutsche Nation, diese Leuchte der Civilisation, der Cultur und der Humanität war es, die solches in Posen wagte! Und die Verhältnisse im Elsaß sind nicht um vieles besser. Die Ungarn aber sind Tyrannen, weil sie fordern, dass die Kinder hier die ungarische Sprache lernen, und die Beamten dieselbe sprechen sollen! Oder heißt es auch in solchem Falle: Bauer, das ist etwas Andres?

Den übrigen Auslegungen Dr. Schultheiss' genügt es, nur einige Worte zu widmen. Dass er viele Einzelheiten tendenziös entstellt, um seinen Behauptungen mehr Nachdruck zu geben, finden wir für selbstverständlich; es genüge, einige derselben anzuführen. Ueberall findet er die Kundgebungen der Magyarisierungs-Bestrebungen. Er sieht eine Bedrückung der Deutschen darin, dass auf den Dampfern der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft von der ungarischen Grenze an ungarische Commando's ertönen; er kann seinen Schmerz darüber nicht verwinden, dass in den hauptstädtischen Theatern die deutsche Sprache verboten ist, und sieht in dem Brand des deutschen Theaters in Budapest «die Leichenfeier der deutschen Kunst in Ungarn, die schon zugleich mit der Selbststachtung des deutschen Bürgerthums verloren war. (!?) Fortan ist der Deutsche dort mit dem Tangel-Tangel zufrieden.» Dr. Schultheiss geht in dieser Behauptung wohl weiter, als er selbst es gewünscht; die deutsche Bevölkerung Budapest's wird solch' herausfordernde Beschimpfungen mit Ent-rüstung zurückweisen; sie wird auch fernerhin die ungarischen Kunststätten der Hauptstadt besuchen, die doch hoch über dem sehr zweifelhaften Werte der seinerzeit hier ansässigen deutschen Theatergesellschaften stehen, und das Tangel-Tangel — dieses ausschließliche Product der *deutschen* Cultur — Herrn Dr. Schultheiss überlassen; mag er damit zufrieden sein, — die Deutschen Budapests haben einen besseren Geschmack und begnügen sich mit dergleichen «Kunstetablissemments» nicht. Er macht sich lustig über die Magyarisierung der Namen, die von Jahr zu Jahr zunimmt, und sieht darin «auf Jahre hinaus ein lohnendes Geschäft für den ungarischen Staat»; nun ist aber unserer Ansicht nach die Aenderung der Namen eine Privatsache der Betreffenden, mit der der Staat nichts zu thun hat und darauf auch keinerlei Einfluss oder «sanften Druck» (wie Dr. Schultheiss zu sagen pflegt) ausübt. Er braucht ja nur die Liste der Staatsbeamten anzusehen, um sich zu überzeugen, dass noch heute ein guter Theil derselben, mit dem Ministerpräsidenten an der Spitze, nicht-magyarisch klingende Namen trägt. Uebrigens war es ein *Deutscher*, Kaiser Josef II., der die Juden in Ungarn zur Annahme deutscher Namen gezwungen hat, mag also der Autor, wenn er von Namensänderung spricht, zuerst mit Josef II. fertig werden. Allem Anschein nach kennt Dr. Schultheiss die Juden im ungarischen

schen Alföld nicht, sonst müsste er wissen, dass dieselben in vielen Theilen des Landes sich schon derartig den Magyaren assimilirt haben, dass sie die deutsche Sprache kaum noch sprechen. Warum soll nun ein solcher sich seines, ihm aufgedrungenen, nicht rechtmäßigen Namens nicht entledigen können? Dass nun unter den ungarischen Berühmtheiten viele sind, in deren Adern nicht echt-magyarisches Blut fließt, kann wohl nicht geleugnet werden, ebenso wie ja auch unter den Vertretern deutscher Kunst und Wissenschaft zahlreiche fremder Abstammung sind; dass aber neun Zehntel der ungarischen Gelehrten oder gar des ungarischen Adels deutschen Ursprunges sind, ist eine Behauptung, wie jene, über die deutsche Sprache als allgemeines Verständigungsmittel. Auch sind ja seine Beweise (die Berufung auf die Pazman's und St. Görgeyi's (?) — letzteres Geschlecht ist uns unbekannt —) von einer Dürftigkeit, die eher zum Beweis des Gegentheils geeignet wäre. Ebenso verhält es sich mit seiner Behauptung, dass unter den ungarischen Bauern im Alföld die Sitte eingewurzelt wäre, grundsätzlich nur ein Kind aufzuziehen. Wir wissen, dass sich bei den Sachsen in Siebenbürgen ein sonderbares Kindersystem seit Menschengedenken eingebürgert hat; von den Ungarn, bei denen ja bekanntlich *die meisten Kinder geboren werden*, ähnliches behaupten zu wollen, ist eben ein charakteristisches Angriffssystem, das sich selbst richtet. Wenn ferner Herr Dr. Schultheiss noch in dem Umstande, dass die ungarische Sprache in den Schulen bis zu 18 Stunden gelehrt werde, auch ein Gravamen sieht, so möge er nur genauer nachforschen, wie viele solcher Schulen existieren, und wie viel Zeit in Deutschland auf den Unterricht der deutschen Sprache verwendet wird; dann möge er seine Anklagen wieder erheben. Endlich sei noch bemerkt, dass die Bemerkung des Herrn Dr. Schultheiss, wonach es «mit der ungarischen Freiheit eben seinen Haken haben muss» (die Auswanderung der Slowaken und Deutschen weist darauf hin), uns die Frage aufdrängt, ob es denn mit der deutschen Freiheit besser bestellt ist? Aus Preußen allein sind von 1871—1885 nicht weniger als 1.144.000 Menschen ausgewandert und die Auswanderung nimmt noch immer zu; 1891 sind in die Vereinigten Staaten allein, aus Deutschland 107,727 Personen ausgewandert. Von den ungarischen Auswanderern — deren größter Theil durch *deutsche* Agenten bethört ihr Vaterland verlassen hat, sind übrigens schon viele enttäuscht und ernüchtert wieder zurückgekehrt.

Damit können wir nun unsere Revue der Citate füglich schließen, und auf den zweiten Theil seines Aufsatzes und unserer Aufgabe übergehen. Nicht als ob sich in Herrn Dr. Schultheiss' Artikel nicht mehr Behauptungen fänden, deren Widerlegung sich als nothwendig erwiese: sondern weil wir besorgen, die Geduld unserer Leser zu sehr in Anspruch zu nehmen und dem Artikel mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als er es thatsächlich verdient. Fassen wir daher die statistischen Erörterungen des Herrn Dr. Schul-

theiss kurz zusammen, um ein klares Bild derselben zu gewinnen. Der Kern seiner Studien ist folgender:

Nach den Resultaten der Volkszählung hat sich die Bevölkerung Ungarns um 1,393,892 Seelen, d. i. 10.15% vermehrt, während die Zahl der Magyaren allein um 957,520, d. i. 14.05% gestiegen ist. Dies Verhältnis scheint nicht wahrscheinlich, denn ist auch die Vermehrung in einigen rein ungarischen Comitaten eine bedeutende, so wohnen doch auch in den Gegenden, die thatsächlich die stärkste Vermehrung aufzeigen, die Magyaren keineswegs ausschließlich, die dort befindlichen Bruchtheile anderer Nationalitäten werden demnach wohl an der stärkeren Vermehrung theilnehmen. Spricht sich dies in den Resultaten der Volkszählung nicht aus, so muss man annehmen, dass ein Theil der Bevölkerung nicht magyarischer Herkunft in den Zählungslisten als Magyaren figurire. Dr. Schultheiss giebt zu, dass sich die Nationalitäten in den Städten wohl schieben, die ackerbauende Bevölkerung aber nur sehr langsam einen Wechsel der Sprache vollziehe. •Der Apparat einer Volkszählung aber — schreibt er — setzt sich aus so vielen Einzelheiten zusammen, dass die Eintragung der Nationalität nur bei völliger Gleichgültigkeit der Behörde und Zählungsorgane gegen diesen Punkt unbedingten Glauben verdient. Das ganze System der Magyarisierung lässt — (natürlich) — von vornherein nicht an solche Unbefangenheit denken. Am verfänglichsten scheinen ihm die Zahlen für die Gebiete zwischen Donau und Theiß und das linke Ufer der Theiß. Er giebt zu, dass die Magyaren auf den Gebieten, wo sie dicht und in großen Massen wohnen, die aber nur ein Drittel des ganzen Landes ausmachen, sich auf natürlichem Wege um 10—15% vermehrt haben; dieß bezieht sich aber nur auf die Hälfte des magyarischen Stammes. Die andere Hälfte wohnt in Landestheilen, deren Gesamtzunahme nur 5—7% beträgt. •Wie verträgt sich damit die durchschnittliche Vermehrung der Magyaren um 14.05%? Sie erfolgte eben auf Kosten der übrigen Nationalitäten, unter mehr oder weniger sanften Nachhelfen. Denn eine Vermehrung der Slowaken um nur 2.15% verträgt sich doch schlecht mit der Durchschnittsrechnung der von ihnen bewohnten Gebiete am linken Donauufer und rechten Theißufer. •Denn die Slowaken und Ruthenen bilden dort die Hauptmasse der Bevölkerung, die Magyaren, denen dort fast die ganze Vermehrung zufallen soll, kaum ein Viertel. Auch an der stoirischen Grenze ist Magyarisierung im Spiele, ebenso wie bei dem angeblichen Zuwachs in Siebenbürgen, wo die Magyaren und Székler, die kaum zwei Siebentel der gesammten Bevölkerung ausmachen, dennoch zwei Fünftel der gesammten Mehrung in Anspruch nehmen. Desgleichen verdient die angebliche Zunahme des im Banate nur versprengt lebenden magyarischen Elementes* um 63,000 Seelen keinen Glauben. Aus diesen und ähnlichen Beobachtungen kommt Dr. Schultheiss zu dem Schlusse, dass die Mehrung des magyarischen Elementes um 14.05%, als das Ergebnis mehrerer, sehr verschiedener und sehr ungleicher Faktoren betrachtet werden müsse: des Zuwachses im Alfold, der freiwilligen Magyarisierung, woran die Juden mit 150—200,000 theilhaftig sind, die aber auch sonst in der Mehrzahl der Städte vor sich geht, und endlich der gezwungenen Magyarisierung durch die Schulen. Diese

* Im Torontáler Comitát allein wohnen 100,000 Magyaren!

Behauptung bekräftet er durch den Vergleich mit der Zunahme der Confessionen, indem er auf Grund des Perzentsatzes der einzelnen Nationalitäten vom Jahre 1881 deren jetzige Summen aus den Resultaten der Confessions-Angaben berechnet. Auf diesem Weg kommt er zu dem Resultate, dass die natürliche Mehrung des Magyarenthums in seiner Zusammensetzung vom Jahre 1881 nur 665,175 Seelen, d. i. 10.33% betrage, die fehlenden 292,345 aber den Erfolg der Magyarisierungs-Bemühungen darstellen.

Wir haben die Erörterungen des Herrn Dr. Schultheiss in knapper Kürze wiederzugeben versucht und können nicht verhehlen, dass wir denselben viel Interesse entgegenbringen. Auch ist dieser Theil seines Artikels — einige, das Wesen der statistischen Untersuchungen nicht berührende Bemerkungen abgerechnet — objectiv gehalten. Trotzdem werden wir zu beweisen versuchen, dass diese Berechnungen nicht ganz stichhältig seien. Dass die nahezu eine Million betragende Vermehrung des ungarischen Elementes, außer dem nicht leugbaren natürlichen Wachsthum bis zu einem gewissen Grad auch der Assimilation anderer Nationalitäten zu verdanken ist, wird Niemand, der die Verhältnisse kennt, zu leugnen versuchen. Dass man in Ungarn bemüht ist, die anderen Nationalitäten zu assimilieren, ist ebenso selbstverständlich, wie dass jede andere Nation sich durch Verschmelzung fremder Elemente zu kräftigen trachtet. In dieser Hinsicht bildet auch das deutsche Volk keine Ausnahme und es wird von deutschen Autoren selbst anerkannt und betont, dass die Förderung des Deutschthums in Gegenden, wo fremde Nationalitäten massenhaft wohnen, eine hervorragende Pflicht des Staates ist. Insoferne die Assimilations-Bestrebungen nicht den Charakter von Vergewaltigungen annehmen, sind sie vom Standpunkte des Staates und der staatsbildenden Nation als berechtigt, ja sogar nothwendig zu betrachten. Wenn nun selbst der deutsche Staat, in dem die Präponderanz des Deutschthums eine numerisch sehr bedeutende ist, die Assimilation auf radikale Weise zu beschleunigen sucht, so darf es wohl Niemand als unbeeidigt oder gesetzwidrig betrachten, wenn auch die ungarische Nation ihre Kräfte durch Verschmelzung der fremdsprachigen Nationalitäten zu mehren bestrebt ist. Hier wären vielleicht noch eher radikale Mittel am Platze, als in Deutschland; trotzdem bewegen sich die bisherigen Bestrebungen im Rahmen der Liberalität und Legalität. Die diesbezüglichen Bemühungen sind umso berechtigter, als in vielen Theilen des Landes — wie historisch erwiesen — im Laufe der Jahrhunderte eine bedeutende Entnationalisierung Platz gegriffen hat. Ausgedehnte Landstriche, die ehemals rein magyarisch waren, sind im Laufe der Zeit slavisiert oder romanisiert worden, und heute sind nur mehr die magyarischen Orts- und Familiennamen die Zeichen des ehemals dort mächtigen Magyarenthums. Der Ungar hat in dieser Beziehung eine große Indolenz an den Tag gelegt und *seine* Sprache, *seine* Nationalität immer der anderer Bewohner geopfert; der Ungar hat

gar oft die Sprache seiner Knechte gelernt, anstatt umgekehrt und diese Gleichgiltigkeit hat sich oft bitter gerächt. Erst in neuester Zeit wurde sein Nationalgefühl geweckt, und betroffen durch die großen Verluste, die das Magyarenthum an Ausdehnung und Zahl erlitten, sah er endlich die Nothwendigkeit einer Gegenaction ein. Der Entmagyarisierung musste Einhalt gethan werden; der ungarische Staat hat dazu die nöthigen gesetzlichen Mittel ergriffen und die Gesellschaft eine bedeutende Thätigkeit entfaltet. Dass dies nach der bisherigen Lauheit im Kreise der Nationalitäten einigen Resens verursachte, finden wir natürlich. Zu Klagen und Recriminationen jedoch ist wahrlich kein Grund vorhanden.

Indem wir daher selbst anerkennen, dass in dem nahezu eine Million betragenden Zuwachs des Magyarenthums auch die Resultate der — sagen wir — Magyarisierungs-Bestrebungen inbegriffen sind, können wir doch nicht umhin, den Bemerkungen und statistischen Erörterungen des Herrn Dr. Schultheiss einige Worte beizufügen, theils um die Frage näher zu beleuchten, und einige irrige Ansichten zu widerlegen, theils aber, weil wir glauben, dass Herr Dr. Schultheiss den Erfolg der Magyarisierung mit 292,345 *viel zu hoch* angeschlagen hat.

Wir finden da zuerst die vielfach verbreitete Meinung, dass die Magyaren sich am langsamsten von allen Völkern Ungarns durch Geburtenüberschuss vermehren. Diese Behauptung, die von einzelnen Seitentendenzios colportiert wurde, kann durch keinerlei statistische Daten erhärtet werden. Allerdings existieren solche Daten, die das Wachsthum durch Geburtenüberschuss *nach Nationalitäten* nachweisen, bisher nicht und dürften auch kaum je beschafft werden können. Es genügt jedoch vollkommen, wenn wir den durch Geburten erfolgten Zuwachs einzelner Comitate mit vorwiegend *einer* Nationalität in Betracht ziehen, um auf das natürliche Wachsthum der betreffenden Nationalität einen Schluss ziehen zu können. Zu diesem Zwecke untersuchen wir 19 Comitate mit vorwiegend magyarischer, 7 mit vorwiegend slovakischer und 8 mit vorwiegend rumänischer Bevölkerung; * es ergibt sich nun, dass in den Jahren 1876—1880 auf 1000 Einwohner

* Es sind dies folgende Comitate: 1. *Vorwiegend magyarische Comitate*: Jász-Nagykún-Szolnok (magy. Element 98.96%), Heves (98.40), Csongrád (98.08), Hajdú (97.18), Raab (96.40), Udvarhely (92.70), Borsod (92.94), Szabolcs (90.83), Somogy (88.10), Csik (86.99), Hármaszék (86.87), Fejér (85.99), Komorn (84.35), Veszprém (82.88), Gran (79.80), Csanád (72.74), Zala (72.80), Pest-Pilis-Solt-Kiskun (71.82) und Békés (69.84). — 2. *Vorwiegend slovakische Comitate*: Árva (96.38), Trencsén (93.98), Liptó (93.87), Sohl (93.80), Turócz (76.88), Neutra (73.81) und Sáros (70.84). — 3. *Vorwiegend rumänische Comitate*: Fogaras (90.99), Hunyad (90.38), Alsó-Fehér (78.79), Krassó-Szörény (78.88), Szolnok-Doboka (77.78), Torda-Aranyos (73.18), Besztercze-Naszód (67.47), und Szeben (66.37). — Die *Deutschen* müssen hier außer Acht gelassen werden, da es in Ungarn

in den rumänischen Comitaten	35—38
in den slovakischen Comitaten	36—47
in den magyarischen hingegen	38—60

Geburten fielen. Nun obwalten jedoch auch hier solche Differenzen, dass wir uns genöthigt sehen, auf die Details einzugehen. Die 8 Comitate mit vorwiegend (66—91%) rumänischer Bevölkerung zeigen die größte Uebereinstimmung, unter den 7 slovakischen (70—96%) erreicht der Promille-Satz der Geburten nur im Trencséner Comitat 45 und im Neutraer 47, in den übrigen schwankt er zwischen 36 und 43. Unter den Comitaten mit vorwiegend (70—99%) magyarischer Bevölkerung ist die Geburtenzahl namentlich im Alföld sehr groß, so im Comitat Jász-Nagykün-Szolnok und Heves 49, in Csongrád und Hajdú 45, in Szabolcs 48, im Pester Comitat 50, im Bekéser 52, im Csanáder sogar 60 pro Mille! Etwas geringer ist das Verhältnis der Geburten jenseits der Donau (43—46 auf tausend Bewohner), am schwächsten in den magyarischen Comitaten Siebenbürgens (38—42), aber auch dort bedeutender, wie bei den Rumänen. Allerdings steht mit der größeren Geburtdichtigkeit auch eine größere Mortalität in Zusammenhang und zeigt dieselbe noch bedeutendere lokale Schwankungen, wie der Natalitäts-Coefficient; am geringsten ist sie in den rumänischen Comitaten (28—37 pro Mille), bedeutender in den slovakischen (29—43), am größten (29—45) in den magyarischen. Der Ueberschuss der Geburten jedoch stellt sich nirgends so groß, wie in den Comitaten mit vorwiegend magyarischer Bevölkerung. Er steigt nämlich in den rumänischen Comitaten nicht über 8 pro Mille, in den slovakischen bis 9 (nur im Árvaer Comitat 13), in den magyarischen hingegen noch bedeutend höher (Bekés 17, Csanád 16, Jász 13, Csik 12, Somogy 11, Zala 11, Heves, Csongrád, Fehér 10, etc.). Berechnen wir das Mittel aller Comitate mit gleicher Bevölkerung, so ergibt sich folgendes Resultat:

Nach den Ergebnissen der Jahre 1876—1880 fielen auf 1000 Bewohner pro Jahr

	Geburten	Todesfälle	Ueberschuss der Geburten
in den 8 rumänischen Comitaten	37.13	32.44	4.69
in den 7 slovakischen	45.44	39.22	6.22
in den 19 magyarischen	45.50	36.50	9.40

Ist daher die These von der langsamsten Vermehrung der Magyaren nicht eine aus der Luft gegriffene? Und muss die Behauptung von dem angeblichen Einkind-System der alfölder Bauern nicht ins Reich der Fabel gewiesen werden? Unsere Beweise sind jedoch noch bei Weitem nicht erschöpft. Herr Dr. Schultheiss könnte die Berufung auf nur fünfjährige

nur ein Comitat mit vorwiegend deutscher Bevölkerung giebt. Der Prozentsatz der citierten Comitate ist den Resultaten der Volkszählung von 1889 entnommen.

Mittel bemängeln; wir dienen ihm daher mit Ziffern aus einer längeren Beobachtungsperiode. Wir haben die natürliche Vermehrung, d. h. den Geburtenüberschuss der obigen 8 rumänischen, 7 slovakischen, und 19 magyarischen Comitate für die Jahre 1870 bis 1890, d. h. für 21 Jahre zusammengestellt * und folgendes Resultat erhalten:

Der Ueberschuss der Geburten über die Todesfälle in den Jahren 1870—1890, (auf die Bevölkerung von 1869 bezogen) schwankte in den rumänischen Comitaten zwischen 3.20 und 15.34, in den slovakischen zwischen 9.18 und 20.50, in den magyarischen endlich zwischen 10.02 und 31.85 und betrug im Mittel

in den rumänischen Comitaten	...	9.10 %
in den slovakischen	•	17.35 •
in den magyarischen	•	20.72 •

Von dieser Basis ausgehend gelangen wir zu dem Resultate, dass schon in den 19 obenerwähnten magyarischen Comitaten das magyarische Element sich seit 1869 *nur auf natürlichem Wege*, d. h. durch Geburtenüberschuss — (ohne Einwanderung und Assimilation) — um rund 700,000 Seelen vermehrt hat; wo sind noch die übrigen Comitate, wo das magyarische Element in 13 Comitaten 40—70%, in 10 Comitaten 20—40% der Gesamtbevölkerung beträgt? Herr Dr. Schultheiss braucht also nicht zu staunen, wenn dies Verhältnis der früheren Meinung von der langsamen Vermehrung der Magyaren widerspricht; diese Meinung war eben eine falsche, auf nichts Positives gegründete und verliert ihre Berechtigung, sowie die Resultate der Volkszählung und Volksbewegungs-Statistik das Gegentheil beweisen.

Auf dieselbe Weise kommen auch Dr. Schultheiss' übrige Folgerungen zum Fall. Um das Wachsthum der «echten Magyaren», unabhängig von den Resultaten der Magyarisierung, festzusetzen, geht er von der Zusammensetzung der Religionen aus. Seine dießbezüglichen Folgerungen erheben sich nicht über den Wert von mehr-minder geschickten Combinationen, und ruhen nur auf sehr schwacher Basis. Die Vorbedingung, dass die Zusammensetzung der Nationalitäten nach der Religion unverändert geblieben sei, muss hinfällig werden, sobald der Uebertritt von einer Religion zur anderen möglich, und eine bedeutende Ein- und Auswanderung im Zuge ist. Aus letzterem Grunde ergibt selbst die einfache Vergleichung der Volkszählungsergebnisse nicht immer das richtige Maß der Beurtheilung, am wenigsten für Beurtheilung des *natürlichen Wachsthums* einer Natio-

* Die Angaben für die Volksbewegung im Jahre 1890 sind noch nicht publiziert; wir haben für dieselben, um sie mit den Volkszählungsergebnissen in Verbindung bringen zu können, ein Neuntel des Geburtenüberschusses der Jahre 1881—1889 zugeschlagen.

nalität. Gerade in Comitaten, wo die Volkszählung eine verhältnismäßig geringe Prosperation der Bevölkerung darlegt, kann das natürliche Wachstum derselben ein bedeutendes sein, und umgekehrt. Auswanderung und Niederlassung, Uebersiedelung von einem Comitate in's andere erklären den scheinbaren Gegensatz. Die «sehr mäßige Vermehrung» in den magyarischen Comitaten Siebenbürgens, die Dr. Schultheiss erwähnt, ist ganz anders zu beurtheilen, wenn wir wissen, dass das natürliche Wachstum der Bevölkerung dort das Zwei-, ja selbst das Dreifache des Volkszählungs-Zuwachses beträgt. Nach den Resultaten der Volkszählung von 1881 und 1891 hat sich die Bevölkerung im Udvarhelyer Comitatum um nur 4.57%, im Csiker um 2.88 und im Háromszéker um 3.77% vermehrt, nach dem Ueberschuss der Volksbewegung hingegen um 6.88, 8.28 und 9.46%. Kann da von einem geringen natürlichen Wachstum des magyarischen Elementes die Rede sein? Schließlich ist es ja für den Staat indifferent, ob der Ueberschuss der Bevölkerung sich im Udvarhelyer oder in einem anderen Comitatum niederlässt; jedoch vom rein demographischen oder anthropologischen Standpunkte betrachtet darf sogar die Auswanderung nach Rumänien oder einem anderen Lande nicht in Betracht kommen. Es bleiben ja auch die Magyaren in Wien, Berlin oder Rumänien — soferne sie sich ihrer Nationalität nicht entäußern, — Magyaren, ebenso wie Dr. Schultheiss auch die deutschen Colonien in Ungarn als Bestandtheile und Vorposten des großen deutschen Volkes betrachtet. Nur aus trockenen Ziffern auf die Vermehrung einer Nation zu schließen, scheint daher nicht ganz gerechtfertigt.

Schon aus dem Obigen geht hervor, dass die Meinung des Herrn Dr. Schultheiss, wonach in den Gegenden, die thatsächlich die stärkste Vermehrung der Magyaren aufweisen, die dort befindlichen Bruchtheile anderer Nationalitäten wohl an der stärkeren Vermehrung theilnehmen, in vielen Fällen wohl stichhältig sein mag, generalisirt aber nicht immer und überall werden darf. Von 1869 bis 1890 z. B. betrug das natürliche Wachstum der magyarischen Comitate Háromszék, Udvarhely und Csik 14.42, 16.58 und 18.89%, während dasselbe in den von Rumänen bewohnten Nachbarcomitaten Besztercze-Naszód, Szolnok-Doboka, Alsó-Fehér und Szeben nur 9.87, 9.76, 10.17 und 10.98, ja in Hunyad sogar nur 3.20% erreichte; auch Fogaras mit 15.34% bleibt hinter den Székler Comitaten zurück. Für das natürliche Wachstum der Bevölkerung dünken uns diese Zahlen bemerkenswerter, als die Resultate der Volkszählung, die durch äußere Umstände — Ein- und Auswanderung, Ursachen politischen und nationalökonomischen Grundes etc. — stark beeinflusst werden können. Aber auch in Comitaten mit gemischter Bevölkerung kommt es vor, dass die Zunahme der einzelnen Nationalitäten oft eine verschiedene ist, was ja auch als natürlich betrachtet werden muss. Wenn daher in einzelnen Theilen des Landes die Zunahme des magyarischen Elementes eine größere ist, als die der übrigen Nationali-

täten, so folgt daraus noch nicht, dass es sich allsgleich um eine Fälschung der Zählungslisten handeln muss.

Es ist ferner ein Irrthum, wenn Herr Dr. Schultheiss sagt, die Zahl der «echten Magyaren» sei seit 1867 um $\frac{1}{2}$ Million gestiegen, da sich nach der Zählung von 1869 $5\frac{2}{3}$ Millionen als Magyaren betrachtet haben. Die Volkszählung von 1869 hat die Nationalität, beziehentlich Muttersprache der Bewohner gar nicht eruiert, die Schätzung der Nationalitäten geschah durch Karl Keleti erst später auf Grund der Muttersprache der conscribireten Schulkinder. Nach dem Perzentsatz derselben berechnet, ergab sich als Summe der Bewohner mit magyarischer Muttersprache für Ungarn und Siebenbürgen 6,156,421, welche Summe durch die Volkszählung von 1881 sowohl im Ganzen, wie in den einzelnen Details bekräftigt wurde. Die Herabminderung dieser Summe auf $5\frac{2}{3}$ Millionen ist durch nichts gerechtfertigt. Indem nun Dr. Schultheiss — wie es scheint — die Resultate der Volkszählung von 1881 für stichhältig betrachtet, und auf Grund derselben eine Vermehrung des magyarischen Elementes um 665,175 Seelen berechnet, so würde sich das Waechsthum desselben seit 1869 (gegen 1,204.786 der amtlichen Daten) noch immer auf 912,441 Seelen, also fast auf das Doppelte der von ihm oben angegebenen halben Million stellen. Wir unsererseits werden versuchen, die Zahl der «echten Magyaren», wie Dr. Schultheiss sich ausdrückt, auf einem anderen Wege mit größerer Präcision zu bestimmen.

Nachdem die Bevölkerung eines Landes sehr bedeutenden Veränderungen unterworfen ist, die durch Wechsel des Wohnortes, durch Auswanderung und Niederlassung aus fremden Gebieten verursacht werden, bieten die Resultate der Volkszählungen eigentlich nicht ganz homogene Daten. Thatsächlich ist es nicht eine nothwendige Consequenz, dass sich die Bevölkerung von 1891 aus der Bevölkerung von 1881 entwickelt habe; ein mehr-minder bedeutender Perzentsatz der Bevölkerung von 1891 — der im Laufe des Jahrzehntes eingewanderte — stellt ein fremdes Element dar, das strenge genommen ganz außer Acht gelassen werden müsste, wenn es sich darum handelt, das Wachsthum der Bevölkerung im abgelaufenen Jahrzehnt zu beurtheilen, oder gar auf die Prosperität derselben Schlüsse zu ziehen. Dies letztere dürfte nur auf Grund der Volksbewegungsstatistik, d. h. des Ueberschusses der Geburten über die Todesfälle geschehen. Auf diese Weise sind wir zwar in der Lage, die für die Vermehrung der Bevölkerung indifferente Einwanderung aus unseren Beobachtungen zu eliminieren, dieselben daher auf eine präcisere reale Grundlage zu basieren; das Resultat aber kann natürlich mit den Ergebnissen der Volkszählung nicht übereinstimmen. Der Wechsel des Wohnortes, insoferne er sich innerhalb der Grenzen des Königreichs vollzieht, gleicht sich in der Hauptsumme aus, der Einfluss der Ein- und Auswanderung aber von und nach dem Auslande

kommt nicht zur Geltung. Nun aber kann Ungarn, insoferne es sich um die magyarische Bevölkerung handelt, auf eine Erstarkung von außen nicht rechnen, die Auswanderung aber hat bisher zumeist die nicht magyarischen Nationalitäten betroffen. Eine geringe Auswanderung der Ungarn besteht aus Siebenbürgen nach Rumänien, und aus den transdanubischen Grenzkomitaten nach Kroatien und Slavonien; keine erreicht jedoch Dimensionen, die sich in der Hauptsumme merklich fühlbar machen könnten. Wir dürfen daher annehmen, dass wir auf Grund der Volksbewegung von 1870—1890 die Zahl der «echten Magyaren» — mit Ausschließung der Assimilierten — mit ziemlicher Genauigkeit feststellen können. Unser Vorgehen ist folgendes: Indem wir die Censusergebnisse von 1869 und die auf die Conseription der Schulkinder basierte Festsetzung der Nationalität als Ausgangspunkt nehmen, berechnen wir das natürliche Wachsthum der Bevölkerung von 1870 bis 1890 (das letzte Jahr durch approximative Schätzung) auf Grund des Geburtenüberschusses für jedes einzelne Comitatz; aus letzterem berechnen wir den Zuwachs der Magyaren nach deren Prozentsatz im Jahre 1880 (Mitte der 21-jährigen Beobachtungsperiode), den auch Herr Dr. Schultheiss für richtig anzuerkennen scheint. Auf diese Weise ergibt sich uns für die Periode 1870—1890 ein natürliches Wachsthum des magyarischen Elementes um 1.072.117 Seelen, wonach die Zahl der Magyaren sich Ende 1890 auf 7.228,538 beläuft, d. h. um 132.669 geringer wäre als auf Grund der Volkszählung. Der Unterschied von 132.669 Seelen bildete daher den Zuwachs, den das magyarische Element im Verlaufe von 21 Jahren durch Assimilation der übrigen Nationalitäten (durch «Magyarisierung») erreicht hat, der sich also bedeutend geringer stellt, wie nach der Berechnung des Herrn Dr. Schultheiss (292.345). Dieser Zuwachs aber ist so gering, dass von einer Gefährdung der Nationalitäten, von einem «rückhaltslosen Aufgehen im magyarischen Volksstamm» noch lange keine Rede sein kann.

Aus welchen Nationalitäten sich diese 132.669 «Benegaten» rekrutieren, können wir hier bei dem uns zur Verfügung stehenden Raum nicht erörtern; wir behalten es uns jedoch für später bevor, auf die Details dieses hochinteressanten Themas zurückzukommen.

Damit hätten wir auch unsere Bemerkungen über die statistischen Erörterungen des Herrn Dr. Schultheiss beendet. Was seine Bemerkungen über die «politische Verwendung der Statistik» in Ungarn, über die «offizielle magyarische und magyarisierte Statistik», über «die Vertauschung der Rangordnung zwischen Muttersprache und gelernter Sprache auf dem Papier», über das Verhalten der Behörden und Zählungsorgane gegenüber der Volkszählung betrifft, so ist es Sache des königl. ungarischen statistischen Landes-Bureaus, sich dagegen zu wehren. Dass hie und da ein über-eifriges Organ vielleicht ein paar Slowaken als Ungarn eingetragen hat,

dürfte wohl vorgekommen sein; doch ebenso geschah auch das Gegentheil, wie es ja aus den Resultaten der Volkszählung mit ziemlicher Gewissheit auch nachgewiesen werden kann. Dass aber eine absichtliche Fälschung oder Abänderung der Zählungslisten vorgekommen wäre, halten wir entschieden für ausgeschlossen. Schreiber dieser Zeilen war in der Lage, die Durchführung der Volkszählung in Budapest — wo es sich um eine halbe Million handelte — aus nächster Nähe zu beobachten und kann versichern, dass bei der Aufnahme, die auf persönliches Einbekennen der Bewohner basiert war, auf die Bevölkerung auch nicht der leiseste Druck ausgeübt wurde. Jeder Bewohner hat sein nationales Glaubensbekenntnis nach bester Ueberzeugung abgelegt. Hätte man «nachhelfen» wollen, so wäre es ein Leichtes gewesen, ganz andere Resultate zu erzielen, als die Volkszählung faktisch ergab. Was würde man aber mit solchen fictiven Angaben erreichen, denen in Wahrheit Alles widerspricht?

Endlich hätten wir noch *Eines* zu bemerken. Aus all seinen Argumenten zieht Herr Dr. Schultheiss den Schluss, dass «der Drang der Magyarisierung hier und da ebenso den Charakter einer *Massenpsychose* trägt, wie manche Erscheinungen des Mittelalters!» . . . Wir gestehen zu, dass auch wir bei Beurtheilung der Frage der Magyarisierung eine bedenkliche Massenpsychose wahrnehmen; ob diese aber auf Seite der Ungarn aufzufinden ist, die sich um ihr gutes Recht wehren, oder nicht vielmehr in jenen gelehrten Kreisen des Auslandes, deren neuesten Vertreter wir in Herrn Dr. Schultheiss kennen gelernt haben, darüber möge sich jeder sein eigenes Urtheil bilden. Die deutsche Presse und ein bedeutender Theil der deutschen Gelehrten hat sich seit einiger Zeit in die Idee verrannt, dass Alles, was in Ungarn zur Wahrung der ungarischen Nation und zur Aufrechterhaltung ihrer Rechte geschieht, die Unterdrückung der übrigen Nationalitäten bezweckt; in dieser Frage kennen die deutschen Schriftsteller keine Objectivität und klammern sich krampfhaft an Argumente, deren Hinfälligkeit schon hundertmal nachgewiesen wurde. Wir sind weit davon entfernt zu glauben, dass es uns gelungen wäre, Herrn Dr. Schultheiss und seine Gesinnungsgenossen von der Unhaltbarkeit ihres Standpunktes zu überzeugen. Herr Dr. Schultheiss wird einfach mit der Fälschung der «magyarischen Statistik» antworten und einen Renegaten mehr zählen, als bisher. Mag er es thun. Wir haben auch nicht deshalb zur Feder gegriffen, um *ihm* aufzuklären; wir schulden es *uns selbst*, seine Behauptungen zu widerlegen, da ja nichts so leicht Glauben findet, als grundlose Behauptungen oder heftige Anklagen. In Einem aber stimmen auch wir mit Herrn Dr. Schultheiss überein: darin, was er über die Colonisationsbestrebungen der Deutschen in Afrika sagt. Wahrlich, es wäre gewiss passender, wenn das mächtige deutsche Volk, anstatt sich mit der Colonisation Afrikas zu beschäftigen, oder sich in die inneren Angelegenheiten Ungarns einzumen-

gen, sich auf *seine eigenen* Angelegenheiten beschränken würde. Den Balken in seinem eigenen Auge sollte es doch eher wahrnehmen, als den Splitter in den Augen Anderer. Nur wenn es sich selbst nichts vorzuwerfen hat, steht ihm das Recht zu, Andere zur Rede zu stellen. Bis es soweit gelangt, wird aber noch viel Wasser die Donau hinabfließen. Mag dem wie immer sein: Ungarn wird seine Wege unbeirrt weiter wandern.

DR. GUSTAV THIRING.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Beniczkyné Bajza Lenke, Két szíve harca (Kampf zweier Herzen. Roman in zwei Bänden von Helene Beniczky-Bajza). Zweite Auflage. Budapest, 1893. Athenäum. 202 u. 196 S.

Déczy Géza, Irodalmi dolgozatok. Vers és próza (Literarische Arbeiten in Vers u. Prosa von Géza Déczy). Arad, 1893. Klein jun. in Comin. 145 S.

Erdélyi országygyűlés emlékek. Monumenta Coniitialia regni Transsylvaniae (Herausgegeben von der hist. Commission der Ung. Akad. Red. v. A. Szilágyi). XV. Bd. (1669—1674). Budapest, 1892. Akademie. 586 S.

Kolozsvári S. und Óvári K., A magyar törvényhatóságok jogszabályainak gyűjteménye (Sammlung der Rechtsstatuten der ung. Jurisdictionen. Mit Anmerkungen von Alex. Kolozsvári u. Klemens Óvári. III. Bd. Jurisdictionen jenseits der Theiss). Budapest, 1892. Akademie. LXXXI. und 801 S.

Ráday Gedeon gróf összes művei. Összegyűjtötte és bevezette Váczy János (Graf Gedeon Ráday's sämtliche Werke, gesammelt und eingeleitet von Johann Váczy). Budapest, 1892, Franklin. 86 S.

Schrauf Károly dr., Magyarországi tanulók külföldön. II. Magyarországi tanulók a bécsi egyetemen (Ungarische Studenten im Auslande. II. Ungarische Studenten auf der Wiener Universität, von Dr. Karl Schrauf. Herausgegeben von der historischen Commission der ung. Akademie d. W.). Budapest, 1892. Akademie, CV. und 365 S.

Széchy Károly, Vajda Péter élete és művei (Péter Vajda's Leben und Werke von Karl Széchy). Budapest, 1892, Eggenberger. 343 S.

Tábori Róbert, Nagy játék (Hohes Spiel. Roman von Robert Tábori). Budapest, 1893. Singer und Wolfner. 144 S.

Városv Gyula, Apák bűne (Die Sünden der Väter. Roman von Julius Városv). Zweite Auflage. Lugos, 1892. 311 und 254 S.

— — *Derült ég* (Heiterer Himmel. Humoristische Erzählung von demselben). Lugos, 1892. 218 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

DIE REGIERUNG BÉLA'S DES VIERTEN. ✓

Nach urkundlichen Quellen bearbeitet.

I. Bis zur Tatareninvasion.

1.

König Béla III. hatte von seiner ersten Gemahlin Anna v. Chatillon mehrere Kinder, unter denen Emerich und Andreas die ältesten waren.

Kaum hatte Emerich (1196) den Thron bestiegen, als zwischen ihm und dem jüngeren Andreas Streitigkeiten ausbrachen. Andreas, nicht gewitzigt durch das Schicksal seines Oheims Géza, der dieselben Gelüste mit langjährigem Kerker und darauf gefolgt Verbannung büßte, trat an seinen Bruder mit dem Verlangen heran, ihm Kroatien und Slavonien als selbstständiges Herzogthum abzutreten, und als Emerich sich hierzu nicht verstehen wollte, ergriff Andreas die Waffen.

Das Kriegslos hatte 1199 sich gegen ihn entschieden und er musste sein Heil in der Flucht nach Oesterreich suchen. Hier war es aller Wahrscheinlichkeit nach, wo er Gertrud von Meran (deren Vatersschwester an den Sohn des ungarischen Bans Ompud vermählt war) zur Gattin nahm.

Die Heirat, weit entfernt, dem ruhelosen Prätendenten Halt zu gebieten, trug nur mehr dazu bei, dass er Emerich gegenüber neuerdings mit seinen Ansprüchen entgegentrat.

Wir dürfen es als ziemlich sicher annehmen, dass die hochmüthige Gertrud bereits zur Zeit ihrer Verlobung mit dem landesflüchtigen Prinzen sich mit der Aussicht geschmeichelt, die Krone Ungarns auf ihr Haupt zu setzen, und dass nach ihrer Vermählung ihr Einfluss es durchgesetzt, dass Andreas seinem Bruder gegenüber abermals feindselig entgegentrat; wieviel aber an dem Ausbruche dieser Feindseligkeiten das Verhältniss der Königin Constanze (Gattin Emerich's) zu Gertrud beigetragen, können wir nicht bestimmen.

Das Jahr der Vermählung Gertrud's kennen wir nicht, wir wissen aber, dass sie im Jahre 1203 ihrer ersten Niederkunft entgensah. In diesem Jahre nimmt nämlich Papst Innocenz III. den Prinzen Andreas, der die

Absicht ausspricht, einen Zug ins heilige Land zu unternehmen, in seinen speciellen Schutz und giebt er ihm das feierliche Versprechen, dass falls ihm während seiner Abwesenheit ein männlicher Erbe geboren werde, dieser ihm in seinem Herzogthume succedieren werde; auch werde ihm, solange er sich in unmündigem Alter befinde, der Schutz des Papstes zu Theil werden.¹ — Gertrud's sehnlicher Wunsch nach einem Thronerben gieng jedoch diesmal nicht in Erfüllung, da wir in dem 1203 erwarteten Kinde die älteste Tochter Andreas' zu erkennen haben.

Der im Frühjahr 1205 eingetretene Tod des Säugling-Königs Ladislaus III. brachte dem herrschsüchtigen Ehepaare die heiß ersehnte Krone und als im Herbste des Jahres 1206, dem bei Billege im Veszprémer Comitatus jagenden Könige die Nachricht von der Geburt des längst ersehnten ersten Sohnes überbracht wurde,² mag die Brust der Eltern das Gefühl der höchsten Befriedigung durchzogen haben.

Der neugeborene Prinz, den der Bischof Boleslaus von Waitzen aus der Taufe gehoben³ erhielt den Namen des väterlichen Großvaters Béla.

Aus seiner frühesten Jugend ist uns nur wenig bekannt; an der Seite seiner Mutter verlebte er die ersten Jahre seiner Kindheit, bis ein im Jahre 1214 erfolgtes Ereignis seiner Lebensweise und Erziehung eine andere Richtung gab.

Gertrud v. Meran hatte seit ihrer Vermählung mit Andreas die Zwistigkeiten im Schosse der königlichen Familie geschürt; auch nachdem sie zur Königin gekrönt wurde, verstand sie es nicht, sich die Sympathien ihrer Unterthanen zu erwerben. Ihre schrankenlose Herrschsucht, in der sie ihren Gemahl zur gekrönten Schlafmütze degradierte, der maßlose Nepotismus, mit dem sie die Carrière ihrer Brüder auf Kosten des ungarländischen Adels beförderte, ihre kolossale Verschwendungssucht im Vereine mit jenem Bestreben, ihre dynastische Politik ohne jede Berücksichtigung auf die Interessen der Nation um jeden Preis zur Geltung zu bringen, dies Alles hatte im Laufe der Zeit eine Schaar von hervorragenden und mächtigen

¹ Fejér, Cod. diplom. II. 416. (= F.)

² Fejér III. 1. 155.

³ Urkunde Béla's IV. do. 1267 H. O. (Hazai okmánytár) IV. 44; vgl. F. VII. 1. 235. Andreas hat aus Freude über die empfangene Nachricht Billege dem Veszprémer Kapitel geschenkt. — Ueber das Jahr haben wir folgende Anhaltspunkte: Als Gertrud 1206 schwanger war, verlangte Andreas vom Papste Innoc. III., er möge die Grossen Ungarns auffordern, seinem zu erhoffenden Sohne den Eid der Treue zu leisten. Dieses päpstliche Mandat ist do. Ferentini am 7. Juni im 9. Jahre des Papstes erlassen worden. Als der Papst die Nachricht von der erfolgten Geburt eines Knaben erhielt, liess er dem Könige durch dessen Schwager, den Bischof Ekbert von Bamberg mittelst Schreibens do. Rom 29. Nov. gratuliren. Da für einen jüngeren Sohn der Eid der Treue nicht verlangt worden wäre, haben wir es hier mit Andreas' erstem Sohne zu thun. Fejér III. 1. 37. Raynald. (Annal. eccl.)

Gegnern großgezogen, die nur den günstigen Moment abwarteten, um das verhasste Weib unschädlich zu machen.

Die Gelegenheit hierzu bot sich Anfangs 1214, als der für die Fehler seiner Gattin blinde Andreas wieder einmal im Interesse der dynastischen Politik einen Zug nach Halics unternommen, um den wankenden Thron seines zweiten Sohnes Koloman, den er schon vordem zum Könige von Halics eingesetzt, zu unterstützen. — Während seiner Abwesenheit war Gertrud in aller Form zur Regentin eingesetzt worden.¹

An der Spitze der Verschwörung stand der Palatin Bánk (aus dem Geschlechte Bór), von dem die Chronik erzählt, dass ihn verletzte Familienehre in das Lager der Gegner Gertrud's getrieben. Die Verschwörung endete damit, dass die Königin Anfangs 1214 ermordet wurde.² Dass die Verschwörer es einzig und allein nur auf Gertrud abgesehen hatten, wird durch den Umstand bestätigt, dass uns weder die Chronik, noch die Urkunden von anderen Opfern der Verschwörung etwas berichten.

Was während und unmittelbar nach der Ermordung Gertrud's mit ihren Kindern, speciell mit dem Thronerben Béla geschehen, wissen wir nicht; der einzige authentische Bericht, der auf Béla Bezug hat, spricht nur von den Geschehnissen nach Gertrud's Tode. — Andreas war auf die Kunde von dem entsetzlichen Vorfalle nach Hause geeilt, wagte aber nicht die Anführer der Verschwörung zu bestrafen. In seiner Rathlosigkeit kam ihm Graf Miska, Vater des Meister Salomo zu Hilfe. Die ihrer Mutter beraubten Kinder mussten unter fremde Pflege gebracht werden, und da war es in erster Linie der Kronprinz Béla, den man nach jeder Richtung sicherstellen wollte. Graf Miska nahm den Prinzen von der Seite des Vaters und leitete seine Erziehung so lange, bis sich die Verhältnisse im königlichen Hause derart geändert, dass der Prinz in den Schoß der Familie zurückkehren konnte;³ wir irren uns wohl nicht, wenn wir annehmen, dass dies zur Zeit der Wiedervermählung Andreas' erfolgte.

¹ Wenzel, *árpádkori új okmánytár*, I. 132.

² Béla IV. beschuldigt in einer Urkunde do. 1240 — H. O. VIII. 36. — den gewesenen Ban Bánk der Conspiration gegen das Leben seiner Mutter. — Dass die Ermordung erst 1214 erfolgte, beweist die Urkunde ap. Wenzel I. 132. in der Gertrud in diesem Jahre in der Angelegenheit der Martinsberger Abtei gegen die Pressburger Schlossunterthanen urtheilt.

³ Andreas belohnte den Grafen Miska mit dem Zalaer Besitze Ederics; Wenzel I. 367. Obwohl hier die Urkunde von 1213 datiert ist, können wir dies Datum nicht acceptiren. Andreas spricht hier ausdrücklich von einem Akte, der sich nach Gertrud's Ermordung abgespielt und von einer »Erziehung« des Prinzen; Alles in Allem spricht dafür, dass die Urkunde 1215/17 ausgestellt worden.

2.

Andreas II. zweite Heirat hatte nach mannigfacher Richtung eine große Bedeutung. Diese wurde hinwieder durch den durch die Kreuzzüge inaugurierten Zeitgeist bedingt.

Die Kreuzzüge waren nicht einzig und allein die Wirkung religiöser Gefühle, es spielte bei ihnen genug weltlich-materielles Interesse mit. Wenn wir erwägen, welche Unmasse von lichtscheuem Gesindel sich zu allen Zeiten diesen Zügen angeschlossen und welch' unreligiös-materielles Gebahren sie unter der Flagge dieser Züge an den Tag legten, bedarf es keiner weiteren Begründung unserer Behauptung.

Es war ein recht eigenthümlicher Geist, der durch die Kreuzzüge in die Länder Europa's eingeführt worden. Der materiell Herabgekommene, der in seiner Heimat nichts zu erhoffen hatte, — der Arbeitsscheue, — der Abenteurer, — der mit der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung in Conflict Gerathene: sie alle erhofften von der Theilnahme an einem Kreuzzuge im Orient das zu gewinnen, was ihnen im Occident abgegangen.

Aber auch nüchtern denkende Geister und die höchsten Gesellschaftschichten blieben von dieser Bewegung nicht unberührt.

Weitsehende und berechnende Köpfe gaben sich dem Glauben hin, dass die erweiterten Kenntnisse eine heilsame Einwirkung auf Handel, Gewerbe und Industrie ausüben werden, Fürsten hinwieder fanden hier einen Weg, um ihnen missliebige Leute los zu werden, und falls ihnen ihre Herrschaft in Europa zu klein schien, die selbe im Oriente zu erweitern.

Auch unser Andreas II. konnte sich ähnlichen Eindrücken nicht entziehen.

Sein Vater hatte aus religiösem Gefühle einen Zug ins heil. Land gelobt, wurde jedoch durch den Tod an der Ausführung seines Vorhabens gehindert. In seiner letztwilligen Verfügung ordnete er an, dass sein jüngerer Sohn Andreas mit dem von ihm dazu angesammelten Gelde den Zug ins heilige Land ausrüste und sich persönlich an dessen Spitze stellen solle. Andreas beeilte sich aber durchaus nicht, den letzten Wunsch seines Vaters auszuführen. In den ersten Jahren nach dessen Tode verwendete er das zum Zuge ins heilige Land ihm hinterlassene Geld, um dafür gegen seinen Bruder, König Emerich, Streitkräfte zu werben und als er König geworden, gefiel ihm in den ersten Jahren die heißersehnte Herrlichkeit so wohl, dass er sie durch die Gefahren und Unannehmlichkeiten einer Kreuzfahrt nicht unterbrechen wollte; später nahmen ihn wieder die Halicser Angelegenheiten zu sehr in Anspruch und was schließlich auch stark in die Wagschale fiel, waren es seine Geldmiseren, die ihn von Jahr zu Jahr den längst geplanten Zug aufschieben ließen. — Und schließlich dürfte vielleicht die Sache Frau Gertrud's Billigung nicht erhalten haben . . .

Gertrud's Stelle blieb nicht lange unbesetzt. — Im Jahre 1215 vermählte sich Andreas mit *Jolantha*.

Die neue Königin hatte eine gar vornehme Verwandtschaft. Ihr Vater Peter (II.) war als Enkel Ludwig's VI. von Frankreich, königlich französischer Prinz, durch seine Mutter Herr v. Courtenay, durch seine erste Gemahlin Agnes († 1192) Nutznießer der Grafschaften Auxerre und Tonnerre, durch seine zweite Gemahlin Jolantha Markgraf von Namur. — Diese selbst, Jolantha, Tochter des Grafen Balduin V. von Hennegau, war eine Schwester der lateinischen Kaiser von Konstantinopel Balduin I. und Heinrich. Aus dieser Ehe stammte Jolantha, Andreas' zweite Gemahlin. Da Kaiser Heinrich 1215 noch keinen Erben hatte, schien er nicht unwahrscheinlich, dass Jolantha eines Tages ihn beerben dürfte.

Ob Andreas an die Möglichkeit dieser Erbschaft bereits damals gedacht, als er sich um Jolantha's Hand beworben, wissen wir nicht; Thatsache ist, dass nach dem am 11. Juni 1216 erfolgten Ableben des kinderlosen Heinrich, ein Theil der griechischen Reichsbarone sich für die Wahl des Gemahls seiner Nichte, für Andreas aussprach.

Ein anderer Theil entschied sich aber für Andreas' Schwiegervater, Peter von Auxerre, und da Papst Honorius III. am 30. Juni 1217 diesen aufs Dringendste empfahl,¹ musste Andreas sich damit begnügen, dass wenigstens sein Schwiegervater den Kaiserthron besteige.

Dies, das Drängen des Papstes, und das Verlangen, die gelegentlich der Kaiserwahl erlittene Schlappe, sowie das im eigenen Reiche stark gesunkene Prestige durch Erfolge im Oriente wett zu machen, bewogen endlich Andreas dazu, den Zug ins heilige Land 1217 anzutreten.

Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, eine Geschichte seines Zuges zu schreiben; es genügt anzuführen, dass es Andreas durchaus nicht gelungen, sich während desselben die Lorbeeren des Kriegshelden oder des großen Staatenlenkers um die Schläfen zu winden und dass er mit durchaus nicht gehobenen Gefühlen Anfangs 1218 sich bereits auf der Heimkehr befand.² Da er also weder am Schlachtfelde, noch am grünen Tische es zu irgend welchen Resultaten für seine eigene Person gebracht, suchte er jede Gelegenheit, um wenigstens auf dem Wege der ehelichen Allianz seiner Söhne im Oriente einige Erfolge zu erringen.

Von den Prinzen waren Béla, der Thronfolger, und der jüngere Andreas noch frei (Koloman, der zweitgeborene, war schon damals Bräutigam der polnischen Salome); ersteren verlobte er also mit Maria, der Tochter des Kaisers von Nikäa, Theodor (I.) Laskaris und der Anna Angela; letzteren

¹ Raynald ad. 1217 n. 2—3.

² Wenzel VI. 397: «Regnante Andrea et in peregrinatione Iherosolimi comitante.»

mit der Tochter des Königs Leo von Armenien.¹ — Als lebendes Resultat seines Zuges brachte er die etwa 12jährige Kaisertochter mit sich nach Ungarn.

Andreas hatte, bevor er den Kreuzzug angetreten, die Angelegenheiten seiner Familie derart geordnet, dass er Béla zum Thronerben Ungarns,² Koloman zum Erben von Halics, Andreas aber zum Erben Eines oder des Anderen einsetzte, falls einer der Brüder kinderlos sterben sollte.³

Für die persönliche Sicherheit seiner Söhne hatte er insofern gesorgt, dass er den Kronprinzen Béla zu seinem Schwager Berthold von Meran, Patriarchen von Aquileja geschickt, die jüngeren hingegen der Obhut einiger (5—6) ungarischen Großen anvertraute, die der Papst zu diesem Behufe ihres Kreuzgelübdes entbunden.⁴

Dem Prinzen Béla gab man — als er zu seinem Oheime Berthold zog — den mit ihm im gleichen Alter stehenden Dionysius, Sohn des Dionysius aus dem Geschlechte Jurle, Herrn von Zalazentgróth als Gesellschafter mit.⁵ Derselbe erklimmte mit der Zeit die höchsten Stufen der damaligen Carrière und blieb seit 1217 ununterbrochen an Béla's Seite.

Wie lange Béla bei seinem Onkel geblieben, wissen wir nicht. Wir wissen nur, dass er während der Abwesenheit seines Vaters sich in dem seinem Oheime gehörendem Schlosse Stain aufgehalten; doch unterliegt es keinem Zweifel, dass er 1219 schon wieder in Ungarn war, hier zum jüngeren

¹ Andreas II. an Papst Honorius do. 1219: «Ut securum peregrinationis divino fulti auxilio pararemus transitum, filiam Comneni Theodori Lascari filio nostro duximus in uxorem.» Fejér III. 1. 252. Thomas spal. cap. 26. «Deinde transivit in Græciam ubi affinitate contracta cum Lascare, Rege Græcorum ultra progreditur; accepit enim filiam ejus filio suo primogenito Belae in uxorem.» Vgl. auch die unten folgenden Urkunden.

² In welchem Jahre der junge Béla zum Könige gekrönt wurde, wissen wir nicht. Den Tag erwähnt Hazai okmánytár VI. 31; «post Illustris Regis Bele filii Regis Andree Coronacionem in Dominica qua cantatur letare iherosolimi.»

³ Honorius III. bestätigt dies am 11. Feber 1217. Fejér III. 1. 189.

⁴ Honorius III. meldet dies am 25. Feber 1217. Er dispensirt die von Andreas hierzu 5—6 Bestimmten unter der Bedingung, dass sie die Spesen, die ihnen die Theilnahme am Kreuzzuge verursacht hätte, zur Unterstützung der heiligen Sache getreulich abliefern müssen. Fejér III. 1. 190.

Unter denjenigen, die den Kreuzzug mitmachten, befanden sich die nachbenannten Würdenträger: die Bischöfe Peter von Raab und Thomas von Erlau, Dionysius, Tavernikus und Obergespan von Abaujvár; Bors' Sohn Nikolaus dg. Zách; die Gespäne Smaragd (aus der Familie der Herren von Zsámbék) und Moys (der nachmalige Palatin); Gyula Bruder Ratholds dg. Rathold; Thomas' Sohn Sebes, Ahnherr der Grafen von St. Georgen und Bösing; Demetrius Seneschall; Ladislaus Oberstallmeister etc. Fejér III. 1. 236.

Auch der Obermundschenk Lorenz hatte das Kreuzgelübde abgelegt (Fejér III. 1. 205), aber wir wissen nicht, ob er den König nach Palästina begleitet.

⁵ Fejér IV. 1. 21.

Könige gekrönt und bald (etwa 1220/21) mit der griechischen Kaiserstochter faktisch vermählt wurde, bei welcher Gelegenheit auch dieser die Krone der jüngeren Königin aufs Haupt gesetzt wurde.¹

3.

Die bösen Folgen des Andreas'schen Regimes machten sich sehr bald nach seiner Reise ins heilige Land bemerkbar. — Noch während seiner Abwesenheit hatten einige Große den von ihm an die Spitze der Regentschaft gestellten Graner Erzbischof Johann aus dem Lande gejagt, von wo er erst nach Andreas' Rückkehr heimkehrte.²

Der König, weit entfernt, nach seiner Heimkehr aus Palästina die Missstände seiner Herrschaft gründlich abzuschaffen, verfolgte ein System, das nur noch mehr geeignet war, die Zahl der Unzufriedenen zu vermehren. Seine maßlosen Geldkalamitäten, die er auf gewaltsame und ungesetzliche Weise zu beseitigen trachtete, dazu die erneuerte Inanspruchnahme der Landeskkräfte, um seinen jüngeren Sohn Koloman auf dem Halicser Throne zu befestigen, hatten es um 1220/21 dahin gebracht, dass das Land in zwei sich feindlich gegenüber stehende Parteien gespalten war, an deren einen Spitze wir keinen Geringeren finden, als den Kronprinzen Béla.

Ob Béla, in richtiger Erkenntnis der durch seinen Vater eingeschlagenen falschen Richtung sich aus freien Stücken dazu entschlossen, gegen Andreas Stellung zu nehmen, oder ob er es erst gethan, nachdem man ihm von Seiten des Hofes das Zusammenleben mit seiner Gattin verbittert hatte: lässt sich nicht apodiktisch entscheiden. Das uns hierüber zur Verfügung stehende urkundliche Material giebt uns keinen präzisen Aufschluss, weshalb es gerathen scheint, uns ohne jede Combination an die Reihenfolge der Ereignisse zu halten, wie sie uns in den Urkunden angegeben werden. Immerhin müssen wir aber schon jetzt betonen, dass die Angabe Mancher (z. B. Fessler), Königin Jolantha sei die Ursache der Zwistigkeiten gewesen, weil sie durch Maria's Krönung in ihrem Einkommen geschmälert gewesen, nicht recht glaublich erscheint, da ja doch Maria's Vater, Kaiser Theodor Laskaris kurz vor Maria's Krönung 1219 sich mit Jolantha's leiblicher Schwester Maria vermählt hatte. Allerdings ist diese 1222 kurz nach ihrem Gemahle gestorben und es läge die Wahrscheinlichkeit vor, dass Jolantha jetzt jede Rücksicht auf Schwester und Schwager hätte fallen lassen können. Wir werden aber sehen, dass hier andere Triebfedern zu Grunde gelegen sind.

¹ Am 4. Juli 1222 (Fejér III. 1. 388) spricht Honorius III. von Béla als schon gekröntem Könige. Er selbst nennt sich 1222 «Bela Dei gracia Rex, filius Regis Ungarie et Dux totius Slavonie» (Wenzel XI. 164).

² Urkunde Andreas II. do. 1219. ap. Fejér III. 1. 269.

Bela hatte sich in der ersten Hälfte 1222 an Papst Honorius III. mit dem Ansuchen gewendet, dieser möge seine Ehe mit Marie lösen und ihm die Erlaubnis ertheilen, *sich mit einer Andern vermählen zu dürfen, von der das Königreich Ungarn größeren Nutzen zu erwarten habe*. Béla giebt zu, dass er in zartem Alter die Ehe vollzogen, jetzt aber zur Mündigkeit gelangt, widersetzt er sich der Ehe, ohne einen anderen als den angeführten Opportunitätsgrund anzugeben.

Der Papst erledigte das Gesuch, indem er am 28. Juni 1222¹ die Bischöfe von Erlau, Waitzen und Großwardein mit der Untersuchung der Eheangelegenheit betraute und sie ermächtigte, falls sie im Vereine mit den ihnen passenden Untersuchungsrichtern die Angaben Béla's richtig fänden, ihm die Erlaubnis zum Eingehen einer anderen Ehe zu ertheilen.

Béla's dem Papste gegenüber gemachte Motivirung giebt uns den Schlüssel zur Genesis dieser ehelichen Differenz.

Andreas war die griechische Schwiegertochter nicht mehr genehm, weil er die von ihr seinerzeit erhofften Vortheile nicht gefunden und er glauben mochte, durch Verheirathung Béla's mit einer anderen Fürstentochter greifbarere Vortheile für sich zu gewinnen.

Kaiser Theodor war trotz seines seiner Zeit gegebenen Versprechens nicht in der Lage, dem Prinzen Andreas den Thron Armeniens zu sichern und Andreas II. musste ruhig zusehen, wie nach Leos im Jahre 1220 erfolgten Tode die Hand der Prinzessin Isabella sammt der Krone des Landes in andere Hände überging. Nun war gar 1222 Kaiser Theodor selbst und bald nach ihm Jolantha's Schwester, seine Gattin Maria, mit Tod abgegangen. —

Sein einziger Sohn Konstantin war zu jung um den erledigten Thron einzunehmen; der neue Machthaber, Johann Dukas Vatatzes war zwar ein Schwiegersohn Theodor's, aber ein erbitterter Feind der Abendländer, namentlich der fränkischen Machthaber in Griechenland, an deren Spitze Jolantha's Bruder Robert von Courtenay auf dem Throne zu Konstantinopel saß — lauter Umstände, die auf irgend welche Vortheile aus Béla's Verbindung mit Maria nicht rechnen ließen.

Da aber Andreas' selbstsüchtige Calculationen Béla vielleicht denn doch nicht ganz dazu bewegen mochten, sich von der ihm lieb gewordenen Gemahlin zu trennen, suchte man sicherlich vom Hofe aus sie bei ihm von einer solchen Seite aus zu verleumdern, die am ehesten geeignet war, das Gemüth des *Gatten* aufzureizen und ihn zur Auflösung der Ehe zu bewegen. Als nun noch gleichzeitig der Anschluss der Oppositionellen an Béla erfolgte, beuteten beide Parteien die ehelichen Zwistigkeiten des jungen Paares für ihre eigenen Zwecke aus; die Einen, um Béla gegen seinen Vater und

¹ Fejér III. 1. 384.

dessen Anhang aufzureizen, die Anderen, um ihn auf diesem Wege der Hofpartei zu gewinnen.

Im Sommer 1222 nahm die Opposition gegen Andreas solche Dimensionen an, dass Papst Honorius mittelst Schreibens do. 4. Juli¹ die Prälaten Ungarns aufs Strengste aufforderte, gegen alle Jene, die das Zerwürfnis zwischen dem Könige und seinem Sohne nähren und zu Lebzeiten des Vaters schon den Sohn als ihren Gebieter betrachten, mit den strengsten kirchlichen Strafen vorzugehen; ein weiterer Ausfluss der gespannten Lage war das Schreiben des Papstes vom 7. Juli desselben Jahres,² in welchem er die Morgengabe der Königin Jolantha sowie deren Person, auf ihr eigenes Verlangen, unter speciellen Schutz der Kurie stellte.

Unterdessen hatte der mit der Untersuchung der ehelichen Zwistigkeiten betraute ungarische Episcopat seine Meldung dem Papste unterbreitet. Mit der Untersuchung der Angelegenheit waren die Bischöfe von Kalocsa, Csanád, Veszprém, Agram, Erlau, Fünfkirchen, Großwardein, Waitzen und Neutra betraut. Ihre Meldung hatte Folgendes zum Inhalte.³

1. Andreas hat auf der Rückreise aus Palästina die Tochter des Laskaris seinem schon zum Könige gekrönten Sohne verlobt.

2. Er und die ihn begleitet habenden Großen des Reiches haben damals einen Eid abgelegt, dass sie den Vollzug der Ehe zwischen den Verlobten bewirken werden.

3. Andreas hat die Braut mit sich nach Ungarn genommen und nachdem er die Einwilligung der in Griechenland nicht anwesend gewesenen Großen eingeholt, sie seinem Sohne zur Gattin gegeben; er hat sie auch feierlich zur Königin Ungarns krönen lassen.

4. Béla hat ihr, als er in das Alter der Reife getreten, mit aller Liebe und Zuneigung ehelich beigeohnt und sind seitdem mehr als zwei Jahre verstrichen.

5. Er hat jetzt, nach mehr als zweijähriger ehelicher Beiwohnung, auf Anrathen einiger vom Teufel aufgeregter Böswilligen, die legitime Gattin zum Scandale des Reiches und der Religion, entlassen.

6. Die Bischöfe haben im Vereine mit dem päpstlichen Legaten Aconcius die Sache beilegen wollen, wagen es aber ohne päpstliche Guttheifung nicht zu thun; sie bitten daher Se. Heiligkeit ihnen in dieser Beziehung seine Willensmeinung bekannt zu geben.

Auf Grundlage dieser Meldung erklärte der Papst, die Ehe als gesetzlich bestehende nicht aufzulösen und gebot dem jungen Könige, die verstossene Gattin wieder aufzunehmen. Ob sich nun Béla jetzt durch das

¹ Fejér III. 1. 388.

² Fejér III. 1. 388/389.

³ Fejér III. 1. 413/414 ohne Datum.

päpstliche Gebot hierzu bereit erklärte, oder ob er es vielleicht deshalb gethan, weil er das Lügengewebe der Hofkamarilla durchgeschaut, wissen wir nicht; Thatsache ist, dass er dem Befehle des Papstes Folge leistend, die Verstossene wieder in ihre Rechte zurückversetzte.¹

Dieser Zug brachte nun das gespannte Verhältnis zwischen Vater und Sohn zur offenen Feindseligkeit; Andreas, der die Schwiegertochter durchaus los werden wollte, sah in Béla's Vorgehen ein Auflehnen gegen die Autorität des Vaters und Königs und schlug demgemäss Béla gegenüber ein Verhalten ein, dass der Prinz es für gerathen fand, im Interesse seiner und der Sicherheit seiner Gattin bei dem ihm verwandten Herzoge Leopold von Oesterreich Zuflucht zu suchen.²

Béla's Gehorsam dem Papste gegenüber hatte zur Folge, dass Honorius jetzt ganz und gar Béla's Partei ergriffen und auf alle Weise bestrebt war, eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn herbeizuführen und Letzterem, sowie dessen Parteigängern nach Thunlichkeit bei Andreas Fürsprecher zu sein. Zu diesem Zwecke erließ er nacheinander zahlreiche Briefe an die maßgebenden Persönlichkeiten.

Am 12. März 1224³ antwortet er dem Könige auf dessen durch den Erzdechant von Syrmien ihm zugekommenes Schreiben. Er verspricht ihm aufs kräftigste gegen die Unruhestifter und Gegner aufzutreten und Alles aufzubieten, um Ruhe und Ordnung zu schaffen, will auch in diesem Sinne an Béla schreiben, dass er sich der väterlichen Autorität unterwerfe und nicht zugebe, dass ihm zu Liebe und durch seine Anhänger die Ruhe des Staates gefährdet werde. In demselben Sinne wolle er auch an Béla's Parteigänger schreiben; dafür solle aber Andreas es dem Sohne nicht verübeln, dass er auf päpstlichen Befehl seine Gattin zurückgenommen und solle er als ein milder Vater den Sohn wieder in Gnaden aufnehmen.

Die in diesem Briefe avisirten Schreiben an den in Oesterreich weilenden Béla und dessen Anhänger sind vom nächsten Tage, dem 13. März datiert und ganz in dem Sinne gehalten, wie es der Papst in dem an Andreas gerichteten Schreiben verspricht.⁴

Honorius ging aber noch weiter, indem er am selben Tage den Erzbischof von Gran dringend ermahnt, darauf zu achten, dass Niemand den Frieden zwischen dem Könige und dessen Sohne störe, dem Herzoge Leopold von Oesterreich hingegen ans Herz legt, Béla zur Nachgiebigkeit und zum Gehorsam seinem Vater gegenüber zu bewegen.⁵

¹ Schreiben des Papstes do. 21/3. 1224. Fejér III. 1. 431.

² Schreiben des Papstes do. 21. März. 1224. Fejér III. 1. 430. seqq.

³ Fejér III. 1. 434.

⁴ Fejér III. 1. 436.

⁵ Fejér III. 1. 438. 439.

Auch ist er nach Thunlichkeit bestrebt, das materielle Wohl der Flüchtlinge zu fördern.

Am 21. März 1222 zeichnet er den Pressburger Obergespan Buzád, der für Béla sein Alles geopfert und ihn nach Oesterreich begleitet,¹ mit einem Schreiben aus, worin er ermahnt Béla gegenüber in Treue auszuhalten, bis ihn wieder ein Sonnenschein des Glückes treffe; am selben Tage ermahnt er aber auch Andreas, Buzád's und Anderer Anhänglichkeit an Béla nicht übel zu nehmen und es nicht zu dulden, dass Jemand ihre Güter antaste; auch trägt er ihm auf, für Béla's und dessen Gefolge Unterhalt in Oesterreich auf gehörige Weise zu sorgen, den Bischof Robert von Veszprém hingegen, der sich für die Unlöslichkeit der Ehe des Kronprinzenpaares am meisten exponirt hatte, fordert er in einem vom 22. März datierten speciellen Schreiben auf, Béla auch ferner mit Rath und That behilflich zu sein. Ein gleiches Schreiben erging an den Bischof von Kalocsa. Den König von Böhmen und den Herzog von Kärnthen ersuchte er, sie mögen Béla, falls er sich zu ihnen flüchte, freundliche Aufnahme gewähren.²

Die Bemühungen des Papstes blieben nicht resultatlos. Am 24. Dez. 1224³ belohnt schon Béla zu Hause einige seiner Treuen und von nun an häufen sich seine Dokumente, die er als Mitkönig und als Herzog von Kroatien und Slavonien ausgestellt. Der große Familienstreit war beigelegt und wenn es auch noch hie und da im Laufe der Jahre zu Differenzen zwischen Vater und Sohn gekommen, hatten sie doch nicht mehr jene Dimensionen angenommen, wie in den Jahren 1220—1224.

4.

Aus den nächsten zehn Lebensjahren des jungen Mitkönigs (1225—1235) sind uns dokumentarisch nur wenig pragmatische Daten überliefert, und was wir wissen, lässt sich aus Mangel an ausführlichen Quellen kaum und mit Mühe chronologisch präcisiren. Es unterliegt keinem Zweifel, dass Béla's Wirksamkeit sich wohl nicht allein auf sein Herzogthum Kroatien und Slavonien beschränkte, sondern dass er von der Zeit an, als Prinz Koloman diese erhalten, mehr und mehr als Mitkönig in den Vordergrund getreten und dass er namentlich an allen auswärtigen, speciell aber an allen

¹ Ausser diesen Buzád, den Ahnherrn der Csányi, Szabari etc. kennen wir von Bélas Begleitern noch namentlich Chertő, den mit seinen Verwandten Béla 1239 zu freien Unterthanen der Szegszárder Abtei erhebt, weil er ihm zur Zeit seines Herzogthums als er in Theotonia verbannt lebte, treu geblieben (Hazai okmány-tár IV. 22).

² Fejér III. 1. 430. 431. 432.

³ Fejér III. 1. 445.

militärischen Unternehmungen theilgenommen. Leider ist diese Periode der Regierungszeit Andreas' II. so wenig beleuchtet, dass wir uns nur an einige hingeworfene urkundliche Daten halten können.

Als Hauptquelle dient uns hierbei eine Urkunde Béla's, mittelst welcher er 1235¹ seinem Jugendgefährten, dem uns schon bekannten Dionys v. Szentgróth für dessen hervorragende Verdienste das Gut Tapolcsány schenkt. Da nun Béla hier ausdrücklich betont, dass Dionys vor dem Momente an, als er ihn nach Stein (1217) begleitet, an seiner Seite aufwuchs und unter seinen Augen die Beweise seiner Tüchtigkeit niedergelegt, haben wir vollkommen Recht anzunehmen, dass an allen Actionen, in denen sich Dionys hervorgethan, auch Béla theilgenommen und dass selbe in jener Reihenfolge vor sich gegangen, in denen sie uns die Urkunde aufführt.

Als eine der frühesten militärischen Actionen müssen wir demgemäss einen *Feldzug gegen die Bulgaren* annehmen, in dem es zur Belagerung des festen *Widin* gekommen. Gelegentlich eines Ausfalles der Belagerten stürzte sich Dionys einer der Ersten auf dieselben und gelang es seiner Abtheilung die ausfallende Garnison in die Festung zurückzuschlagen. Dionys blieb bei dieser Gelegenheit unverletzt. Während Béla und Dionys sich aber vor *Widin* befanden, hatte Prinz Alexander, Bruder des Bulgarenzaren, die zur Verwüstung und Plünderung des feindlichen Gebietes ausgesandten ungarischen Schaaren häufig und nicht ohne Erfolg angegriffen und gelang es ihm einmal sogar den Obergespan und Commandanten der Székler, *Zoboszló's* Sohn *Bogomér*, gefangen zu nehmen. Auf die Kunde dieses Unfalls sandte Béla sofort den bewährten Dionys mit noch einigen anderen Großen zur Befreiung der Gefangenen ab. Dionys vollführte die ihm gewordene Aufgabe aufs Glänzendste, machte eine Anzahl Gefangener und kehrte sieggekrönt zu seinem Herrn zurück.²

Den Zeitpunkt dieses sonst unbekanntes bulgarischen Feldzuges zu bestimmen ist durchaus nicht leicht. Hat er vor Andreas' Abreise stattgefunden, so musste er spätestens 1217 erfolgt sein; damals war aber Béla erst 11 Jahre alt; wir müssen ihn also auf die erste Zeit nach Andreas' Heimkehr aus Palästina, also auf circa 1220, verlegen. — Allerdings war damals der Bulgarenzar *Johann Asen II.*, der Bruder des Prinzen Alexander, bereits mit Andreas' Tochter *Maria* verlobt, oder war etwa die Verlobung die Nachwirkung der durch die Ungarn erlittenen Niederlage? . . .

Bald nach dem bulgarischen Feldzuge nahmen die ungarischen Züge

¹ Fejér IV. 1. 21—27.

² In diese Zeit fällt — wie es scheint — auch jener bulgarische Feldzug, an welchem *Rainolds* Sohn *Prinz* auch theilgenommen (*et in terra *Aszani**) *Wenzel VII.* 192. do. 1245.

gegen *Halics* ihre Fortsetzung, da Andreas die fixe Idee, *Halics* seiner Dynastie zu erhalten, um keinen Preis aufgeben wollte.

Auf speciellen Befehl Andreas' führte Béla ein Heer nach *Halics* und schlug sein Lager vor dem festen *Halics* selbst auf, wo Paul, der nachmalige Lordoberrichter und Obergespan von Zala sich mehrfach ausgezeichnet.¹ Auch hier bot sich dem tapferen Dyonis Gelegenheit sich auszuzeichnen. Er streckte einen aus der feindlichen Feste dahergesprenkten Ritter mit gut gezieltem Lanzenstoße nieder, so dass derselbe am Platze blieb. — Dionys' Anwesenheit ward aber an anderer Stelle nöthig. Béla hatte Nachricht erhalten, dass eine feindliche Abtheilung vor dem galizischen Kuzmensch kampire; da hieß es nun gegen dieselbe einen verlässlichen Feldherrn abzusenden; wieder traf also seine Wahl den bewährten Dyonis, der im siegreichen Kampfe mit dem Feinde hier einen hohen Offizier, Namens Matthäus gefangen nahm und denselben Béla vorführte.

Während nun Béla auf diesen Punkten operirte, sah er sich genöthigt, Dyonis mit mehreren andern commandierenden Offizieren gegen den Fürsten von Lodomerien zu senden. Dyonis erhielt das Obercommando und erfocht hier die größten Erfolge, die dieser Feldzug überhaupt aufzuweisen hatte. Er nahm die Festung Luchuchku ein, deren Einwohner er theils tödtete, theils gefangen nahm und brachte von dort soviel Beute mit, dass man sie — nach Béla's eigenen Worten — mit den Augen gar nicht übersehen konnte.

Was die Zeitbestimmung dieses Feldzuges betrifft, müssen wir uns an Folgendes halten:

Andreas hatte 1213 seinen Sohn Koloman zum Fürsten von *Halics* eingesetzt, dieser wurde aber 1219 durch den Fürsten von Novgorod Mstislav Chrobry vertrieben. Andreas gelang es zwar durch ein von dem Palatin Gyula commandirtes Heer Koloman wieder einzusetzen. Doch dauerte seine neue Herrlichkeit nicht lange. Mstislav, von russischen Truppen unterstützt, besiegte den Palatin, so dass dieser froh sein durfte, mit den

¹ «In obsidione castri Ruthenorum Galich (= *Halics*) nomine, quandam aciem clam in nostrum exercitum irrupere cupientem militari bello prohibuit quid nocere. — Et iterum alia vice pedestrem aliam aciem Ruthenorum dum super nostrum exercitum irruisset, plus ipse ceteris honoris nostri conservacioni vigilantiter insudando, hostili pugna invadens, illam milicie sue viribus fugavit, secum tam acriter decertans, quod nobili et forti dextrario suo sub ipso occiso, licet triumphasset de hostibus, se tamen ibidem vix de mortis periculo potuit liberare» Wenzel VII. 183.

Hier hat — wie es scheint — auch Herbold dg. Osl gekämpft, von dem König Béla das Folgende erzählt: «Vice quadam in Russia, sub magna porta Galiciae, quae vocatur Hungarica nobis nostrisque Baronibus in expeditione *praesentibus* laudabiliter dimicavit. Dehinc etiam super fluvium Veniszur (= Dnjepter) viriliter *coram nobis* perstitit in conflictus. Fejér IV. 2. 32.

Trümmern seines Heeres sich nach Halics flüchten zu können. Koloman sammt Gattin und dem Palatin fielen dem Sieger als Gefangene in die Hände und erst nach langen Unterhandlungen wurde Koloman 1221 befreit, musste aber von Halics zu Gunsten Mstislav's abdanken. Nach 1224 versuchte Andreas abermals den Entthronten einzusetzen, es gelang ihm auch, doch musste er nach 1½ Jahren wieder das Land verlassen. 1227 erhielt der jüngere Prinz Andreas Halics, nachdem es zwischen dem Könige und Mstislav zum Kriege gekommen, in dem — nach russischen Quellen — Mstislav das ganze ungarische Heer fast vernichtet hätte. 1234 kam es abermals zum Kriege. — Daniel (von Lodomerien) konnte es nicht verschmerzen, dass Halics sich in Andreas' Händen befände und zettelte gegen die Ungarn einen Aufstand an. Nun wurde der jüngere König Béla gegen Daniel geschickt, um Halics wieder zu erobern etc.

Wie wir also sehen, fällt der obige Feldzug in die Zeit Mstislav's etwa auf 1224—1226.

Die nächste Expedition, an der Dionys theilnahm, war gegen Oesterreich gerichtet. Die Oesterreicher hatten die ungarische Grenze verletzt und wurde Dionys mit dem Commando der gegen sie abgesandten Truppen betraut. Wie der Feldzug ausgefallen, wissen wir nicht, es heißt nur, dass Dionys — tapfer wie immer — den Sohn Friedrich's von Pettau, den in der Schlacht gefangenen Hartnid, Béla als Kriegsgefangenen zuführte.

Zur Zeitbestimmung dieses Ereignisses dienen uns folgende Punkte:

a) Andreas II. belohnt seinen treuen Szalov 1223 dafür, dass er gegen die Oesterreicher und gegen die Böhmen gefochten.¹

b) Am 6. Juni 1225 schliesst der Bischof von Neutra im Namen Andreas' II. zu Gratz Frieden mit Herzog Leopold von Oesterreich-Steiermark.² Aus dem Friedensinstrumente ersehen wir, dass die Fehde vom Herzoge ausgegangen. Ueber die dem Friedensschlusse vorausgegangenen Ereignisse schweigt die Urkunde.

Béla sagt 1249, als er den Lordoberrichter und Obergespan von Zala, Paul, belohnt: «cum quodam tempore *Theutonici duo castra Peristhan* (= Bernstein im Eisenburger Comitate) *et Landigh* (wahrscheinlich das im selben Comitate gelegenen Langeck) *occupata tenerent, tanquam strenuus persecutor injuriarum nostrarum et Regni de mandato nostro exercitu congregato, dicta castra obsedit, et ipsa de manibus inimicorum eripuit viriliter et potenter. Ad hæc cum processu temporis Theutonici aquam Mura reclusissent, et pretextu ipsius clausuræ eadem aqua occuparet terras plurimarum villarum et submergeret, ipse ad partes illas veniens,*

¹ Wenzel XI. 172.

² Fejér III. 2. 9.

³ Wenzel VI. 550.

memoratum dissolvendo clausuram, villas indemnitati pristinae restituit, dictis Theutonicis prohibentibus et invitis.»¹ (Wenzel VII. 283.)

Als letzte militärische Action, an der Béla zu Lebzeiten seines Vaters theilgenommen, dürfen wir den Zug gegen *Daniel von Lodomerien* betrachten. 1234/35 brach abermals Krieg gegen Halics aus. Daniel, der es nicht verschmerzen konnte, dass sein väterlich Erbe sich in fremden Händen befinde, wiegelte die Halicser Bevölkerung gegen die ungarische Herrschaft auf, worauf Andreas den Mitkönig Béla mit einer starken Armee zur Wiedereroberung von Halics absandte, doch wurde dieser Feldzug — so sagen die russischen Quellen — durch Elementareinflüsse lahm gelegt. Béla's eigener Bericht lautet, dass Daniel von Lodomerien sich der ungarischen Botmäßigkeit entzogen und das den Ungarn gehörende Halics an sich zu reißen versuchte; dass er (Béla) zugleich mit seinem Vater ein Heer commandirte und schon die Feste Jaroslav belagert, bei welcher Gelegenheit sein treuer Dionys zwei schwere Wunden erlitten und kaum dem Tode entrann, da ihn die aus dem belagerten Schlosse geschleuderten Steine mit voller Wucht trafen.² An der Belagerung von Jaroslav nahm auch Nána (dg. Nana-Bezter) Theil, den wir 1233 als Procurator und Provisor des königlichen Marstalles Andreas II. kennen lernen, und dem Andreas namentlich für seine bei Jaroslav erworbenen Verdienste die Ortschaft Sóskut schenkt. — An der Belagerung von Jaroslav nahm auch Jakob, Sohn des Bans Jakob theil; nach langer Belagerung erstieg Jakob mit geringem Gefolge Einer der Ersten die Mauern und pflanzte dort das ungarische Banner auf, trotzdem er schwer verwundet war. Fejér VII. 3. 36.

5.

So wenig beleuchtet die Jahre 1225—1235 in militärischer Beziehung sind, ebenso wenig sind sie es mit Bezug auf Béla in diplomatischer und administrativer Richtung.

¹ Wenzel VI. 567.

² Wir dürfen nicht vergessen, dass Andreas II. am 9. Aug. 1231 (Zalai okmánytár I. 6.) den Söhnen Fabians: Czeynik und Androuik, ferner Vincenz' Sohne Stefan neuerdings den Zalaer Besitz Gebarth dafür bestätigt, «quod . . . cum Bela rege filio . . . Andreae . . . ad exercitum contra ruthenos perrexissent, et ipse Stephanus filius Vincencii in servicio eiusdem Bele regis mortem ibidem incurrisset.»

Andreas II. belohnt 1230 (Wenzel VI. 484) die Ahnen der Beniczky: Buheka und Markus «pro fidelibus servitiis in exercitu contra Ruthenos praestitis» mit der Ortschaft Szebestlavesz (Turóczer Comitatus).

An den russischen Feldzügen (genau wissen wir nicht an welchem) hat auch Gurgo's Sohn Nikolaus, nachmaliger Obergespan von Gömör theilgenommen. Wenzel VII. 100.

Von Rainalds Sohne Prinz sagt aber Béla, dass so oft ein ungarisches Heer gegen Russland gezogen, Prinz sich an dem Feldzuge theilnimmt. Wenzel VII. 192.

Eines können wir aber mit Bestimmtheit behaupten, dass es seit 1225 nicht allein bei einer formellen Versöhnung mit dem alten Könige geblieben, sondern dass Béla seit dieser Zeit mehr und mehr als faktischer Nebenkönig in den Vordergrund tritt, namentlich aber seit 1226, wo Koloman das Herzogthum Kroatien und Slavonien erhalten hatte.

So wendet sich bereits am 15. Juli 1225 Papst Honorius an ihn, den »juvenis rex« mit der Aufforderung, die zum Schaden des Reiches von Andreas II. begangenen Entfremdungen nach Thunlichkeit gut zu machen.¹ Am 21. März 1229 sagt ihm Papst Gregor IX. dafür Dank, dass er sich um die Christianisirung der Kumanen bemüht.² Seit 1229 mehren sich aber auch jene Urkunden, mittelst welcher Béla entweder selbst Donationen ertheilt, oder die seitens seines Vaters ertheilt bestätigt. Auch beschäftigt er sich um diese Zeit stark mit der Untersuchung der seitens seines Vaters seit einer Reihe von Jahren leichtsinnig verschwendeten Krongüter und prüft sie auf ihren wirklichen Gehalt.³ Was er unbegründet findet, revoziert er und nimmt es für die Krone zurück; dabei ist ihm ein Richterkollegium zur Seite, das aus dem Prinzen Koloman (vom Prinzen Andreas ist niemals die Rede) und den höchsten Reichswürdenträgern besteht.

Nichtsdestoweniger war aber das elende Regime Andreas' II. doch nicht geeignet, den jämmerlichen Zustand des Reiches zu saniren und als sich dazu noch Elementarschläge gesellten und Erzbischof Robert das ganze Land mit dem Banne belegte, musste Andreas dem ad hoc abgesandten päpstlichen Legaten, Jakob, Bischofe von Prænestæ, den Eid ablegen, dass er von nun an die Gesetze und Verordnungen einhalten und die Uebel des Reiches saniren werde. — Da aber Andreas selbst seitens des Papstes nicht so viel Vertrauen genoss, dass er auf seinen Eid allein vertraut hätte, mussten auch Béla, Koloman, Prinz Johann Angelos, und die obersten Würdenträger den Bürgschaftseid ablegen. Béla that es Ende August 1233.⁴ Der Legat benützte die Gelegenheit, um sich gleichzeitig von Béla beideren zu lassen, dass er die Ketzer, sowie die zum Ismaelitismus oder zum Judenthume übertretenen Christen wieder in den Schooss der katholischen Kirche treiben werde.⁵

Das Eingreifen des Papstes hatte aber trotzdem keinen wesentlichen Erfolg, weil Andreas, kaum nach Herstellung der inneren Ruhe, sich in einen Krieg mit dem Herzoge Friedrich II. von Oesterreich und Steiermark einliess.

¹ Fejér III. 2. 47.

² Fejér III. 2. 151.

³ Fejér III. 2. 204, 231, 253. — Wenzel XI. 234, VI. 455, 485.

⁴ Fejér III. 2. 348, 350, 351, 352. — Wenzel I. 306.

⁵ Fejér III. 2. 375. do. 23. Febr. 1234.

Friedrich hatte sich schon 1229 von seiner Gemahlin Sophie, einer Tochter des Kaisers Theodor Laskaris I. von Nikaea geschieden; wir irren uns wohl nicht, wenn wir es als sicher annehmen, dass die Schwester der Entlassenen, die jüngere Königin von Ungarn, Béla's Gattin Maria allen ihren Einfluss anwendete, um den alten Andreas zu einem Rachezuge gegen den Herzog von Oesterreich aufzureizen, ja sie ging sicherlich noch weiter, indem sie auch des alten Königs Schwester Konstanze dazu bewog, ihren Gatten, den regierenden König Ottokar I. von Böhmen, zu gleichem Vorhaben anzuregen. Ottokar's am 15. Dezember 1230 eingetretener Tod schob zwar den Ausbruch eines böhmisch-ungarisch-österreichischen Krieges auf, aber der Plan wurde durchaus nicht fallen gelassen.

Friedrich hatte die ihm feindliche Stimmung des ungarischen Hofes damit beantwortet, dass er sich mit der Opposition Ungarns ins Einvernehmen setzte. Er bot allen mit Andreas' Regime Unzufriedenen und den ruhelosen Elementen überhaupt ein Asyl an seinem Hofe, unterstützte nach Thunlichkeit ihre Absichten, die auf nichts Geringeres als auf Entthronung der Dynastie und Berufung des Kaisers Friedrich auf Ungarns Thron gerichtet waren.¹ — Dies war nun Etwas, was in Andreas und seinem Anhang die letzte Rücksicht auf die desolaten inneren Zustände schwinden machen ließ, zudem gesellte sich noch der Umstand, dass nach dem Tode der Königin Jolantha (1233) Maria als erste Dame des Landes doppelten Einfluss erhielt. Und als nun auch Wenzel I. von Böhmen (Konstanze's Sohn) sich bereit zeigte in Friedrich's Länder einzufallen, brach der Krieg 1233 aus. — Die ungarische Streitkraft theilte sich in zwei Corps, deren eines in Steiermark einbrach und den dort schleunigst organisirten, vom Adel befehligten Landsturm so gründlich schlug, dass sich angeblich kaum 50 Mann retten konnten. Bei dieser Gelegenheit fiel Moriz' Sohn Peter vor Schloss Rohrau und zeichnete sich Andreas dg. Vigman besonders aus.²

Ein zweites Corps, an dessen Spitze der König selbst stand, drang mit Feuer und Schwert in Oesterreich bis Höflein ein, wo es mit dem unter Führung des Herzogs Friedrich stehenden feindlichen Heere zum Zusammenstosse kam. Hierauf schlossen beide Parteien in Neustadt Frieden. Während

¹ Roger Carm. miserab. cap. 9. Huber, (Geschichte Oesterreichs 437) gibt mit Berufung auf Fejér III. 2. 193. und auf Roger noch zu, dass sie Andreas und Béla ermorden wollten. Dies ist durchaus nicht bewiesen. Fejér gibt die citierte Urkunde ganz falsch. Der VIII. Band der »Hazai okmánytár« gibt auf Seite 25 diese Urkunde correct. Béla spricht in derselben nicht von jenen, die ihn tödten wollten, sondern er sagt »cum quidam pro interfectione matris nostre in infidelitate essent convicti. Er gibt hier die im Nógráder Comitате gelegenen Ortschaften Jener, (es sind dies Mitglieder des Genus Kathyz, Ahnen der Széchényi, Salgói, Libercei), die an Gertruds Ermordung theilgenommen, dem Comes Posa, Sohne des Botos dg. Zách.

² Wenzel VI. 550.

dieses Feldzuges hatte sich Frank von Frankó, Ahnherr der Frankói in eminenter Weise hervorgethan und anerkennt Andreas 1234¹ dass Frank im Feindeslande mit Hintansetzung aller Gefahren so geschickt manövriert, dass Herzog Friedrich sich bereit erklärte, auf alle Forderungen des Königs einzugehen. Nach dem Abschlusse des Friedens wusste Friedrich seine Verstimmung so gut zu bemänteln, dass ihn der ungarische Hof 1233 in Wiener-Neustadt besuchte und er selbst in diesem Jahre den Besuch in Ungarn erwiderte. — Und als Friedrich am 1. Mai 1234 bei Stadlau die Vermählung seiner Schwester feierte, war der König von Ungarn wieder sein Gast. Nichtsdestoweniger machte Friedrich im Sommer 1235 abermals einen Versuch, indem er mit 30,000 Mann die Leitha überschritt in der Hoffnung, sich mit Andreas' Gegnern dort zu vereinigen. Diese Hoffnung schlug aber fehl. Statt dessen stieß Friedrich auf das weit überlegene Heer des Ungar Königs, vor dem er, ohne sich in einen Kampf einzulassen, den Rückzug ergriff, während dasselbe die Gegend bis Wien verwüstete.² Friedrich konnte den Frieden nur gegen bedeutende Geldsummen erkaufen.

Die Kriegswirren waren aber kaum verrauscht, als sich im Schoße der königlichen Familie selbst neue — diesmal sehr ernste — Spaltungen einstellten.

Andreas II. hatte trotz seiner 60 Jahre und trotzdem ihm bereits zwei Gattinen gestorben, noch immer ein stark an den Tag tretendes Verlangen nach dem «ewig Weiblichen», und führte am 14. Mai 1234 die schöne junge Nichte des Markgrafen Azzo VII. von Este-Ferrara als seine dritte Gattin heim. Diese neue Heirat war eben der Anlass zu neuen Wirren im Lande und in der königlichen Familie. — Abgesehen davon, dass Andreas' Einkünfte damals an und für sich gering waren, — die junge Königin außer ihrer Schönheit und Jugend nichts mitgebracht und die ihren italienischen Begleitern gemachten Geschenke Unsummen verschlangen, waren die für die junge Königin ausgesetzten Summen allein schon genügend, um die ohnehin sehr zerrütteten Staatsfinanzen total zu erschüttern. In Folge dessen vergaß Andreas alle Eide, die er geschworen und griff, um seinen Finanzkalamitäten zu entgehen, abermals zu ungesetzlichen und gewaltsamen Mitteln; somit ist es erklärlich, dass — da die Vermählung mit Beatrix nicht einmal politische Vortheile in Aussicht stellte — die öffentliche Meinung sich über des alten Königs neuerliche Vermählung durchaus ungünstig äußerte und dass — wie dies schon zumeist zu sein pflegt — sich der Unmuth auch auf die unschuldige Beatrix erstreckte.

Andererseits entstanden aber für die junge Königin viel gefährlichere Feinde als die öffentliche Meinung, in der Person ihrer Stiefsöhne, der Prinzen

¹ Wenzel VI. 567.

² S. S. IX. 638.

Béla und Koloman, da Beide befürchteten, dass durch einen dieser Ehe entstammenden Nachwuchs ihre und ihrer Kinder Interessen geschädigt werden könnten. Die Spaltung in der königlichen Familie wurde aber fast ausschließlich durch die jüngere Königin Maria genährt. — Sie, die seit Jolantha's Tode gewohnt war, die erste Dame des Reiches zu sein und die sicherlich auch die Erbin der Einkünfte der verstorbenen Königin gewesen, — sie, die sich auf ihre kaiserliche Abstammung so viel zu Gute that, konnte sich durchaus nicht mit dem Gedanken befreunden, dass sie der aus der ihr verhassten lateinischen Rasse stammenden, jüngeren armen, von einem unbedeutenden Markgrafen abstammenden Beatrix nun den Vorrang und die Einkünfte der älteren Königin geben müsse; zudem hatte sie schon damals mehrere Töchter und in Folge dessen einen stärkeren Haushalt und da weder sie, noch Koloman's Gattin Salome einen Sohn hatte, setzte sie sich ob des Gedankens, es könnte einmal ein Nachkomme der verhaßten Italienerin gar die Krone ihres Gatten erben.

Diese erbitterten Familienreibungen trieben selbstverständlich Beatrix in das Lager von Béla's Gegnern, wodurch sie — wie auch durch Begünstigung des allgemein verhassten Palatins Dionys (Sohn Ompud's, wahrscheinlich ein Verschwägerter des Königs Andreas II.) — die Antipathie eines großen Theiles des Landes gegen sich erweckte, — ja es kam so weit, dass man sie sogar des zu intimen Umganges mit dem Palatin verdächtigte. Das einzige Mitglied der königlichen Familie, mit dem sie — wie es scheint — auf gutem Fuße gestanden, war Koloman's Gattin Salome, die kinderlos, und materiell sichergestellt, jedenfalls ein weniger zurückhaltendes Benehmen an den Tag legen durfte; dies schließen wir daraus, dass die junge lebensfrohe Beatrix die mit ihr in gleichem Alter stehende Salome zur Theilnehmerin ihrer Zerstreungen gewinnen wollte.¹

Die Situation im Schosse der königlichen Familie war aufs höchste gespannt, als das am 21. September 1235 erfolgte Ableben Andreas' II. plötzlich allen Verhältnissen eine andere Gestaltung gegeben.

6.

Andreas' Leiche war kaum zur ewigen Ruhe bestattet, als sich in der Königsburg eine Scene abspielte, deren Nachwirkungen noch viele Jahre später sich bemerkbar machten.

Die rachgierige und hochmüthige Maria hatte jetzt, wo ihr Gatte unumschränkter Herr und Gebieter geworden, nichts Eiligeres zu thun, als sämtliche Minen gegen die junge Witwe Beatrix springen zu lassen. Vor

¹ Vgl. alles Nähere über Beatrix in meinem „Az Arpádok családi története“ pag. 424. seqq.

Allem wurde die alte Sitte, dass kinderlose Königinnen sofort nach ihres Gatten Tode Ungarn verlassen sollten, mit aller Strenge Beatrix gegenüber in Erinnerung gebracht. Da erklärte die Witwe vor den geistlichen und weltlichen Würdenträgern, dass sie schwanger sei. Aergeres hätte sie zur Verschlimmerung ihrer Lage nicht anführen können; dies war es ja, was Béla's Gattin am meisten befürchtete. Béla stellte die Witwe sofort unter sichere Bewachung.

In ihrer Furcht über die ihr und ihrem noch ungeborenen Kinde seitens Béla's drohenden Schrecken fiel der bedrängten Frau ein Rettungsmittel ein.

Die zur Theilnahme an den Bestattungsfeierlichkeiten anwesenden Gesandten Kaiser Friedrich's II. machten eben Vorbereitungen zur Abreise, als eines Morgens Philipp, der italienische Leibarzt des verstorbenen Königs insgeheim bei ihnen erschien und sie dringend ersuchte, sich vor ihrer Abreise unverzüglich Eingang zu der verwitweten Königin zu verschaffen, da ihnen diese wichtige, den Kaiser betreffende Mittheilungen zu machen habe. In der solchermaßen geheim arrangirten Zusammenkunft schüttete die weinende Königin ihr bedrängtes Herz vor der Gesandtschaft aus; sie schilderte ihre unverschuldete jämmerliche Lage und bat mit gefalteten Händen, sie aus den Klauen ihrer Feinde zu befreien, was die Gesandtschaft auch versprach. Während die Gesandten dem neuen Könige ihre Abschiedsvisite machten, kleidete sich die verwitwete Königin in Männerkleider, mengte sich unter das im Schlosshofe die Gesandtschaft erwartende Personal, stieg zu Pferde und ritt schleunigst mit den abreisenden Gesandten fort. — Die auf solche Art nach Deutschland Geflüchtete gebar in dem thüringischen Städtchen Werda den Prinzen Stephan Posthumus, Vater des nachmaligen Königs Andreas III.

Die hochmüthige Maria war nun die alleinige Königin in Ungarn . . .

Die erste Regierungshandlung des neuen Königs bestand darin, an Jenen Rache zu üben, auf deren Rath der alte König sich zum dritten Male vermählt hatte. Kaum hatte er sich zum zweiten Male krönen lassen (14. October 1235),¹ so ließ er einige der Anhänger des alten Königs einkerkern, worauf viele ihr Heil in freiwilliger Verbannung suchten; am ärgsten erging es Andreas' letztem Palatine Dionysius, den der neue Macht-haber blenden ließ. Von Mica barbatus, Bors' Sohne Nikolaus und einem anderen Nicolaus heißt es in einem päpstlichen Schreiben do. 1236 (1237) Aug. 12. (Fejér IV. 1. 41) dass sie — weil sie betrügerischerweise viel Kron-

¹ Bei dieser Gelegenheit führte Daniel von Halics das Pferd des neuen Königs.

eigenthum entfremdet — ad proditores de læsæ maiestatis crimine condemnati. Die angeeigneten Güter hatten sie an kirchlichen Stellen deponirt und ermahnt der Papst die Oberhäupter dieser kirchlichen Orte, unverzüglich das Deponirte zurückzugeben, weil Béla damit manche Schulden seines Vaters an Kirchen begleichen will. Gleichzeitig führte er ein strengeres Ceremoniell ein, insofern er anordnete, dass außer den Prälaten Niemand es wage in seiner Gegenwart sich zu setzen, da er sonst bestraft und sein Sessel verbrannt werde.¹ *Die Reihen der obersten Würdenträger wurden gründlich gelichtet.* In Andreas' letztem Regierungsjahre standen folgende Personen an der Spitze der weltlichen Reichsämtler:

Dionys war Palatin, Ladislaus Oberrichter und Obergespan von Bács, Lukas Obergespan von Preßburg, Osl Obergespan von Oedenburg, Kemény Obergespan von Neutra, Nikolaus Obertavernicus, Michael Oberstküchenmeister, Stephan Obermundschenk und Obergespan von Bihar, Alexander Oberstallmeister.²

1235 finden wir unter Béla folgende Liste, an deren Spitze ein anderer Dionys als Palatin und Obergespan von Szolnok steht.

Gyula dg. Ratold Oberrichter, Obergespan von Csanád (ein ergebener Anhänger Béla's als dieser noch nicht König war). Andreas Sohn Seraphins Obergespan von Preßburg (1233 noch Béla's Oberküchenmeister).— Csák dg. Csák Obergespan von Oedenburg (1231 Béla's Oberküchenmeister).

Lukas Obergespan von Wieselburg.

Pous Obergespan von Bács (1233 noch Béla's Obertavernicus).

Matheus dg. Csák Obergespan von Temes.

Balduin Obermundschenk.

Dionys von Szentgrót, (Béla's Jugendfreund) Oberstallmeister.

Pósa Sohn des Sólýom Wojwode von Siebenbürgen (1233 noch Béla's Oberstallmeister).

Lorenz Obergespan von Weißenburg.

Demeter dg. Aba Ahnherr der von Nekese und Lipócz, Obergespan von Bodrog.³

Béla beschränkte sich aber nicht bloß auf die Entfernung der Beamten seines Vaters, sondern ging energischer als je in der Untersuchung der seitens seiner unmittelbaren Vorgänger gemachten Donationen vor,⁴ zu deren Realisirung ganze Commissionen das Land längere Zeit durchreisten.

¹ Roger, Carm. miserab. cap. IV. In einer Urkunde do. 1237 24.6. (Fejér IV. 1. 70.) schenkt Béla das Gut Borycza der neugegründeten Abtei Bélakut. Borycza ist Eigenthum des «Dionysii Comitis Palatini, qui de regni dilapidatione et infidelitate evidenter est convictus». (Wenzel VII. 30. do. 1237.)

² Wenzel VI. 568.

³ Fejér VI. 1. 27. — Wenzel VI. 524. 568. XI. 237.

⁴ Fejér IV. 1. 71. 105. — Wenzel VII. 21.

Die Commissionen bildeten :

1. Für Vas : *a*) (1237) Gregor, Bischof von Raab; Csák, Obergespan von Sopron, Hahold, Obergespan von Vas. (Wenzel VII. 49).

b) 1238 Hazai okmánytár VIII. 33: Kasimir, Probst von Veszprém; Hahold, Obergespan von Vas; Paul, Obergespan von Weißenburg,

2. Für die Graner Gegend (1236) Robert, Graner Erzbischof. Sebes, Obergespan von Neutra, Andreas der Rothe; Szoboszló; Miccha; Zochyt. (Wenzel VII. 21).

3. Für Somogy 1236 Bartholomeus Bischof von Veszprim; Ladislaus, Obergespan von Somogy; Magister Izsép; Comes Ladislaus; Comes Michael; Martin; Jakob; Johann; Herrik; Bot; Lukas. (Wenzel VII. 22.)

4. Für Zala *a*) 1236 Bartholomeus, Bischof von Veszprim; Arnold, Obergespan von Zala; Ladislaus comes; Zlandus dg. Kaplony, Weißenburger Domherr; Rednald; Tibor; Markus; Bata; Elias; Enoch; Damasa comes. (Wenzel VII. 23.)

b) 1236 Kasimir, Veszprimer Propst; Arnold, Obergespan von Zala; Rednald; Trepk; Markus; Lukas; Vitalis. (W. VII. 24.)

c) 1239 W. VII. 86. Der Abt zu St. Adrian; Urbans Sohn Kupan.

5. Für Prefsburg 1236 W. VII. 25. Seraphin's Sohn Andreas, Obergespan von Prefsburg.

6. Für Bars 1236 W. VII. 26. Comes Alexander; Comes Zochet; Comes Benete; Ozyas, Waitzner Erzdechant.

Da kam es denn oft genug vor, dass auch die Kirche und kirchliche Personen Manches zurückgeben mussten, was ihnen Béla's Vorgänger geschenkt, und mit welcher Strenge man bei Manchen vorgegangen, beweisen die Worte des Zeitgenossen Roger¹ »dass jene die reich und mächtig waren und eine zügellose Menge zu ihrem Gefolge hatten, sich jetzt selbst kaum zu erhalten wussten.« Dadurch war also schon seit seinem Regierungsantritt beim Adel — und dieser bildete damals den Kern des Staatslebens — der Keim einer Unbotmäßigkeit gelegt, der nur auf den Moment lauerte, um greifbare Gestalt anzunehmen und der in der Folge das Reich an den Rand des Abgrundes brachte.

Aber auch die päpstliche Curie war Anfangs von Béla's Vorgehen, insoferne es das Gut der Kirche tangirte — nicht erbaut. Am 16. Januar 1236² erlässt Gregor IX. eine scharfe Note an Béla, worin er dringend ermahnt, das der Kirche und deren Personen Weggenommene zurückzugeben, widrigenfalls er — so sehr er ihn auch liebe — gegen ihn so vorgehen würde, wie es ihm sein vor Gott zu verantwortendes Amt gebiete.

Es blieb aber nur bei der Drohung. Der Papst hatte guten Grund, es

¹ Cap. 5.

² Wenzel II. 37.

mit Béla nicht zu verderben, da er dessen Thatkraft und Finanzen zur Förderung der Interessen der Kirche im Oriente verwenden wollte.

Die Angelegenheiten des lateinischen Kaiserthumes in Konstantinopel standen um diese Zeit sehr schlimm. 1234 kam es zwischen Johann Vatatzes, dem Kaiser von Nikaea und dem Bulgarenfürsten Johann Asén II. zu einer Koalition gegen die Frankenherrschaft in Konstantinopel.

Die Verbündeten rückten von zwei Seiten gegen das bedrohte Reich vor. Vatatzes nahm 1235 Kallipolis ein und metzelte dessen Einwohner ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter nieder, worauf er mit seinem Verbündeten Konstantinopel zu Lande und zur See belagerte. Johann von Brienne, Mitkaiser des jugendlichen Balduin II. vernichtete aber mit ca. 160 Mann die aus 48 Kolonnen bestehende Mannschaft des Feindes, von denen bloß 3 Kolonnen ihrer Heil in der Flucht fanden; der belagernden Flotte erging es auch nicht besser und fielen 34 Galeeren in die Hände der Konstantinopolitaner. Trotz der erlittenen Niederlage gaben aber Vatatzes und Johann Asén ihre aggressiven Pläne nicht auf und rüsteten zu neuem Angriffe.

Johann von Brienne, ein kluger Staatsmann, sah jedoch ganz gut, dass trotz der kriegerischen Erfolge des Jahres 1235 das Reich sich ohne fremde Hilfe nicht halten könne und wandte sich deshalb an das Abendland.

Gregor IX. forderte nun am 16. Dez. 1235 (1236¹) Béla IV. auf, dem schwankenden Kaiserreiche zu Hilfe zu kommen, da nur von Ungarn aus man demselben leicht und rasch Unterstützung bringen könne.

Die Aufforderung blieb ohne Resultat; Vatatzes hatte Irene, die jüngere Schwester der Königin Maria von Ungarn zur Gattin; dann war es doch auch selbstverständlich, dass Maria ihrem Gemahle nie erlauben werde, den verhassten Franken in Konstantinopel Hilfe zu leisten, die ja eben ihrem Großvater Alexius III. die Krone entrissen, — und was den Bulgarenzaren betraf, konnte Béla deshalb nicht gegen ihn offen auftreten, weil dieser ja seine eigene Schwester Maria zur Gemahlin besaß.

Der Papst ließ es trotzdem nicht an neuerlichen Ermahnungen fehlen.

Am 1. Juni 1237² fordert er den Erzbischof von Kalocsa auf, zur Unterstützung des lateinischen Kaiserthums Alles in seiner Macht liegende anzubieten und am 29. Juni d. J.³ wendet er sich mit einem Schreiben gleichen Inhaltes abermals an Béla.

Auch diesmal konnte sich Béla zu einer militärischen Intervention nicht verstehen; es scheint uns aber, dass er sich bei seinem Schwager dem Bulgarenzaren als Vermittler verwendete, denn nur so können wir es uns

¹ Fejér IV. 1. 30.

² Wenzel II. 63.

³ Fejér IV. 1. 88.

erklären, daß Johann Asen bald nach dem Tode Johanns von Brienne 1237 sein Bündniß mit Vatatzes löste, sich bereit erklärte mit der päpstlichen Curie in Unterhandlungen behufs Annahme der abendländischen Kirche zu treten, und im Vereine mit den Franken offen als Gegner der Griechen von Nikaea auftrat.

Gregor IX. hatte auch schon am 1. Juni 1237 den Bischof von Perusia als seinen Legaten zu Johann Asen geschickt und einen Hirtenbrief an die Prälaten Bulgariens erlassen,¹ als die Sache noch im Sommer desselben Jahres eine unerwartete Wendung nahm. Der Bulgarenzar hatte im Vereine mit den Franken und deren Verbündeten die thrakische Stadt Tzurullon belagert, um sie Vatatzes zu entreißen, als ihm die Botschaft gebracht wurde, dass unterdessen zu Hause, in seiner Residenz, seine Gemahlin Maria, sein mit ihr erzeugter kleiner Sohn und der Bischof von Trnova einer epidemischen Krankheit erlegen seien. War es nun nur ein geschickt angelegter Vorwand, um sich abermals von den Franken zu trennen, oder waren es wirklich religiöse Gewissensbisse: genug, der Zar erklärte in diesen Todesfällen die rächende Hand der Vorsehung dafür zu erblicken, dass er Vatatzes gegenüber treubruchig geworden und zog sofort heim. Bald darauf besiegelte er seine Beziehungen zu Vatatzes aufs Neue, indem er seine und der ungarischen Maria Tochter Helene dem Thronerben von Nikaea (Theodor) nunmehr endgiltig verlobt und seine Beziehungen zur päpstlichen Curie abbrach. Daß Marias Tod namentlich in letzterer Beziehung maßgebend gewesen, unterliegt keinem Zweifel.

Auch der Papst wusste dies und würdigte es vollkommen. Er wusste, dass König Béla jetzt nicht mehr auf seine Schwester Rücksicht zu nehmen habe; ihr einziger zurückgelassener Sohn war noch ein unmündiger Knabe, Johann Asen selbst in der Vollkraft seiner Jahre; ein Appell an Béla musste jetzt unbedingt mehr Erfolg aufweisen als bisher.

In einem am 27. Jänner 1238² an Béla gerichteten Schreiben fordert er diesen geradewegs auf, gegen Asen die Waffen zu ergreifen, von seinem Reiche Besitz zu nehmen und gibt ihm sowie allen Theilnehmern an diesem Zuge im vorhinein Ablass für alle Sünden. Die Bischöfe Ungarns aber fordert er auf im Vereine mit seinem Legaten, dem Bischofe von Perusia gegen Asen und dessen Volk das Kreuz zu predigen. Den Legaten bittet er am selben Tage, Béla im Namen der Curie die weitgehendsten Zugeständnisse mit Bezug auf das zu erobernde Land zu machen; den Kaiser Balduin II. von Konstantinopel ermahnt er, Béla in Nichts hinderlich zu sein.³

In Beantwortung dieser Aufforderung hatte Béla den Bischof von

¹ Wenzel II. 65. 66.

² Fejér IV. 1. 101.

³ Wenzel II. 78. 80. 83.

Raab an den Papst abgesandt; da es ihm aber zu lange war, dessen Rückkehr abzuwarten und namentlich, da er jeden Tag die Ankunft eines französischen Heeres erwartet, welches durch Ungarn sich zu den Franken nach Griechenland begeben wollte, sandte er einen Spezialcourier zum Papste, dem er ein vom 7. Juni 1238¹ datirtes Schreiben mitgab.

In diesem Schreiben bedient sich Béla einer Ausführlichkeit, die uns manch' Interessantes bietet.

Vor Allem erklärt er, dass er es bei Vatatzes versucht hat, auf gütlichem Wege der Intervention einzuwirken und hoffe er, nach dieser Richtung Erfolge zu erzielen. Anders sei es mit Bezug auf Asen, an den ihn mächtige Bande fesseln. Seine verstorbene Schwester, Asens Gattin habe einen Sohn und Erben hinterlassen; Asen selbst komme seinen (Béla's) Wünschen so bereitwillig entgegen, daß er weniger als Freund, sondern fast als ein ihm Unterthaner scheine; wenn er ihn jetzt bekämpfe, schaffe er sich eine Menge von Freunden und Verwandten in Griechenland zu Gegnern, da Vatatzes die Tochter der verstorbenen Zarin seinem eigenen Sohne zur Gattin gegeben; auch der Bruder seiner Gemahlin (nämlich der ungarischen Maria) sei mit ihm (Béla) derart liiert, dass er in Allem auf sein Wort gebe. Nichtsdestoweniger erklärt er sich aber doch bereit, im Nothfalle gegen Asen die Waffen zu ergreifen und dessen Land geistlich unter die Herrschaft der Curie, weltlich unter seine eigene zu bringen. Er bittet aber, durch den Specialcourier die Erfüllung folgender Bedingungen zuzusagen:

1. Die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten in Asens Landen soll nicht einem päpstlichen Legaten, sondern ihm selbst überlassen werden; er behält sich das Recht vor, die Diözesen abzugrenzen, Parochien festzusetzen und die Bischöfe über Vorschlag seiner Prälaten zu ernennen, *weil dies ja Alles seinem Vorgänger dem h. Stefan zugestanden wurde*; er führt an, dass wenn er dies Alles durch einen Legaten des päpstlichen Stuhles durchführen ließe, es bei allen Einwohnern der annektirten Länder den Anschein gewinnen werde, dass er nicht für sich, sondern für die römische Kirche weltliche Eroberungen gemacht habe; *eine weltliche Herrschaft des Papstes sei aber diesen Leuten so verhasst, dass Viele von ihnen, die ohne Schwertstreich zu erlangen wären, in diesem Falle es vorzögen, sich bis zum letzten Blutstropfen zu wehren, machen sie ja oft genug ihm und anderen Christen den Vorwurf, dass sie der römischen Kirche Diener seien.*

2. Verlangt er, dass er das an Bulgarien grenzende, jüngst verwüstete Gebiet (Zemram) Severin (kleine Walachei), dessen zahlreiche Bevölkerung kirchlich noch nicht eingetheilt ist, nach eigenem Ermessen irgend einem Bisthume einreihen dürfe.

3. Sei ihm erlaubt, dem gegen Asen ziehenden Heere das Kreuz vor-

¹ Fejér IV. 2. 111. seqq.

zutragen; gegen alle Angreifer Ungarns und Conspiratoren gegen die Dynastie ist mit kirchlicher Strafe vorzugehen und solle dies durch die Bischöfe öffentlich bekannt gemacht werden; überhaupt solle ganz Ungarn für die Zeit des Feldzuges unter päpstlichen Schutz gestellt werden.

4. Schließlich soll der Bann, mit dem der Bischof von Prenestæ seinerzeit fast ganz Ungarn belegt, in seinen letzten Spuren aufgehoben werden.

Zwei Monate später erfolgte die Antwort des Papstes. Am 9. August 1238¹ meldet er Béla, dass er alle seine im obigen Schreiben ausgesprochenen Wünsche in ihrem Hauptwesens erfülle; er verständigt den Prior des Predigerordens, ordnet an, dass man dem Heere das Kreuz vortrage und gebietet den ungarischen Bischöfen, zum Gelingen der Expedition allgemeine Gebete einzuführen.

Trotz alledem kam es aber doch nicht zu einem ungarisch-bulgarischen Kriege; warum? wissen wir nicht. Möglich ist es, dass Palatin Dionys, der 1239 in Angelegenheiten des Königs sich als Gesandter jenseits der Alpen aufhielt,² mit dem Papste diesbezüglich ins Reine kommen wollte. Oder war es etwa die im Jahre 1239 erfolgte Geburt des längst heißersehnten Thronerben Stephan,³ die Béla davon abhielt, seine Thätigkeit außerhalb des Landes geltend zu machen?

Das Verhältniss zur Curie wurde aber trotz des Unterbleibens des bulgarischen Feldzuges dermalen noch nicht gestört. Am 10. Dez. 1239⁴ erlaubte Gregor IX. Béla, dass dieser, ebenso wie der König von Portugal, das Recht habe, die Einkünfte seines Landes an Juden oder Heiden verpachten zu dürfen, und knüpft daran bloß die einzige Bedingung, dass der König womöglich bei der Verpachtung auf die sich etwa darum bewerbenden Christen Rücksicht nehme. Wir irren nicht, wenn wir die Bereitwilligkeit des Papstes in seinem Bestreben suchen, Béla's Hilfe für das schwankende lateinische Kaiserreich in Konstantinopel zu gewinnen. Am 23. März 1240⁵ befiehlt der Papst, dass in Ungarn behufs Unterstützung des lateinischen Kaiserthums gegen Vatatzes das Kreuz verkündet werde. Am 9. August 1240⁶ ladet er

¹ Fejér IV. 2. 115. 119. 120. 121. — Wenzel II. 87. 88. 89. VII. 55.

² Hazai okmánytár VI. 37.

³ Béla erhielt die Nachricht von Stefans Geburt durch den Obermundschenk seiner Gemahlin, Konrad dg. Zách. In seiner masslosen Freude über die Geburt des Sohnes schenkte er dem Glücksboten die im Oedenburger Comitatus gelegene Ortschaft Padar. (Hazai okmánytár VIII. 421. do. 26. Mai 1240.)

Béla sandte die freudige Botschaft unter Anderen auch dem Obergespan von Vas, Hahold, dieser beschenkte den Boten des Königs, Ladislaus, mit einer neben dem Flusse Toraka gelegenen Besitzung (Fejér IV. 1. 157. do. 1239).

⁴ Fejér IV. 2. 175.

⁵ Wenzel II. 104.

⁶ Wenzel II. 105.

Béla ein, zu der am Osterfeste 1241 abzuhaltenden Synode nach Rom seine Vertreter zu senden. Da er aber befürchtete, dass Kaiser Friedrich II. der die Synode zu hindern trachtete, etwa auch Béla von der Beschickung derselben abzuhalten versucht, erneuerte er am 15. Oktober dieses Jahres¹ seine Einladung, die er an demselben Tage auch dem Prinzen Koloman zuschickte.

Béla leistete der Einladung keine Folge, indem er seine Bischöfe mit den Gefahren und Strapazen der Reise entschuldigte; hierauf erfolgt am 26. Februar 1241² eine Antwort des Papstes, worin er die Ablehnung zur Kenntniss nimmt, aber in leisem Tone des Vorwurfs ihn auch aufmerksam macht, es ihm nicht zu verübeln, wenn er Manches, was gegen seine oder des Königs «Ehre» verstoße, abschlagen werde.

Die Verhandlungen erhielten aber durch eine höhere Macht einen Abbruch; ein Gewitter brach über Ungarn los, dessen Vorboten sich im Osten Europa's bereits lange bemerkbar machten und das nun mit elementarer Gewalt das ganze Land zu vernichten drohte. Dr. MORIZ WERTNER.

DENKREDE AUF FAUST PACHLER.

Vorgetragen in der Monatssitzung der Kisfaludy-Gesellschaft
am 25. Jänner 1893.

(Auszug aus dem ungarischen Original.)

Hochgeehrte Gesellschaft!

Auch wenn es uns von unseren, durch unsere Statuten sanctionierten Traditionen nicht zum Gesetz gemacht worden wäre, der Todten unserer Gesellschaft auch an dieser Stelle mit Pietät zu gedenken: würden uns die nationale Dankbarkeit und die dem Verdienste schuldige Pietät gebieten, auch unsererseits dem Andenken eines Mannes eine Trauerfeier zu rüsten, welcher, nachdem er als Fremder mühsam unsere Sprache erlernt, nach dem ersten Einblick in das Schatzhaus unserer Nationaldichtung mit der größten Begeisterung bestrebt gewesen ist, für diese Dichtung in seinem eigenen Kreise Interesse zu erregen und Sympathie zu verbreiten, und welcher es mit seinem auf diesem Gebiete entfalteten Eifer redlich verdient hat, dass wir in ihm, den wir in den letzten dreizehn Jahren seines Lebens unseren Genossen genannt haben, auch unseren Todten betrauern. Lassen

¹ Wenzel II. 106/107.

² Fejér IV. 2. 210.

Sie mich denn gelegentlich unserer heutigen Zusammenkunft das Andenken eines unserer Genossen feiern, dem wir zwar nur in unseren Jahrbüchern und zwar in der Namensliste unserer correspondierenden Mitglieder begegnet sind, dessen Name jedoch in den literarischen Kreisen jenseits der Leitha nahezu ein halbes Jahrhundert hindurch einer der geachtetesten und vom reinsten Klange gewesen ist; das Andenken eines Mannes, welcher zu einer Zeit für uns glühte, in welcher uns jede Sympathie außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes so wohl gethan hat, und welcher auch dann nicht aufgehört hat, sich um die Bekanntmachung unserer Literatur zu bemühen, als dies in Wien für einen k. k. Hofbeamten kein besonders guter Empfehlungsbrief gewesen ist. Lassen Sie mich das Andenken unseres im vorigen Jahre dahingeschiedenen Collegen Dr. Faust Pachler erneuern!

Am 5. September 1891 wurde in der reizenden Hauptstadt der Steiermark ein berühmter Sohn dieser Stadt von einem zahlreichen und vornehmen Trauergeloge in das stille Heim des Friedhofes geleitet. Sein Amt und seine Kunstneigungen hatten ihn zum Wiener gemacht, aber den Sommer pflegte er in der Regel dort, in seiner Geburtsstadt an der Mur, in jener zierlichen Villa zu verbringen, welche ihm von seinen Eltern überkommen war. Welch angenehme Erinnerungen wurden in diesem stillen Heime an der Seite seiner treuen Lebensgefährtin in dem melancholischen Alten wiedererweckt, welcher in den letzten Jahren in Folge seines immer schwächer werdenden Gehörs von seinem Amte und seiner gewohnten literarischen Umgebung zu scheiden gezwungen war! Dort drin in der Stadt hatte im angesehenen Hause seines Vaters er die glückliche Kindes- und die schöne Jugendzeit seines Lebens verlebt. Seine Familie spielte in den Grazer bürgerlichen Kreisen eine gar hervorragende Rolle. Sowohl sein Vater, als auch sein Großvater mütterlicherseits waren berühmte Advokaten, welche ihr Doktorendiplom an der Wiener Universität erworben hatten. Sein Vater war überdies durch das Vertrauen seiner Mitbürger auch Oberst der Bürgerwehr und stand als Rechtsconsulent des berühmten Stöger-Liebig'schen Theaters in häufiger Berührung mit den Künstlerkreisen. Nur selten fehlten die Pachlers auf den Jagden des Protectors der Steiermark, des Erzherzogs Johann und der leutselige Erzherzog selbst verkehrte öfters im gastfreundlichen Hause des Dr. Pachler, in welchem die literarischen und künstlerischen Notabilitäten der Umgegend sich regelmäßig zusammenzufinden pflegten. Den Mittelpunkt dieses Kreises bildete Faust Pachlers Mutter, deren Schönheit unsere Quellen eben so hoch preisen, wie ihren hervorragenden Geist und ihre seltene Bildung. Diese geniale Mutter vererbte ihre künstlerischen Neigungen auf ihren einzigen Sohn, welcher zwar, der Familientradition entsprechend, das Rechtsstudium

absolvierte, der jedoch, als er nach Wien gekommen war, um ebenfalls der Familiensitte gemäß dort den Doktorhut zu erlangen, allmählich den festen Vorsatz fasste, mit den Traditionen seines Hauses zu brechen und nicht Advokat zu werden, sondern sich völlig der Literatur zu widmen.

Im Grazer Hause der Pachler, wo die häufig gastierenden Künstler des Wiener Burgtheaters freundliche Aufnahme fanden, war der hochtalentirte Schauspieler Julius *Rettich* täglicher Gast gewesen; hier hatte derselbe auch die Bekanntschaft seiner künftigen Gattin, Julie Gley gemacht, welche als Julie Rettich am deutschen Theaterhimmel lange Zeit als Stern erster Größe glänzte. Der junge Pachler fand nun in Wien bei Rettichs die herzlichste Aufnahme und wurde im berühmten Salon des Künstlerpaares später auch mit seiner künftigen Lebensgefährtin bekannt. Seine Bekanntschaft mit Rettichs wurde in jeder Hinsicht entscheidend für sein ganzes künftiges Leben. Wie unzählige andere, mehr weniger mit künstlerischen Neigungen gesegnete junge Leute, führten auch Faust Pachler seine ersten Schritte in Wien in den Zauberkreis des Hofburgtheaters, welches in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die gesammte Intelligenz Oesterreichs vor seinem Triumphwagen sah.

Der Burgtheatercultus erreichte seinen Gipfelpunkt in den vormärzlichen Zeiten eben in den vierziger Jahren, zu derselben Zeit, da der junge Pachler von den Grazer Freunden seines väterlichen Hauses mit offenen Armen empfangen wurde. Im Metternichschen Polizeistaate absorbierte der Cultus des Burgtheaters jede andere Begeisterung, aber auch dieser Cultus war nicht der reine Cultus des Ideals, der Kunst. Dieser noch aus dem Zeitalter der Romantik stammende Enthusiasmus artete in einen förmlichen Götzendienst aus. Man schwärmte nicht für die Schauspielkunst, sondern für die Person der Schauspieler, und die Gewalt, welche unter allen idealen Bestrebungen diese Kunst für die am wenigsten gefährliche hielt, unterstützte nachdrücklich diese Neigung des Publikums. Die Poesie selbst wurde kaum begünstigt und der österreichische Dichter durfte in der Metternichschen Regierung auf keinen Maecenas rechnen. Es herrschte zwischen Staatsamt und Poesie eine offenbare Inkompatibilität und Grillparzer litt ein wahres Martyrium, weil er als k. k. subalternen Beamter sich anmaß, die dramatische Literatur seines Vaterlands mit unsterblichen Werken zu beschenken. Das waren Zeiten, in denen die Empfehlung der Musen für den k. k. Hofbeamten ein wahrer Uriasbrief war.

Dass aber Faust Pachler ein solcher Beamter werden konnte, verdankte er ebenfalls jenen Bekanntschaften, welche er im Rettich'schen Salon gemacht hatte. Hier wurde er dem mächtigen Baron Münch-Bellinghausen vorgestellt, welcher unter dem poetischen Pseudonym «Friedrich Halm» durch seine Dramen «Griseldis», «Der Sohn der Wildnis» und «Der Fechter von Ravenna» Weltruf erlangte und dessen vielbenedicteter Günstling später der

junge Pachler wurde. Der Intervention Münch-Bellinghausens und des Erzherzogs Johann gelang es, den neugebackenen Doctor juris an der k. k. Hofbibliothek unterzubringen.

Faust Pachler, der sich in der künstlerischen und gesellschaftlichen Atmosphäre der Burgtheaters zum Jüngling entwickelt hatte, fühlte alsbald auch in sich selbst den inneren Trieb der Schöpfungskraft. Er schrieb Drama auf Drama und manches derselben verrieth bei seiner Aufführung wahres Talent. Aber er wagte dieselben unter seinem eigenen Namen weder aufführen zu lassen, noch herauszugeben. Er hatte auch den Muth, in den fünfziger Jahren politische Essays zu veröffentlichen, in welchen er für Oesterreich eine orientalische Mission forderte und für Ungarn eine Sonderstellung in Anspruch nahm. Aber alle diese Arbeiten erblickten nicht als Faust Pachlers, sondern als «C. Paul's» Werke das Licht der Oeffentlichkeit und es ist in der That für die damals durch den Polizeistaat geschaffenen öffentlichen Zustände nichts so charakteristisch, wie der Umstand, dass selbst jene patriotischen Stücke, welche er zur Feier freudiger Ereignisse in der Herrscherfamilie schrieb, ebenfalls unter dem Namen C. Paul's und nicht Faust Pachlers aufgeführt wurden. Erst in den sechziger Jahren fasste er den Muth, als k. k. Hofbeamter unter seine Geistesproducte seinen eigenen Namen zu setzen. Und ferner ist es auch charakteristisch, dass jene Arbeiten, welche er bereits in den vierziger Jahren herausgab und bei deren Veröffentlichung er selbst in der Zeit der finstersten Reaktion seinen Namen nicht verbarg, *eben seine Uebersetzungen aus dem Ungarischen waren.*

Dass er aber Kunstübersetzer aus dem Ungarischen wurde, war eigentlich nur ein Spiel des Zufalls. Der Zufall wollte es nämlich, dass eben damals, als Pachler seine Anstellung an der k. k. Hofbibliothek erhielt, für die ungarische Abtheilung ein neuer Katalog angefertigt wurde. Zu diesem Zwecke musste Pachler Ungarisch lernen, und was er anfangs bloß aus Amtseifer that, setzte er alsbald aus literarischer Passion fort. Er begnügte sich nicht mit dem, was er sich selbst aus Büchern aneignen konnte, sondern nahm auch einen ungarischen Lehrer. Mehrmals machte er auch längere Reisen in unserm Vaterlande, brachte auch zwei Badesaisons in Balatonfüred zu, wo er mit mehreren unserer literarischen Notabilitäten, namentlich mit Franz Toldy, mit dem Bischof Ipolyi, mit Vas Gereben und anderen in persönlichen Verkehr trat, woraus sich später auch lange Correspondenzen entwickelten. Als Franz Toldy starb, war es Faust Pachler, der im Auftrage der k. k. Wiener Akademie der Wissenschaften für den «Almanach» derselben in einer umfangreichen und in die Details eindringenden Abhandlung den Nekrolog unseres großen Todten schrieb, und als ihn 1878, anlässlich des Erscheinens seiner Uebersetzung des Vörösmartyschen Epos «Cserhalom», unsere Gesellschaft zu ihrem correspondierenden Mitgliede wählte, war er sehr stolz auf diese Auszeichnung. In seinen, mir von seiner trauernden

Witve zur Verfügung gestellten eigenen Aufzeichnung gedenkt er dieser ihm gewordenen Auszeichnung stets mit großer Genüthung und seine Frau selbst schreibt: «Seine Wahl zum Mitgliede Ihrer herrlichen Gesellschaft hat ihn unendlich gefreut.»

Ueber den äußeren Verlauf seines Lebens ist nicht viel zu berichten. Dafür, dass er die seiner Obsorge anvertraute Hofbibliothek, als dieselbe in der Oktoberrevolution in Brand gesteckt wurde, selbstdritt rettete, wurde ihm eine kaiserliche Belohnung zu Theil. 1854 hielt er sich krankheitshalber in Karlsbad auf, wo ihn Halm mit der Herausgabe seines Nachlassers betraute, welchem Auftrage er auch zur vollsten Zufriedenheit der literarischen Welt nachkam. 1855 schloss er seinen von allen guten Genien gesegneten Ehebund mit einer Tochter des Fabrikanten Heinrich Helle, welche den oft kränkelnden Dichter bis an sein Lebensende treu pflegte und auch an seinen geistigen Bestrebungen ihr redlich Theil hatte. In den fünfziger und sechziger Jahren entfaltete er als Redakteur mehrerer Zeitschriften eine rege Thätigkeit und erwarb sich durch mehrere Romane, Novellen, lyrische und epische Dichtungen einen geachteten Namen, während er später in den siebziger und achtziger Jahren einer der fleißigsten Mitarbeiter der Jahrbücher «Die Dioskuren» und «Funken und Splitter» war, in welchen er auch mit unermüdlichem Eifer die ungarische Dichtung bekannt machte. Dazwischen fielen zahlreiche Gelegenheitsstücke und Theaterdichtungen, welche er auch im Wege der Presse veröffentlichte, deren Aufzählung uns jedoch von unserer heutigen Aufgabe weit ablenken würde; in seinem Amte aber rückte er stufenweise vor, bis er 1887 als I. Custos und k. k. Regierungsrath in den Ruhestand trat.

Betrachten wir nun, welcherlei Rolle Faust Pächlern in der nicht eben geringen Zahl unserer Uebersetzer zukommt. Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass der erste Beweggrund zu seinem ungarischen Sprachstudium jenes Ungefähr gewesen, dass er gerade bei der ungarischen Abtheilung der Hofbibliothek eine Anstellung erhielt, es ist jedoch Thatsache, dass er während dieses Studiums unsere Sprache sehr lieb gewann, dass er diese Zuneigung von unserer Sprache auch auf unsere Nation und unsere nationale Sache übertrug, dass er diese Zuneigung immer treu hegte und sie auch in Zeiten bethätigte, wo dies in seiner amtlichen und gesellschaftlichen Umgebung nicht gerade bon ton war. Diese Beschäftigung setzte er aber auch schon deshalb mit großer Vorliebe fort, weil er diese seine Arbeiten, als schöne Zeugnisse seines auf seine amtliche Beschäftigung verwendeten Eifers, unter seinem eigenen Namen herausgeben konnte. Faust Pächlers Witve verdanke ich das von seinen Werken angefertigte Verzeichnis und seine jedem derselben beigefügten sehr wertvollen Bemerkungen. Dieses Ver-

zeichnung beginnt mit dem Jahre 1843 mit den Worten: «Uebersetzung zweier Sonette aus dem Ungarischen im Album zur Feier des 70. Geburtstages Sr. Ezcellenz des Präfecten der k. k. Hofbibliothek Moriz Graf von Dietrichstein.» Unter seinen Anmerkungen aber finde ich die folgenden überaus charakteristischen Zeilen:

«Bei der ungünstigen Aufnahme, welche bei uns vor 1848 der Thätigkeit jedes Dichters zutheil wurde, ist es natürlich, dass ich nur mit meinen Uebersetzungen hervortreten wagte, als ich mich von dem Jubileum meines Vorgesetzten nicht fern halten durfte; zugleich wollte ich damit einen Beweis dessen geben, wie weit ich es in dem mir zu bibliothekarischen Zwecken anbefohlenen Studium der ungarischen Sprache gebracht habe.»

Die erwähnten zwei Sonette sind zwar nicht genannt, aber ich habe vollen Grund anzunehmen, dass es Uebersetzungen der «Emlékezés» (Erinnerung) und «Boldog pár» (Glückliches Paar) betitelten Sonette Paul Szemere's gewesen sind.

Nach der Revolution beschäftigte er sich weiter mit der Uebersetzung von Versen unserer großen Dichter. In seinen eigenen Aufzeichnungen, von denen er kaum ahnen konnte, dass sie zu seiner ungarischen Denkrede Stoff liefern werden, sagt er selbst, wie begierig er jede Gelegenheit ergriffen habe, wo er diese Uebersetzungen veröffentlichen konnte, dass jedoch, infolge der ungünstigen Verhältnisse zwischen den Oesterreichern und Ungarn, alle diese seine Bestrebungen unbemerkt blieben. In dem 1853 erschienenen «Album hundert ungarischer Dichter» von Kertbeny figurirt auch Pachler mit mehreren Uebersetzungen. Von da an ist in jedem patriotischen oder gemeinnützigen literarischen Unternehmen auch seine Uebersetzer-Muse vertreten. Interessant ist aber auch, welcherlei Gedichte er übersetzte. Arany's «Rab gólya» (Gefangener Storch), «Uj év alkalmával» (Zum neuen Jahre) und andere seiner Gedichte, in welchen der Dichter sein Vaterland in seinem Schmerz durch die Aussicht auf eine schönere Zukunft zu trösten sucht.

Wie er übersetzte? Bevor ich auf diese Frage antworte, bin ich der Wahrheit die Erklärung schuldig, dass die ungarische Literatur, was Uebersetzer anbelangt, bisher nicht sehr glücklich gewesen ist, was für eine Literatur, welche, wie die ungarische, der europäischen Verwandtschaft ermangelt und darauf angewiesen ist, den Mangel der Verwandtschaft durch Sympathie zu ersetzen, kein gering zu schätzender Umstand ist. Selbst die schwedische und dänische Nation, welche zwar in der germanischen Völkerfamilie genug Verwandte haben, aber zufolge ihrer Kleinheit nicht recht darauf Anspruch machen können, dass das Ausland ihre Sprache erlerne, suchen die Bekanntmachung ihrer Poesie im Auslande durch eigene Preisausschreibungen zu fördern und das Ergebnis einer solchen Preisausschreibung sind die so zahlreichen meisterhaften Uebersetzungen der Fritjofsage. Die Ursache dessen aber, dass sich berufene Uebersetzer aus dem

Ungarischen nicht sehr fanden, brauchen wir nicht weit zu suchen. Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts konnte das scheinotode Schneewittchen unserer Poesie nur geringe Eroberungen machen und die Sänger des Erwachens, gestehen wir es, traten nicht gleich mit Meisterwerken auf. Fremde unternahmen wegen Unkenntnis unserer Sprache keine Uebersetzungsarbeiten und so waren wir damit auf solche Söhne unseres Vaterlandes angewiesen, welche außer der ungarischen auch der deutschen Sprache kundig waren. Außerdem waren unsere zahlreichsten und nächsten Nachbarn immer die Deutschen, deren Dichtung sich eben damals noch der Hesperidenfruchte ihrer großen Blüthezeit erfreute, die aber daneben für die Schönheiten fremder Dichtung immer empfänglich gewesen sind. Von Herder angefangen, welcher die «Stimmen der Völker» so schön ertönen ließ, bis auf unsere Tage haben die Deutschen ihre Vorliebe für gepflückte Blüten der Poesie auf fremder Flur niemals verleugnet. Die Angewiesenheit unserer Dichtung auf die europäische Publicität, und die große Empfänglichkeit des deutschen Publikums für Blüten fremder Dichtung kennend, fühlte unser Franz Toldy schon in seiner Jugend in sich den Beruf, diese Vermittler-Rolle zu übernehmen, aber unser berühmter Literarhistoriker sah alsbald ein, dass er vielleicht die Rolle jenes Botanikers ausfüllen könne, welcher im Stande ist, seinen Fachgenossen eine Pflanze zu beschreiben, die er in einer fremden Gegend gesehen, welcher ihnen aber von den Reizen und Schönheiten derselben keinen Begriff zu geben vermag, weil er weder des Zeichnens, noch des Malens kundig ist. Er suchte daher eifrig unter unseren des Deutschen kundigen Landsleuten solche, welche die ungarische Poesie nicht bloß zu classificieren und zu kritisieren, sondern sie auch in die deutsche Literatur zu verpflanzen fähig wären. Aber unser Franz Toldy kam mit Denjenigen, in denen er diese Fähigkeit zu finden wähnte, übel an, indem er mit ihren Uebersetzungen in Deutschland umherreisend allenthalben die Erfahrung machte, dass die Deutschen die Schönheit des Originals zu begreifen nicht im Stande seien. Der Grund war eben der, dass jene ungarischen Poeten, deren Gedichte unser Franz Toldy übersetzen ließ, die conventionellen Pfade der Dichtung wandelten und dass deshalb ihre Erzeugnisse im Westen Europas nicht mit dem Reize der Neuheit wirken konnten. Und erst später und zwar mit den Erzeugnissen des urmagyarischen, jede fremde Anleihe verschmahenden Genius Petoff's und Arany's war es möglich, das Ausland davon zu überzeugen, dass die Poesie auch in Ungarn heimisch ist und dass der ungarische nationale Helikon auch nicht niedriger ist, als derjenige anderer Nationen. Das waren neue Töne, neue Ideen, deren Gleichen bisher weder in Deutschland, noch im übrigen Europa gehört worden waren, und in welch armlichem, oft zerlumptem Gewande sie auch in den fremden Lauten erschienen, selbst der stumperhafteste Uebersetzer konnte es nicht verhindern, dass sie ihre königliche Abkunft verriethen. Es war gar nicht möglich,

weder Petöfi, noch Arany so schlecht zu übersetzen, dass das Kunstverständnis des Auslandes den göttlichen Funken nicht wahrgenommen hätte, der in diesen Dichtern zur Erscheinung kam und freudejauchzend empfangen die fremden Völker diese neuen Offenbarungen nationalen Dichtergeistes.

Unser Pachler hat nicht mit Petöfi den Anfang gemacht. Als er Uebersetzer wurde, war Petöfi selbst in seinem eigenen Vaterlande noch nicht bekannt, und Pachler hat seine erste Bekanntschaft mit der ungarischen Literatur, wie es scheint, aus Toldy's «Handbuch» geschöpft, in welchem heutzutage halb und halb vergessene Größen den ungarischen Parnass repräsentierten. Die Gedichte dieser waren gar leicht ins Deutsche zu übersetzen, da die Begriffswelt derselben mit derjenigen der damals modernen deutschen Gedichte identisch war, während auch Csokonay größtentheils die spielende Art der französischen Schule zu repräsentieren schien. Als Petöfi auftrat, verblüffte er unseren Uebersetzer und Johann Arany erregte seine höchste Bewunderung. Aber dessen ungeachtet war der ihm sympathischste ungarische Dichter Vörösmarty, dessen «Cserhalom» mit seiner antikisierenden Form und Ausdrucksweise, daneben aber mit seinem fremdartigen heidnischen Ideenkreise auf den Dichter Pachler die größte Wirkung machte. Pachler's Uebersetzungen charakterisiert von Anfang an die größte Sorgfalt und Eleganz. Er war selbst Dichter und wusste, was der Dichter sagen wollte, und was nur dem Zufall, dem Wortspiel oder dem Reine zuliebe gesagt war. Die ungarische Sprache hatte er sich vollkommen angeeignet und die deutsche dichterische Sprache gehörte sozusagen zu seinem Handwerkszeug. Er steht jedenfalls viel höher als jene unter unseren Uebersetzern, welche weder die ungarische noch die deutsche, noch auch die poetische Diktion überhaupt genügend beherrschten; doch lag ihm auch jener Dichterdünkel fern, welcher einen berühmten Uebersetzer veranlassen könnte, des Original — weil es ihm etwa ärmlich erscheine — verschönen und vertiefen zu wollen. Er fiel nicht in den Fehler, den ungarischen Dichter anders, als wie er ist, zu zeigen, und alle seine Uebersetzungen gereichen sowohl seinem Geschmacke, als auch seinem Talent zur Ehre. Dass er aber in schwerer Zeit mit Vorliebe solche Gedichte übersetzte, welche die Schmerzenslaute der gefesselten ungarischen Nation zum Ausdruck brachten und die Hoffnung auf die nahe Auferstehung erweckten, das ist ein Verdienst, welches ihm nicht anzurechnen, schnöder Undank wäre.

* * *

Faust Pachler ist bis an sein Lebensende im Zauberbanne des Burgtheaters geblieben. Da er auf dieser sehr wählerischen und die Exklusivität des Klassischen beanspruchenden Bühne mit seinen eigenen Dramen kein Glück hatte, begnügte er sich damit, wenn die wechselnden Directionen, seine

Literatur- und Bühnenkenntniß und seinen geläuterten Kunstgeschmack kennend, ihn mit dem Lesen der eingereichten Stücke betrauten. Der alte Laube nahm noch später als Director des Stadttheaters ebenfalls diese seine Dienste in Anspruch, und als er einen Preis ausschrieb, ersuchte er Pachlern, eine Preisrichterstelle zu übernehmen. Und es ist sonderbar, dass Pachler sich im Zauberkreise des Burgtheaters nicht zum dramatischen, sondern zum *lyrischen* Dichter desselben entwickelte. Es verging keine Feierlichkeit dieser Bühne, ohne dass sie Pachler mit seinen schwungvollen Strophen besungen hätte; die Helden und Heldinnen dieser Bühne konnten nicht jubilieren, ohne dass Pachler dieses Ereignis mit seiner stimmungsvollen Leier begleitet hätte. Seine Stellung als Redacteur brachte ihn, sei es in persönliche, sei es in briefliche Verbindung mit den hervorragendsten Erscheinungen der deutschen Literatur, welche Verbindungen seine häufigen Deutschlandreisen nur noch enger knüpften. Auf die Abenddämmerung seines Lebens aber wirft ein freundliches Abendroth jene literarische Freundschaft, in welcher er zu einer der genialsten Dichterinnen unserer Zeit gestanden. Die Baronin Marie Ebner von Eschenbach ehrte in Faust Pachler ihren literarischen Freund. Diese seltene phänomenale Gestalt der Weltliteratur, die als Frau in die tiefsten Schachte der Weisheit hinabsteigt, und die als edler Sprosse stolzer böhmischer Dynasten mit ihrer menschenfreundlichen Dichtung die untersten Schichten der Gesellschaft liebevoll erfasst, diese seltene Frau hat Jahrzehnte hindurch in Faust Pachler einen treuen Rathgeber besessen, und während ich in diesem erlesenen Kreise diese Zeilen lese, sichten in einer bescheidenen Stube einer Wiener Vorstadt zwei augenschwache alte Damen vergilbte Papiere; die eine ist Faust Pachler's trauernde Witwe, die andere ihre gemeinsame Freundin Marie Ebner von Eschenbach; sie bereiten sich vor, den letzten Wunsch des Dahingeshiedenen zu erfüllen und seine Gedichte, darunter auch seine Uebersetzungen aus dem Ungarischen, gesammelt herauszugeben. An Pachler's Wiege hat eine geniale Frau, seine Mutter gewacht; seinen Sarg bekränzte seine treue Gattin, die auch über das Grab hinaus bemüht ist, seinem Andenken Ehrung zu verschaffen; sein Grab zu bekränzen aber hilft ihr jene andere geniale Frau, die große Dichterin mit dem männlichen Geiste und dem weiblichen Herzen. Gesegnet sei ihr Werk, mit welchem sie unserem Genossen das schönste, weil eines Dichters würdige Denkmal errichten!

ALBERT STURM.

„SPRACHWISSENSCHAFTLICHE MITTHEILUNGEN.“

(•Nyelvtudományi Közlemények. •)

Im Auftrage der sprachwissenschaftlichen Commission der Ung. Akademie d. W., redigiert von Siegmund Simonyi. — 1893. I. Heft.

Die akademische Zeitschrift *Nyelvtudományi Közlemények* beginnt mit diesem acht Druckbogen umfassenden Heft ihren XXIII. Band in neuer Redaction und mit einem neuen, erweiterten Programm, welches das Interesse auswärtiger Sprachforscher der Zeitschrift in gesteigertem Maße zuwenden dürfte. Wir wollen daher von nun an jedem Vierteljahrshefte eine eingehendere Besprechung widmen.

Der neue Redacteur, Siegmund *Simonyi*, leitet das Heft mit einem pietätvollen Rückblick auf die Vergangenheit und einem programmartigen Ausblick in die Zukunft ein.

Die *Ny. K.* sind eigentlich aus der Zeitschrift *Magyar Nyelvészet* (•Magyarische Sprachforschung•) entstanden, der ersten ungarischen philologischen Zeitschrift, die von Paul *Hunfalvy* begründet und von diesem in den Jahren 1856—1861 herausgegeben wurde. Sie beschränkte sich anfangs auf griechisch-lateinische Philologie und ungarische Sprachforschung, erstreckte aber ihre Wirksamkeit später auch auf indogermanisches und orientalisches Gebiet. Um Hunfalvy scharte sich bald eine Gruppe von Sprachforschern, deren Beiträge die sechs Bände der *M. Nyelvészet* inhaltvoll und wertvoll machten. — Wir begegnen da Mansvet Riedl, Stefan Fábrián, dem Grafen Géza Kuun, Samuel Brassai, Aron Szilády etc. und vom IV. Band ab ihnen allen voran Josef *Budenz*. In Hunfalvy's Zeitschrift nahm infolge der Richtung des Redacteurs und seines spätern Gefährten, *Budenz*, die ungarische Sprachvergleichung die hervorragendste Stelle ein. Hunfalvy theilte da seine mordwinischen, ostjakischen und samojedischen Studien mit, immer im Hinblick auf das Ungarische. Da erschienen *Budenz*' erste sprachvergleichende Arbeiten, besonders Versuche in ungarisch-türkischer Etymologie. Daneben begegnen wir natürlich meistens ungarischen Sprachstudien. Hunfalvy und andere behandeln den Gebrauch ungarischer Tempora. *Budenz* und *Lőrincz* beschreiben die Székler-Dialecte. Die ungarische Orthographie wurde eingehend erörtert. Auf *indogermanischem* Gebiete wurden der lateinische und der griechische Accent, die griechische Etymologie und Stammbildung behandelt. Graf Géza Kuun veröffentlichte einen Aufsatz über *hebräische* Verbalnomina u. s. w. — Dabei wurden häufig *allgemeinere* Fragen discutirt. Hunfalvy und *Rosty* z. B. beleuchteten die Wichtigkeit der Sprachvergleichung für prähistorische Forschungen (der erstere unter der effectvollen Devise: •Die Sprachwissenschaft beweist mehr, als die Chroniken. •)

Wie schon aus dem Angeführten ersichtlich ist, bietet die Sprachforschung jener Jahre ein recht abwechslungsreiches Bild, und unleugbar trug die rührige •Magyar Nyelvészet• wesentlich dazu bei, die Bewegung zu beleben. Die Akademie,

in Würdigung dieses erfreulichen Aufschwunges, übernahm 1862 die Herausgabe der Zeitschrift unter dem neuen Namen *Nyelvtudományi Közlemények* und unter der Leitung des bisherigen Redacteurs. Auch weiterhin wurde das allgemeine Programm beibehalten, und die vierzehn Bände, die von 1862 bis 1878 erschienen, umfassten ein fast unbegrenztes Gebiet vom Mongolischen bis zum Baskischen und vom Lappländischen bis zu den Dravida-Sprachen. Trotzdem behauptete auch fernerhin die ural-altaische Sprachvergleichung die vorderste Stelle. Hier veröffentlichte Hunfalvy detaillierte Beschreibungen der lappländischen, wogulischen und ostjakischen Sprache. Hier bearbeitete Budenz — zunächst auf Reguly's Sammlungen fußend — das Tschuwassische, Techeremissische, Mordwinische. Sodann nahm er energisch die engere ugrische Sprachvergleichung in Angriff. So entstand der erste systematische Versuch der ungarisch-ugrischen Etymologie: Die Wortentsprechungen im Ungarischen und den finnisch-ugrischen Sprachen, (woraus sich dann das »Ungarisch-ugrische vergleichende Wörterbuch« entwickelte). So entstand — außer den separat erschienenen ugrischen Sprachstudien — die prachtvolle Untersuchung über die denominative Verbalbildung der ugrischen Sprachen. Daneben erörterte Siegm. Simonyi die ugrischen Modusformen; H. Vámbéry veröffentlichte türkische Studien, darunter das etymologische Wörterbuch der türkisch-tatarischen Sprachen; G. Bálint beschrieb den burjetisch-mongolischen Dialekt etc.

Neben der vergleichenden wurde auch die speciell ungarische Sprachforschung gepflegt. Der Streit über die ung. Verbalformen wurde fortgesetzt und führte zu G. Szarvas' Preisschrift über diesen Gegenstand. Emil Theurewk behandelte den ungarischen Rhythmus, S. Simonyi die Assimilation der Consonanten, G. Szarvas die Latinismen in der ung. Schriftsprache, A. Fideispacher die rumänischen Elemente im Ungarischen u. s. w.

Auf indogermanischem Gebiet veröffentlichte Alexander Szénássy lateinische Etymologien, Anton Bartal den Versuch einer griechisch-lateinischen Lautlehre, W. Pecz eine Abhandlung über die Tropen bei Aeschylus und Sophokles (später auch über Euripides).

Die semitische Sprachforschung wurde durch Gr. G. Kuun und Ig. Goldziher vertreten. — F. Ribáry unternahm eine Beschreibung des Baskischen. Hunfalvy befasste sich kurz mit der Verwandtschaftsfrage der Dravida-Sprachen.

Neben den sprachwissenschaftlichen begegnen wir mannigfaltigen Untersuchungen über mythologische, ethnologische und prähistorische Gegenstände. Hunfalvy schrieb über Spuren der ung. Mythologie, über geogr. Namen, über die Geschichte des rumänischen Volkes und seiner Sprache. Von Goldziher erschienen wertvolle Abhandlungen über die Wissenschaft des Mythos im allgemeinen, über einzelne Partien des Mythos bei den Semiten und über die Frage der semitischen Urheimat. Auch finden wir da Aufsätze aus dem Bereiche der klassischen Philologie von Iwan Tölfy, Michael Ring (über die Catull- und Orosius-Codices des ung. Nationalmuseums) und Arpad Theurewk.

Es ist dies eine ziemlich bunte Inhaltsangabe, und doch hatten die vierzehn Bände einen sehr bestimmten Charakter, der ihnen theils durch Budenz' und Hunfalvy's uralaltaische Studien, theils aber durch Hunfalvy's ethnologische Arbeiten verliehen wurde. Einen ausschließlich uralaltaischen Charakter erhielt

die Zeitschrift, als zu Ende des Jahres 1878. Josef Budenz die Redaction übernahm, da sich Hunfalvy von da ab fast ausschließlich seinen ethnographischen und historischen Forschungen widmete. Der Wirkungskreis der Zeitschrift musete beschränkt werden, wenn anders die durch Budenz' Wirksamkeit emporblühende ugrische Sprachforschung die ihr gebührende Stelle einnehmen sollte. Dem entsprechend enthalten die nächsten acht Bände (XV.—XXII. 1879—1892) beinah ausschließlich Budenz' und seiner Schüler ugrische und uralaltaische Forschungen. Da erschien das bedeutendste Werk des Meisters, die vergl. Formenlehre der ugrischen Sprachen (XVIII. XX), deren ergänzende Theile nun aus seinem Nachlasse herausgegeben werden (XXII. XXIII). — Außer kleinern vergleichenden Arbeiten gab er auch mannigfaltige Sprachproben aus dem Wogulischen, Ostjakischen, Syrjänischen, Mordwinischen. Andererseits hielt er es an der Zeit, die Vergleichung der entfernter verwandten Sprachen in Angriff zu nehmen. So veröffentlichte er seine Arbeiten über den andern Zweig der uralischen Sprachen, das *Samojedische*, sodann über die im engeren Sinn altaisch genannten Sprachen (Mandschuisch, Mongolisch, Jakutisch). Außerdem behandelte er Vámbéry's Buch über den Ursprung der Ungarn eingehend und mit berechtigter Strenge.

Im Anschluss an Budenz wurde die rührigste Thätigkeit von zweien seiner Schüler, *Halász* und *Munkácsi*, entwickelt. Ignaz *Halász* erwarb sich die größten Verdienste durch die detaillierte Schilderung der lappländischen Dialekte, deren Material er während dreier Forschungsreisen in Schweden und Norwegen gesammelt hatte. — Bernhard *Munkácsi* bearbeitete die wertvollen Ergebnisse zweier großer Forschungsreisen im europäischen und asiatischen Russland: Wotjakisches, Wogulisches und Tschuwassisches. Seine wotjakischen und wogulischen Texte sind reich an folkloristischen und besonders mythologischen Schätzen. Sein wotjakisches Wörterbuch (wotj.-ung.-deutsch) ist zugleich eine Fundgrube für den Ethnographen.

Außerdem finden wir ugrische Arbeiten von Emil *Setälä*, Josef *Szimyei*, Johann *Steuer*, R. *Vasverő*, türkische von H. *Vámbéry* und Ignaz *Kúnos*; der letztere widmet sich besonders der Erforschung osmanischer Volkssprache und Volkspoesie.

Von speciell ungarischen Forschungen sind zu erwähnen: Sigm. *Simonyi*'s eingehende Arbeit über Frequentativ- und Momentanbildungen, Georg *Volf*'s sorgfältige Untersuchung über die Ursprünge der ung. Orthographie, Josef *Balassa*'s phonetische und lautgeschichtliche Studien (auch mit stomatoskopischen Figuren XXI).

Der Inhalt der acht Bände bietet ein glänzendes Bild von dem echt wissenschaftlichen Geiste, der Budenz beseelte, und von der außerordentlichen Wirkung, die er ausübte. Als er im Frühjahr 1892 dahinschied, blieb zwar seine Thätigkeit in mancher Hinsicht unvollendet, unserer Forschung aber waren die Bahnen vorgezeichnet, in denen sie sich fortan bewegen muss. Jedoch war unter den heutigen Umständen eine Erweiterung des bisherigen Programmes angezeigt. Die uralaltaischen Forschungen waren in neuerer Zeit so fruchtbar, dass die Zeitschrift sie ohnehin nicht mehr fassen konnte. *Munkácsi*'s, *Halász*'s, *Kúnos*'s Texte und Wörterbücher erschienen in Gestalt besonderer Bände, so dass in der Zeitschrift nunmehr nur die kleinern Abhandlungen und Sammlungen mitzutheilen sind. Ander-

seits ist es erwünscht, dass — schon in Hinsicht auf die verschiedenen einheimischen Volksstämme — auch die germanische, slavische und romanische Sprachforschung einen entsprechenden Raum erhalten. Endlich — was bisher fast gänzlich vernachlässigt worden — ist es nothwendig, dass die bedeutenderen Ergebnisse der Sprachforschung des Auslandes mit Aufmerksamkeit verfolgt und dem einheimischen Leserkreise vermittelt werden. In Anbetracht dieser Umstände haben sich nun die *•Nyelvtudományi Közlemények•* zu einer Zeitschrift allgemeineren Inhalts verwandelt, obwohl es selbstverständlich ist, dass die ungarische und ngrische Forschung auch fernerhin die bedeutendste Stelle einnehmen. Nun ist das erste Vierteljahrsheft der erneuerten Zeitschrift erschienen, dessen Inhalt wir hier in Kürze skizzieren wollen.

Der erste Artikel enthält den Rückblick und das Programm des neuen Redacteurs, deren Inhalt wir im vorhergehenden Auszuge mittheilen. Zum Schluss drückt der Redacteur die Hoffnung aus, dass ihn auch jene Sprachgelehrten des Auslandes unterstützen werden, die ungarisch lesen und auch größtentheils Mitglieder unserer Akademie sind.

Dann folgt der Anfang einer wichtigen Abhandlung von Ignaz Halász: *•Die Frage der ugrisch-samojedischen Sprachverwandtschaft.•* Es sind schon bisher gewisse allgemeine, mehr formelle Uebereinstimmungen unter den fünf Sprachfamilien des großen uralaltaischen Sprachstammes constatirt worden (der ugrischen, samojedischen, türkischen, mongolischen und mandchuischen). Für die Vergleichung des Sprachstoffes, für die genauere Begründung der postulierten genealogischen Verwandtschaft ist bisher wenig geleistet worden. Außer Castrén's und Schott's fragmentarischen Vergleichen hat neuestens Heinrich Winkler einen ganzen Band (*•Uralaltaische Völker und Sprachen•*) und in seinen andern Werken einzelne Excurse der uralaltaischen Sprachvergleichung gewidmet; hierzulande hat B. Munkácsi in einer gediegenen Studie ein specielles Thema, die Numerusbildung des ganzen Sprachstammes behandelt, und neuestens hat Budenz einzelne gemeinsame Elemente ugrischer und samojedischer Formenbildung erklärt. Auch Halász will sich, wie Budenz, auf die Vergleichung des samojedischen Sprachschatzes beschränken, der sich schon bei oberflächlicher Betrachtung mit den ugrischen verwandt erweist und so viele tiefgehende stoffliche Uebereinstimmungen bietet, wie sie in keiner der übrigen (altaischen) Sprachfamilien zu finden sind. Darum erachtet H. die weitgreifenden Vergleichen Winkler's und Munkácsi's für verfrüht. Doch gibt er zu, dass auch seine Untersuchung einigermaßen verfrüht ist, da die samojedischen Sprachen untereinander noch nicht so methodisch verglichen sind, wie die ugrischen. Darum begnügt er sich, die einleuchtendsten Uebereinstimmungen zusammenzustellen.

Vor allem gibt er eine gedrängte Uebersicht der Ergebnisse. Eine große Anzahl von Wortübereinstimmungen springt ohne weiteres in die Augen: das ugrische *kala* ‚Fisch‘ lautet samojedisch ebenfalls *kala*; ugr. **kombo* Welle = sam. **kombo*; ugr. **silme* Auge = sam. *saima, sima*; ugr. **neme* Name = sam. **neme*; ugr. **tunde, tunde* wissen = sam. **tumde*; ugr. **pone* spinnen, weben = sam. **pone*; ugr. **vide* Wasser = sam. *vit* u. s. w. Halász zählt eine beträchtliche Anzahl von Begriffskategorien auf, deren Benennungen den samojedischen mit den ugrischen Sprachen gemein sind. So die Namen der Körperteile: Kopf, Haar,

Auge, Stirn, Lippe, Zunge, Kehle, Brust, Finger, Herz, Lunge, Leber, Knie und viele andere Verwandtschaftswörter: Vater, Mutter, Schwiegervater und -mutter, Schwiegersohn und -tochter u. s. w. Thiernamen: Rabe, Krähe, Hase, Wiesel, Hund, Fisch, Frosch, Ameise u. a. Pflanzennamen: Baum, Birke, Weide, Fichte, Espe, Beere. Mineralien: Salz, Eisen, Lehm. Wörter der Jagd: Bogen, Sehne, Speer etc. Wichtiger noch ist der Gleichklang von ungefähr fünfzig verbalen Begriffen, wie leben, sterben, gehen, kommen, essen, trinken, schlafen, hören, fürchten, tödten, öffnen, stehlen, frieren, brennen, schneiden, waschen . . . Auffallend ist, dass die meisten Zahlwörter nicht stimmen wollen. — Bedeutungsvoll aber ist die Uebereinstimmung vieler Formelemente, so die einfachsten Casuszeichen: des Accusativs mit *m*, des Genitivs mit *n*, des Locativs, Ablativs und Dativs; der Personalsuffixe 1. sing. *-m* und 2. sing. *d, nd*; der Moduszeichen (*-ne* im Coniunctiv, *-ku gu* im Imperativ), der Pluralzeichen u. s. w.

Dann folgen die detaillierten Wortvergleichen aus den beiden Familien des uralischen (ugrisch-samojedischen) Sprachzweiges, u. z. für diesmal die mit *k* anlautenden Wörter, 29 an der Zahl. Immer ist, wo möglich, die ugrische Grundform vorangestellt (meist mit dem Hinweis auf Budenz' Wörterbuch), darauf kommen die Formen der einzelnen Samojedensprachen und zum Schluss die nöthigen Erläuterungen. Der Fortsetzung dieser Untersuchungen dürfen wir mit lebhaftem Interesse entgegensehen.

Zunächst folgt dann die erste Hälfte einer wertvollen Studie Julius Zolnai's: *Syntaktische Forschungen*. Zolnai befasst sich mit den Wandlungen, die auf der Verdunkelung syntaktischer Verbände beruhen. Im ersten Abschnitte zeigt er, wie die Entwicklung des Wortes vom Satze ausgeht und wie wichtig dieses syntaktische Princip für die Erklärung sprachlicher Erscheinungen ist. Er beweist dies zunächst an der interessanten Analyse einiger sonst schwer verständlicher Wortformen: *testvér* Bruder oder Schwester, *egymás* einander, *magamaga* selber, *nélkül* ohne, *mintegy* gleichsam. *Testvér* z. B. bedeutet scheinbar ‚Körperblut‘, lautete aber ursprünglich *egy test-vér*, d. h. ein Körper und ein Blut [oder vielmehr eines Körpers Blut], und ist immer so construirt worden: *ő én velem egy test vér*, während man später, nachdem sich die innere Sprachform abgeschwächt hatte, auch sagen konnte: *mi egy-test-vérék vagyunk, ő nekem testvérem*. — *Szereti egy a mást* ‚es liebt einer den andern‘ verwandelte sich nach und nach in *szerezik egy-mást* ‚sie lieben ein-ander‘ u. s. w.

Der zweite Abschnitt behandelt die ‚Adhäsion‘ benachbarter Satzglieder, wodurch einzelne Wortgruppen andern Satzgliedern gegenüber selbständig werden. So sind z. B. die negativen Pronomina *sem-mi*, *sen-ki*, *se-hol*, die demonstrativen *am-az*, *im-ez*, *szint-oly* u. a. entstanden, so die Zahlwörter *tizen-egy*, *huszon-öt* (eigtl. ‚über zehn eins, über zwanzig fünf‘), die nun z. B. das Ordinalsuffix annehmen: *tizenegyedik*, *huszonötödik*, wie im Lateinischen *duodevicesimus* aus *duo-de-viginti* (‚zwei von zwanzig‘) u. s. w. — Hieher gehören die schon von Simonyi behandelten ‚selbständig gewordenen Adverbien‘, wie *tegnap-elött + röl* ‚von vor-gestern‘, *tegnap-elött + i* ‚vorgestr + ig‘ . . . Dann solche Additionen, wie *egy és ugyanaz* ‚ein und derselbe‘, *száz és száz* ‚hundert und hundert‘, woraus dann anstatt *egyben és ugyanabban* und *százával és százával* solche Ausdrücke entstehen: *egy és ugyanabban* (wie auch deutsch in ein und dem-

selben Hause), *száz és százával* (wörtlich zu hundert und hundertern). — Aus den appositionellen Verbänden *mi az ördög?* *mi a manó?* (was der Teufel) entstehen die Ausdrücke *mi-az-ördögöt?* *mi-a-manónak?* wie im Deutschen was für-einer aus was für einen u. dgl. — All dies wird vom Verfasser an der Hand einer fleißigen Sammlung von Uebergangsbeispielen entwickelt, an denen sich die betreffenden Wandlungen von Schritt zu Schritt verfolgen lassen. Andere drei Abschnitte werden im zweiten Hefte folgen.

Der folgende Artikel von Josef Balassa handelt über die *Entwicklung der Sprache des Kindes*. Der Verfasser wird im zweiten Hefte diese Entwicklung mit Hilfe eigener Beobachtungen und des berühmten Buches von Preyer (*Die Seele des Kindes*) schildern. Vorläufig theilt er die interessanten Beobachtungen mit, die er an seinem eigenen Kinde angestellt. Eine eingehendere Besprechung wollen wir nach Erscheinen des zweiten Theiles nachholen.

Gedeon Petz liefert den ersten indogermanistischen Aufsatz, den Anfang einer orientierenden Artikelserie über den heutigen Stand der indogermanischen Lautlehre. Nach einer kurzen allgemeinen Einleitung gibt er eine eingehende Darstellung des indogermanischen *Vocalismus*, wie er nacheinander bei Bopp, Schleicher, Curtius und nach der Auffassung der neuesten Schule, namentlich Amelung, Brugmann und Collitz erscheint. Eine Auswahl illustrierender Beispiele beschließt den lehrreichen Artikel.

Bernhard Munkácsi veröffentlicht ebenfalls *Beiträge zur samojedisch-ugrischen Sprachvergleichung*, indem er zu 173 Wörtern des von Budenz herausgegebenen jurakisch-samojedischen Wörterverzeichnisses ugrische, und zwar meistens wogulische und ostjakische. Beispiele zusammenstellt. Diese bieten viel Interessantes und treffen natürlich oft mit den Halász'schen Wortvergleichen zusammen. (Hier und da fügt auch der Redacteur einzelne Vermuthungen hinzu).

In der Rubrik der *Anzeigen* wird vor allem v. d. Gabelentz' bedeutendes Werk besprochen (*Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*, Leipzig 1891), und zwar von Alexius Kalmár. Die Besprechung ist natürlich äußerst anerkennend. *«Mit Interesse nehmen wir das Buch von G. in die Hand, mit Enthusiasmus lesen wir's zu Ende . . . Wer den heutigen Stand der Sprachwissenschaft zu kennen wünscht, der lese Gabelentz, und wer sich an eine unbefangene Denkart gewöhnen will, der wende sich an ihn! Uns, dem Volke nicht-indogermanischer Sprache, erschien in den Werken bisheriger Sprachforscher so manches als ungerecht, doch als wir dagegen rasonniren wollten, klang uns immer die geringschätzigste Antwort ins Ohr: pro domo sua. Gabelentz begeht jenes Unrecht nicht, sondern vertheidigt uns vielmehr (zwar nicht eben uns und vielleicht uns am wenigsten, sondern alle Sprachstämme) gegen die bisherigen Missverständnisse und entkräftigt die Vorwürfe gegen die Agglutination so übereinstimmend mit Simonyi, wie wenn er dessen *Magyar nyelv* gelesen hätte.»* Kalmár gibt eine kurze, aber treffliche Darstellung vom Inhalt des Werkes und hat nur gegen die logische Classification der Redeformen (308 u. ff.) einiges einzuwenden.

Emil Setälä, Docent in Helsingfors, gibt eine Anzeige von Wilh. Thomsen's (des bedeutenden dänischen Sprachforschers und Mitgliebes unserer Akademie)

Forschungen auf dem Gebiete der finnischen Sprachgeschichte. Vorläufig bespricht er dessen älteres Werk *Ueber den Einfluss der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen* (dänisch 1869, deutsch 1870). Thomsen hat darin den Beweis erbracht, dass die finnisch-lappischen Sprachen schon vor ungefähr zwei Jahrtausenden eine Menge germanischer Wörter in sich aufgenommen haben, mithin eine wichtige Quelle für die Erforschung germanischer Sprachgeschichte abgeben. «Der Verfasser hat an seinem Werk mit solcher Umsicht und solchem Scharfsinn gearbeitet, dass es noch heute nichts an Wert eingebüßt hat, obwohl sich seit den letzten zwanzig Jahren ein gründlicher Wandel in der Sprachwissenschaft vollzogen hat.» Ein zweiter Artikel wird das neuere, größer angelegte Werk Thomsens besprechen (*Berührungen zwischen den finnischen und den baltischen — litauisch-lettischen — Sprachen*, 1890).

Noch zeigt Géza Rózsá das Werk von A. Darmesteter über französische Wortbildung an (*De la création actuelle de mots nouveaux dans la langue française et des lois qui l'arégissent*, Paris 1877). Er theilt daraus in aller Kürze die Geschichte der französischen Neologen- und Orthologenkämpfe mit, die für uns besonders interessant sind, weil es hierzulande seit einem Jahrhunderte ebensolche Kämpfe gibt. Darauf folgt eine Inhaltsangabe des Darmesteter'schen Werkes.

Unter den kleinern Mittheilungen lesen wir vor allem einen Nekrolog über Josef Szvorényi, oder vielmehr eine Würdigung seiner literarischen Wirksamkeit. Außer einigen gediegenen Arbeiten über ungarische Neologie, machte er sich besonders verdient durch seine sorgfältig gearbeitete Schulgrammatik, die erste, die der Syntax die ihr gebührende Stelle einräumte.

B. Munkácsi stellt eine Reihe Culturwörter aus den kaukasischen Sprachen mit uralischen Parallelen zusammen. Die kaukasischen Daten entnimmt er den handschriftlichen Sammlungen des Herrn R. Erkert, gewesenen Gouverneurs von Kaukasien. Wir finden da einzelne wichtige Culturbegriffe, die darauf hindeuten, dass die beiden Völkergruppen einst in lothafem Verkehr gestanden haben müssen; so die Begriffe ‚Mann, Feuer, Salz, Ei, Glas, Hafer, Nuss, Hund, Maus, Schwan, Rabe‘ u. s. w. (Z. B. ostj. *zoj*, *zuj*, *zu* ‚Mann, Männchen‘: kabardinisch *zio*, *zu* ‚Männchen‘; ung. *túz*, ostj. *tüget*, samoj. *tuj*, *tü*, tungus. *togo*, mandsch. *tuwa*: awarisch *tea*: ung. *kutya* ‚Hund‘: avar. *khuca* ‚Hündin‘; ung. *holló*, wogul. *zulaz* ‚Rabe‘: tscherkessisch *zulaz*, avar. *ghelo* etc. ‚Rabe.‘)

Es folgen nun Auszüge aus drei Necrologen über Paul Hunfalvy. Den einen hat Franz Misteli, der bekannte Baseler Sprachforscher, in der *Allg. Schweizer Zeitung* veröffentlicht, den zweiten Emil Setälä in der finnischen Zeitschrift *Valvoja*, der dritte ist dem Nachlasse Budenz' entnommen und diente eigentlich als Vorbereitung zu einer Denkrede über Hunfalvy.

Oskar Ásbóth schließt sich dem Wunsche Sasinek's in der Zeitschrift *Történelmi Tár* (Historisches Archiv) an, es möge zu den alten ungarischen Geschichtsquellen ein ähnliches Glossar redigiert werden, wie Brandl's *Glossarium illustrans bohemicomoravicae historiae fontes* (Brünn 1876). Zugleich erhebt Ásbóth begründete Einwendungen gegen einzelne Erklärungen Sasinek's.

In den Lückenbüßern gibt der Redacteur Kunde von der in Helsingfors geplanten Zeitschrift E. Setälä's und K. Krohn's: *Finnisch-ugrische Forschungen*, — dann von Brugmann's und Streitberg's Zeitschrift *Indogermanische*

Forschungen, — schließlich erklärt er einige ungarische Lehnwörter, die theils dem Deutschen, theils dem Italienischen entnommen sind (*málha* = ahd. *malaha*, *portéka* = *parteke*, *portya* = *partei*; — *ampolna* = *ampolla*, *angária* = *angaria*, *bakator* = *bacca d'or*, *bakó* Henker = *baco* Krampus, *bécs* Heller = *bezzo*, *berzseny* = *verzino*). — Endlich ist noch eine Mittheilung Ignaz Goldziher's über Kőrösi Csoma's Nachlass und eine Notiz B. Munkácsi's über das wogulische *khals* zu erwähnen.

Die *Nyelvstudományi Közlemények* erscheinen vierteljährlich; der Preis beträgt für den Jahrgang drei Gulden, für einzelne Hefte (8 Bog. stark) 75 Kreuzer.

JOHANN HEINRICH BISTERFELD.

III.

Es ist beinahe unmöglich, Puffendorf's Behauptung, dass Bisterfeld im Jahre 1637 unter dem Namen Henricus Meerbothus als Abgesandter des Fürsten nach Schweden zog, und im Landtag zu Stockholm zweimal gehört wurde.¹ Dagegen haben wir von den Reisen, die in den folgenden Jahren von Bisterfeld unternommen wurden, beinahe genaue Kenntnis.

Die erste Reise (1638) diente vornehmlich zwei Zwecken. Es galt zunächst, das Werk gegen die Socinianer, das dem Fürsten gewidmet wurde, drucken zu lassen, umso mehr, als die Socinianer die Arbeit Crells noch beständig als unwiderlegbar hochpriesen. Da aber Bisterfeld's Arbeit auch allgemeine christliche (nicht nur siebenbürgische) Interessen in Schutz nahm, so fand man es für zweckmäßig, das Werk im Auslande, und zwar bei dem berühmten Elzevir in Amsterdam ans Licht zu schicken. So hatte denn Bisterfeld's Reise auch auf die hierüber zu eröffnenden Verhandlungen Rücksicht.

Viel wichtiger war aber die mit der Reise verbundene diplomatische Sendung, die durch die Ereignisse am Schlachtfelde hervorgerufen wurde. Die Franzosen wurden nämlich von dem kaiserlichen Heere geschlagen, dagegen hatten Bernhard von Weimar und die Schweden die Lage des Kaisers zu einer bedrängten gestaltet.² Da wollte nun der Fürst auch an dem Kampfe um die evangelische Sache theilnehmen und Bisterfeld hatte die Aufgabe, hierüber mit dem Könige von Frankreich zu unterhandeln.

Aber auch während der verwickeltesten diplomatischen Aufgaben blieb sein Interesse für die Wissenschaft und die Forschung obenan. Die Verbindung mit Hartlib, von der wir nur mehr eine Ahnung haben, scheint recht lebhaft gewesen zu sein, die auch zu einer Einladung nach England seitens Hartlib geführt hatte.

¹ Puffendorf IX. p. 312, sind nur aus Bod. o. c. p. 445 bekannt. Anderswo findet sich über diese Reise nichts verzeichnet.

² Gindely: Gesch. d. 30j. Krieges in 3 Abtheilungen. Leipzig-Prag 1884. 111. p. 119 ff.

Als sich nun Bisterfeld nicht weit Hamburgs — in Rheinberg — aufhielt, sendete er einen ausführlichen Brief an Hartlib. Zunächst meldete er ihm, er werde sich die Reise nach England von Hamburg aus wohl überlegen, denn einmal müssten sie sich schon gegenseitig aussprechen. Zur Vermittlung ihrer Correspondenz werden sie Rulicius bitten müssen, da einmal Rivetus kein Geld annehmen wolle.

Er lässt einen gemeinsamen englischen Freund, Hubener grüßen, und er preist Englands Ruhe. Er schreibt ferner: «*Otium negotiosum ambio. Die akademischen Händel taugen im grundt nichts: muss ich mein mühseliges Leben in Siebenbürgen Zubringen, bin — auch mit Gottes willen Zufrieden. Wie er allenthalben ist, kann man ihm auch allenthalben dienen.*» *Prælia Conatum Comensianorum*³ habe ich noch zu Weiffenburg gesehen, H. Alstedius hat sie noch, mein geringes Urtheil ist das. Ich bekenne in der Wahrheit, dass ich nicht allein eben dieselbige Gedanken gehabt, als wie er in dem letzten Schreiben andeutet, sondern auch beinahe eben dieselbige Wort gebraucht hatte.» Er führt ferner — in lateinischer Sprache — aus, dass er mit den Ideen des Comenius völlig übereinstimme, und nur bedaure, nicht ein halbes Jahr Ruhe zu haben, um den Mund der Zoden zu stopfen. Er erwähnt seine «ältere Tochter» die 6 Jahre alt sei, und die er in die auf diese Weise zusammengestellten Axiomata einzuführen gedenke, wenn er nach Dacien zurückgekehrt sein werde. Zu der Publication selbst bemerkt er, er hätte die Vorrede Hartlib's etwas kühler gewünscht. Eine wahre Encyclopaëdie sei auch nach seiner Ansicht ein angemessenes Gemälde der Natur oder der Dinge. — Er selbst habe übrigens auch den Plan eines Werkes: *Phosphorus Catholicus* oder *Ars auditandi* gefasst. Es folgt noch ein Lob der *Ars Magna* des Lullus, wie auch der Dureusechen Projekte und eine Bitte um Protection für einen Jüngling.⁴

In Paris wurde Bisterfeld im Juli (1638) vom Könige empfangen, man versicherte ihn, die Anträge des Fürsten seien sehr willkommen; der König selbst sandte den 29. Juli du Bois d'Avangourt nach Siebenbürgen, damit er mit dem Fürsten verhandle. — Das Benehmen der Franzosen war nicht ganz correct; sie verhandelten im Geheimen auch mit dem Kaiser und so lag ihnen an dem Erwerbe neuer Bundesgenossen eigentlich nicht viel.⁵

In Paris bekam Bisterfeld noch einen Brief von Hartlib, auf den er mit der Betonung seiner Aufrichtigkeit antwortet. Eine Rückkehr in diese Gegenden (wahrscheinlich Holland) würden ihm sein Volksstamm, Geschlecht, sein Genius und sein Geist anrathen; gefällt es jedoch seinem Fürsten anders, was hat er da zu thun? Es sei unaussprechlich, wie sehr er mit Arbeiten überbürdet sei; er komme

³ Ein Werk, das Hartlib in Oxford 1617 herausgegeben. Unter anderem wird da die Nothwendigkeit einer gemeinverständlichen Bearbeitung der Philosophie gefordert, so dass sie auch für ein kleines Kind verständlich werde,

⁴ Dieser Brief ist anonym und ohne Datum (wahrscheinlich als Concept) im Brit. Mus. MS. Slane 421—432 enthalten. Den Briefschreiber ist nach dem Mitgetheilten nicht schwer zu errathen, der Adressat konnte kaum ein anderes als Hartlib sein.

⁵ Szilágyi S. Okmánytár I. Rákóczy György svéd és francia szövetségeseinek történetéhez p. 19.

nur wie durch Wunder dazu, über die Selteneren nachzudenken. — Zu den Arbeitsplänen des Comenius, die Hartlib befürwortet, melde er sich vom Herzen gerne, und es sei auch zu loben, wenn Hartlib den praktischen Gebrauch des Wissens in den Vordergrund stelle. Die neueren Sprachen werden da ihre Aufgaben erfüllen, die deutsche, werde sie nur ausgebildet, die lateinische weit übertreffen. Es sei auch kein Zweifel, dass letztere mit dem Antichrist begraben werden wird. Es folgt zum Schluss noch ein Lob der Methode des Duraeus.⁶

Alle weiteren Spuren dieser Verbindung verschwinden für uns. Aber auch über Bisterfeld's weitere Reisen in diesem Jahre fehlen uns die Nachrichten, es scheint, dass er erst in folgendem nach Weifenburg kam. — Der französische Gesandte du Bois d'Avangour wurde im November vom Könige zurückgerufen⁷ aber der Fürst theilte den inmitten erfolgten Tod Alsted's im Dezember 1638 nach Frankreich mit, damit man ihn dem noch immer auf Reisen begriffenen Bisterfeld zu wissen gebe. In diesem Briefe fordert der Fürst den Grafen auf, er möge Bisterfeld behilflich sein, um eine neue entsprechende Kraft zu gewinnen. Es scheint, dass Bisterfeld den Rückweg über Venedig genommen habe.⁸

Im folgenden Jahre bereiste Bisterfeld einen großen Theil Europas. Es scheint, dass er directe nach Holland zog; den 5. März war er in Amsterdam.⁹ Nachdem der Fürst seine Spur verloren, frug er bei dem französischen Gesandten in Danzig nach ihm;¹⁰ den 9. Mai war Bisterfeld wieder in Paris angekommen.¹¹ Die Franzosen haben ihn mit großer Bereitwilligkeit empfangen, aber ein bestimmtes Ziel konnte seine Botschaft umso weniger erreichen, als er zum Abschluss eines Bündnisses gar nicht bevollmächtigt war, und wegen Geldmangels, früher als er's gewünscht hätte, Paris verlassen musste.¹²

Den 17. Juni war er noch in Venedig, wo ihn die Geldsendung des Fürsten erwartet hatte.¹³ Sein Ziel, nach Konstantinopel hinüber zu fahren, wurde durch einen schwebenden Streit vereitelt; und obwohl dies Hindernis bald beseitigt worden, und der Botschafter des Fürsten an der Pforte bereits auch die Begrüßung verfasst, die Bisterfeld dem Sultan vorzusagen hätte,¹⁴ blieb die Reise doch aus, und Bisterfeld kehrte über Belgrad nach Hause¹⁵ und übergab den 7. November 1639 einen ausführlichen Bericht über seine Reise. Darnach wäre ein Abschluss des Bündnisses durch Mangel an Vollmacht hintangehalten worden, welche man ihm aus verschiedenen Gründen nicht ertheilt hatte. Doch habe der König die Idee eines Bündnisses mit Wärme erfasst, und da das Haupthindernis an der Pforte

⁶ Brit. Mus. a. a. O.

⁷ Okmánytár p. 31, 32.

⁸ Okmánytár p. 20.

⁹ Rákóczy an d'Avangour 24 Jun. 1639. Tört. Tár 1889. p. 695.

¹⁰ Rákóczy's Briefe v. I. Mai u. 8. Juli desselben Jahres a. a. O.

¹¹ Vgl. das Memorandum für d'Avaux; T. Tár. o. a. O. p. 692. 694.

¹² A. a. O. p. 698.

¹³ Rákóczy an d'Avangour d. 17. Juli 1639. a. a. O. p. 701.

¹⁴ Szilágyi S. Levelek és Okiratok I. Rákóczy Gy. keleti összekött. Bud. 1883. p. 558.

¹⁵ Dasselbst p. 551.

liege, so werde er zu derselben einen neuen Gesandten schicken, der eine bessere Stimmung für das Bündnis schaffe. — Mit diesem neuen Gesandten an der Pforte, Cesius, trat Bisterfeld in eine Correspondenz, wahrscheinlich mit politischer Tendenz, deren Spuren bis zum Jahre 1642 hinunterreichen.¹⁶

Der Tod Alsted's fällt zwischen diese beiden Reisen (1638 Dezember); ob Bisterfeld des Fürsten Aufforderung, ihm einen Nachfolger an Alsted's Stelle zu verschaffen, günstig erledigt, davon verlautet nichts.

Inzwischen ist sein Werk gegen Crell in schöner Ausstattung erschienen und hat in kurzer Zeit seinen Namen in der ganzen Christenheit bekannt gemacht. Aus dem Vorworte dieses Werkes ist auch der Grund zu ersehen, warum er durch das Zögern der Franzosen beim Abschluss des Bündnisses so sehr beunruhigt war. Er schrieb nämlich schon Anfangs 1638: «Alle jene, die in die prophetischen Bücher der h. Schrift tiefer eindringen, . . . wissen es, dass wir in einer Zeit leben, in der es Gott beschloss, die Bewohner der ganzen Welt auf eine ausgewählte Weise auf die Probe zu stellen.»¹⁷ Siehe, es trennt uns so eine kurze Zeit von der Ankunft Christi, bis dahin sollte noch so vieles geschehen, und die Berufenen können in der Arbeit theils gar nicht theilnehmen, theils schweigen sie. Von den vielen Briefen, zu denen ihn seine Ungeduld angetrieben, kennen wir nur einige. So fordert er in den Jahren 1639—40 die Franzosen wiederholt auf, sie mögen das Bündnis endlich einmal abschließen.¹⁸ Doch kam nichts, als eine freundliche Antwort, das Bündnis selbst wurde nicht abgeschlossen.

Unterdessen verwertete Bisterfeld seine Zeit auf mehrfache Art. Er verkehrte recht lebhaft mit Herzog Sigismund, den jugendlichen Geist dieses Fürsten zum Studium der Philosophie aneifernd. Er bereitete ferner die Indices zu dem großen Werke seines Schwiegervaters, Alsted's *Prodromus Religionis Triumphantis* etc. Wie anstrengend auch diese Arbeit war, möge man daran ermessen, dass es sich um 7 Register gehandelt hat zu einem Werke, das beinahe 1200 Folioseiten umfasst.¹⁹ Praktische Erwägungen, um die Brauchbarkeit des großen Werkes nur zu heben, werden ihn zu dieser Arbeit ebenso veranlasst haben, als die Pietät gegen seinen Schwiegervater, und man sieht aus der gewissenhaften Ausführung des Unternehmens, dass er nicht nur einen feinen, fruchtbaren Geist, sondern auch unermüdete Arbeitskraft besaß. Jedoch bevor noch diese Indices erscheinen konnten, trat ein Abschied ein. Im Juni 1640 wurde Sigismund öffentlich geprüft, um dann ins öffentliche Leben zu treten. Der 17-jährige Jüngling bestand die Prüfung mit seltener Fertigkeit,²⁰ und es war gewiss nicht bloß Schmeichelei,

¹⁶ Dasselbe die Briefe von 2. Nov. 1639 u. s. w.; noch 18. 1643. vermittelt Kéthy die Briefe, daselbst p. 727.

¹⁷ Bisterfeldii De us Deo etc. Dedic. Epistola.

¹⁸ Unter anderem machen wir hier auf den Brief vom 10. Juli 1640 aufmerksam. Diese Briefe sind alle mitgetheilt worden im Tört. Tár 1889. IV. und 1890. I.

¹⁹ Diese sind auch besonders erschienen unter dem Titel: *Indices VII ad Prodromum Religionis Triumphantis J. H. Alstedii Albæ Julisæ 1641.*

²⁰ Siehe hierüber das Buch: *Sallas Dæica, quam illustrissimus Dom. Sigismundus Rakoci in d. 7 Maii, anno MDCXL præstitit, porroque præstabit. Albæ Julisæ 1640; mit einer Vorrede von Bisterfeld: Lectori Benevolo.*

wenn Bisterfeld diese Prüfung mit jenem Traume verglich, durch welchen Tanaquill über die große Zukunft des Servius Tullius belehrt wurde; doch stellte Bisterfeld begreiflicher Weise diese Prüfung höher, da sie eine reale Grundlage für Schlussfolgerungen über die schöne Zukunft Sigismund's biete gegenüber dem Aberglauben der Traumdeuter.²¹ Diese Prüfung, die Bisterfeld beschrieben, war wesentlich die Darstellung eines Schauspiels, die Sigismund Gelegenheit bot, seine Geschicklichkeit im lateinischen Stil, wie auch die Früchte seiner Erziehung vorzuzeigen.

Uns interessieren in dem, aus gelehrten Dialogen bestehenden Schauspiel hauptsächlich die einzelnen Angaben, die die Methode des Unterrichts beleuchten. Nachdem Sigismund den Wert, den er auf die lateinische Sprache setze, besonders hervorgehoben, frug der König (von einem Genossen, Gregor Padányi dargestellt), welche Autoren er denn benützt hätte.²² Der Herzog antwortete, er habe vor allem die Centurien, die bereits ganz Europa erobert haben, erlernt, und habe daraus den Wortschatz geschöpft. Man hat unter diesen Centurien die 100 Abschnitte der Comenius'schen *Janua* zu verstehen. Nach der Aneignung des Wortschatzes blätterte er theils wegen der Sicherheit, theils wegen des Stils die Grammatik Melancthon's und Molnár's. Auf die Frage, ob er aus der Grammatik auswendig gelernt habe, antwortet er mit nein. Die mannigfaltigen dunkeln Regeln der Grammatik seien sehr dazu geeignet, den jugendlichen Geist von der Schule abzuschrecken. Darum habe er zunächst die erwähnten Centurien durchgenommen, wurde dadurch zum Verständnis der schwierigsten Autoren und der Grammatik befähigt, über die er dann sagt: *«volvi, revolvi et versavi assidue»*.²³ Der König billigte das Verfahren, das auch eine Stilübung, die Sigismund im höheren lateinischen Stil recht gewandt zeigte, anempfahl und nun wurde der Herzog aus den übrigen Gegenständen ausgefragt. Offenherzig bekannte er, er habe die Theologie neben der Philosophie ein wenig vernachlässigt, worauf er von dem König zur Einholung des Versäumten verurtheilt wurde. Nach einer kurzen Abwesenheit zurückkehrend, gab er an, er habe sich unterdessen mit Neuem Testament beschäftigt, und auf die Aufforderung des Königs, er möge, was er wisse, hersagen, sendete er voraus, er habe 5000 Sentenzen aus der erwähnten Schrift inne, und hat auch einige, nach gewissen Kategorien gruppiert, hergesagt; natürlich, wegen der Kürze der Zeit nicht alle. Das Buch Bisterfeld's zählt aber 1000 auf.²⁴ Darnach folgten die Schlussreden; die allerletzte hatte Bisterfeld gehalten. Er pries den Reichtum der Familie, der in solchen hoffnungsvollen Söhnen begründet ist; und er fordert, mit Hinweis auf die große Vergangenheit der Ungarn und der Familie Rákóczy, die Jünglinge auf, sie mögen die schönste Zeit, die herrlichsten Tage jener wiederherstellen, und er schloss seine Worte mit einem Gleichnis, indem er wünschte, sie mögen, wie Caesar, aus Afrika zurückkehrend einen vierfachen

²¹ Daselbst p. 144—145.

²² Daselbst p. 39.

²³ Daselbst.

²⁴ Daselbst p. 50—95.

Triumph hielt, ebenfalls je größere Triumphe für die Familie, Schule, Kirche und das Vaterland zu bereiten trachten.²⁵

Der Schmerz des Abschiedes wurde durch die Hoffnungen gelindert, die für Sigismund's Zukunft von allen, die ihn kannten, gepflegt wurden. Aber auch die Menge der Arbeiten hinderte Bisterfeld darin, dass er sich einer nutzlosen Betrachtung überlasse, und die Erwartung der heißersehnten Ankunft Christi und der noch vorher zu kommenden Katastrophe stärkte ihn in seinen Arbeiten. Darin befestigte ihn auch seine Freundschaft mit Comenius, der auch mit ganzem Leib und ganzer Seele Chiliaist war, und über dessen Pläne und Arbeiten wir oben berichtet haben.

Nur sehr spärliche Daten besitzen wir von einer Berufung, die an Bisterfeld wegen Uebernahme einer Professur in Holland gerichtet war. Comenius erbat sich in einem, an seinen Patron L. de Geer gerichteten Briefe Holland als Anfechtung und Wirkungsort, wo ihm Bisterfelds Nähe höchst wohlthuend werde, da Niemand für die Pansophie mehr Eifer an den Tag lege, als dieser. Ist auch aus diesem Projecte nichts geworden, so hatte man doch für die Reformen des Comenius genügend Sinn, was auch daraus erhellt, dass Piscator im Jahre 1643 dessen Vestibulum in die Schule einführte,²⁶ und dessen sprachmethodische Principien auf diese Weise in Siebenbürgen heimisch wurden.

Auch die Familienverhältnisse erlitten bald eine wesentliche Aenderung. Nach dem Tode seines Schwiegervaters wurde auch seine Frau leidend, und sie starb auch nicht lange darauf. Ein neues Bündnis gieng er mit Anna Stenzel ein, und als Zeichen dafür, dass er auch für materielle Angelegenheiten Sinn hatte, führen wir an, dass er sich im Jahre 1645 in Hermannstadt ein Haus kaufte.²⁷

Doch beständig wendete sich die Hauptaufmerksamkeit seiner Seele den Ereignissen des dreißigjährigen Krieges zu, die schon ins Unendliche zu reichen schienen, besonders Männern, wie Bisterfeld, die Roms Fall mit Sehnsucht erwarteten, damit sie sich auf Christi Ankunft vorbereiten. Anfangs 1643 schreibt Bisterfeld an Kassai, er bereite eine Schrift vor über den Lauf des folgenden Jahrhunderts, die er ihm zur Einsicht vorlegen werde. Der Lauf der Natur, des Evangeliums und aller Dinge verspreche bestimmt eine allgemeine Wiedergeburt der Welt.²⁸

Ob er die Schrift auch ausgearbeitet, wissen wir nicht. Wohl ist das Bündnis mit den Franzosen ohne Resultat zerfallen, aber mit Torstenson erschien auf dem Schlachtfelde eine neue Kraft. Dieser ausgezeichnete Feldherr erkannte Siebenbürgens Wichtigkeit bei der Kriegsführung und er sandte auch einen Delegierten nach Siebenbürgen. Niemand war für das zu schließende Bündnis mehr begeistert, als Bisterfeld. Die Verhältnisse gestalteten sich für die Evangelischen immer günstiger. Die schwedischen Gesandten erschienen öfter, die Correspondenz mit ihnen erledigten Herzog Sigismund und Bisterfeld und das Bündnis wurde Ende 1643 abgeschlossen. Ueber dieses Ereignis schreibt der schwedische Gesandte, General Reben-

²⁵ Dasselbst p. 155.

²⁶ Siehe Szabó's o. c. W. II. p. 178.

²⁷ Vgl. Transch: Siebenbürg. Schriftstellerlexikon den Artikel über Bisterfeld.

²⁸ Siehe den Brief in dem o. c. Okmánytár p. 43.

stock an Torstenson: «Der Herr Bisterfeld hat das negotium zu promoviren solche gute affection gegen die H. H. Conföderirten, und nominatim gegen E. Excell. sehen lassen, auch uns dermaßen wohl secundiret und assistentz geleistet, das ich seine gute Intention gegen das gemeine wesen und seine trewe dienste nicht genugsamb zu rühmen und zu recommendiren weiß.»⁹⁹

Während nun der alte Fürst mit Sigismund an dem Feldzuge selbst Theil nahmen, hatte Bisterfeld wieder diplomatische Verhandlungen; es handelte sich darum, das mit den Schweden abgeschlossene Bündnis auf die Franzosen auszu dehnen. Es war nämlich der Vertrag mit den Schweden, von den Franzosen nicht unterzeichnet worden. Die Langwierigkeit der Wege hatte den Aufschub verursacht, den gut zu machen diesmal vom König von Frankreich der Marquis Croissy nach Siebenbürgen geschickt wurde.¹⁰⁰ — Der glückliche Anfang des Feldzuges, den der Fürst 1644 unternommen, wird schon in dem Creditive des Marquis¹⁰¹ erwähnt. Nachdem darin ferner die Aufgabe des Gesandten ausführlich beschrieben, wird der Marquis bevollmächtigt, einige vertraute und einflussreiche Persönlichkeiten in der Umgebung des Fürsten zu belohnen; es wird darunter «Bisterfeld» besonders hervorgehoben, der «le plus intelligent et le plus affectionné» genannt wird. — Croissy war aber auch ohnehin über Bisterfeld genau orientiert. In einem 1644 geschriebenen Briefe gratuliert er dem Bisterfeld zu dem Feldzuge, der wohl hauptsächlich auf dessen Anrathen zu Stande kam; er versichert ferner, dass ihm die Leiter Frankreichs die größte Verehrung entgegenbringen, umso mehr, als sie die besten Entschlüsse des Fürsten ihm zuschreiben.¹⁰²

Im Frühjahr 1645 kam der Marquis nach Siebenbürgen, auch mit dem Zwecke, das schon mit den Schweden abgeschlossene Bündnis mit Punkten, die für die Franzosen von Interesse waren, zu ergänzen. Zu den ersten Verhandlungen, die in Munkács stattfanden, ließ der Fürst auch Bisterfeld rufen. Die Arbeit dauerte länger als einen Monat, die Punkte, die den Franzosen missfielen, wurden geändert, und dies mit dem Erfolg, dass man den neuen Vertrag endlich einmal unterschrieb.

Freudenvoll meldete dies Ereignis Bisterfeld im Namen des Fürsten dem Cardinal Mazarin. Zunächst bittet er um Verzeihung, dass er, ein Unbedeutender, sich getraue, den Cardinal zu stören; es sei dies nicht sein Wille; sein Herr und Fürst habe ihn aus dem ruhigen Schatten der Schulen an das Licht des öffent-

⁹⁹ Dieser Brief, den 30. Nov. von Weissenburg datirt, findet sich abgedruckt in dem o. c. Okmánytár p. 121. Der Zeitpunkt des Abschlusses war der 6/16. Nov. desselben Jahres.

¹⁰⁰ Vgl. hierüber Szilágyi S.: Rákóczy Zsigmond etc. p. 58.

¹⁰¹ Vgl. Instruction a Mrs Croissy s'en allant vers le prince de Transylvanie 15. September 1644. — Tört. Tár 1890. p. 61.

¹⁰² Vgl. Okmánytár p. 210. «Interim possum te assecurare Suam celsitudinem posse sibi gratulari . . teque tibi de gloria quod tam opportune S. C. bellum suscepit. Nec possum quin etiam in antecessum tecertum reddam de honore, quem tibi apud Dominos nostros præcipuos Ministros, qui bonis tuis consiliis bonam partem laudatissimarum resolutionum Domini Principis ascribunt, quæque ipsius existimationem ac gloriam plurimum augent.»

lichen Lebens gerufen, und ihm angeordnet, dass er mit seinen Ideen den Abschluss des schon seit 7 Jahren erwarteten, bisher stets vereitelten Bündnisses fördere; und da nun der Erfolg nicht ansgeblieben ist, wurde er von demselben Fürsten betraut, dem Cardinal hierüber zu berichten, der doch mit seinem Rath und seiner Anleitung das gegenseitige Verhältniß soweit gebracht. Der Schreiber des Briefes erachtet es nicht für nöthig, die Tugenden seines Fürsten zu schildern, wohl aber sei es seine Pflicht, die Geschicklichkeit, Weisheit und die glückliche Hand des französischen Bevollmächtigten hervorzuheben. Es tauchten Schwierigkeiten in großer Anzahl auf: die Pforte wurde durch den Gesandten des Kaisers, der Fürst durch Versprechungen, die Stände durch die vielen Uebel, die voraussehen seien, nämlich durch die Unsicherheit der Hilfe, das Verlangen nach dem Frieden, die Listigkeit der Oesterreichischen von dem Bündnisse beinahe abgehalten; es habe aber schließlich die Vortrefflichkeit der Sache und die Großmuth des Fürsten gesiegt und der Vertrag sei abgeschlossen. Der Fürst lasse sich dem Wohlwollen des Königs empfehlen und der Schreiber des Briefes werde sich für glücklich erachten, wenn ihm der Cardinal etwas befehle.³³

Doch wurden die unterdessen von dem Fürsten siegreich geführten Kämpfe dadurch abgeschlossen, dass die Pforte die Verlängerung der Erlaubnis verweigerte.³⁴ Im September 1645 kam wohl Croissy wieder nach Siebenbürgen um einen neuen Vertrag, beziehungsweise ein neues Bündnis abzuschließen.³⁵ Die Verhandlungen wurden von Sigismund und von Bisterfeld in Fogaras geführt.³⁶ Aber lange Zeit dauerten sie nicht; Croissy wurde vom König von Frankreich zurückberufen; das Ergebnis der Unterhandlungen zeigte er den Schweden gar nicht an;³⁷ — durch den Abschluss des Linzer Friedens wurde eine weitere Theilnahme Rákóczy's an dem Feldzug unmöglich.³⁸

Rákóczy vergaß auch während des Krieges seiner Schule in S.-Patak nicht, und ließ im Jahre 1643 durch seinen Gesandten Comenius, der zu dieser Zeit in Elbing weilte, nach Ungarn rufen, damit er die Reform der genannten Schule vornehme; doch Comenius, der eine große Wendung der Dinge eben von den Schweden erwartete, in deren Dienste er stand, rührte sich nicht.³⁹ Für ihn gab es in der Folge der Ereignisse ebenso lauter Enttäuschungen, wie auch für Bisterfeld.⁴⁰ — Eine solche war für den Letzteren der Linzer Friede. In einem, nicht

³³ Der vom 6. Mai 1645, Patak, datierte Brief findet sich abgedruckt in Tört. Tár 1890. p. 74.

³⁴ Vgl. Okmánytár p. 335.

³⁵ Szilágyi S.: Rákóczy Zs. p. 81.

³⁶ Dasselbst p. 82. — ³⁷ Dasselbst.

³⁸ Comenius' Brief an Hotton 1644 Sept. 18. Ep. Com. Mus. Boh.

³⁹ Aus den Briefen Bisterfelds mögen hier einige Excerpte stehen:

•*Modo Succi hoc hieme in Cæsaris ditionibus hybernare possint, videlicet metamorphosum hostibus harrendem, nobis jucundissimam. Ruet Antichristus, regnabit Christus.*

(1645. 7. Jan. an den Fächter).

•*Quidquid sit, si Ecclesiam tuamur, re porte quidem inferorum nobis prae valebunt: Nostra erit Petra illa, cui innititus.* (17. Jan. 1646 an denselben).

Siehe die Briefe: Okmánytár p. 230.

lange nach dem Friedensabschluss an die Gesandten des französischen Königs gerichteten Briefe drückt Bisterfeld über den Abschluss des Friedens seinen Schmerz aus. Nicht als ob er die Völker um den Frieden beneidete, oder gar in dem Blutvergießen sein Gefallen fände, aber ein unbewusster Schrecken sage ihm, dass der Friede nur zur Erneuerung der Rechtsverletzungen führen werde. Aus einem besonderen Dank Bisterfelds an die beiden Grafen lässt sich vermuthen, dass er die 1000 Thaler, mit denen ihn der König von Frankreich zu beehren wünschte, richtig erhalten hat, wogegen der Fürst kaum eine Einwendung erheben durfte.⁴⁰

Seine Aufgabe, die Correspondenz des Fürsten zu führen, hörte mit dem Eintritte des Linzer Friedens nicht auf. Nach den mit den Schweden und mit den Franzosen abgeschlossenen Verträgen hatte der Fürst an gewisse Geldsummen Anrecht, welches jene gerne vergessen hätten.⁴¹ Es war wieder nöthig, zu correspondieren, und wer sollte dies thun, wenn nicht Bisterfeld. Seine gesammten Briefe, die diplomatischen Angelegenheiten gewidmet waren, würden gewiss mehrere Bände ausmachen; aber auch aus den wenigen, die uns erhalten geblieben, können wir uns über seine sorgsame, feine Ausdrucksweise, und seine correcte, zusammenhängende Logik orientieren. Hiegegen verstößt Bisterfeld nie, und wo noch das Thema des Briefes zugleich einen Wunsch seines Herzens bildet, da ergießt sich Wärme über die Zeilen und der Schwung des Schreibers reißt den Leser mit.

In den Schularbeiten war ihm eine Zeit lang ein schlesischer Exulant, Cyprian Kinner, der noch bei Alsteds Leben in Siebenbürgen Zuflucht fand, behilflich gewesen. Dessen Bildung und Kenntnisse soll auch Bisterfeld sehr gelobt haben. — Wie lange er in Siebenbürgen blieb, wissen wir nicht, zu dieser Zeit taucht die Nachricht auf, er sei von Comenius⁴² zu seinem Mitarbeiter nach Elbing berufen worden. Sonst verlautet über die Schularbeiten nichts. In den wenigen Jahren, die noch der alte Fürst am Leben blieb, blieben auch Bisterfelds Ansehen und der Kreis seiner Thätigkeit ungeschwächt aufrecht. Seine Correspondenz mit Sigismund wird jetzt immer reger; sie betrifft die politische Lage, kirchliche Angelegenheiten, die Familie, die Wissenschaft: von dem Schulmann, als solchem, hören wir kaum etwas. In den Vordergrund des allgemeinen Interesses traten nun die Friedensverhandlungen zu Osnabrück; und als diese beendet wurden, starb der alte Fürst, Georg Rákóczy, am 11. November 1648.

Vor seinem Tode that noch die Familie Rákóczy Schritte, um die polnische Krone für sich zu gewinnen; doch wurden die Bemühungen infolge des erwähnten Todesfalles nicht fortgesetzt, und so wurde der polnische Thron anderweit besetzt.⁴³

⁴⁰ Siehe Bisterfelds Brief vom 22. Febr. 1646. Tört. Tár 1890. p. 76.

⁴¹ Behufs der Geschichte dieser Forderungen weisen wir auf den bereits citirten Okmánytár und Tört. Tár Jahrg. 1889 hin.

⁴² Hiertüber, sowie über C. Kinaers Persönlichkeit vgl. Hartlib's Ausgabe von Kinner's Dilucidatio London 1648. (Brit. Mus.)

⁴³ Ueber die polnischen Verbindungen des Hauses Rákóczy spricht ausführlicher Szilágyi S. in seinem Werke: Rákóczy Zsigmond p. 96. Von einer geheimen Botschaft der Polen, die auf den Thron den jungen Herzog Sigismund, jedoch unter

IV.

Der Tod des alten Fürsten scheint auch in der Lage Bisterfeld's einige Veränderungen hervorgebracht zu haben. Jetzt hören wir zuerst bestimmt, dass man ihn nach den Niederlanden, und zwar nach Leyden als Professor berufen habe, und er nahm, wie es aus seinen Briefen scheint, gegen diese Einladung keine zurückweisende Stellung ein.⁴⁴ Am 10. August (1649) schreibt er in dieser Angelegenheit an Siegmund, der damals schon davon weiß,⁴⁵ und zeigt ihm an, dass er seinen endgiltigen Beschluss vom Willen des Fürsten abhängig mache. Sein Hauptzweck bleibt der Dienst des Hauses Rákoczy, diesem kann er sowohl in Belgien, als in Siebenbürgen dienen; im Voraus kann er noch nicht gehen, da er erst die Prüfung ablegen muss; außerdem ist auch seine Frau in gesegnetem Zustande, er möchte daher die Geburt abwarten. Später verlässt er dies auch auf Gott und bereitet sich zur Reise vor. Was der Grund war, dass der Fürst einwilligte, dass sogar Siegmund sich mit dem Gedanken befreundete, seinen geliebten Meister ziehen zu lassen, — ob es ein gespanntes Verhältnis war, oder die Hoffnung, dass er in Belgien, Schweden, Brandenburg, Dänemark, im Mittelpunkte Hollands, den Interessen des Hauses Rákoczy gut werde dienen können — wissen wir nicht. Thatsache ist, dass er Siegmund schon vom Wiedersehen geschrieben,⁴⁶ welches auf der Reise nach Belgien geschehen werde — im August und September ist im Briefwechsel noch die Rede davon — doch im Oktober, an dessen 9-ten die Frau Bisterfelds eine Tochter gebar,⁴⁷ verstummt dieses Gerücht ganz.

Die Hauptgedanken, welche jetzt die fürstliche Familie, und so auch Bisterfeld beschäftigten, waren: die Heirat Sigismunds; die Meinungsverschiedenheit zwischen dem Fürsten und seiner Mutter betreffend die Zahlungen, die nach dem alten Fürsten geblieben waren, der Streit über den Presbyterianismus; die Angelegenheit der Reformierung der Schule von Sárospatak; der Osnabrücker Frieden und dessen Bestand. In allen diesen Fragen war Bisterfeld verpflichtet, seine Meinung kund zu geben, oft auch zu handeln. — So geschah gleich betreffs der Heirat Sigismunds ein wiederholter Ideenaustausch zwischen ihm und Siegmund. Durch seine deutschländischen und belgischen Verbindungen zog er über die Töchter der ausländischen Fürsten Erkundigungen ein, die er, nachdem er sich nach jeder Richtung hin orientiert hatte, an Siegmund übersandte. Diese Frage beschäftigte ihn länger als ein Jahr, die Wahl war zuerst zwischen der Tochter des moldwanischen Wojwoden, Lupul; dann zwischen den oranischen, pfälzischen und hessi-

der Bedingung des Uebertrittes zur kathol. Religion wünschte, finden wir eine interessante Erzählung bei Comenius, der behauptet, dieselbe von Sigismund gehört zu haben. Vgl. *Lux e tenebris*, 111. p. 192.

⁴⁴ Ein großer Theil der Briefe, auf die ich mich nun berufen werde, ist in den Jahrgängen 1887—90 der Zeitschrift *Történelmi Társ.* unter dem Titel *Rákoczy Zsigmond levelezése* erschienen; ich werde nur das Datum der Briefe citieren, wonach diese leicht aufgefunden werden können. Mit Bezug auf diese Berufung vgl. den Brief vom 23. Aug. 1649.

⁴⁵ Vgl. dessen Brief vom 15. Aug.

schen Prinzessinnen. In dieser Sache correspondierten mit Bisterfeld meistens Rulicius aus Amsterdam, der über die oranische, und Sengelius aus Kassel, der über die hessische Pfalzgräfin Nachrichten schickte. Bisterfeld gab zwar einige, im Allgemeinen gesagte Anweisungen und empfahl seinerseits besonders die oranische; doch positive Stellung wollte er bei keiner nehmen. Er ehrte das Recht des Herzens und würdigte den Wunsch des Fürsten, dass auch das Außere gefällig sei, außerdem machte er ihn auf die Bleichheit der Frauen in der Zeit der Heirat aufmerksam, welche Bleichheit wohl nicht immer ein Zeichen von Kränklichkeit sei, doch erinnerte er ihn an die Pflicht, die mit seiner Stellung verbunden sei, und die ihn darauf hinweise, ja hinweisen müsse, bei der Frage nach einer passenden Heirat seinen eigenen Willen dem Wohle seines Volkes und seiner Kirche unterzuordnen.⁴⁸ Nachdem endlich die Wahl doch auf die Tochter des pfälzischen Kurfürsten fiel, musste Bisterfeld, soweit ihn dieser eheliche Bund berührte, mit dieser Erledigung der Frage zufrieden sein.

Desto größeren Schmerz hatte er in einer anderen Familienangelegenheit. Wir meinen die Sache der türkischen Schuld. Diese Schuld, welche von Georg Rákoczy geblieben war, war wahrscheinlich eine fürstliche, und nicht Privatschuld, darum wollte sie Susanna Lorántfi auch nicht tilgen, was Georg oft in ärgerlichem Tone von ihr verlangte. Bisterfelds Briefe sind voll Bitterkeit, wenn er in dieser Angelegenheit schreibt.⁴⁹ Eine bestimmte Stellung nimmt er in Betreff der Gerechtigkeit der Frage nicht, doch macht er den in Patak weilenden Sigismund aufmerksam, welche Folgen die Nichterfüllung dieses Wunsches des Fürsten haben könne.⁵⁰ Fast in jedem Briefe, der von dieser Sache spricht, weist er darauf hin, wie sich die Feinde des Hauses freuen würden, wenn sie von diesen Zwistigkeiten Kenntnis hätten und innigst bittet er Sigismund, dafür einzutreten, dass der Fürst das Geld bekomme. Welches Ende diese Sache nahm, wissen wir nicht.

Außer diesen brachten auch die Bewegungen des Presbyterianismus einige Gegensätze in die Kirche. Schon zu Lebzeiten des alten Fürsten hatte eine Synode diese Bewegung verboten, doch hatte der Fürst die Erklärung der Synode nicht bekräftigt.⁵¹ Jetzt kamen sie zum neuen Fürsten, er möge die damals nicht erledigten Canones bestätigen. Im Sommer 1649 berief der Fürst eine Synode ein, welche den Zwist möglichst beendige; doch die Majorität hatten jene, die den Presbyterianismus verfolgen wollten. Das männliche Auftreten des Fürsten verhinderte zwar

⁴⁸ Vgl. den Brief vom 26. August.

⁴⁹ Vgl. den Brief vom 9. Okt.

⁵⁰ Wir können uns einer Detaillierung umso mehr enthalten, als die Geschichte von Sigismunds Heirat Al. Szilágyi in der bereits citierten Biographie Sigismunds ausführlich beschrieben hat. Wir bemerken nur, dass Bisterfeld in dieser Frage sehr viele Briefe gewechselt, auch der Ehecontract (Tört. Tár 1889) ist sein Concept; trotzdem konnte er bei der Hochzeit nicht erscheinen, weil eben zu jener Zeit in Siebenbürgen eine Botschaft der Kosaken erschienen war. Siehe Szilágyi's Werk p. 142—162.

⁴⁹ Siehe die Briefe vom 15. Aug., 9. Nov. 1649, und 8. Juni 1650.

⁵⁰ Besonders im Briefe vom 8. Juni 1650.

⁵¹ Szilágyi a. a. O. p. 127.

die Verfolgung der einzelnen Presbyterianer, und hielt so den Frieden im großen Ganzen aufrecht, doch gründlich hatte er dem Uebel nicht abgeholfen.⁵³ Bisterfeld war auf der Seite der Presbyterianer. Medgyesi, deren Hauptführer, war in ständiger Verbindung mit ihm, und seinen, in ungarischer Sprache herausgegebenen Dialog,⁵⁴ der das presbyterianische Kirchenregiment mit geschichtlichen, biblischen und Vernunft-Gründen vertheidigte, hießen sowohl Siegmund, als auch Bisterfeld gut. Darum trat Bisterfeld auch dazwischen, als er glaubte, dass sein Einfluss in den erregten Gemüthern einige Ruhe hervorbringen werde. Dass Bisterfeld selbst an diesem Streite theilgenommen hätte, davon haben wir keine Kenntnis.

Wahrscheinlich hätte es ihm auch seine Zeit nicht erlaubt, zwischen die streitenden Parteien zu treten. Der Eindruck, den man aus seinen Briefen erhält, weist darauf hin, dass er durch die ausländischen Correspondenzen sehr beschäftigt war; man könnte ihn fast den Minister des Aeußern des Fürsten nennen, oder wenn eben nicht dies, wenigstens dessen Kanzleileiter. Interessant ist, dass fast jeder Brief, den er an den Fürsten Sigismund gerichtet, voll Nachrichten von der ausländischen Lage ist, entweder kamen alle Nachrichten, die für den Fürsten bestimmt waren, an ihn, oder fand es der Fürst für gut, diese ihm anzuzeigen. Sehr interessant ist außerdem jene seine Auffassung, dass der Friede nicht endgiltig sei.⁵⁴ In dieser Angelegenheit waren seine Augen dadurch verdunkelt, dass die siebenbürgische Völkerschaft durch den Krieg sehr wenig berührt wurde, oder was noch wahrscheinlicher ist, durch sein Vertrauen in den endgiltigen Sieg des Protestantismus, der, in Betracht der baldigen Ankunft Christi, nicht mehr lange auf sich warten lassen konnte; man musste ihn nur für verschoben betrachten. Es ist möglich, dass beide Umstände diese Auffassung der Situation verursachten.

Demach könnte der Frieden nur durch den gänzlichen Sturz des Papstes errungen werden, hier ist kein Ort für Ausgleiche, Vermittlungen, Rom muss ganz zu Grunde gehen. Es mögen hier einige Stellen aus den an Siegmund gerichteten Briefen stehen, damit wir das spätere Verhalten Siegmunds desto besser verstehen: Am 22. November 1649: Was auch geschehen möge, das Christenthum wird des Krieges nicht los, bis Rom nicht niedergerissen ist. Gebe Gott dies je früher. Am 31. Dezember 1649: Mich bestärkt in meinen Hoffnungen über Roms Verderben täglich theils die Erfahrung, theils die h. Schrift. Der Frieden Germanias wird entweder nicht sein, oder es wird lauter Lüge sein. Am 7. März 1650: Der vollständigen Erneuerung wird ebenso ein theologisches, als auch ein politisches Chaos vorangehen. 4. Juni 1650: Der Königin von Schweden wünsche ich aus ganzem Herzen ein langes Leben; übrigens, wenn sie stirbt, wird ihr Tod den Weg zur Erneuerung der ganzen Welt ebnen.⁵⁵

Darum ist Bisterfeld auch mit der Diplomatie Georgs, trotzdem hauptsäch-

⁵³ Dasselbst und auf den folgenden Seiten.

⁵⁴ Dialogus politico, ecclesiasticus ac presbyteriumröl etc. Bartph: 1650.

⁵⁴ Siehe die Briefe vom 2. Nov. 1649 und 29. Jan. 1650.

⁵⁵ Siehe diese Briefe in Tört. Tár Jahrg. 1890.

lich er deren Seele war, nicht zufrieden; er findet, dass sie manches Mal sehr schwerfällig sei, manchmal wieder über Hals und Kopf arbeite (1649, den 31. Dec.);⁵⁶ im Allgemeinen empfiehlt er auch die Achtsamkeit, hauptsächlich in dem Sinne, dass der Fürst und Siegmund sich zum Kriege vorbereiten, und darum legt er Siegmund die Befestigung seiner Burgen sehr ans Herz.⁵⁷

Jedoch Siegmund interessierten nicht nur die Fragen der Kirche, der Familie und der Politik; die Gelehrsamkeit brachte er mit sich aus der Schule, und diese erlosch weder im Lager, noch in den friedlichen Tagen des gewöhnlichen Lebens. Und in den Fragen der Wissenschaft wendet er sich wieder an Bisterfeld um Rath. Schon vor 10 Jahren, bei seiner Prüfung, gestand er, dass ihn die Fragen der Philosophie mehr interessieren, als die der Theologie; diese Richtung seines Wissensdurstes blieb auch anrecht. Der gelehrte Lehrer macht ihn auf drei Männer aufmerksam: Baco, Campanella und Comenius, die die Hauptrepräsentanten der neueren philosophischen Richtung seien. An Baco und Campanella setzt er aus, dass sie in Lullus' «Ars» nicht eingedrungen seien, oder aus Neid davon geschwiegen hätten. Gegen Comenius wieder, dass er in seinem neuesten Werke die Metaphysik ganz verwerfe, und so seine Encyclopaedia ein Körper ohne Kopf sei. Bei allen dreien findet er jedoch viel Schönes und Nützliches.⁵⁸

Dieser Rath ist ferner im Zusammenhang mit den Fragen Siegmunds über die Reformirung der Pataker Schule.⁵⁹ Zu dieser Reformirung wurde die Fürstin und Siegmund von Tolnai angeeifert,⁶⁰ drum wollten sie auch die Meinung der allgemein anerkannten Autorität, des Bisterfeld, wissen. Bisterfeld entschuldigt sich Ende 1649 damit, dass er jetzt sehr viel zu thun habe;⁶¹ er wolle die Sache eingehender ausarbeiten; doch dasselbe schreibt er auch drei Monate später, im März 1650.⁶² Auf die Aneiferung Tolnai's, dieser so leidenschaftlich liebenden Seele, trat die Fürstin, noch ehe sie den Rath Bisterfelds abgewartet hatte, mit Comenius in Unterhandlungen,⁶³ deren Ergebnis war, dass Comenius, als er im Frühling 1650 nach Szakoleza und Puchó kam,⁶⁴ auch nach Tokaj und Sárospatak hinüberging⁶⁵ und dort seine Ankunft für Herbst versprach, nachdem man seinen Rath angenommen und dessen Befolgung in Aussicht gestellt hatte.⁶⁶

⁵⁶ «In expeditionibus nostris sumus et nimis lardi et nimis precipites.»

⁵⁷ Siehe den Brief vom 14. August 1650.

⁵⁸ Siehe den Brief vom 19. December 1649.

⁵⁹ Diese Frage taucht in dem angeführten Briefe Bisterfeld's zum ersten Male auf.

⁶⁰ Siehe Szilágyi's ob. a. Biographie Siegmunds p. 132.

⁶¹ Siehe den Brief v. 19. December 1649.

⁶² Im Briefe vom 29. März heißt es: «Forsan mors praefecti scholae reformationem retardabit.»

⁶³ Die Vocatoriae sind vom 18. Mai 1650 datiert; das Honorar ist darin nicht verzeichnet; das Recht des freien Wegziehens gelangt darin zu klarem Ausdrucke, so auch, dass der Berufene selbst nicht zu unterrichten brauche. Von demselben Tage ist ein Brief an den Vorstand der Kirche zu Lissa datiert. Diese beiden Briefe der Fürstin Susanne Lorántffy befinden sich im Mus. Boh. Prag.

⁶⁴ Lux e tenebris III. 48. u. ff.

⁶⁵ Comea. op. Did. III. p. 3—5. ⁶⁶ Daselbst.

Unterdessen rief man Bisterfeld wieder weg, und zwar diesmal, wie er selbst sagt, nach Leyden.⁶⁷ Ein gewisser Herr Veelichoven, ein Curator der dortigen Universität, beabsichtigte schon seit Jahren diese Berufung auszuführen; doch diesmal wurde Ernst daraus. — Siegmund erfuhr davon, noch ehe Bisterfeld es dem Fürsten gesagt hätte, doch er nahm diesmal der Einladung gegenüber eine ganz andere Stellung ein. Bisterfeld schrieb auch diesmal (am 29. Jan. 1650), er rüste sich zur Abreise, er sage es vorläufig dem Fürsten noch nicht, doch später, wenn er im Großen fertig sein werde, werde er schnell abreisen. Siegmund fand diesmal, dass Bisterfeld aus mehreren Gründen nicht gehen sollte, und Letzterer, der wie es scheint, unwillig zwar, doch von der Reise abstand, schrieb ihm auch, dass er inconsequenter Weise von der Reise abstehe.⁶⁸

Als ähnlicher falscher Schein erwies sich auch der Fall eines Agenten, mit Namen Reinmann, der mit der vielversprechenden Nachricht nach Ungarn kam, dass Holland, Brandenburg, die Dänen und die Schweden sich vereinigt hätten, um Siegmund zum polnischen Könige zu erheben; drum hätten auch die Oranier ihn zu Rákóczy als Deputierten gesendet, in seiner Uhr war der Brief an den Fürsten. Die abenteuerliche Reise des Agenten in Ungarn beschrieb B. ausführlich an Siegmund, indem er ihn seiner Beachtung empfiehlt, als einen Mann, der eigentlich unter falschem Namen reise, und einmal schon gefangen gewesen sei.⁶⁹ Nachher erkundigte er sich noch einigemal über ihn, große Dinge von ihm erwartend, doch allmählich stirbt das in ihn gesetzte Vertrauen immer mehr und mehr: endlich verräth B. noch, dass er ihn drei Wochen lang bei sich bewirte habe und von ihm ganz anderer Meinung gewesen wäre.⁷⁰

Diese Gastlichkeit und diese Sorgfältigkeit war übrigens nicht nur mit der Hoffnung eines Bündnisplanes im Zusammenhang. Die edle Natur Bisterfeld's brachte es mit sich, dass, wenn ein ausländischer, überhaupt deutschländischer Mann, der der Beachtung wert war, in Siebenbürgen verkehrte, er diesen zu Gaste lud und ihn auch seinem Herren empfahl. So empfiehlt er schon 1644 einen gewissen Schobinger dem Kassai;⁷¹ 1649 Riesberger,⁷² 1650 Riese an Siegmund⁷³ — und gewiss ist mit diesem die Zahl seiner derartigen Schritte nicht erschöpft. Denn dass er seinen Schwager, den Sohn des seligen Altsted dem Siegmund empfiehlt, muss man wohl auch als einen edlen Zug anerkennen, doch kann an jener Empfehlung das private Interesse seinen Theil gehabt haben. An einer Stelle erwähnt B., dass der Jüngling in Paris in einem Jahre 1000 Thaler verbraucht hätte.⁷⁴

Nur einmal erwähnt B., der Bischof nehme es dem Fürsten übel, dass man

⁶⁷ Siehe die Vorrede Adrien Heerebords zu Bisterfelds Werke: *Seminarium primæ philosophiæ* belg. Ausgabe.

⁶⁸ Bisterfelds Brief vom 4. Juni 1650.

⁶⁹ Bisterfelds Brief vom 12. April 1650.

⁷⁰ Brief vom 4. Juni desselben Jahres.

⁷¹ Brief vom 30. Juli 1644.

⁷² Brief vom 28. Februar 1650.

⁷³ Brief vom 31. August 1650.

⁷⁴ Vom 7. März 1650.

auf seinen (B.'s) Rath so viel gebe;⁷⁵ sonst klagt Bisterfeld nie über seinen Feind. Nicht einmal das wissen wir, ob ihm seine Stellung der Angelegenheit des Presbyterianismus gegenüber solche verschafft hätte. Und doch hatte Medgyesi keinen eifrigeren Anhänger, als ihn. Als jener Patak verließ, drückte B. sein Bedauern darüber aus⁷⁶ und sagte, er hätte es lieber, wenn jener näher wäre, denn der Satan ruhe nicht.

Von den Fürsten geliebt, geachtet, gut bezahlt, und wenn auch nicht bequem — da er viel zu thun hatte — so doch in Ruhe lebend, überall Gegenstand der Verehrung, hätte er es nur bei sehr großen Vortheilen für gut finden können, aus Siebenbürgen wegzugehen. Siegmund schrieb ihm auch direct, dass es weder seiner Ehre, noch dem Status der Rákóczy's zum Wohle gereichen werde, wenn er seinen Plan betreffs der Abreise nicht aufgebe, oder wenigstens verschiebe.⁷⁷ Und diese Worte, denen ähnliche er auch vom Fürsten erwartete, hatten auch ihre Wirkung. B. that auch weiter, — wenigstens meines Wissens — keine Erwähnung mehr von seiner Abreise.

Dass ein außergewöhnlicher Grund vorliegen musste, davon zeugen B.'s Zeilen, als er von des Comenius erster Sárospataker Reise, und davon, dass er nach Siebenbürgen nicht gekommen sei, mit Bedauern Erwähnung thut und schreibt, dass es Comenius missfallen habe, dass er (B.) sich zur Abreise vorbereite. An diese knüpft er jene, uns geheimnisvollen Worte: „Non placet ipsi, meus abeundi conatus. Causas ignorat. Publico bono meum privatum semper postponam.“⁷⁸

Während dies räthselhaft ist, ist es sehr verständlich, dass Comenius nicht einverstanden war, dass so ein tüchtiger Mann, der sein Verehrer und Freund war, von dem Orte weggehen wolle, wohin er zu ziehen gesonnen war. Nach Ablauf jener paar Tage, die er Ende April und Anfang Mai an der Theiß verbracht hatte, zögerte er nach Lissa wiederkehrend immer: ob er kommen solle oder nicht.⁷⁹ Kriegerische Nachrichten erschreckten ihn, und obwohl er, wie er an Tolnai schreibt, noch Kriege erwartet, hält er diese Zeit zu solcher erbanenden Thätigkeit, welche man von ihm verlangt, doch nicht für passend.⁸⁰ Tolnai wieder bittet und fleht ihn an, er möge kommen,⁸¹ — und siehe, bevor er noch kam, übersandte er, wie er sagte, auf das Bitten einiger ungarischer Brüder, wahrscheinlich Pfarrer, seine Schrift *Independentia*.⁸²

Dieses Werk hatte er nicht aus Anlass der ungarischen Verhältnisse, sonder der englischen, schon vor zwei Jahren geschrieben und der englischen nationalen Synode übersendet.⁸³ Dem Ansehen vertrauend, in welchem er bei der Kirche

⁷⁵ Vom 10. August 1649.

⁷⁶ Vom 4. Juni 1650.

⁷⁷ Dies erfahren wir aus Bisterfelds Briefe vom 4. Juni 1650.

⁷⁸ Bisterfelds Brief vom 22. Mai 1650.

⁷⁹ Im Archiv des Mus. Boh. in Prag gibt es 4 berufende Briefe aus Patak aus der Zeit Juni—August 1650.

⁸⁰ Com. an Tolnai 2. September 1650. Mus. Boh.

⁸¹ Tolnai an Comenius. 5. Juli 1650.

⁸² *Independentia alternarum confusionum origo*. 1650. Zweite Auflage 1661. Siehe die Vorrede der letzteren.

⁸³ Com. *Epistola ad Montanum*. Amsterdam 1661. p. 95. 96.

dieses Insellandes stand, rieth er den über das Kirchenregiment streitenden Parteien zum Frieden, den Independentismus verurtheilend. Als er in Ungarn reiste, bewogen ihn die Episcopalen, die von diesem Werke wussten, dazu, er möge dieses drucken lassen und unter die streitenden Parteien vertheilen. Er that es, liess es in Lissa drucken, und schon im September konnte es Medgyesy dem Bisterfeld zusenden. Der Verfasser des Werkes und diejenigen, an die es gerichtet war, verstanden einander nicht. Vor Comenius stand die traurige Thatsache, dass hunderttausend Evangelische heimatlos, verfolgt waren, auch er unter ihnen, und bei Beleuchtung dieser Thatsache schienen ihm die Streitigkeiten über die kirchliche Regierungsform so kleinlich und unklug! Dagegen ist es eine alte Thatsache, dass, sobald Parteien entstehen, die Anhänger einer jeden Partei, ob wegen des Gesetzes der Zusammenhaltung, ob wegen der Kraft ihrer momentanen Stellung, die Parteifrage jedem anderen Interesse voransetzen, und den Partei-grundsatz mit ihrer Existenz identificieren, wengleich dies Princip nicht im Entferntesten der Beachtung wert ist.

Die Presbyterianer hatten keinen Sinn für jene Beweggründe, die aus den Werken Comenius' zu ihnen sprachen. B. fand, dass des Comenius neblige und geschmacklose Zweideutigkeit die Feinde des Presbyteriums nur noch zu kräftigerem Auftreten bewegen werde, und las es mit Staunen zu Ende. Er fand, dass Comenius, indem er jedem zu gefallen bestrebt ist, keinem gefallen werde. Diese Gleichgiltigkeit, (Comenius sagte nämlich, dass alle drei Regierungsformen heilsam sein könnten) sei die Mutter und Erzieherin jeder cyclopischen Zügellosigkeit.⁸⁴

Es ist möglich, dass auch dieser Standpunkt des Comenius es verursachte, dass B. und Tolnai in einer anderen Angelegenheit, die sein Herz sehr in Anspruch nahm, ihn sogar unter Anderen auch zur Reise nach Ungarn bewegen hatte, seine Gegner wurden. Wir meinen die Drábik'schen Prophezeiungen. Doch müssen wir hier bemerken, dass man nur die Prophezeiungen zu kennen brauchte, um ihr Gegner zu werden.

Bekanntlich bewog Comenius zur Annahme der Einladung von Seiten des Hauses Rákóczy jene Prophezeiung Drábiks, dass Siegmund ungarischer König werde. Ob er wohl dies schon im Frühling 1650, als er in Patak und Tokaj war, dem Fürsten oder doch seinem Gefolge gesagt hatte, — weiß ich nicht, doch ist bemerkenswert, dass als Tolnai im Sommer 1650 den Com., der wegen der kriegerischen Nachrichten seine Reise verschieben wollte, zum Aufgeben seines Planes bewegen wollte: dieser ihn in dem schon erwähnten Briefe ermahnt, dass jetzt goldene Gelegenheit vorhanden sei, das Reich Christi überall zu verbreiten (in Mitten des Reiches des Antichristismus); wenn die Gelegenheit nicht günstig wäre, müsste man dies mit dem Leben erkaufen; doch da die Gelegenheit vorhanden sei, müsse man sie mit aufopfernder Umarmung aufnehmen. Und jetzt folgen diese drei undeutlichen Fragen: Quid si Tna procrastinatione nos etc.? Quid si Tu etc.? Quid si Alii etc.?⁸⁵

Was wohl die Bedeutung dieser verschwiegenen Theile war, wer könnte es mit Bestimmtheit sagen? Doch welchen Grund hätte er haben können, etwas zu

⁸⁴ Bisterfeld's Brief vom 30. Sept. 1650.

⁸⁵ Tolnai's Brief vom 5. Juli 1650.

verheimlichen, was mit der Schulangelegenheit in Zusammenhang gewesen war? und wahrlich, abgesehen vom allgemeinen christlichen und humanen Standpunkte, welchen Grund hätte Com. haben können (die Bezahlung, auf die er nicht angewiesen war, kommt hier nicht in Betracht),⁸⁶ nach Sárospatak zu kommen, und wo ist das Interesse, dem er durch sein Nichtkommen hätte schaden können?

Doch hatte er auch Siegmund im Mai nichts gesagt, machte er ihn doch im Laufe des Winters auf die durch den Propheten ihm zugetheilte Aufgabe aufmerksam; ja sogar im Vorworte eines Siegmund gewidmeten Werkes⁸⁷ rief er ihn zur Erfüllung seiner Pflicht an. Drabik theilte dem Comenius seine Weissagungen immer mit, und hielt Siegmunds ohnehin in chiliastische Schwärmerien versunkene, ja sogar durch B. darin bestärkte Seele in beständiger Erregung. Im Briefwechsel finden wir keinerlei Spuren, dass Siegmund in dieser Sache B. um Rath gefragt hätte, doch das lesen wir, dass auch Tolnai der Gegner dieser Weissagungen geworden. Siegmund hätte auch Lust gehabt, zu gehorchen und als Angreifer aufzutreten, doch dort war es seine besonnene und von allen Schwärmerien freie Mutter, die mit ihrem Veto jedes Beginnen verhinderte.⁸⁸

Das B. mit Comenius in Verbindung stand, ist zweifellos. In einem Falle (im J. 1651, also nachdem er schon seine *Independentia* gelesen hatte) verlangte B. auch von Siegmund, er möge ihn bei Comenius wegen Verspätung seiner Antwort entschuldigen.⁸⁹ Es scheint, dass die zuerst herzliche Freundschaft bald eine gewisse Kälte ablöste, die auf gegenseitiger Enttäuschung beruhen konnte. B. konnte es verdrießen, dass Comenius in der Frage des Presbyterianismus einen ganz entgegengesetzten Standpunkt eingenommen hatte. — Medgyesi schreibt wenigstens in einem vom März 1651 datierten Briefe an Siegmund: hätte er des Comenius diesbezüglichen Standpunct früher gekannt, hätte er ihn eher condemnieren als commendieren müssen, woraus zugleich auch erhellt, dass seinerzeit auch Medgyesi dafür war, dass man Comenius berufe. — Medgyesi war wieder in der obenerwähnten Frage mit B. ganz derselben Meinung. Und wenn ihn die Meinungsverschiedenheit auch nicht verdross, nahm er es dem Comenius doch übel, so wie Medgyesi, dass er sich in Sachen einmische, die ihn gar nicht berührten. Es scheint, als habe auch Comenius an Siegmund ein wahr-

⁸⁶ Unter den Schriften des Böhm. Museum findet sich ein Schreiben, wonach Comenius, als er nach Ungarn zog, eine ansehnliche Summe bei den Lissner Juden deponiert habe. Wie aus Notizen an demselben Schreiben ersichtlich ist, gieng der größte Theil des Geldes verloren.

⁸⁷ *Schola pansophica hoc est etc. Comenii Op. Did. III. 5—61.*

⁸⁸ Die Aufzählung aller dieser Thatsachen siehe weitläufiger in meiner Abhandlung *Comenius és a Rákóczyak* in Budapesti Szemle 1888 Oktober.

⁸⁹ Bisterfeld's Brief vom 10. April 1651.

⁹⁰ Medgyesi's Brief an Sigmund Rákóczy vom 22. März 1651, siehe in *Tört. Tárl* 1890, unter dem Titel *eine unbekannte Arbeit des Comenius.* Nachdem wir sahen, dass Medgyesi die *Independentia* schon vor einem halben Jahre gekannt, so stehen wir hier entweder einem anderen Werke des Comenius gegenüber, (was unwahrscheinlich ist, denn Comenius hatte keinen Grund gehabt, davon zu schweigen), oder war das Gerücht nur aus Erbitterung über des Fremdlings Auftreten entstanden. Ich halte den letzteren Fall für wahrscheinlicher.

scheinlich besänftigendes Schreiben gerichtet, um Letzteren zu versöhnen.⁹¹ — Andererseits nahm es wieder Comenius dem B. übel, dass er die Sache der Weissagungen gar nicht in Schutz nehme, obzwar er selbst auch die Ankunft Christi erwarte.

In dieser Beziehung können wir den Gegensatz leicht lösen. Comenius erwartete unter der Wucht der Schicksalsschläge und von den Menschen verlassen, nur göttliche wunderbare Rettung und die Menschen seien gelegentlich nur deren Erfüller; eben deshalb konnte er sich es leicht denken, dass ein Rákóczy Siegmund durch einen Angriff auf das Haus Habsburg wie ein Erlöser des Protestantismus scheinen könne: B. hingegen — der es so fand, dass Gott nur durch Menschen seine Pläne erfüllen lasse, und deren Erfolg nur von der Klugheit und Energie der auftretenden Personen abhängig mache — fand die Aufmunterung eines angeblichen Propheten für nicht genügenden Beweis, dass seine Wünsche göttliche seien, besonders, wenn sie mit der Klugheit nicht zu vereinen sind. — In politischer Beziehung blieb dies immer sein Standpunkt den Prophezeiungen gegenüber.

Uebrigens beschrieb B. die Grundsätze seiner Politik kurz, doch ausführlich und deutlich im Juni 1571, als die Kosaken von Georg Hilfe forderten. Der Fürst verlangte sein und des Bischofs Votum, und dies gab B. mit einem, dem Philosophen ziemenden Scharfsinne und Klugheit, und mit einem dem Theologen passenden, edlem Wahrheitsgeföhle; mit einer dem Diplomaten angehörigen Feinheit. Ich führe hier, als die Hauptcharakterzüge seiner Person, jene Principien an, mit deren Beibehaltung man einen Krieg beginnen dürfe: Dass der Krieg gerecht sei, dazu gehört, dass sein Ziel gerecht sei; — dieses kann daher kein Privateigennutz oder Ruhm, sondern Gottes Verherrlichung sein, welche entweder in der Vertheidigung und Erhaltung des Vaterlandes oder der ungerecht Unterdrückten, oder in der Vertheidigung der allgemeinen Freiheit oder Kirche besteht. Die Beweggründe müssen sehr schwer und entsetzlich sein, solche Beleidigungen, die entweder gegen uns, oder die Unserigen gerichtet wurden oder zu richten sind. Unter den Unserigen müssen wir jedoch nicht nur die, durch welche die Menschlichkeit oder Religion an uns geknüpft sind, verstehen, sondern auch jene, deren Freiheit und Wohlsein mit den unserigen in Zusammenhang, und zwar in causalem Verhältnisse steht; und zwar auch damals, wenn der Feind, den wir anzugreifen haben, mit uns gleicher Gesinnung und Religion wäre. Doch braucht man dazu auch entsprechende Werkzeuge. Diese seien: genügend (sonst ist die Sache Gottversuchung); gesetzlich, und nicht trügerisch; hier ist jedoch die Benützung von Heiden oder anderer Religion Angehöriger nicht ausgeschlossen, nur muss sie klug und gerecht sein.

Zu den gesetzlichen Arten, die ebenfalls die Gerechtigkeit des Krieges bedingen, gehört in erster Reihe die formelle Befugtheit des Kämpfenden, dass nämlich die entsprechenden Behörden den Vorsatz gut geheißten haben; weiters, dass er zuvörderst alle Schritte zur Erhaltung des Friedens gethan, dass er den Schaden früher gesehen und bedacht habe und dass aus seinem Kriegsföhren klar

⁹¹ Derselbe Brief.

werde es sei im Streitenden Hoffnung der Besserung größer, als die Furcht vor dem Schaden.

Diese Grundsätze anwendend, meinen B. und der Bischof, dass der Fürst den Kosaken Hilfe leisten könne, wenn deren Sache gerecht ist. Der Bischof kann sich darüber nicht äußern, da er eben die Angelegenheit nicht genügend kennt; B. glaubt wieder, die Sache sei gerecht, doch wagt er hierüber nicht so schnell zu entscheiden, sondern braucht noch ausführliche Untersuchung, und das endgiltige Urtheil könne man in dieser Frage nur auf Grund der nöthigen Analogien fällen.

Bei all diesem flüsterte ihm, sowie Comenius das Herz zu, dass der Krieg heilsam wäre. Auch B. fand es, dass das Christenthum (verstehe Protestantismus) in größter Gefahr schwebte — und die Stürzung der katholischen polnischen Dynastie durch einen protestantischen Sieg könne man leicht unter die gerechten Beweggründe setzen.⁹⁸

Es ist möglich, dass der Fürst den, im Versprechen so freien Kosaken,⁹⁹ nicht genug traute und daher seine Hilfsmittel für nicht genügend fand; so viel ist Thatsache, dass er den Kosaken keine Hilfe leistete; und Comenius, als er von deren Niederlage erfuhr, wandte sich klagend an Gott, dass seine Diener eine solche Gelegenheit¹⁰⁰ zu seiner Verherrlichung und Beschützung der Kirche versäumt hätten. Drabik klagte nicht, sondern er drohte.¹⁰¹ Er bedrohte Siegmund, dass ihm Gott den ihm vertrauten theuren Schatz wegnehmen werde, und bald darauf starb Siegmund's Gemahlin; er drohte ihm auch weiter, und kurze Zeit nachher ward auch Siegmund ein frühes Opfer der unbarmherzigen Seuche.¹⁰²

Darauf war wohl der Prophet nicht vorbereitet, weil er noch lange nach dem Tode Siegmunds von ihm, wie von einem Lebenden sprach,¹⁰³ — von seinem Tode wurde er nämlich nicht benachrichtigt — doch alles dies hinderte nicht, an seinen kriegerischen Ermunterungen mit nur noch größerer Zähigkeit festzuhalten.¹⁰⁴

Die Fürstenmutter Witwe nahm diese Prophezeiungen ungern an, obwohl Comenius' Freunde, die darin eingeweiht waren, unter ihnen auch Tolnai, ihre Aufmerksamkeit in einer mehr als verdienten Weise darauf hinlenkten.¹⁰⁵ Wenn sie im Ganzen ihren Inhalt für kein göttliches Geheiß hielt, musste sie doch

⁹⁸ Siehe dies Votum Bisterfeld's in Szilágyi S. Werke: II. Rákóczy György és az európai diplomacia. Budapest 1875. p. 64—73.

⁹⁹ Szilágyi S., bereits citierte Biographie des Herzogs Siegmund p. 97—116. Den Gegenstand und den Verlauf dieser Verhandlungen beschreibt derselbe Autor am ausführlichsten im I. Bde seines neuesten Werkes: Erdély és az északkeleti háború Budapest 1891.

¹⁰⁰ Lux e ten. p. 68.

¹⁰¹ Dasselbst und auf den folgenden Seiten öfters.

¹⁰² Vgl. dasselbe Werk p. 69.

¹⁰³ Siehe über den Tod Siegmunds und über die Nachwirkung dieses Ereignisses den Schluss des bereits öfters citierten Werkes Szilágyi's.

¹⁰⁴ Lux e ten. III. p. 101.

¹⁰⁵ Dasselbst p. 99—103.

¹⁰⁶ Dasselbst p. 58—60.

deren Richtung für gefährlich, und deren Ton für ungerecht finden. Darum richtete sie die Sache so ein, dass man Comenius dem zum Leichenbegängnisse Siegmund's gekommenen Georg gar nicht vorstelle, obwohl es dieser gern gehabt hätte.¹⁰¹ Der Prophet begann nämlich diesen Gedanken zu verkünden: der alte Georg sowohl, als Siegmund seien frühzeitig gestorben, weil sie Gottes Gebot nicht befolgt hätten; und so werde es auch mit dem Fürsten geschehen, wenn er an ihrem Beispiele nicht klüger werde.¹⁰²

Damit der Fürst in seinem Kummer und seiner Geneigtheit gemäß die Worte des Propheten sich nicht zu Herzen nehme, fand man es für gerathen, ihm die Gelegenheit zu verschliessen, die ihm diese zu Ohren bringen konnte.

In der Trauer nach Siegmund trafen sich die beiden ausländischen Gelehrte. Susanna Lorántfi fand wieder die Zeit passend, ihrem Vertrauen zu B. Ausdruck zu geben. Am 9. Mai 1652 schenkte sie ihm laut einem in Kolos-Monostor datirtem Briefe in Nádas eine adelige Portion. Der Fürst, der sein Vertrauen unverändert auf B. übertragen hatte, bestätigte am 2. Juli den Schenkungsbrief, und so wurde B., der schon seit 7 Jahren in Hermannstadt Hauseigenthümer war, hiemit auch Gutsherr. Vom Fürsten bekam er hingegen in Tövis ein adeliges Gut; ¹⁰³ und so hob Siegmund's Tod das Ansehen B. nicht nur nicht auf, sondern, wenn überhaupt noch möglich, war dieses stets im Steigen begriffen. B. hörte hinwider nicht auf, seine ganze geistige Beschäftigung in den Dienst des Fürsten zu stellen. Zu der vorjährigen Prüfung gab er ein Werk heraus über die Schrifterklärung.¹⁰⁴ jetzt gab er wieder in seinem: «*Seminarium primæ philosophiæ*» sein metaphysisches System heraus.¹⁰⁵ Dieses Werk folgt im Ganzen dem Ramus-Altstedt'schen System, doch überflügelt es in manchen Beziehungen diesen seinen Vorgänger. Dabei führte er beständig die diplomatische Angelegenheit des Fürsten, und in dieser Beschäftigung unterdrückte beständig den Einfluss Drabik's, dessen Prophezeiungen er nicht einmal zum Fürsten kommen ließ.

Comenius versuchte indessen alles, um Georg Rákóczy von jenem Willen Gottes zu benachrichtigen, dass er den ungarischen Thron besitze, und ihn mit dem Tode seines Vaters und Bruders zu erschrecken, wenn er sich dem göttlichen Gebote gegenüber so wie jene verhalte. Da seine Zeilen direct an den Fürsten nicht gelangen konnten, klagte er sein Leid dem Klobusiczky,¹⁰⁶ der mit Drabik in gutem Verhältnisse stand, und der ihn auch, als Johann Kemény in Sárospatak war, aufmerksam machte, dass er durch des Letzteren Vermittlung jene dem Fürsten zukommen lasse. Durch Comenius aufgefordert, versprach Kemény, er werde es dem Fürsten mittheilen, und so erfuhr der Fürst es richtig, welches Schicksal die angebliche Vorsehung für ihn bestimmt. Doch B. wollte keineswegs die Partei der Weissagungen nehmen; drum ließ Comenius auch für ihn die Prophezeiungen

¹⁰¹ Dasselbst p. 126 ff.

¹⁰² Dasselbst.

¹⁰³ Diese Schenkungen erwähnt Cuno a. a. O. p. 303. und Trausch in seinem kleinen Artikel über Bisterfeld.

¹⁰⁴ Beata beatæ virginis ars etc. Albæ Julię 1651.

¹⁰⁵ Albæ Julię 1652.

¹⁰⁶ Lux e ten. III. p. 126. ff.

abschreiben und übersichkte sie ihm Mitte 1652 in Begleitung eines Briefes, der gewiss weder der erste, noch der letzte in dieser Angelegenheit war, und in dem er ihn bittet, die Sache der Prophezeiungen geheim zu halten, da die meisten der Gläubigen für die Sache nicht empfänglich wären, weil Gott schon seit so vielen Jahrhunderten den vertraulichen Verkehr mit den Menschen, seine frühere Gewohnheit, unterlassen habe. Dass dieser Verkehr jetzt wieder aufgenommen, dies habe Comenius nicht blindlings geglaubt, sondern erst nach vieljähriger Prüfung. Ihn werde Gott bald zu sich nehmen, drum wolle er auch diese, ihm aufgelegte Aufgabe erfüllen und den Feinden auch dies zur Kenntnis bringen, damit man diese Offenbarungen mit solchem nicht verdächtige, was in ihnen nicht sei, nämlich mit der Aneiferung zum Kriege, da dies eine falsche Beschuldigung sei. Wenn die Prophezeiungen den Krieg auch weissagen, ist ihr Endzweck doch der Friede, und er, Comenius, sei damit betraut, dies den Interessierten zur Kenntnis zu bringen.¹⁰⁷

Bisterfeld's Antwort auf diese Zeilen kennen wir nicht. Bekanntlich ließ die Fürstin Drabik's Weissagungen noch in diesem Jahre in Sárospatak von Klobusiczky, Tolnai und Verézi untersuchen, ohne dass diese zu einem endgiltigen Resultat gelangt wären; ¹⁰⁸ der Fürst selbst schrieb an Comenius und ließ ihn auch durch Klobusiczky bitten, wenn neue kommen, möge er ihm sie einsenden; doch that er nichts nach deren Rath.¹⁰⁹ Vielleicht hatte er eine Freude daran, dass man ihm in Gottes Namen Ungarns Krone verheißt, doch darum in der erwähnten Weise zu streiten, kam ihm gar nicht in den Sinn. B. und Medgyesi bestärkten ihn nur immer in dieser Gesinnung.¹¹⁰

Comenius konnte jedoch die Sache nicht einschlafen lassen. Er währte für sich einen göttlichen Auftrag in der Rolle eines Adiunctus, und im Juli 1653 schrieb er wieder durch einen Belgier an B. einen Brief,¹¹¹ dabei schrieb er auf einem separaten Zettel einige vorwurfsvolle Bemerkungen deswegen, dass Bisterfeld die Angelegenheit der Weissagungen nicht einmal so hoch schätzte, dass er diese «a fundamento» kennen gelernt hätte. Er, Comenius, habe Alles, was er schuldig war, und wegen wessen er dorthin geschickt wurde, gethan, jetzt sei ihm schon befohlen, dass er schweige.¹¹² Comenius klagte die Sache auch dem Klobusiczky, dieser sagte es der Fürstin, die es dann so einrichtete, dass B. wenn er einmal nach Sárospatak kommen werde, auch die Weissagungen anschauet. Und so geschah es auch. B. in Sárospatak angekommen, las die Weissagungen Kottler's und Poniatovszky's, (beide schätzte Com. sehr hoch), doch in Drabik's Offenbarungen kam er nicht weit und sagte, er halte Drabik für keinen Propheten, da er alles von Bedingungen abhängig mache. Nach einem kurzen Streite mit Comenius, in dem B. diese seine Stellung beibehielt, warf Letzterer die Frage auf was hier zu thun

¹⁰⁷ Historia revel. etc. 1659. p. 172.

¹⁰⁸ Lux in tenebr. p. 134—137.

¹⁰⁹ Lux in tenebr. p. 2.

¹¹⁰ Lux e tenebr. p. 209.

¹¹¹ Historia revel. an a. O.

¹¹² Cuno citierte diese Worte auch, o. a. O. p. 302., und schreibt sie irrthümlich dem Drabik, den er Dalbricky nennt, zu.

sei, worauf B. antwortete, der Fürst stehe auf solche Prophezeiungen nicht an; seine Aufgabe wisse er ohnehin, und wenn ihm Gott Gelegenheit geben werde, werde er auch wissen, was er zu thun habe. Wahrscheinlich dauerte der Ideenaustausch auch weiter, da wir nicht voraussetzen können, dass B. ohne jeden Zusammenhang diese, gar nicht zu ihm passenden Worte gesagt hätte: «Der Fürst ist in meiner Hand, wenn ich ihm heute sagen würde: die Zeit ist günstig, würde er morgen ziehen.» Comenius bemerkt nur, er habe ihn gewarnt, sein Ansehen zu missbrauchen, und so verabschiedete sie sich.¹¹³

Dass B. diesen Einfluss hatte, wusste Com. ohnedies, und er sagt es an eben dieser Stelle auch, dass der Fürst nur auf diesen einen Mann gehört hätte; und wenn es B. auch selbst gesagt hat, war er wahrscheinlich dazu herausgefordert, denn sonst wäre sein Wort ein. seinem Charakter nicht entsprechendes, leeres Gerede gewesen. Doch das kann man leicht glauben, dass B. gesagt hätte, der Fürst werde seine Pflicht kennen, wenn ihm Gott dazu Gelegenheit geben würde. Dies bedeutet mit anderen Worten, wenn er die entsprechenden Werkzeuge haben werde, denn ohne jene ist — wie sein oben detailliertes Gutachten über die Angelegenheit des gemeinsamen Bündnisses spricht — der Krieg eine Versuchung Gottes.

Comenius sagt es nicht, welche jene anderen Angelegenheiten waren, die B. damals nach Sárospatak riefen. Anfangs Oktober 1653 schrieb Susanna Lorántfi,¹¹⁴ es wäre wünschenswert, wenn B. hinkäme, wegen der schola und der Studenten. Was hatte er mit diesen zu thun? Wir haben keinen Begriff davon. Hingegen bestätigt ein vom Februar 1654 datiertes Schreiben,¹¹⁵ das laut über die weiteren Bewegungen des Presbyterianismus klagt, jene Annahme, als wäre der Zweck der Sárospataker Reise gewesen, die immer schärfer hervortretenden Gegensätze durch sein ansehnliches Wort auszugleichen. Wenn dies auch nicht sein Zweck war — was übrigens Nebensache ist — die Zwistigkeiten vergrößerten sich thatsächlich. Das erwähnte Schreiben fasst die gefährlichen Neuerungen der Presbyterianer in 18 Punkte zusammen, die davon zeugen, dass diese den durch sie verdamnten Independentismus jetzt schon öffentlich nähren und pflegen. Die interessanteren dieser Punkte sind folgende: Die Kreis-Obrigkeiten erkennen die Presbyterianer nicht an, indem sie behaupten, eine Kirche sei so wie die andere, und so ist das juristische Verfahren ganz unmöglich; sie schreiben Bücher gegen den Ruf, die Ordnungsregel und Glaubensartikel der Kirche; die seit so langem im Gange gewesene Antheilungsweise der Sacramente nennen sie Götzendienst, geistige Unzucht; die alten Gesänge, Gebete, die Laubhüttenfeste verdamnen sie; statt des Perikopen-Systems führen sie den freien Text ein; Adelige schließen sie einfach aus der Kirche aus; die Verlobten sondern sie einfach von einander ab, wenn sie sich scheiden wollen; sie verkünden sogar, die Vermählungen habe nicht der Prediger, sondern der Richter vorzunehmen; den Haus-Gottesdienst (bei adeligen Leuten) halten sie für unrecht und üben daher nicht; sie säen Sekten: Anabaptismus und Arianismus; die Kirchen vergleichen sie mit Pferdeställen; sie lehren vieles gegen

¹¹³ Hist. revel. p. 172—174.

¹¹⁴ Szilágyi S.: A két Rákóczy család levelezése, p. 475. ff.

¹¹⁵ Tört. Tár 1889.

die heilige Schrift, protestieren gegen das Kniebeugen, ja verbieten sogar die unschuldigen Freuden, christliche Conversationen, Jugend-Unterhaltungen, anständige Erfreuungen, und leben selbst in pharisäische Heiligkeit.

Wer immer dieses anonyme Schreiben verfasst habe, es ist bei der Zusammenstellung der Anklagepunkte die Tendenz nicht schwer herauszunehmen, und die Uebertreibungen auf dessen Rechnung zu schreiben, wie man es vom Gegner auch nicht anders erwarten kann. Sofern auch Thatsachen für diese Zusammenstellung sprechen, insofern zeigen diese wirklich eine gewisse Verwandtschaft mit dem englischen Puritanismus. Wenn B. auch den Presbyterianismus in seinen Schutz genommen hatte, billigte er doch die Uebertreibungen des Puritanismus nicht. Eben darum hatte er eine schwierige Stellung in einer Frage, in der man, da sie auch die fürstliche Familie in den Kreis der Zwistigkeiten zog, seine Meinungsäußerung verlangte.

Diese Frage hängt mit dem dritten Punkt des erwähnten Schreibens zusammen. In der reformierten Kirche war es nämlich von jeher Sitte, dass der Geistliche, wenn er die Communion ertheilte, das Brot und den Wein aufhob, indem er auch hieran die Schrift befolgte: er nahm das Brot, hob es auf (*accepit panem et sustulit etc.*). Die Opposition trat jetzt gegen dies Aufheben auf. Die Unzufriedenen sagten nämlich, dass dies Vorgehen den Papisten nachahme, die das Brot und den Wein aufheben und anbeten lassen, obwohl nach reformierter Sitte der Geistliche es nicht über sein Haupt erhob und es auch nicht zeigte. Es scheint, Medgyesi habe die bisherige Sitte öffentlich *publica concione* angegriffen und bemühte sich sie zu widerlegen; er brachte eine neue Form und Praxis ein, ohne Wissen der ganzen Versammlung und des Magistrates, nur *privata autoritate et usu*. Daraufhin griff auch Veréczy, als der Hüter der kirchlichen Ordnung, in den Streit ein und Medgyesi brachte die Sache in die Oeffentlichkeit. Die Angelegenheit erregte nach vielen Seiten Missfallen und gereichte überhaupt der Kirche nicht zum Nutzen. Die Fürstin wandte sich an ihren Sohn, was sie gegen Medgyesi's Neuerungen thue, und der Fürst, der die ganze Frage vom rechtlichen Standpunkte aus betrachtete, antwortete in seinem Briefe vom 22. März: ¹¹⁶ Da er verpflichtet sei, die Gesetze der Kirche zu halten, könne er Leute, die jenen widersprechen, nicht in Schutz nehmen, übrigens proponiere bei der Sitzung der Pfarrer jeder, daher auch Medgyesi seine Neuerungen, wenn er glaube, dass sie der heiligen Schrift näher stehen, vorbringen möge.

Einen Tag später schrieb der Fürst wieder.¹¹⁷ Es lag hiezu der Grund vor, dass Georg, der damals in Görgény war, von dieser Sache auch durch den Bischof Csulai Nachricht erhielt und es jetzt gut fand, dessen vom 19. März datierten Brief, so wie B.'s Meinung seiner Mutter einzusenden. Der Bischof verurtheilt entschieden Medgyesi's Auftreten.

Nicht, als wenn er die Neuerungen für gefährlich oder schädlich halten würde, er sagt aber, sie seien überflüssig, die Art und Weise wieder, nach welcher Medgyesi sie einführte und vertheidigte, sei unentschuldig. Wenn jedermann ohne Anhören des höheren Forums Neuerungen einführen wolle, werde die sieben-

¹¹⁶ Szilágyi: A két Rákóczy fejedelem csal. levelezése p. 482.

¹¹⁷ Dasselbst p. 483.

bürgische Kirche bald dort stehen, wo die englische, in der, da jeder die Erlaubnis und Freiheit hat, was immer zu thun, in kurzer Zeit 180 Sekten entstanden. Der Bischof erstattete außerdem den Bericht, dass B. aus Fogaras gekommen sei und die Vertheidigung Medgyesi's in dem Streite mit Veréczy mitgebracht habe. Der Bischof ist auf Seiten Veréczy's, und sagte es auch B., dass er die alten Ceremonien wolle, wie er sie in Heidelberg gesehen habe. Darauf hatte auch B. gemeint, dass der Teufel diese Frage erfunden habe; er nehme hier schon 20 Jahre auf diese Weise an dem Abendmahle theil und hätte noch nie etwas, was den Geboten Christi widerspreche, gefunden. Doch bemerkt der Bischof: «Von dort kommand (nämlich von Fogaras), sieht es aus, als möchte er in einem Theile jene begünstigen.»¹¹⁸ Der Bischof bemerkt weiters, er habe erfahren, dass die Neuerer um jeden Preis auch den Fürsten in ihre Neuerungen einziehen wollen, darum warnt und bittet er ihn, er möge bei dem Alten bleiben, obwohl der Schreiber ohnehin wisse, dass die Winde der «peculiären Opinionsen» ihn nicht wohin immer wenden würden, und er «könne sich sowohl den Anfang, als den Ausgang der Sache gehörig überlegen.» Den Brief B.'s in dieser Angelegenheit haben wir nicht, doch ahnen wir aus dem Briefe des Fürsten, dass er im Wesen der Frage mit den Neuerern einverstanden sei, nur die Art, wie sie es ins Leben führten, findet er für nicht richtig. «Mit Herrn B. sprechend, vermehrt er seine Schrift mit inclusa, wahrlich auch nach unserem Urtheil schreibt er recht; möchten es nur nicht Einzelne aus eigenem Antreiben, könnte ohne jedes Widerreden aus allgemeinem Willen die Reformation erfolgen.»¹¹⁹ Es scheint aber, dass ihn sein vermittelnder Standpunkt zu keiner Initiative gebracht habe, und so floss der Streit mit unveränderter Leidenschaftlichkeit fort und beunruhigte noch oft die Kirche und verbitterte das Leben der verwitweten Fürstenfrau.¹²⁰

Bald nachher rückte auch Comenius' Abschied heran. Die Fürstin bekam in Fogaras von ihm einen Brief, dass er aus gewissen Gründen weggehen müsse, worauf ihn die Frau Fürstin durch Klobusiczky bitten ließ.¹²¹ er möge wenigstens bis zur Heil. Dreifaltigkeit dort bleiben. Leider steht es nicht in unserer Macht, jene Behauptung des Comenius', dass ihn jetzt die Rätthe des Fürsten selbst nach Siebenbürgen gerufen hätten.¹²² mit anderen Daten zu beweisen oder die Intention dieser Einladung zu erforschen. In letzterer Zeit fehlt jede Angabe über die Verbindung B. und Comenius, und überhaupt über B. selbst. Doch können wir nicht versäumen, die Aufmerksamkeit auf folgende Thatsache zu lenken. Der Fürst trat auf Wunsch Comenius' und B.'s aus seiner gänzlichen Passivität heraus und schickte mit der Betonung der Religionsangelegenheiten einen Boten an die nördlichen Mächte.¹²³

¹¹⁸ Szilágyi: A két Rák. csal. levelez. p. 481.

¹¹⁹ A. o. a. O.

¹²⁰ Sus. Lorántfi klagt noch in einem Briefe vom 28. April 1655 ihrem Sohn, mit wie viel ungerechtem Schimpf sie von den Pfarrern belastigt werde. O. c. 10. p. 490. 491.

¹²¹ 3. 7. April 1654. Der Brief ist mir durch die Güte des H. A. Szilágyi bekannt.

¹²² Lux e tenebr. p. 201.

¹²³ Siehe über diese Gesandtschaft Szilágyis Artikel: «Első szövetkezés Lengyelhon felosztására.» Bud. Szemle 1875; und meinen o. c. Artikel: Comenius és a Rákóczyak.

Der Bote geht noch zu B.'s Lebenszeiten aus Siebenbürgen weg und mit der Abfassung der Punkte, die er dem schwedischen Könige übergeben sollte, wurde Com. betraut. Es ist fraglich, ob es Misstrauen gegen B. oder vielleicht Schonung des Kränkelnden war? Wir wissen es nicht. Wir haben keine Angabe, wie sich B. zu der Idee und Aufgabe dieser Gesandtschaft gestellt habe. Doch müssen wir auch die zweite Angabe beachten. Schaum hielt sich in Schweden und Dänemark länger auf, als es die englischen Freunde, — besonders Hartlib gern gehabt hätten. Letzterer klagt in seiner Ungeduld dem Com. über den zögernden Gang des Boten¹²⁴ und bemerkt so nebenbei: «Hätte man nur (zum Gesandten) B. gebrauchen können.» Wir müssen voraussetzen, dass Com. und Hartlib die siebenbürgischen Angelegenheiten mit einander gut besprochen und in diesem Ideenaustausch auch die Stellung und den Einfluss B.'s ins Reine gebracht hatten; daraus müssen wir folgern, dass auch B. die Thronbesteigung des neuen schwedischen Königs für einen Wendepunkt hielt, sowohl in der Angelegenheit der Protestanten, als in der Politik des Fürsten; sonst hätte Hartlib ihn nicht zum Boten gewünscht.

Jedoch sein öfters Kränkeln schwächte immer mehr und mehr seine körperliche Kraft. Seine Briefe erwähnen oft, dass er leidend, bettlägerig war, so auch im Frühling 1653. Im folgenden Jahre suchte ihn der aus der Schweiz angekommene Duræus mit der Bitte auf, er möge die Verhandlungen über die Vereinigung der Evangelischen von Neuem in die Hand nehmen. (Duræus an Hartlib 1654. Oct. Brit. Mus.) In demselben Jahre gab auch Duræus die Akten der irenischen Synode von Weiffenburg (1634) besonders heraus.

Im Winter 1654 wurde Bisterfeld wieder krank, jedoch diesmal zum letzten Male. Schon im Jänner schrieb er sein Testament in Gegenwart der Prediger Georg Csulay, Johann Teleki und seiner Amtskollegen J. Crispurnianus, J. Apáczay und J. Pápa.¹²⁵ Zwei Drittheile seiner beweglichen und unbeweglichen Güter ließ er seiner Tochter, das dritte hingegen seiner Frau, während er die Erhaltung seiner Schwester seiner Tochter zur Pflicht machte, indem er ihr jährlich 102 fl. und Wohnung in Hermannstadt vermachte. Zum Vormunde seiner Tochter erbat er sich die verwitwete Fürstin, Susanna Lorántfi, zum Hilfsvormund hingegen ernannte er seine Frau und deren Stiefbruder Peter Wiederstein; im Falle, dass seine Frau und seine Tochter stürben, falle das Vermögen den Wiedersteins zu. Nachher lebte er noch einen Monat und 10 Tage. Cuno behauptet, er sei am 6. Februar gestorben, (nämlich nach Rechnung des alten Kalenders). Aus der Familiencorrespondenz der Rákóczy's wissen wir, dass er am 5. Februar noch an die Fürstin einen Brief geschrieben hat.¹²⁶ Am 18. Februar schreibt der Fürst seiner Mutter, vor zwei Tagen sei B. gestorben — der Sterbetag ist daher, da von Seiten des Fürsten jeder Irrthum ausgeschlossen ist — der 16. Februar 1655.

In dem Briefwechsel des Fürsten mit seiner Mutter finden wir Spuren des Schmerzes, der darüber beide, Mutter und Sohn erfüllte, — und wenn wir auch

¹²⁴ Com. an Klobusiczky 24. Mai 1655, in der Sammlung: II. Rákóczy György és az európai diplomacia 1875. p. 178, 9.

¹²⁵ Das Original dieses Testaments befindet sich im sachs. Nationalarchiv, Hermannstadt.

¹²⁶ A. a. O. p. 489.

keinen Grund haben, die Dankbarkeit des Fürsten in Frage zu ziehen, musste doch der Schmerz der Fürstin, theils ihres Alters, theils ihrer Persönlichkeit wegen, theils wegen ihrer unmittelbaren Erlebnisse tiefer und dauernder sein. Wahrlich, wenn sie auf das Vierteljahrhundert zurückblickte, welches B. im Dienste ihrer Familie zugebracht, sahen ihre geistigen Augen so viel Arbeit und so viel Resultate, dass bei dem Dahinscheiden des Schöpfers auch einiger Zweifel über die Gewissheit des Bestehenden in die Seele zog. Noch als Erbtheil Bethlen's übernahmen sie auch ihn, eben so, wie das Fürstenthum; und seit dieser Zeit goss er in die Studien neuen Geist, in die Schüler neuen Eifer und Spuren davon verblieben auch in den weiteren geistigen Arbeiten der Schüler.¹³⁷ — In den Angelegenheiten der Kirche — insoferne jene dem Fürsten zukamen — erreichte sein Ansehen und sein Wissen immer in edler Richtung Hilfe. — Bei der Erziehung ihrer Kinder, besonders des hoffnungsvollen Siegmund, aber auch im späteren Laufe des Lebens, mit wie viel Rath und That stand er ihr bei; wie sehr schonte er sich nicht, um seine Herren zu schonen! Und außerdem, wie er dem alten Fürsten — seit 20 Jahren — in seiner Regierung geholfen, insbesondere bei den Verbindungen mit fremden Völkern, das konnte die Witwe viel klarer überblicken, als wir es nach einigen dürftigen Daten eher nur ahnen können. Die öfteren ausländischen, die fast fortwährenden inländischen Reisen, die Aufgaben, die er mit sich führte und mit der geistigen Macht eines ganzen Menschen auch löste, die Reden und Briefe, die er in fast alle Reiche der Welt gerichtet: sie dienten alle der Fürstin, ihren Kindern und ihrem Hause und der Erfolg derselben war zum Theile die Macht und das Ansehen Georg's, und daran hatte auch sie ihre größte Freude.

Und mit wie viel Zärtlichkeit, mit wie viel uneigennützigem Interesse that dies der Verblichene. Wie er für den guten Namen der Familie fürchtete, mehr, als um alle andern Schätze; wie weh that ihm, was jene schmerzte, und wie nahm er seinen Theil aus derer Freuden! Die feinfühlende Fürstin spürte dies auch heraus, drum nahm auch B. — so wie man seinen Fähigkeiten unbedingt vertraute und an seinem Charakter nie zweifelte — auch in der Familie eine außergewöhnliche Stelle ein. Er war der Vermittler zwischen Mutter und Sohn, das Band zwischen den beiden Geschwistern, der erste politische Rathgeber des Fürsten und die als erste anerkannte Autorität der Kirche: seinem Amte nach nur Professor, der Leiter der Schule, doch nach seiner Thätigkeit der Leiter der Regierung und der Familie.

Und wenn er auch die Last, die er aus diesem Vertrauen gewonnen, für süß fand, missbrauchte er sie doch nicht. Wenn er Comenius jene, jedenfalls wahren Worte gesagt hätte, dass der Fürst nach ihm gehe — so muss ihn dazu der Zusammenhang der Rede herausgefordert haben. Denn Neues sagte er weder dem Com. noch anderen, — das Vorlaute war hingegen ebensowenig B.'s Natur, als der Eigennutz. Er war bescheiden als Gelehrter, bescheidener als Beamter. — Wenn er auch bei der erbitterten Stellung der familiären Verhältnisse seine Feder in klagendes Leid taucht, schreibt er wie ein angesehenener Rathgeber, wie ein bitten-

¹³⁷ Siehe hierüber des Verfassers Abhandlung: »Egy félszázad a magyarhoni bölcsészet történetéből 1630—1680.« Bnd. Szemle 1891.

der, guter Freund, doch als Unterthan, dem es nur der sittliche Zweck erlaube, zur Sache zu sprechen.

So endigte er auch seine Laufbahn. Sein Testament dankt dem Fürsten warm für sein Wohlwollen, seine Aufmerksamkeit und Gnade und bittet ihn, er möge auch weiter Gottes Sache so dienen, der auch sein Leben geweiht war; dass dies der erste Hauptzweck seines Lebens war, und der Gedanke, dass er diesem viele gute Dienste geleistet habe, erleichterten den Schmerz des Abschiedes, als er seine Augen für ewig schloss. Diesem Zwecke wollten auch — wenn auch auf anderem Felde — seine wissenschaftlichen Forschungen dienen. Seine wissenschaftlichen Werke sollen indess den Gegenstand einer besonderen Abhandlung werden.

Dr. JOHANN KVACHALA.

ROF ËN'S GEBIRG.

In Zipser Mundart.

Schunt schwëndt der Schneei äuch of'n Spätzen
Die Wiesen ëmrëng¹ sein grin;
Wer wollt äuch itzt därheim² nach sätzen,
Rof ën's Gebirg muss ich itzt ziehn.

Hoch durch die Wälder wëll ich streifen
Bis roffer zu die kloren Seein,
Wu ich schunt heer die Gemsen tfaifen
Und aus'n Wasser wënken Feein.

Däu loss ich mich on Uber nieder,
Lig under softijen Zirbelbäim,
Derquük ën Mäus³ die matten Glieder,
Versenk ën sisse heilige Träim.

Gestärkt schwëng ich mich of die Spätzen,
E nai Gefühl mich iberfällt,
Däu kann ich mich erscht recht dergätzen,
Ligt under mer die Menschenwelt.

Schau rob of's weide Weltgetimmel,
Wie van der Erdenlast befreit,
Fihl ich mich ganz als wie ën Himmel
Und kinnt vergeihn var Seilichkeit.

Der Schneei schwëndt äuch schunt of'n Spätzen,
Milliänn von Blum schunt draußen blihn,
Ich kann därheim nëch länger sätzen,
Rof ën's Gebirg losst itzt mich ziehn!

¹ ringsum. ² zu Hause. ³ Moos.

DIE TROPEN DES ARISTOPHANES VERGLICHEN MIT DEN TROPEN DES AESCHYLUS, SOPHOKLES UND EURIPIDES.

(Auszug aus der am 2. Mai 1892 der I. Cl. der Ung. Akad. vorgelegten Abhandlung*).

Die Abhandlung über die Tropen des Aristophanes ist die Fortsetzung meiner «Beiträge zur vergleichenden Tropik und Poesie. Erster Theil: Systematische Darstellung der Tropen des Aeschylus, Sophokles und Euripides mit einander verglichen und in poetischer und culturhistorischer Rücksicht behandelt» (Berliner Studien für classische Philologie und Archäologie. Dritter Band. Drittes Heft, Berlin, Calvary, 1886) betitelten Arbeit, welche meines Wissens von folgenden Gelehrten beachtet und gewürdigt worden ist: H. ZIEMER in der Beilage zu Nr. 5—6 des 1886. Jahrg. des Neuen Philologischen Anzeigers, ERNST MAASS in Nr. 32 des 1886. Jahrg. der Deutschen Literaturzeitung (Antwort und Rückantwort daselbst in Nr. 38), H. ST. in Nr. 37 des 1886. Jahrg. des Literarischen Centralblattes, THÉODORE REINACH in Nr. 42 des 1886. Jahrg. der Revue Critique d'Histoire et de Littérature, WECKLEIN in Nr. 52 des 1886. Jahrg. der Berliner Philologischen Wochenschrift, HAMMER in Nr. 10 des 1887. Jahrg. des Philologischen Anzeigers und J. RAPPOLD auf SS. 690—692 des 1887. Jahrg. der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. Ein jeder der Recensenten fand mehr oder weniger Anerkennenswertes in meiner Arbeit — selbst Maass, der vielleicht am wenigsten günstig über dieselbe urtheilt, macht folgende Bemerkung: «Sonst manche feine Beobachtung, z. B. das über die Polychromie . . . Gesagte, und andere mehr» — aber zur besonderen Freude gereichte mir die mit ausnehmender Anerkennung und im wohlwollenden Tone geschriebene Recension Ziemer's, in welcher er unter Anderem sich folgendermaßen äußert: «Diese Aufgabe (d. h. die Behandlung der Tropen in culturhistorischer und poetischer Rücksicht) hat der Verfasser mit großer Schärfe und Klarheit gelöst und gelangt so zu Resultaten, . . . die durch ihre Neuheit überraschen . . . Die vom Verfasser gegebene Anregung halten wir . . . für so fruchtbar, den von ihm befolgten Grundsatz so billigenswert, dass wir hoffen, sein Vorbild wird Andere zur Weiterarbeit in seinem Sinne anregen».

* Vgl. Ung. Revue, XII, 1892, S. 487. — Die Abhandlung wird in ihrem ganzen Umfange in der 'Αστὺξ zu Athen erscheinen.

Da ich in vorliegender Abhandlung nach denselben Principien verfare, wie in meinem oben genannten Werke, so halte ich es für nothwendig, meine dortigen Auseinandersetzungen in Folgendem kurz zusammengefasst wiederzugeben. Bei der Behandlung der Tropen unterscheide ich zwei Hauptrichtungen, eine sprachliche und eine literaturgeschichtliche. In sprachlicher Richtung werden die Tropen in rhetorischer, grammatischer, biographischer Rücksicht oder mit Beachtung dessen behandelt, was durch die Tropen bildlich ausgedrückt wird oder durch welchen Wortstoff etwas in den Tropen bildlich ausgedrückt wird. In literaturgeschichtlicher Richtung nahm man bis jetzt nur das psychologische Moment, das sogenannte *tertium comparationis* wahr, ich habe aber auseinandergesetzt, dass wichtiger als die sprachlichen Richtungen und die Berücksichtigung des *tertium comparationis* diejenige literaturgeschichtliche Richtung ist, nach welcher die Tropen in culturgeschichtlicher und poetischer Rücksicht betrachtet werden. Diesen Betrachtungsstandpunkt habe ich zuerst in meinem erwähnten Werke eingenommen. Ferner erkläre ich in demselben das Wesen der Tropen und bemerke zugleich Einiges über die Bearbeitung des Gegenstandes; zuletzt ziehe ich nach systematischer Zusammenstellung des Stoffes die Schlüsse in culturhistorischer und poetischer Rücksicht aus demselben, und bespreche die Polychromie der Dichtkunst, die aus verschiedenen Bildern bestehenden Gruppen und die Doppelbilder. Die Metapher, Allegorie und das Gleichnis nenne ich Proportionstropen, bin aber hier auf Grund der Bemerkung Rappold's noch die Berichtigung schuldig, dass bei den auf einer der geometrischen Proportion ähnlichen Denkungsart beruhenden Proportionstropen in der Metapher nicht die Summe, sondern das Product der äußeren Glieder demjenigen der inneren gleich ist; also steht in der Metapher aus der geometrischen Proportion: $a : b = A : B$ nicht $a + B$ pro $a : b$ oder $A + b$ pro $A : B$, sondern $a \times B$ pro $a : b$ oder $A \times b$ pro $A : B$.

Der größte Theil der im Anhang dieser Abhandlung angegebenen Werke behandelt die Tropen in sprachlicher Rücksicht; in literaturgeschichtlicher nur die Werke von MÜLLER, BLÜMNER und HIRZEL. Müller beruft sich überhaupt nicht, Blümner nur bezüglich der Eintheilung des Stoffes auf meine erwähnte Arbeit, und verspricht für später die in literaturgeschichtlicher Richtung zu ziehenden Schlüsse, aber Hirzel nimmt sowohl in Bezug auf die Gruppierung des Stoffes, wie bezüglich der Rücksicht der Behandlungsweise desselben offen meine Principien an, und sagt unter Anderem: „Ein jeder dieser Wege (d. h. eine jede Behandlungsweise der Tropen) hat zu irgend einem lohnenden Ziele geführt; am lehrreichsten und fruchtbringendsten wird aber zweifellos die Untersuchung, wenn in ihr die Principien maßgebend sind, die Pecz in seiner Darstellung der Tropen des Aeschylus, Sophokles und Euripides verfolgt hat. Er geht von der richtigen Thatsache aus, dass die poetischen Bilder die natürlichen Erzeugnisse des betreffenden

Zeitgeistes, der betreffenden poetischen Richtung und des Geistes des betreffenden Dichters sind, dass sie als solche nur in einer derartigen Rücksicht, d. h. in culturhistorischer und poetischer Rücksicht behandelt werden können, und stellt deshalb die Proportionstropen (*Metapher*, *Gleichnis*, *Allegorie*) sowie die unter den Begriff der *Synecdoche* und *Metonymie* fallenden Bilder des einzelnen Dichters nach sachlichen Gruppen zusammen, um dann seine Schlüsse ziehen zu können, da sich für die Culturgeschichte, für die Beanlagung des Dichters und für den poetischen Wert der von ihm gebrauchten Tropen ergeben*.

Wie in meiner die Tropen der griechischen Tragiker behandelnden Arbeit, so habe ich auch in dieser Abhandlung DINDORF'S «*Poetarum sceniorum græcorum Aeschylis, Sophoclis, Euripidis et Aristophanis fabulæ superstites et perditarum fragmenta*» (Editio quinta correctior. Teubner, 1869) zur Grundlage genommen, und theile die Tropen des Aristophanes in folgende Gruppen: Die Kategorien der *Synecdoche*: der Mensch, die Kochkunst, Speise und Trank, die Mythologie, der Krieg, das staatliche Leben, die Schifffahrt; die Kategorien der *Metonymie*: der Mensch, die Kochkunst, Speise und Trank, der Krieg, das staatliche Leben, die Gärtnerei und der Ackerbau, die Natur mit folgenden Unterabtheilungen: das Wasser, die meteorologischen Erscheinungen; die Kategorien der *Proportionstropen*: der Mensch, das Haus, die Kochkunst, Speise und Trank, das menschliche Thun und Treiben im Allgemeinen, die Religion, Mythologie, Wettkämpfe, der Gesang, die Musik, der Tanz, die Poesie, das Theater, die Erzgießerei, Wachs bildneri, Malerei, das Tischler- und Schmiedehandwerk, die Weberei, Schneiderei, Arzneikunde, der Krieg, das staatliche Leben, die Jagd, der Fischfang, die Pferdezucht und das Pferderennen, die Viehzucht, die Bienenzucht, die Gärtnerei und der Ackerbau, der Weinbau, der Handel, die Schifffahrt, die Natur mit folgenden Unterabtheilungen: allgemeine Natureigenschaften, die Thiere, die Pflanzen, das Feuer, das Wasser, die meteorologischen Erscheinungen.

Betrachten wir jetzt in culturhistorischer, poetischer und rhetorischer Rücksicht die Tropen des Aristophanes, und vergleichen wir sie mit den Bildern der drei großen griechischen Tragiker.

Sowie die drei Tragiker einzelne Zeitalter der Geschichte Athens repräsentieren: Aeschylus das der Perserkriege, Sophokles das des Perikles, Euripides das des Kleon und der unbändigen Demagogie, so zeigt sich auch Aristophanes nicht nur in der Wahl der Stoffe seiner Lustspiele und in deren Tendenz, sondern auch in seinen Proportionstropen als ein Dichter aus dem Zeitalter der unbändigen Demagogie und der Entartung. Es genügt in dieser Beziehung auf seine aus der Kochkunst, Speise und Trank entnommenen Bilder hinzuweisen, die bei den drei Tragikern nicht vorkommen. Die erhabene Muse der griechischen Tragödie lässt zwar an und für sich die

gemeinen Ausdrücke nur schwer zu, andererseits aber ist es unleugbar, dass die verhältnismäßig auffallend große Zahl der genannten Tropen bei Aristophanes nicht nur den, gemeinen Dingen nahestehenden Komödiendichter, sondern auch dessen sinkendes, im Schmausen einen Hauptgenuss findendes Zeitalter charakterisiert.

Aeschylus hebt mit seinen vom Menschen entnommenen Proportionstropen als ein Held Marathon's, Euripides mit seinen Synecdochen und Metonymien aus derselben Kategorie als zergliedernder, pessimistischer Philosoph das Individuum hervor; während Sophokles, der Vater der die Zwerghaftigkeit des Individuums verkündenden Schicksalstragödie, der mit Resignation die Segnungen des perikleischen Zeitalters genießt, auch in seinen Bildern das Individuum in den Hintergrund drängt. Und den zuletzt erwähnten Fall sehen wir auch bei Aristophanes, war er doch weder ein, Krieger aus Marathon, noch ein pessimistischer Philosoph, sondern ein sich für die guten alten Zeiten begeisternder Idealist!

In den Bildern aller vier Dichter spielen die Wettkämpfe, der Gesang, die Musik, der Tanz, die Poesie, Architektur, das Theater, die Bildhauerei, Erzgießerei, Wachsbildnerei, Malerei, das Tischler- und Schmiedehandwerk, die Weberei, Schneiderei, Jagd, der Fischfang, die Pferdezucht und das Pferderennen, die Vieh- und Bienenzucht, die Gärtnerei und der Ackerbau, der Weinbau und Handel eine hervorragende Rolle, und weisen gewissermaßen auf die große attische Zeit hin, in welcher alle diese Werke des Friedens so mächtig emporblühten.

Die dem Kreise der Religion und Mythologie entnommenen Proportionstropen des Aeschylus machen die Folgerung auf den starkgläubigen Dichter, die in den erwähnten zwei Kategorien gleichmäßig hervortretenden Synecdochen, Metonymien und Proportionstropen des Euripides auf den skeptischen Denker, bei Sophokles das Fehlen der Proportionstropen auf die Mangelhaftigkeit der Religiosität zulässig, und dieselbe Belehrung müssen wir auch bezüglich der Religiosität des Aristophanes aus seinen sehr wenigen hieher gehörenden Bildern schöpfen.

Bei Aeschylus spielen seinem Zeitalter und Charakter gemäß die aus dem Kriege und staatlichen Leben entnommenen Bilder eine beträchtlich größere Rolle, als bei dem für ein zurückgezogenes Leben eingenommenen Sophokles. Das verhältnismäßige Hervortreten der Synecdoche und Metonymie den Proportionstropen gegenüber bei Euripides deutet auf den über die Probleme des staatlichen Lebens nachdenkenden Dichter hin, während die verhältnismäßig geringe Zahl der entsprechenden Bilder den Aristophanes, als eine dem Kriege und der Demagogie abgeneigte Individualität mit Sophocles wieder auf eine gleiche Stufe stellt.

Während die aus der Schifffahrt und der Natur entnommenen Proportionstropen des Aeschylus und Sophokles die große Seemacht Athens

und die Empfänglichkeit der beiden Dichter für die Schönheiten der Natur widerspiegeln, erscheinen die betreffenden Bilder des Euripides eher als *æschylische* Nachahmungen, denn als aus Interesse für die Schifffahrt und Natur entstandene Bildungen. Die hieher gehörenden Proportionstropen finden sich bei Aristophanes in nur geringer Zahl, wir dürfen aber nicht außer Acht lassen, dass die der Schifffahrt und der Natur entnommenen Bilder zu denjenigen poetischen Ausdrücken gehören, die naturgemäß dem Komödiendichter viel weniger Gelegenheit zur Anwendung bieten als dem Tragödiendichter. Eher könnten wir also sagen, dass Aristophanes als Komödiendichter verhältnismäßig in so bedeutendem Maße die, den hohen Stil der Tragödie charakterisierenden, der Schifffahrt und der Natur entnommenen Bilder gebraucht, dass er in dieser Beziehung als ein die Seemacht Athens und die Aeußerungen der Natur in seinen Tropen vielseitig würdigender Dichter, mit Aeschylus und Sophokles auf eine gleiche Stufe zu stellen ist.

In meiner Arbeit über die Bilder der drei großen Tragiker habe ich auseinandergesetzt, dass die Synecdoche und Metonymie ein Ausfluss der Reflexion und die Proportionstropen ein Ausfluss der Phantasie sind. Bei Aeschylus bilden die Synecdoche und Metonymie beiläufig ein Sechstel, bei Sophokles ein Drittel, bei Euripides mehr als die Hälfte der Proportionstropen, also ist die *Phantasie des Aeschylus nicht nur grösser als diejenige des Euripides, sondern auch als diejenige des Sophokles, während die Reflexion des Euripides nicht nur grösser, als diejenige des Aeschylus, sondern auch als diejenige des Sophokles ist.* Bei Aristophanes bilden die Synecdoche und Metonymie nur etwa ein Achtel der Proportionstropen, also beweist nicht nur die Conception seiner Dramen, sondern auch das Zahlenverhältnis seiner verschiedenen Tropen, dass unter den vier attischen Dramatikern *seine Phantasie die grösste, seine Reflexion die kleinste ist.* Denselben Beweis liefern auch Zahl, Größe und Farbenmischung der weiter unten zu behandelnden, aus Proportionstropen entstandenen, gleichartigen Bildergruppen, die am meisten bei Aeschylus und Aristophanes hervorragen, bei Sophokles zurücktreten, und bei Euripides sich als Nachahmungen *æschyleischer Kunst* erweisen. Die Thatsache, dass bei Euripides die Proportionstropen sowohl in der zeitlichen Reihenfolge der Dramen, wie auch innerhalb der einzelnen Dramen abwechselnd bald häufiger bald seltener erscheinen, bezeugt *die zeitweise erschlaffende Phantasie des Euripides, während die Ebenmäßigkeit in dieser Beziehung bei Aeschylus, Sophokles und Aristophanes die gleichmässig wirkende Kraft ihrer Phantasie beweist.*

Wenn wir sagen können, dass die Proportionstropen *die Plastik der Dichtkunst* und die Farbenmischung der aus denselben entstandenen gleichartigen Bildergruppen *die Polychromie der Dichtkunst* bilden, so sind *Aeschylus und Aristophanes am meisten plastisch und am meisten*

polychromisch. Euripides ist vermöge seiner größten Reflexion am meisten philosophisch — wie die Alten ihn nannten — ein wahrer *σχηματικός φιλόσοφος*, während bei *Sophokles einerseits die aus der Phantasie entstandene Plastik und Polychromie, andererseits die Reflexion einander die Waage halten*. In der griechischen Architektur und Bildhauerei erstarkt der plastische Geist im Zeitalter des Perikles gegenüber dem Zeitalter der Perserkriege, während derselbe in der Zeit des Kleon und der Demagogie gegenüber der Zeit des Perikles sich abschwächt. In der Dichtkunst hingegen lässt der plastische Geist bei dem in das perikleische Zeitalter gehörenden Sophokles gegenüber dem im Zeitalter der Perserkriege lebenden Aeschylus nach, während derselbe bei dem in die Zeit des Kleon gehörenden Euripides als aeschyleische Nachahmung und bei dem in derselben Zeit lebenden Aristophanes als die Aeußerung des unabhängigen Genius gegenüber dem in das Zeitalter des Perikles gehörenden Sophokles erstarkt. D. h. bei den Griechen zeigt die Wirksamkeit des plastischen Geistes einerseits in der Architektur und Bildhauerei, andererseits in der Dichtkunst eine entgegengesetzte Strömung, denn in welchem Maße dieselbe in der Architektur und Bildhauerei erstarkt, in demselben Maße lässt sie in der Dichtkunst nach, und in welchem Maße sie in der Architektur und Bildhauerei nachlässt, in demselben Maße erstarkt sie in der Dichtkunst.

Die Synecdoche und Metonymie sind ein Ausfluss der Reflexion, aber die Reflexion ist zugleich diejenige geistige Thätigkeit, mit welcher der Dramatiker die Handlung aufbaut, den Conflict der Charaktere und die Katastrophe, kurz, das Dramatische hervorbringt. Dieser Zusammenhang erklärt die Thatsache, dass die zwei erwähnten Tropen bei den vier Dramatikern meistens im Dialoge, dem eigentlichen Gebiete der Handlung und des dramatischen Conflictes vorkommen, kurz, dass *die Synecdoche und Metonymie die Waffen des Dialogs sind*. Diese Waffen sind zwar nicht so zahlreich, aber vermöge ihrer in den Ausdrücken liegenden Kühnheit schneidiger bei Aeschylus, denn bei Sophokles, und außerdem, dass sie die zahlreichsten, sind sie auch die schneidigsten bei Euripides, während sie bei Aristophanes am wenigsten zahlreich und am wenigsten scharf sind.

Bei der Metonymie und den Proportionstropen kommt die Verschmelzung zweier oder mehrerer in dieselbe Kategorie gehörender Metonymien oder Proportionstropen in ein Bild vor, das wir eine *gleichartige Bildergruppe* nennen. Z. B. steht bei Aeschylus Suppl. 671: *βύβλου δὲ καρπὸς οὐ κρατεῖ πτόχρον* die Frucht der Byblus für die Aegypter und die Aehre für die Argiver, d. h., es sind zwei zur Kategorie des Menschen gehörende Metonymien in ein Bild zusammengefasst; bei Aristophanes Ecl. 1—3: *ὦ λαμπρόν ἕμμα τοῦ τροχῆλάτου λόχου . . . γονάς τε γὰρ σὰς καὶ τόχας δηλώσομεν* sind das Gebären und das Schicksal als Metaphern, d. h., zwei zur Kategorie des Menschen gehörende Proportionstropen mit einander verbunden. Eine solche

gleichartige Bildergruppe wäre auch bei der Synecdoche möglich, kann aber bei den vier Dramatikern nicht nachgewiesen werden und kommt auch bei der Metonymie nur selten vor, nämlich bei Aeschylus einmal, bei Euripides fünfmal, bei Sophokles und Aristophanes kein einziges Mal, während sie bei den Proportionstropen sehr häufig zu sehen ist. Es gibt Fälle, in welchen zwei oder mehrere zu verschiedenen Kategorien gehörende Synecdochen oder Metonymien oder Proportionstropen in ein Bild verschmolzen sind, und dies nennen wir eine mischfarbige oder *polychromische gleichartige Bildergruppe*. Z. B. steht bei Euripides Troad. 1331—1332: ὄμωσ δὲ πρόφραρε πόδα σὸν ἐπὶ πλάτας Ἀχαιῶν der Fuß für den Menschen und das Ruder für das Schiff, d. h., es sind zwei Synecdochen aus verschiedenen Kategorien — die eine aus der Kategorie des Menschen, die andere aus derjenigen der Schifffahrt — in einem Bilde vereinigt; bei Euripides Hec. 129—131: τὰ δὲ Κασάνδρας λέκτρ' οὐκ ἐφάτην τῆς Ἀχιλῆϊας πρόσθεν θήσασιν ποτὲ λόγχης steht das Bett für das Weib und die Lanzenspitze für den Krieger, d. h. zwei Metonymien aus verschiedenen Kategorien — die eine aus der Kategorie des Menschen, die andere aus derjenigen des Krieges — fließen in ein Bild zusammen; bei Aristophanes Av. 1399—1400: βορέα σώμα πελάζων ἀλίμενον αἰθέρος ἀβλακὰ τέμνων sind der Hafen und die Furche als Metaphern, d. h. zwei Proportionstropen aus verschiedenen Kategorien — die eine aus der Kategorie der Schifffahrt, die andere aus derjenigen der Gärtnerei und des Ackerbaues — in einem Bilde vereinigt. Die polychromische gleichartige Bildergruppe kann bei der Synecdoche und Metonymie nur zweimal nachgewiesen werden, nämlich bei Euripides je einmal in der Synecdoche und in der Metonymie in den oben citierten zwei Stellen, während dieselbe bei den Proportionstropen eine ziemlich häufige Erscheinung ist.

Wenn Synecdoche und Proportionstrophe oder Metonymie und Proportionstrophe oder Synecdoche, Metonymie und Proportionstrophe ein zusammenhängendes Bild ausmachen, so entsteht die *verschiedenartige Bildergruppe*. Z. B. steht bei Aristophanes Vesp. 1022: οἰκείων Μουσῶν στόμαθ' ἠνιοχήσας der Mund als Synecdoche für die Musen und das Lenken des Pferdes als Metapher für das Regieren; bei Aristophanes Equ. 1372: τοῦτ' ἔδοκε τὸν πόρπακα τὸν Κλεωνόμου steht der Griff des Schildes des Kleonymus als Metonymie für Kleonymus, und das Beißen als Metapher für das Verwirrtwerden; bei Euripides Hec. 1025—1027: ἀλίμενόν τις ὡς ἐς ἄντηλον πεισῶν λέγῳωσ ἐκπῶσι φίλασ καρδίασ, ἀμέρσασ βίον steht das am Schiffsboden sich sammelnde Wasser als Synecdoche für das Meer, das Herz als Metonymie für das Leben und der Hafen als Gleichnis. Solche Gruppen finden sich bei Aeschylus siebenzehnmal, und zwar Synecdoche und Proportionstrophe einmal, Metonymie und Proportionstrophe sechzehnmal; bei Sophokles fünfmal Metonymie und Proportionstrophe; bei Euripides einunddreißigmal, und

zwar Synecdoche und Proportionstrophe zehnmal, Metonymie und Proportionstrophe zwanzigmal, Synecdoche, Metonymie und Proportionstrophe einmal; bei Aristophanes siebenmal, und zwar Synecdoche und Proportionstrophe dreimal, Metonymie und Proportionstrophe viermal.

Bei Aristophanes Av. 924—925: ἀλλά τις ὠκίστα Μουσάων φάτις οἴαπερ ἵππων ἀμαρυγὰ steht das Schimmern als Metapher für die Schnelligkeit, und zwar steht die Schnelligkeit der Pferde als Gleichnis, also wird die Schnelligkeit als eine zweifache Proportionstrophe gebraucht, in erster Reihe als Metapher, und die metaphorische Bedeutung derselben als ein Glied des Gleichnisses. Dieses kühn geschaffene Bild, desgleichen wir nur dies eine Beispiel gefunden haben, nennen wir ein *doppelt proportionierendes Bild*.

Nicht minder kühn ist das *Doppelbild*, in welchem die synecdochische oder metonymische Bedeutung eines Wortes als Proportionstrophe gebraucht wird. Z. B. steht bei Euripides Phœn. 1380—1381: κάρποι δ' ὄπως θήγοντες ἀγρίαν γένου ζουγίψαν der Kinnbacken als Synecdoche für den Zahn und der seine Zähne fletschende Eber wird als ein Gleichnis angeführt, also wird der Kinnbacken für zwei verschiedenartige Tropen gesetzt, in erster Reihe als Synecdoche und die synecdochische Bedeutung desselben als ein Glied des Gleichnisses; bei Aeschylus Pers. 821—822: ὕβρις γὰρ ἐξανθοῦσα' ἐκάρπωσε στάχυν ἄτης, ὄθεν πάγκλαυτον ἐξαμὰ θέρος steht der Sommer (θέρος) als Metonymie für die Saat, und die Saat als Metapher für den Gram, also wird der Sommer für zwei verschiedenartige Tropen gesetzt, in erster Reihe als Metonymie und die metonymische Bedeutung desselben als Metapher. Solche Doppelbilder finden wir bei Aeschylus viermal, und zwar den Gebrauch der synecdochischen Bedeutung als Proportionstrophe einmal, den Gebrauch der metonymischen Bedeutung als Proportionstrophe dreimal; bei Sophokles einmal, und zwar den Gebrauch der synecdochischen Bedeutung als Proportionstrophe; bei Euripides sechsmal, und zwar den Gebrauch der synecdochischen Bedeutung als Proportionstrophe einmal, den Gebrauch der metonymischen Bedeutung als Proportionstrophe fünfmal; bei Aristophanes zweimal, und zwar je einmal den Gebrauch der synecdochischen und metonymischen Bedeutung als Proportionstrophe.

Dr. WILH. PECZ.

FEIERLICHE JAHRESVERSAMMLUNG DER KISFALUDY- GESELLSCHAFT.

Am 5. Februar 1893.

Eröffnungsrede des Vorsitzenden *Karl Szász*.

In verschiedenen Gegenden reisend, finden wir bisweilen Waldflächen, welche, wiewohl auf fruchtbarem Boden, Lichtungen oder gar Rodungen ähneln. Zwischen niedrigen, schütterten Sträuchern oder verkümmerten Bäumen erhebt sich hie und da ein kräftiger, schlanker Wipfel oder eine an den Urwald erinnernde, dickstämmige, breitkronige Eiche; wir können sie auf dem ganzen Gebiete zählen, aber die Wenigen tragen den Samen einer künftigen reichen Vegetation in sich. Wenn wir nach längerer Zeit, vielleicht nach Jahrzehnten, in die Gegend zurückkehren, finden wir die alten starken Bäume zwar gefallen oder morsch geworden, aber der Wald ist dicht von jungen Sprösslingen, von denen noch wenige in Wipfel schießen, noch wenige emporragen, während die große Menge im ungelichteten Dickicht einander weder das Emporwachsen, noch das Stämmigwerden gestattet, die meisten als Gesträuch oder gar Gestrüpp vegetieren und alt werden, ohne zum Stamme erstarken oder eine Jahrhunderte versprechende Krone treiben zu können. Erinnert dieses treu, wenn auch unvollkommen skizzierte Bild nicht an den Unterschied zwischen der ein halbes Jahrhundert oder noch weiter zurückreichenden Periode unserer Literatur und der heutigen? Kazinczy und Karl Kisfaludy standen nur mit wenigen Genossen auf dem Felde der Literatur arbeitend und kämpfend da; aber unter den Wenigen sehen wir die Gestalten eines Alexander Kisfaludy, Berzsényi und Kölcsey, eines Vörösmarty, Bajza und Toldy als starkstämmige und breitkronige Bäume eines schütterten Urwaldes emporragen. Und die wir noch heute leben, haben Petöfi und Arany, Eötvös und Kemény vor uns wachsen und stämmig werden sehen. Wo sind sie hin? Und wer füllt die durch ihr Hinsinken entstandenen Lücken des Urwaldes aus? Damals galt das Erscheinen eines bedeutenden ungarischen Buches als ein Ereignis, ja als eine That; heute erscheinen alljährlich viele hundert ungarische Bücher — und darunter auch viele verdienstliche —, aber das Lesepublikum hat nicht in gleichem Verhältnis mit der Zunahme der Schriftsteller zugenommen und wir gehen auch über das ausgezeichnetste Buch, vorausgesetzt, dass wir davon Kenntnis genommen, bald zur Tagesordnung über. Unsere Dichter, Roman- und Novellenschriftsteller können nicht klagen, dass sie nicht gelesen werden; aber finden sie die gehörige Würdigung? wird ihnen eine gründliche und objective Kritik zutheil? Auch unsere Journalliteratur hat in derselben

Proportion zugenommen. Unsere heutige Zeitungsliteratur datiert eigentlich erst vom Anfang der Dreißiger Jahre. 1830 und noch 1831 gab es im ganzen Lande zusammen nur 11 ungarische Zeitungen und Zeitschriften. Fünfzig Jahre später, 1880, schon 321, und 1892 bereits 699.

Redner schildert die journalistische Thätigkeit in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, die große Reformbewegung, an der Kossuth, Széchenyi, Dessewffy, Ladislaus Szalay, Baron Josef Eötvös, Anton Csengery, Baron Siegmund Kemény, Deák und Graf Julius Andrassy theilnahmen. Das sind die Riesen jenes ewig denkwürdigen, ja vielleicht ewig unerreichbaren Halbjahrhunderts unserer ungarischen Zeitungs-, ja unserer gesamten Nationalliteratur, jene aus dem schütterten Walde emporragenden hundertjährigen Eichen mit ihren starken Wurzeln, kräftigen Stämmen und breiten Kronen! Welche Giganten eines sich entwickelnden, fast mythischen Zeitalters, die aus riesigen Quadern der Tyrannenmacht des donnernden Zeus einen Damm, der Gedankenfreiheit und constitutionellen Staatseinrichtung eine feste Burg, der nationalen Literatur ein Pantheon erbauen. Fügen wir noch eine Tetrade von Dichtern hinzu, indem wir neben Vörösmarty's Namen die Namen Petöfi's, Arany's und Tompa's verzeichnen. Und wir verherrlichen diese Großen umso mehr, je mehr wir fühlen, wie klein wir neben ihnen sind!

Aber wenn sie von größerem Wuchse, wahre Riesen waren, so hatten sie auch andere Hindernisse zu überwinden und kämpften auch mit anderen Waffen, als ihre heutigen Nachfolger. Sie hatten vor Allem mit den Schwierigkeiten der Sprache zu kämpfen. Sie hatten mit der, Jahrhunderte lang durch depravierende Gewalt und einschläfernde List herbeigeführten Mangelhaftigkeit des nationalen Gefühls, mit der politischen und socialen Zerrissenheit eines, in seinem Fortschritte allenthalben zurückgehaltenen oder zurückgeworfenen Landes zu kämpfen, um die alte Einheit und Verfassung der Nation durch neue Institutionen wiedergewinnen und die Freiheit des Wortes und der Presse durch Abschüttlung der Fesseln des Maulkorbs und der Censur sichern zu können. Heute sind alle diese Hindernisse überwunden; der Reichthum und die Verfeinerung der gesellschaftlichen, schriftstellerischen und dichterischen Rede macht das Sprechen und Schreiben auffallend leichter; elegante Prosa, schöne Verse zu schreiben erfordert heute keine schöpferische Kraft, nur etwas Kunstsorgfalt. Die Fesseln der Censur sind gefallen und die Verfassung sichert den Fortschritt auf allen Gebieten. Ist es ein Wunder, wenn damals, angesichts jener Schwierigkeiten, die kleine Schar der Kämpfer eine Riesenkraft entwickelte und alle Kräfte auf ein Ziel vereinigte? wenn die Schriftsteller nach Idealen strebten, sich von Ideen nährten und mit Principien kämpften? während heute, auf erweitertem — beinahe unbegrenztem — Gebiete Viele leicht die Idee, die Richtung, den Ton wechseln, je nach dem veränderten Standpunkt, von welchem aus sie eben sprechen? Das heutige Streberthum aber war

damals unbekannt, und die geschlossenen Cliquen und Coterien — wenn Spuren solcher sich auch damals zeigen mochten — waren nicht so herrschend, wie heute; und von dem heutigen Sichvordrängen und der hastigen Eile, welche das heutige öffentliche Leben, und in demselben auch die Literatur und insbesondere die Zeitungsliteratur so sehr charakterisiert, war damals kaum eine Spur vorhanden. Andererseits ist es auch wahr, dass die Ansprüche, welche wir heute an die Literatur und insbesondere an die Zeitungsliteratur stellen, viel höhere sind. Als es nur Monats- und Wochenschriften und zwei Seiten lange Zeitungen gab, erwartete das Publikum geduldig die Ankunft der Neuigkeiten; heute fordert es täglich auch zweimal Zeitungen, da es durch die Gewohnheit so sehr verwöhnt ist, dass es dieselben nicht entbehren kann. Damals war es auch mit Wenigem zufrieden, heute ist es gar nicht mehr zu befriedigen. Das ist der Unterschied zwischen der damaligen und der heutigen Zeit! Redner will nun eine Entschuldigung oder wenigstens eine Erklärung der, die heutige Zeitungsliteratur von der früheren unterscheidenden unvortheilhaften Erscheinungen suchen.

Es ist eine große Krankheit unserer Zeit und unserer Nation, dass, während unser öffentliches Leben beinahe vollständig die Politik beherrscht, unsere Literatur, und vornehmlich auch das Interesse für dieselbe, die Journalistik gefangen nimmt. Die meisten Talente, wenn sie auch auf anderen Gebieten nützlich zu wirken berufen wären, drängen sich in die Arena der Politik; und 99 Percent der Leser, selbst in den gebildeten Classen, pflegen kaum etwas Anderes, als Zeitungen zu lesen, aus diesen ihre gesammte Wissenschaft zu schöpfen und ihr geistiges Bedürfnis zu befriedigen. Es erscheinen heute zehn- oder mehrmal mehr Bücher, als vor 50 oder 30 Jahren; unsere fachwissenschaftliche Literatur zeigt in allen Zweigen der Wissenschaft eine außerordentliche Zunahme, nicht bloß extensiv, sondern mehr noch intensiv, aber die wissenschaftlichen Bücher liest so ziemlich nur der Fachgelehrte oder, nothgedrungen, die auf dieses Fach sich vorbereitende Jugend; und, um Anderes nicht zu erwähnen — denn für den Verlag wissenschaftlicher Werke finden sich gar keine Verleger —, die derartigen Publicationen der Akademien liegen haufenweise in den Magazinen. Wer liest langweilige Bücher, wenn er täglich frische Zeitungen bekommt und darin Alles findet? Denn man muss es anerkennen, dass die Blätter, neben dem von der Politik eingenommenen großen Raum, ihr Feuilleton und ihr Lesepublikum auch mit literarischen, poetischen, ja wissenschaftlichen Mittheilungen reichlich versehen. Nur ist dies nicht immer gar zu dankenswert. Die wissenschaftlichen Mittheilungen in Feuilleton-Form und Manier sind oft oberflächlich und auch im besten Falle herausgerissene Details, aus welchen nur fragmentarische Kenntnisse, keine wissenschaftliche Grundlage und organische Uebersicht geschöpft werden können. Sie bringen in ihren Feuilletons auch Romane, manches Blatt zwei,

drei parallel nebeneinander, überwiegend Producte des Auslandes von geringem oder zweifelhaftem Werte, selten Nahrung für Geist und Herz, öfter Reizmittel krankhafter Phantasie und frivoler Sinnlichkeit.

Außer dieser allgemeinen Krankheit der Zeit, welche sich mit der Oberflächlichkeit begnügt und dem frivolen Geschmack huldigt, illustriert ein anderer herrschender Zug unserer heutigen Journalistik jenen Theil meines vorausgeschickten Gleichnisses, welcher die durch die Dichtigkeit des Nachwuchses verkümmern und am freien Wachstum gehinderten Gesträuche und Gestrüppe des seiner starken Stämme verlustig gegangenen Urwaldes schildert. Die Concurrrenz, heißt es, ist die Vorbedingung allen Fortschritts, aller Entwicklung. Concurrrenz entwickelt die Kräfte und gibt der Individualität Antrieb; ohne Concurrrenz ist kein Leben, kein Prosperieren. Darwin's Lehre vom Kampfe ums Dasein ist ein Cardinalsatz der heutigen Naturwissenschaft und Sociologie. Ich erkenne die Wahrheit dieses Satzes nur bedingt und bis zu einer gewissen Grenze an. Die Concurrrenz gebiert ebenso viel Gutes, wie Schlechtes. Die Concurrrenz ist die Anstrengung des Talentlosen, dem Talent zuvorzukommen und es womöglich niederzudrücken; die Concurrrenz ist auch die Mutter dessen, was wir mit dem modernen Wort «Streber» zu brandmarken pflegen. Die Concurrrenz der Zeitungen manifestiert sich nicht bloß darin, dass diese dem Geschmack und den Leidenschaften der großen Masse schmeicheln, was die Verneinung der wahren Unabhängigkeit ist, — sondern, da jede das Hauptbestreben hat, die andere zu überholen oder doch sich von ihr nicht überholen zu lassen, führt dies zu jener eifertigen Arbeit, welche erstens die Oberflächlichkeit und dann die Unverlässlichkeit zur Folge hat. Die von der Gasse aufgegriffene erste Nachricht, die noch kein Anderer gehört hat und mit der eine Zeitung jeder anderen zuvorkommen kann, findet jede wertvoll und hascht hastig danach und kümmert sich nicht viel darum, wenn dieselbe sich morgen als unwahr erweist. Diese hastige Eile charakterisiert das Aburtheilen über Thatsachen und Nichtthatsachen, desgleichen die Literatur- und Theaterkritik unserer Tagespresse. Das heute erschienene Buch anzuzeigen, nach einem flüchtigen Einblick, vielleicht ohne es aufzuschneiden, ein Urtheil darüber zu sagen, über das heute Abends aufgeführte Stück und die um 10 Uhr Nachts beendigte Vorstellung in dem bei Tagesanbruch erscheinenden Blatte bereits eine Kritik zu geben, wobei der Betreffende manchmal das Stück und die Darstellung nur nach der Hauptprobe kennt — kann um die Welt nicht auf morgen aufgeschoben werden, weil die übrigen Blätter zuvorkommen würden! Lesen wir die Theaterkritiken von Vörösmarty entweder aus dem damaligen «Athenäum» oder in seinen «Sämmtlichen Werken» unter dem Titel «Dramaturgische Blätter» zusammengestellt, später jene von Salamon oder Greguss (von heute Lebenden, unseren Collegen, will ich hier nicht reden); oder lesen wir Bajza's Kritiken,

Johann Erdélyi's literarische Rundschauen und Studien und betrachten wir den Unterschied zwischen jenen und der Mehrzahl der heutigen Literatur- und Theaterkritiken (denn einzelne Ausnahmen bestätigen nur die Regel)!

Die Eile erzeugt, wenigstens zum Theile, die Sprachverderbnis, das Ueberhandnehmen der Barbarismen, Satzbildungen, den häufigen Gebrauch von Fremdwörtern auch statt vorhandener guter ungarischer, theils in Folge hastigen Uebersetzens aus fremden Blättern, theils in Folge Mangels, oder durch Gewohnheit verursachter Abstumpfung des Sprachgefühls.

Endlich, was vielleicht das Traurigste ist: die eilige und oberflächliche (weil massenhafte) Zeitungsarbeit verdirbt auch das höchste Talent, indem sie es, nach dem Gleichnis, welches mein weiser alter Freund, der große Bolyai, in meiner Jugend in mein Stammbuch schrieb: «in eine Reihe solcher Fractionen zerlegt, deren Summe niemals ein Ganzes ausmacht». — Oh, wie oft habe ich von jungen Berufsgenossen, welche mit Lust und Talent die Schriftstellerlaufbahn betraten, die bittere Klage gehört, dass sie die Lust dazu verloren, die Schwingen ihres Talents gelähmt haben, nur weil sie — zuerst aus Vergnügen, dann aus Noth — ihr Haupt unter das Joch der Journalistik gebeugt haben.

Zu der aus hastiger Eile entspringenden Oberflächlichkeit gesellt sich bisweilen — im geschlossenen, aber doch genug zahlreichen Kreise des Redactionsbureaus — als Mitarbeiter auch noch die Cameraderie; daraus kommen dann die Persönlichkeiten, welche bisweilen auf Kosten der Anständigkeit gehen, auch in sittlicher Hinsicht schädlich werden und eine Depravation der öffentlichen Meinung und Lockerung des sittlichen Gefühls nach sich ziehen können. Beinahe jedes Blatt hat auserwählte Gegenstände seiner Gunst und Ungunst, gleicherweise Personen und Anstalten; jene zu glorificieren, diese zu verkleinern ist ihre alltägliche Gewohnheit. Ich rede nicht von den politischen Sympathien und Antipathien — diese sind der Ausfluss unserer ungesunden Parteiverhältnisse und gehören ohnehin nicht in den Bereich meines Vortrages; ich spreche auch nicht von Sympathien oder Antipathien gegen Personen, auf welchem Gebiete der Literatur oder des öffentlichen Lebens immer thätige Individuen; ich erwähne nur das eine Beispiel des Benehmens gegen eine angesehene öffentliche Anstalt, gegen unsere erste wissenschaftliche Körperschaft. Die Ungarische Akademie der Wissenschaften ist seitens der meisten Blätter fortwährend der Gegenstand des Angriffes, der Herabsetzung, ja des Spottes. Man spricht von ihrer Impotenz, besonders von ihrer Unbekümmertheit um die Ansprüche der nicht fachgelehrten gebildeten Classe — was durch die große Zahl ihrer Publicationen, besonders durch ihr, bereits zu einer ganzen Bibliothek von übersetzten und Originalwerken vorzüglicher aus- und inländischer Schriftsteller gediehenes Bücherverlags-Unternehmen widerlegt wird; man verspottet ihre Fortschrittsscheu, ohne auf Symptome derselben hinweisen zu können

oder auch nur eine Determination derselben zu versuchen; man greift ihre Preisconcurrenten (besonders die poetischen) und ihre über dieselben gefällten Urtheile an, was man kaum thun würde, wenn man die Concurrentenwerke lesen würde; man greift ihre Mitgliederwahlen an, welche das doppelte Sieb der Fachklasse und des Plenums der Akademie passieren müssen; und endlich bemüht man sich kaum — wozu man doch verpflichtet wäre — für die wissenschaftliche Thätigkeit der Akademie durch Mittheilung gründlicher und eingehender Berichte über ihre Sitzungen im großen Publicum Interesse zu erregen. Wenn wir an jene Zeit zurückdenken, wo Anton Csengery mit seinem sich auf Alles erstreckenden Fachverständnis die Berichte über die Wochensitzungen der Akademie im «Pesti Napló» schrieb: können wir den Seufzer nicht unterdrücken, dass die Thätigkeit der Akademie seitens der Tagespresse mehr Beachtung, und wenn es auch strenge Kritik wäre, doch objective und gründliche Kritik verdienen würde!

Und damit sind wir bei der Kritik angelangt. Eine der empfindlichsten Schwächen unserer periodischen Presse ist der Mangel an Kritik. Wir müssen gestehen — und dies möge der, dem Geschmacke des Publikums sich anzubequemen genöthigten Tagespresse zur Entschuldigung dienen —, dass unser Lesepublikum nie den gehörigen Sinn für die Nothwendigkeit der Kritik besessen hat. Aber wenn auch unser Publikum wenig Sinn für eine nüchterne, unbefangene und objective Kritik hat, wären wenigstens bis dahin, wo ein nur darauf gerichtetes Organ ins Leben treten und sich am Leben erhalten könnte, unsere großen Blätter dazu berufen, unser Publikum dafür zu erziehen und ihm dies gleichsam zum Lebensbedürfnis zu machen. Es ist wahr, dass die Kritik das Genie nicht regulieren kann, doch sie kann es auch nicht unterdrücken (und der Wievielte ist ein Genie?). Aber sie kann den Gesichtskreis aufhellen, die Ideen klären, den Talenten Richtung, ja selbst dem Genie Rathschläge und Zügel geben. Wir wollen Kritik — strenge, aber gerechte. Wir haben nichts dagegen, wenn sie verwundend, beißend, selbst, wo es nöthig, vernichtend ist; sie sei nur objective und siege mit Argumenten, mit den ewigen Gesetzen des Wahren und Schönen. Und sie sei nicht persönlich, kameradschaftlich; sie lasse sich nicht durch Sympathien und Antipathien leiten und bewahre stets den literarischen Anstand, denn, wie wir erst jüngst auf dem fünfundzwanzigjährigen Redacteurs-Jubiläum eines vortrefflichen Schriftsteller-Genossen ebenso schön, wie wahr haben sagen hören, «dem Schriftsteller schweben zwei Ideale vor: der literarische Ruhm und der literarische Anstand; zum Ruhm kann nur eine von Gott erhaltene hervorragende Gabe, die Gabe des Genies, verhelfen; den literarischen Anstand aber kann Jeder, auch mit geringerem Talent, durch das ihm innewohnende sittliche Gefühl erreichen.» Das war schön und gut gesagt und auch nicht ohne Ursache. Wer dies sagte, der musste die Nothwendigkeit dieser Mahnung bei der Feier eines Schriftstel-

lers, der ein Vierteljahrhundert hindurch mit Anstand vorgegangen und damit allgemeine Achtung erworben hat, empfunden und erfahren haben. Diese zarte Mahnung ist in erster Reihe von Redacteurs und Kritikern, aber auch von uns Allen, die wir die Feder führen, zu beherzigen.

Auch der Kisfaludy-Gesellschaft haben diese Ideale vorgeschwebt und schweben ihr noch vor. Sie hat auch ihren Antheil am Ruhme erhalten: denn sie hat Männer, wie Kőlcsey und Vörösmarty, Toldy und Bajza, Nikolaus Jósika, Josef Eötvös und Siegmund Kemény, Johann Erdélyi und Greguss, Johann Arany und Tompa, Madách, Szigligeti und Gregor Csiky, Szalay, Csengery und Salamon als ihre Genossen verehrt und zählt sie noch mit Stolz zu ihren Todten . . . Aber wenn sie auch nicht immer Große und Herrliche mit Lorber bekränzen kann, fordert sie auch von ihrem kleinsten Mitglied, dass es der heiligen Sache der Literatur, dem edlen Geschmack mit Anstand diene, und auch seinen Musen mit reinen Händen opfernd, die ungarische allgemeine Bildung in unverdorbener nationaler Richtung — wenn auch nur um einen Schritt — vorwärts führe! —

— Bericht des Generalsecretärs *Zoltán Beöthy* :

Da die Kisfaludy-Gesellschaft eine literarische Gesellschaft ist, berichtet er zuerst über ihr literarisches Wirken. Ihre sämtlichen diesjährigen Publicationen sind Originalschöpfungen des ungarischen Geistes. Als Gründer-Prämien bot sie vor Allem in zwei Bänden eine neue, und durch mehrere bisher noch nicht gesammelt erschienenen Erzählungen ergänzte Ausgabe der *Novellen des Baron Siegmund Kemény*, deren ewigen Wert Bericht-erstatte kurz würdigt; ferner *Gregor Csiky's* hinterlassenes preisgekröntes Trauerspiel *«Két Szerelem»*, das letzte Product seiner glänzenden literarischen Laufbahn. Weiter publicierte die Gesellschaft in diesem Jahre das preisgekrönte Werk *Ladislaus Négyessy's*: *«A mértékes magyar verselés története»* und bereits den 26. Band der *«Kisfaludy-Társaság Évtapjai»* mit zahlreichen interessanten Beiträgen. Außer ihren Publicationen manifestierte die Gesellschaft ihre Thätigkeit durch eine lange Reihe von *Vorträgen* in ihren stets von einem zahlreichen distinguierten Auditorium besuchten *Monatssitzungen*. Von diesen Vorträgen stammen 29 poetische und 13 Prosa-Arbeiten von Mitgliedern der Gesellschaft, 16 poetische und 1 Prosaarbeit von Gästen. Im Ganzen wurden demnach im Vorjahre in den Monatssitzungen der Gesellschaft 45 poetische und 14 prosaische, zusammen 59 Vorträge gehalten. Wie in der Wahl ihrer Publicationen und Sitzungsvorträge, hat die Gesellschaft auch sonst der literarischen Pietät gegen Große und Vortreffliche der älteren und jüngsten Vergangenheit Ausdruck geliehen. Vor Allem durch möglichste Förderung der Verwirklichung des Planes der Errichtung eines Kisfaludy-Denkmales in Raab, der Hauptstadt seines Heimatscomitates, und durch Widmung eines Kranzes bei der am 2. October 1892 stattgefundenen Enthüllungsfeier, im Wege einer zahlreichen

Gesellschaftsdeputation; ferner durch bereitwillige Beteiligung an den Grabmalkosten für Stefan Szabó; endlich durch Einleitung einer Sammlung zur Errichtung eines Denkmals für Gregor Csiky, welche so reichlich ausfiel, dass sie dem Verklärten ein prachtvolles Grabmal errichten und seine von Zala anzufertigende Marmorbüste in ihrer nächsten Jahressitzung in Begleitung einer Denkrede vorzeigen zu können hofft. Die Gesellschaft wurde in ihren Arbeiten und Bestrebungen durch fortwährende Antheilnahme des Publicums unterstützt. Die Zahl ihrer Stiftungs- und Gründerbeiträge erfuhr im Vorjahre eine größere Zunahme als je seit 1868. Sie erhielt aus Siegmund Kemény's Nachlass 400 fl., als Spende der Ersten Vaterländischen Sparcassa 200 fl. Die Gesellschaft hat nicht bloß an Gründungsbeiträgen, sondern auch an neuen und eifrigen Mitarbeitern einen Zuwachs erfahren. Sie hat sieben erledigte Mitgliederstellen durch die Wahl von zwei correspondierenden und fünf ordentlichen Mitgliedern besetzt. — Zwei von den jetzt besetzten Stellen wurden im Laufe des Vorjahres erledigt: diejenige Stefan Szabó's und Franz Salamon's.

Hierauf trug Anton Várady seine Legende «Az úr itél» (Der Herr richtet) vor.

In Capua fordert der schwarze Tod seine Opfer, eine Kapuzinerschar geleitet einen Leichenzug auf den Friedhof, ein kleines Mädchen, Kind armer Leute, dem eben Eltern und Geschwister gestorben, kommt nach langem Umherirren in der verödeten Stadt an das offene Friedhofsthor und geht scheu vorüber an der düstern Mönchsschar in die offene leere Friedhofscapelle. Seit zwei Tagen hungernd, nimmt es vom Altar das geweihte Abendmahlbrod und verzehrt es in kindlicher Unschuld. Das sehen die eben in die Capelle dringenden Mönche und in dem Wahne, dass der Zorn des strafenden Gottes durch diese Heiligthumschändung noch mehr erregt werden müsse, schicken sie sich schon an, die kleine Frevlerin zu ergreifen, um sie dem Marter- und Feuertode zu weihen. Da erscheint vor dem Kinde unversehens ein behrer Mann in weißem Talar, hebt es schützend in seine Arme empor, küsst es und verweigert den darüber wüthenden Mönchen dessen Auslieferung. Von den immer wüthender werdenden Mönchen bedroht, schwebt er mit dem Kinde bis in die Höhe des Altars empor. Deshalb von ihnen für einen Hexenmeister gehalten und unter fortgesetzten Drohungen um seinen Namen gefragt, spricht er, plötzlich von Glorienschein umflossen: «Mein Name ist Jesus von Nazareth». —

— Karl Vadnay über Bernáth Gazsi.

«Gazsi» war in jener deutschen Zeit, wo es ein gedrucktes ungarisches Witzblatt nicht geben durfte, das lebende, wandelnde ungarische Witzblatt; das auch in jener deutschen Zeit ungarisch gebliebene und von ungarischen Hauptstädtlern und Provinzlern besuchte Hotel zum «Goldenen Adler» in der Neuenweltgasse war der Hauptsammelpunkt seines Publikums. In ihm

vereinigte sich grotesker Witz und ernste Bescheidenheit, der sorglose Bohème und der stolze Edelmann, der Bummel und der Cavalier. Er arbeitete nicht, aber erheiterte die Menschen in jener betrübenden Zeit. Er vertraut auf Gott; sein Motto war: «Gottes Fürsorge ist mein Erbtheil». Er verstand es, sich die Herzen und die Börsen zu öffnen. Man nannte ihn «az éldegelés aristoeratiája és a lézengés genie»-je. («Die Aristokratie des Schmarotzerthums und das Genie des Müßiganges»). Er ging stets elegant gekleidet, in schwarzem Frack, weißem Gilet, mit spanischer Grandezza einher. Das Wappenbild der Bernáth sei ein von einem Schwert durchbohrter Fuß; daher — sagte er — der langsame Gang. Vortragender gab eine Blumenlese seiner, «Gazsiaden» genannten Witze und Hyperbeln zum Besten. Auf Anregung von Petrichevich Horváth ließ Bernáth Sammlungen solcher Witze unter dem Titel «Freskobilder» auch drucken und erzielte mit diesen Heften als Selbstcolporteur derselben ansehnliche Einnahmen. Er schmarotzte mit Anstand, betrog nie Jemanden, war nie charakterlos. In der Gesellschaft des Józsa Gyuri, des Grafen Keglevich lebte er auch wildfrohe Tage. Er war ein passionierter Sänger und ihm werden Text und Melodie der Volkslieder «Az alföldön halászlegény vagyok én» und «Tisza partján van egy hajó kikötve» zugeschrieben. Er entfernte sich selten von Pest. Seine Mäcenaten suchten ihn hier auf. Er selbst war Mäcensa des, schlechte ungarische Verse schreibenden slovakischen Studenten Mátyás Vojtran, dessen Name später durch Arany's Episteln unsterblich wurde. Seine Wohnung war pedantisch rein und ordentlich gehalten und ein Magazin guter Ess- und Trinkwaaren, die ihm von den Verehrern seiner Einfälle von allen Seiten zuströmten, und zu deren Verschmausung er gern seine jüngeren Freunde einlud, da er es nicht über sich bringen konnte, sie einsam zu verzehren. Lavotta's Bildnis, über den er auch ein Heftchen schrieb, und ein Brief Petöfi's waren ihm theure Reliquien. Lange Zeit hindurch sah er immer gleich jung aus, was er durch allerhand kosmetische und Färbemittel erreichte. Aber endlich ward auch er alt. Seine Witze fanden mit der Wiederherstellung der ungarischen Freiheit weniger Interesse. Das Parteileben zog ihn nicht an. Er wurde melancholisch, fing an, sich äußerlich zu vernachlässigen, wurde krank, sprach mit Resignation vom Tode, «da er als Hagestolz Niemanden zurücklasse». Vortragender, der bei seinem Tode nicht in Pest war, freut sich, dem durchaus edlen Menschen dies Todtenopfer bringen zu können.

Nach einem überaus stimmungsvollen Gedichte *Paul Gyulai's* «A tél» (Der Winter) beschloss die Reihe der Vorträge *Maurus Jókai* mit einer köstlichen Humoreske: «Asyl für hässliche Mädchen», welche die Einleitung zu einem Roman zweier Hässlicher dienen soll. Er entwickelt humoristisch zuerst den Gedanken, dass es eigentlich hässliche Mädchen gar nicht gebe, denn erstens halte sich auch die Hässlichste nicht für hässlich, und zweitens

könne die größte äußere Hässlichkeit durch innere Schönheit des Geistes oder Gemüths zur erobrenden Schönheit gemacht werden, was Vortragender mehrfach durch Beispiele erhärtet. Dann schildert er eingehend ein angeblich in Süd-Frankreich bestehendes «Asyl für hässliche Mädchen» und das Leben der Hässlichen untereinander, welche es dort nie über ein Jahr lang aushalten können. Auch hier ist Vortragender unerschöpflich in der Schilderung verschiedener Arten der Hässlichen und ihrer psychischen Eigenschaften.

Zum Schluss las der zweite Secretär *Julius Vargha* das Ergebnis der diesjährigen Preisconcurrenten. Um den *Christina Lukács-Preis* für eine «*Geschichte Ungarns für Kinder und das Volk*» concurrirten 4 Arbeiten; da jedoch keine preiswürdig befunden wurde, wurde der Preis aufs Neue ausgeschrieben. Erfolgreicher war die Concurrnz um den *Árpád Széher-Preis* für eine ungarische Uebersetzung der «*Oresteia*» des *Aeschylus*. Es liefen zwei Concurrnzarbeiten ein, welche beide auf literarischem Niveau stehen, die eine jedoch nach dem einstimmigen Urtheil der Preisrichter *E. Rákosi*, *Jul. Vargha* und *Emil Theurewk* die andere in jeder Hinsicht übertrifft. Sie empfehlen deshalb, die bessere durch *Preiskrönung*, die gute durch *Lob* auszuzeichnen. Die Eröffnung der Devisenbriefe durch den Präsidenten ergab als Verfasser der preisgekrönten: *Dr. Johann Csengery*, als Verfasser der belobten: *Anton Várady*. Beiden wurde lebhafter Applaus gezollt.

Hierauf schloss der Präsident die Sitzung mit einigen Worten des Dankes an das aufmerksame Auditorium.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Ung. Akademie der Wissenschaften.** Vortragssitzung der I. Classe am 2. Jänner 1893 unter dem Vorsitze des Classenpräsidenten *Anton Zichy*. Den ersten Vortrag hielt das corr. Mitglied *Ignaz Halász* unter dem Titel: «Die Frage der ugrisch-samojedischen Sprachverwandschaft». Die große ural-altaische Sprachfamilie zerfällt in fünf Hauptgruppen: die ugrische, zu welcher auch das Magyarische gehört; die samojedische; die türkisch-tatarische; die Mongolische und die mandschuische. Diese wurden bis jetzt nur nach gewissen äußeren Aehnlichkeiten gruppiert; für den Beweis der inneren Verwandschaft aber ist noch kaum etwas geschehen. So viel haben indessen auch die bisherigen Forschungen klargemacht, dass der ugrischen Sprachengruppe wahrscheinlich die samojedische am nächsten steht. Aber von dem Grade und der Ausdehnung dieser Verwandschaft hatten wir bis jetzt keine Kenntnis. Vortragender weist nach, dass zwischen der ugrischen und samojedischen Gruppe, welche er unter dem gemeinsamen Namen der uralischen zusammenfasst, nicht bloß äußere, sondern das ganze Leben der Sprache durchdringende bedeutsame innere Uebereinstimmungen vorhanden sind,

welche wir zwischen den übrigen Zweigen der altaischen Sprachenfamilie vergebens suchen. Wir finden in diesen zwei großen Sprachgruppen mehr als zweihundert Wortstämme gemeinsamen Ursprungs, welche insgesamt uralte Begriffe und Begriffskategorien bezeichnen. Aus denselben geht hervor, dass das alte uralische Volk bereits dieselbe Cultur gehabt hat, wie das alte ugrische, dass es sich mit Fischfang und Jagd beschäftigt, dass es schon das Spinnen und Weben verstanden und von den Mineralien das Eisen gekannt hat. — Noch wichtiger, als die Uebereinstimmung des Wortschatzes ist diejenige der grammatischen Formen. Die beinahe alle Verhältnisse bezeichnenden Suffixe der Nominaldeclination, die persönlichen Fürwörter und die Personalsuffixe der ersten und zweiten Person, die hinweisenden, fragenden und relativen Pronominalstämme, die Bezeichnung der Modi des Zeitwortes, die Zahlbildung und die wichtigsten Nominal- und Verbalbildungssilben sind gemeinsam. — Die samojedische ist demnach die Schwester der ugrischen Sprache und klärt den Sprachforscher in mehreren solchen wichtigen sprachwissenschaftlichen Fragen auf, auf welche er im Bereiche der ugrischen Sprache vergebens Antwort erwartet. — Hierauf las das correspondierende Mitglied Bernhard Munkácsy eine Abhandlung des Gastes Julius Zolnai unter dem Titel: «Syntaktische Untersuchungen» vor. Verfasser untersucht jene Erscheinungen, welche an Satztheilen und ganzen Sätzen wahrgenommen werden können, wenn die ursprüngliche Bedeutung derselben in Vergessenheit geräth, so dass sie allmählich eine ganz neue Rolle übernehmen. Verfasser handelt über derlei Erscheinungen im Einzelnen in fünf Abschnitten. (Vgl. oben S. 167. und 168.)

I. Classe am 23. Jänner. Präsident Anton Zichy. Die Vorträge eröffnete das correspondierende Mitglied Eugen Rákosi mit seinem «Moderne Aesthetik» betitelten Antrittsvortrag, welcher in mancher Hinsicht eine Kriegserklärung gegen die, hinter dem Leben zurückgebliebene akademische Richtung war. — Sein Gedankengang war ohngefähr folgender: Die Akademien, als Hüterinnen und Pflegerinnen der literarischen und künstlerischen Traditionen und Gesetze, betrachten jene Kopfflosigkeit, Richtungslosigkeit, jenes Chaos, welches die schriftstellerischen Geister beherrscht, mit berechtigtem Kopfschütteln. Die Quelle dieses Zustandes ist offenbar die, dass die auf politischem und socialem Gebiete zum Siege gelangte Freiheit auch in die Schriftsteller-Republik zu gelangen gewusst hat. Das Erbe der alten Mäcenaten, Körperschaften, Akademien, Regierungen, mit einem Worte der Autorität hat die Freiheit angetreten, welche darauf basiert, was wir heute das grosse Publikum nennen. Von diesem erwartet der Schriftsteller heute sein Brot und seinen Ruhm. Die Literatur hat, wie Alles, heute bereits nicht nur ein Heiligthum, sondern auch einen Markt, einen Verkehr im Großen und im Kleinen. Vortragender hält diesen Zustand, wengleich seine Meinung vom Akademiesitze verkündet revolutionär scheinen mag, im Vergleich mit dem älteren für heilsamer. Denn wenn die Freiheit Allem nützlich ist, warum sollte sie eben dem geistigen Verkehr schädlich sein? Es ist wahr, dass diese Freiheit eine Vielheit der Schulen, eine Gegensätzlichkeit der Richtungen hervorbringt, aber der Inhalt aller Schulen ist derselbe, nur ihre Mittel, ihre Manier ändern sich; das dominierende und leitende Element aber ist das Talent, welchem die Freiheit Autorität verleiht und dies macht wieder dauernde Autorität ohne Talent unmöglich. Der Vortragende schloss mit folgenden Worten: «Wer im Wesen

groß ist, kann seines Erfolges sicher sein, aus welcher Schule, mit welchem Stile er auch kommt, auch wenn er eine Schule beginnt. Wer das Wesen verfehlt, trägt das Schicksal seiner Schule, schwimmt mit ihr, so lange sie in der Mode ist, sinkt unter, wenn eine neue Mode aufkommt. Zum Glück für die Welt ruht die ewige Sehnsucht und das unausrottbare Gesetz der normalen, der künstlerischen Schönheit im Herzen der Menge und sobald sie der berufene Künstler, in welcher Form immer, nach dem Gesetze welcher Schule immer ertönen lässt, weckt sie sofort Wiederhall und erfüllt die Geister mit ihrer Musik, ihrem Zauber. Alle einzelnen Schulen sind gar nichts Anderes, als ebenso viele Wiedergeburten der Idee, welche ewig und aus ihren unvergänglichen Bedingungen, der Erde und dem Menschen, geboren, daher in ihrem Wesen ebenso unveränderlich ist, wie die Erde und der Mensch selbst.» — Hierauf las das ordentliche Mitglied Gustav Heinrich eine Abhandlung des Gastes Dr. Gideon Petz «Ueber den gegenwärtigen Stand der indogermanischen Lautlehre» vor. In der Einleitung charakterisierte er den neuesten Fortschritt der vergleichenden Sprachwissenschaft und schreibt denselben der Aufstellung und consequenten Befolgung jenes Princips zu, wonach der Lautwandel nach festen Gesetzen sich vollziehe, die keine Ausnahmen erleiden. Im vorgelegten ersten Theile wurden die neueren Hypothesen über den indogermanischen Vocalismus kritisch besprochen; der zweite Theil handelte von der Theorie der sonantischen Liquiden und Nasalen.

II. Classe am 9. Jänner. Präsident Franz Pulszky. Die Vorträge begann das correspondierende Mitglied Alexander Márki mit seinem Antrittsvortrage unter dem Titel: «Der Aufstand des Pero». Vortragender weist nach, dass die Bauern in den Comitaten Békés, Zaránd und Bihar im Jahre 1735 dasselbe anstrebten, was sie bereits in den Jahren 1437, 1514, 1527 und 1632 angestrebt hatten. Er weist auf Grund bisher unbekannter Acten des Landesarchivs, des Statthaltereiraths, der Kanzlei des Ministerraths u. s. w. nach, dass die Ursache der Empörung in erster Reihe in dem auf Kosten der Kleingrundbesitzer übermäßig angewachsenen System des Großgrundbesitzes gesucht werden müsse. Der Aufstand erstreckte sich über 11,000 Quadratkilometer und davon entfielen 90 Percent auf ärarische und andere, deutsche und italienische, Großgrundbesitzer. Der Adel war umsoweniger Ursache der Unzufriedenheit des Volkes, als kleinere adelige Güter in der ganzen Gegend kaum existierten und selbst das Comitatsleben sich erst damals aufs Neue zu organisieren begann. Die serbischen Militärgrenzer hatten mehr Ursache, für ihre sozusagen nur als Sold für ihre Militärdienste besessenen Güter besorgt zu sein und ihre von der katholischen Union bedrohte Religion zu schützen. Einfache Szent-Andráser und Sarkader Bauern haben die militärische Disciplin gebrochen und, indem sie sociale Interessen in den Vordergrund schoben, selbst die nationalen Abneigungen besiegt. Die Colonisations-, Grundbesitz- und Arbeits-Verhältnisse werfen auch jetzt die unausgegohrenen Ideen der Socialisten des Auslandes dort an die Oberfläche, wo auch zu Pero's Zeit die Aufregung am größten war. Vortragender hat über diesen Aufstand eine ganz große Monographie geschrieben, aus welcher er bloß zwei Capitel vorlas, indem er daran die Bemerkung knüpfte, dass nicht so sehr der Geschichtschreiber, als vielmehr der Politiker aus den Einzelheiten des Aufstandes Pero's die Lehre zu ziehen habe. — Hierauf las das correspondierende Mitglied Béla Czobor auszugsweise eine Abhandlung des Gastes

Peter Gerecze vor, unter dem Titel: «Die künstlerische Restauration in Italien und im Rheinlande mit besonderer Rücksicht auf die Restauration der Fünfkirchner Kathedrale», ein an kunstkritischen Details reiches Referat.

Penarsitzung am 30. Jänner. Nachdem der Präsident Baron Roland Eotvös die Sitzung eröffnet, nahm das correspondierende Mitglied Árpád Berczik am Vorlesetisch Platz und las seine Denkrede auf das correspondierende Mitglied Gregor Csiky. Er bezeichnet Gregor Csiky als den direkten Erben Szigligeti's. Mit Stücken aus der Gesellschaft hat nur noch seinerzeit Siegmund Czakó ähnliche Wirkung gemacht. Auch das abgeschlossene Leben eines Geistlichen hat den feinen und lebhaften Sinn Csiky's für die Gesellschaft nicht abzustumpfen vermocht; seine Tugenden aber, wie seine classische Bildung, seine Sprachkenntnisse, seinen Fleiß, seine Ausdauer und die disciplinierte Denkweise hatte Csiky in erster Reihe der Priester-Carriére zu verdanken. Csiky war, seitdem er «Jóslat» geschrieben, bis zu seinem Tode 16 Jahre lang thätig. Außer zahllosen Uebersetzungen verfasste er 31 Theaterstücke, von denen 12 preisgekrönt wurden. Seine größten Erfolge «Proletárok» (Die Proletarier) und «Nagy mama» (Die Großmama) erzielte er dort durch Realismus, hier durch Idealismus. Das Geheimnis der Erfolge Csiky's glaubt Berczik darin zu finden, dass der heimgegangene Dichter in seinen Stücken unser seit dem Ausgleich wieder entwickeltes sociales Leben auf die Bühne gebracht hat. Den allerstärksten Eindruck machten die verkommenen Gestalten, wie er sie trefflich zu zeichnen verstand. Der Kampf der ungarischen Race um das Leben: dies ist seine ständige Grundidee. Nicht mit der rohen Aufwerfung allgemeiner Fragen, sondern mit der getreuen Zeichnung der Gegenwart schuf er unser sociales Schauspiel. Gleich den meisten modernen Dramenschriftstellern basierte auch er seine Stücke zumeist auf Frauencharaktere. Seine Frauengestalten sind zumeist empfindsams Mädchen, die sich Jemandem zuliebe opfern. In Bezug auf Technik und Invention darf man Csiky getrost unter die größten Dramatiker Europas reihen. Seine Composition ist ausgezeichnet, seine Verwicklung virtuos. Die Anhäufung der Conflict, die Kunst der Steigerung verstellte er ganz außerordentlich gut. Nehmen wir noch seine reiche Invention, seine bewundernswerte Gewandtheit in der Verwendung der Menge: dann begreifen wir auch seine Erfolge. Berczik schließt seinen Vortrag mit einer Schilderung des Menschen Csiky. Er war nicht selbstüberhebend, wie Manche glaubten. Kritik, selbst die klugen Bemerkungen der Laien hörte er gern an. Auch dass Csiky ein verschlossener, starrer Mensch gewesen wäre, steht nicht. Er schloss schwer Freundschaft, konnte aber herzlich lieben. Eine hervorragende Gestalt unseres Freiheitskampfes konnte an Csiky's Grab billig sagen: «Niemals sah ich einen Mann, den man in kurzer Zeit so lieb gewinnen konnte, wie Csiky.» — Hierauf theilte der Generalsecretär Koloman v. Szily die laufenden Angelegenheiten mit. Vor Allem widmete er den jüngst verstorbenen auswärtigen Mitgliedern Alexander Flegler und Sir Richard Owen warme Nachrufe. Die II., beziehungsweise III. Classe werden für die Denkrede sorgen. Sodann verlas der Generalsecretär drei Zuschriften des Unterrichtsministers. Die erste theilt der Akademie mit, dass Se. Majestät der König die preisgekrönte Jubiläums-Ode Julius v. Vargha's huldreichst anzunehmen und den allerhöchsten Dank auszusprechen gerulit habe, und ersucht, hievon auch dem Dichter Kenntnis zu geben. Die zweite Zuschrift meldet die Zustim-

mung des Unterrichtsministers zu der vom Handelsminister angeregten Uebersetzung der meteorologisch-erdmagnetischen Anstalt in das Ressort des Letzteren. Die dritte meldet die Ertheilung des Reisestipendiums an Dr. Anton Áldási. In einer hierauf vorgelegten Zuschrift des Honvédministers pränumeriert dieser auch für dieses Jahr auf 100 Exemplare der «Kriegswissenschaftlichen Mittheilungen». Es folgten die Zuschriften, in denen einerseits der Banus von Kroatien, andererseits die Klausenburger Universität der Akademie für die Zusendung der «*Monumenta historiæ Hungariæ*» danken. Eine Zuschrift des Obergymnasiums in Erlau dankt der Akademie für ihre anlässlich des Todes des Ehrenmitgliedes Josef Szvorenýi bethätigte Theilnahme. — Eine Zuschrift des Intendanten der Oper, Grafen Géza Zichy, an den Akademie-Präsidenten ersucht, einen Theil der zur freien Verfügung der Akademie stehenden Preisstiftungen zur Ausschreibung eines Preises auf gute Operntexte zu verwenden. Die I. Classe wird ersucht, hierüber einen Vorschlag zu unterbreiten. — Eine Zuschrift des Grafen Julius Teleki bestätigt die ihm durch das Präsidium empfohlene Ernennung des corr. Mitgliedes *Robert Fröhlich zum Oberbibliothekar der Akademie*. — Ende Dezember sind die Termine der Preisausschreibungen auf Arbeiten «Ueber den Klebergehalt des ungarischen Weizens» und «Geschichte der ungarischen Eisenindustrie» abgelaufen; für beide Fragen ist je ein Concurrerenzwerk eingelangt. Die Akademie hat ihr Circular, die vacanten Mitgliederstellen betreffend, an die Mitglieder versandt. — Auf Ersuchen der I. Classe wird dem Gast Ignaz Kunos gestattet, seine eingesandte Abhandlung persönlich vorzulesen. — Das c. M. Rudolf Fabinyi hat noch am 15. August im Generalsecretariat einen geschlossenen Brief behufs Wahrung seiner Priorität hinterlegt, was der Generalsecretär nachträglich mittheilt. — Schließlich macht der Generalsecretär Mittheilung über einige für die Bibliothek der Akademie eingelaufene Geschenke und eine dem Handschriftenarchiv der Akademie durch das ord. Mitglied Zoltán Beöthy geschenkte hochwichtige Reliquie zur Geschichte der Gründung der Akademie, bestehend in einem Briefe, welchen Nikolaus Wesselényi am 4. November 1825 unter dem Eindruck der am vorhergehenden Tage durch den Grafen Stefan Széchenyi im Reichstage erfolgten Gründung der Akademie an Gabriel Földváy geschrieben und welcher mit den hinterlassenen Schriften Ladislaus Madarassy's in den Besitz des Redakteurs Edmund Galotti gelangt ist, der ihn am 16. Jänner, einen Tag nach der Széchenyi-Feier der Akademie, dem Denkreder Zoltán Beöthy überreichte, welcher ihn der Obhut der Akademie übergibt.* Der Brief Wesselényi's lautet wie folgt:

Pressburg, 4. November 1825.

Geliebter Freund!

Ich hatte Dir versprochen, Dich über den Ausgang der damals in der Schwebe befindlichen Angelegenheit zu benachrichtigen. Er erfolgte nicht nach meinem Wunsche. Viele änderten sich, Andere entsprachen nicht der Erwartung. Trotz aller Anstrengung war es nicht möglich, durchzusetzen, dass wir von unserem

* Der vom Generalsecretär der Ung. Akademie d. W. Koloman v. Szily redigierte «*Akadémiai Értesítő*» theilt den Brief (Februar 1893) unverkürzt in vortrefflich gelungenem Facsimile mit.

Vorhaben nicht abstehen, wonach wir uns in keine andere Verhandlung einlassen, bevor eine gute Resolution kommt und dadurch unsere schon beinahe zusammenbrechende Constitution für die Zukunft gesichert wird. Es verbreiteten sich erschreckende Nachrichten. der Kaiser selbst sprach mit einigen Deputierten und die gegnerische Partei siegte. -- Was bis zum Hinaufgelangen des Nuntiums vorgegangen ist, wie die Commissarien geschildert wurden, vornehmlich wie sie Paul Nagy mit seinen begeisterten Donnerkeulen niedergeschmettert hat, hast Du hoffentlich bereits gehört, sowie Du gewiss auch die Repräsentation bereits erhalten hast. -- Da mir die Freude und Begeisterung keinen Anlass boten, die Feder zu ergreifen, habe ich sie gar nicht angerührt und bin Dir jene versprochene Benachrichtigung schuldig geblieben. -- Aber jetzt *muss* ich Dir schreiben. -- Denn ich möchte meine Freude in die ganze Welt hinausschreien. -- Gestern hatte unsere Nation einen ruhmvollen Tag. Ich glaube, die belebende Kraft seiner wärmenden Strahlen wird Jahrhunderte hindurch wirken. Nachdem in diesen Tagen in unseren Zirkeln zuerst über die nationale Unabhängigkeit -- über Handel -- über Geld -- und dann über nationale Erziehung sehr herrliche Berathungen gepflogen worden, ist gestern die Verbreitung und Verfeinerung der nationalen Sprache an die Reihe gekommen, worüber sehr Viele als über das vornehmste und stärkste Bindemittel der Nationalität voll Begeisterung sprachen. -- Paul Nagy führte mit erhabenem Fener und hinreißender Beredsamkeit jene Ursachen an, welche das langsame Absterben unserer Nationalität verursacht haben. Er führte als eine sehr gewichtige Ursache die Entartung der Magnaten und ihre träge Gleichgiltigkeit gegen die Sprache und Nationalität an. Darauf erhob sich *mein* Széchenyi und declarierte, dass er, wiewohl er die traurige Wahrheit dieser gewichtigen Worte anerkenne, dennoch glaube, dass dieselben nicht auf Alle ausgedehnt werden können, indem er auch in sich fühle, dass er für die Nationalität was immer zu thun bereit sei. Deshalb biete und gebe er hiemit zum heiligen Zwecke der Kräftigung, Verbreitung und Bildung der Nationalität und Sprache das ganze Einkommen eines ganzen Jahres von allen seinen Gütern! Es bemächtigte sich Aller eine unaussprechliche Rührung und Begeisterung -- in Aller Augen glänzten Freudenthränen --, mit beklommenen Worten wurde der herzliche Dank ausgesprochen und der Beschluss, dass der Name und das Anerbieten in das Nuntium hineinkomme. Erst nach der Beschwichtigung der ersten Rührung konnten Mehrere reden. Vay bot für diesen heiligen Zweck 1000 fl., Georg Károlyi jährlich 1000 fl. und außerdem die Hälfte eines Jahreseinkommens, Georg Andrassy 10,000 fl., Stefan Károlyi 20,000 fl., Baptist Battyányi 10,000 fl. Siehst Du, mein Freund, die patriotische Empfindung ist noch nicht ausgestorben. Wenn Du die bis zur Hingerissenheit gehende flammende Freude sähest, welche auf allen Gesichtern glänzt, -- wenn du gehört hättest, wie Alle, selbst die Abgeordneten der Städte, mit Feuer für die ungarische Sprache redeten, würdest Du mit mir den Gott der Ungarn segnen. -- Siehe, mein Gábor, die guten und -- Gott sei Dank -- in guten Boden gestreuten Samen beginnen herrlich zu keimen. Nunmehr sind wichtige Gegenstände unserer Berathungen die möglichst zweckmäßige Verwendung dieses Geldes (welches, wie ich glaube, sich noch auf 200,000 bis 300,000 fl. vermehren wird) und die Sicherstellung desselben vor jedem fremden Einflusse. -- Das hauptsächliche Ziel ist, dass die Tendenz mehr auf den

Patriotismus und auf das Praktische, als auf das rein Wissenschaftliche gerichtet sei. Schreibe und theile mir Deine Gedanken mit, jetzt ist die Zeit dafür, — aber rasch! — Es umarmt Dich

Dein Freund

Wesselényi.

— Vortragsitzung der I. Classe am 20. Feber. Den Vorsitz führte Classenpräses Anton Zichy. Den ersten Vortrag hielt das correspondierende Mitglied Bernhard Munkácsy unter dem Titel: *«Die heidnische Urreligion der Vogulen.»* Vortragender liefert einen Beitrag zur Ethnologie der uns verwandten Völker, indem er die Auffassung und Ausübung der alten heidnischen Religion des uns am nächsten verwandten vogulischen Volkes beleuchtet. In den officiellen Ausweisen gilt dieses Volk seit den gewaltsamen Bekehrungen am Anfang des vorigen Jahrhunderts als christlich, in Wirklichkeit besteht aber der alte Glaube und das alte religiöse Leben vollständig fort. Der Hauptbestandtheil desselben ist die Naturanbetung. Vortragender verbreitet sich über die Verehrung des *«Erhabenen Himmels»*, des *«Unteren Himmels»* oder der *«Schwarzen Mutter Erde»*, ferner über die Verehrung und Ausübung der nationalen Helden. Die Götter werden durch Götzenbilder dargestellt. Es gibt auch heilige Thiere, wie besonders der Bär und das Elen, stellenweise der Hecht und die Schlange. Der Hauptfaktor der Götterverehrung ist das Opfer, welches Blutopfer (besonders weisses Ross und Rennthier, im Süden der Hahn), Speisenopfer oder ein Geschenk sein kann. Die Männer werden für rein, die Weiber für unrein gehalten, was besondere Gebräuche zur Folge hat. Der Glaube an das Leben im Jenseits ist stark entwickelt. Besonders beachtenswert ist die religiöse Poesie, welche, seit Urzeiten von Generation zu Generation verpflanzt, noch heute im Volksmunde lebt und für die Wissenschaft von den ugrischen Völkern ebenso wichtig ist, wie die homerischen Gesänge und die Vedahymnen auf indogermanischem Gebiete. Die möglichst vollständige Sammlung dieser religiösen Poesie war ein Hauptzweck des Vortragenden bei seiner sibirischen Studienreise. Zum Schlusse berührt Vortragender die Frage, inwiefern von diesem Quellenmaterial eine Aufhellung der Urreligion der Mythologie der Magyaren erhofft werden könne und weist auf einige in der ungarischen Sprache übriggebliebene mythologische Spuren hin, welche mit der vogulischen Auffassung übereinstimmen. — Hierauf legte das correspondierende Mitglied Siegmund Simonyi eine Abhandlung des Gastes Karl Tagányi unter dem Titel: *«Die culturhistorische Bedeutsamkeit des Bistritzer Vocabulariums»* vor. Das Vocabularium enthält beinahe vollständig den auf die Lebensweise und Umgebung der Ungarn des XIV. und XV. Jahrhunderts bezüglichen Begriffskreis, es bereichert daher nicht bloß die Geschichte unserer Sprache, sondern auch die Geschichte unserer Cultur mit interessanten Daten. Im Vocabularium besitzen wir unser ältestes Schulbuch. Verfasser des Vocabulariums scheint ein nach Bistritz gekommener Wanderlehrer zu sein, der es spätestens im ersten Viertel des XV. Jahrhunderts schrieb, wie die, in den Wortgruppen vor uns tretende Cultur beweist. Der Verfasser beleuchtet zu diesem Zwecke insbesondere die mit den Waffengattungen sich beschäftigende Gruppe. — Dann hielt der Gast Ignaz Kunoss einen Vortrag unter dem Titel: *«Volk und Sprache von Ada-Kaleh.»* Als die Pforte

1878 Oesterreich-Ungarn ersuchte, die Insel und ihre mohamedanischen Bewohner unter seinen Schutz zu nehmen, nahmen österreichisch-ungarische Soldaten die Stelle des abziehenden türkischen Commandanten ein, wiewohl die Bewohner auch fernerhin mohamedanische Unterthanen blieben. Die Ortschaft zählt 500 Bewohner und ihre Verwaltung ist ganz wie die irgend eines türkischen Dorfes. Die Beamten zahlt die türkische Regierung, welche die Bewohner aller Unterthanenpflichten enthoben hat. Der nicht sehr fruchtbare Boden deckt vollständig die Bedürfnisse des genügsamen Volkes. Bei jedem Hause ist ein Obst- und Gemüsegarten, deren Ertrag die Haupteinnahmequelle der Insel ist. Gewerbe werden weniger, als Handel betrieben. Die Häuser sind genug bequem, ebenordig von den Männern, im Stock von den Frauen bewohnt. Die Vielweiberei ist nicht gebräuchlich. Die Sitten der Bevölkerung haben sich durch ihr mehr als hundertjähriges Leben zwischen Christen von denen der übrigen Türken stark entfernt. Vortragender schildert mehrere Festgebräuche. Ihre Sprache ist ein besonderer, von der Sprache des Stambuler Volkes verschiedener Dialekt. Ihre Volkslieder sind zahlreich und reich an ungarischen Beziehungen.

Plenarsitzung am 27. Feber. Den Vorsitz fuhrte Akademiepräsident Baron Roland Eötvös. Den ersten Gegenstand der Tagesordnung bildete die »Denkrede des ordentlichen Mitgliedes Prof. Dr. Géza Mihálcovics auf das ordentliche Mitglied Prof. Dr. Josef Lenhossék«. Die umfangreiche Denkrede bietet ein ebenso interessantes, wie ausführliches Bild des Lebens, Wirkens und Charakters des ersten ungarischen Anatomen, welcher als Schriftsteller und Gelehrter im In- und Auslande zur Berühmtheit gelangte. Sie schildert seinen Studiengang, seine Forscherthätigkeit, deren Resultate er in 49 Abhandlungen aus dem Bereiche der Lehre vom centralen Nervensystem, der Anatomie und Anthropologie niederlegte; seine Auslandsreisen, seine Präparate, die ihm für seine literarische und Lehrthätigkeit im In- und Auslande, zusammen seitens 28 gelehrter Gesellschaften und 12 Regierungen, zutheil gewordenen Auszeichnungen; sein unermülich eifriges Wirken als Professor, dessen Anstrengungen ihm ein Lungenemphysem eintrugen, dem er, nach einiger Milderung durch einen Aufenthalt in Ems und Italien, schließlich am 2. Dezember 1888 im 70. Lebensjahre erlag. Nach eingehender Darstellung der wissenschaftlichen Laufbahn des Verewigten lässt sich Denkreder auch auf eine interessante Schilderung seines Privatlebens und Privatecharakters ein, hebt seinen Familiensinn, sein religiöses Gefühl, seine mit Heftigkeit gepaarte Herzengüte hervor, gedenkt dann seiner Seltsamkeiten, über welche sich ein ganzer, Wahrheit und Dichtung enthaltender Sagenkreis gebildet hat, berichtigt einige unrichtige Auffassungen und gibt zum Schlusse kurz eine Würdigung des merkwürdigen Mannes, dessen Schwächen und Sonderbarkeiten im Verhältnis zu seinen hohen Verdiensten als Professor und Gelehrter verschwindend klein waren. — Den zweiten Gegenstand der Tagesordnung bildeten die laufenden Angelegenheiten, die wir in Folgendem kurz zusammenfassen. Der Generalsecretär widmet dem kürzlich verstorbenen correspondierenden Mitglied Josef Barsi einen warmen Nachruf; die II. Classe wird die Denkrede besorgen. Eine Zuschrift des Cultus- und Unterrichtsministers, welcher das Gesuch der Klausenburger Universitäts-Professoren A. Kolosváry und C. Óvary um ein Reisestipendium wegen Erschöpfung seines Budgets abschlägig zu bescheiden genöthigt ist, das Ansuchen

der Gesuchsteller der Akademie empfiehlt, wird der historischen Commission zugewiesen. Eine Zuschrift der Haupt- und Residenzstadt Budapest betreffend ein von der Akademie zu gebendes Gutachten über den die ungarische Literatur betreffenden Theil des «Franz-Josef-Kronungs-Jubiläums-Preises» wird der I. Classe zugewiesen. Eine Zuschrift des Besztercze-Naszóder Obergespans, welche die Erwerbung des Beszterczeer lateinisch-ungarischen Vokabulars aus dem XV. Jahrhundert für die Handschriften-Sammlung der Akademie zugesagt, wird unter Éljenrufen dankbar zur Kenntnis genommen. Die 2000 Kronen betragende Preisstiftung des Barons Desider Bánffy «zum Zwecke der Erweckung des Interesses für das ungarische historische Lustspiel» wird mit dankbaren Éljenrufen entgegengenommen und der I. Classe die Feststellung der näheren Modalitäten der Preisausreibung zugewiesen. Der siebenbürgische reformierte Bischof Dominik Szász spendet der Akademie ein neues besseres Portrait seines Vaters, Karl Szász' des Aeltern, zum Austausch für das ältere, minder gute, was dankend angenommen wird. Die Meldung der I. Classe betreffend die Uebertragung der Redaction der «Irodalom történeti közlemények» von Aladár Bullagi auf Áron Szilády wird gutheißen zur Kenntnis genommen. Die von der II. Classe eingereichte Textierung der 5000-fl.-Preisstiftung der Pester Ungarischen Commercialbank für ein volkswirtschaftliches Werk wird gutgeheißen. Das Gutachten der III. Classe, welches die Uebertragung der Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus an das Ackerbauministerium missbilligt, wird vom Plenum gutgeheißen. Ein wertvolles handschriftliches Geschenk des ordentlichen Mitgliedes Hermann Vánbóry, ein von ihm aus Konstantinopel mitgebrachtes, aus der Zeit König Siegmund's stammendes astrologisches Prognostikon mit colorierten Bildern, wird mit Éljen acceptiert.

— Vortragsitzung der II. Classe am 6. März. Den Vorsitz führte Classenpräsident Franz Pulszky. Die Sitzung wurde durch den Antrittsvortrag des correspondierenden Mitgliedes Julius Vargha unter dem Titel: «Die Eroberungen der ungarischen Sprache in den letzten zehn Jahren» ausgefüllt, welchem wir die folgenden statistischen Daten entnehmen. Die erste verlässliche Angabe über die Zahl des Magyarenthums haben wir aus dem Jahre 1840. Damals betrug die Zahl der Einwohner ungarischer Muttersprache nach Fényes im ganzen Ungarlande 4.812.000; 1869 nach Keleti's Berechnung 6.160.000; nach der 1880-er Volkszählung 6.444.487; nach der letzten Volkszählung aber 7.426.730. Innerhalb eines halben Jahrhunderts hat die Zahl des Ungarthums um 2.614.000 Seelen, d. i. 54.31% zugenommen, die übrigen Nationalitäten zusammengenommen aber nur um 1.855.000 Seelen, d. i. 22.92%. — Vor 50 Jahren bildeten die Einwohner ungarischer Muttersprache 37% der Gesamtbevölkerung, gegenwärtig 43%. Im ungarischen Mutterlande, ohne Kroatien-Slavonien, ist die Proportion viel günstiger; hier bildet das ungarische Element 48% der Bevölkerung, wenn wir aber die auch ungarisch sprechenden Einwohner anderer Muttersprache mitzählen, bildet es eine starke absolute Mehrheit. 1880 redeten im ungarischen Mutterlande von den Einwohnern anderer Muttersprache 817.000 ungarisch; 1890 bereits 1.077.892; und so belief sich die Gesamtzahl der ungarisch Redenden damals auf 7.22 Millionen, d. i. 52.60% der Gesamtbevölkerung, neuestens auf 8.43 Mill., d. i. 55.74%. Die Kenntnis der ungarischen Sprache verbreitet sich aber langsamer, als die Zahl der nicht-ungarisch redenden Bewohner zunimmt. 1890 waren

um 441.000 nicht-ungarisch redende Bewohner mehr im Lande, als 10 Jahre vorher. — In Kroatien-Slavonien hat sich das Ungarthum auf dem Lande nur um 12·73%, dagegen in den Städten um 22·80% vermehrt. Die auch ungarisch Sprechenden unter den Einwohnern nicht-ungarischer Muttersprache haben sich auf dem Lande von 9·20% auf 11·44%, in den Städten von 27·94% auf 35·27% vermehrt. Auf dem Lande erreicht die Gesamtzahl der ungarisch Sprechenden kaum die absolute Mehrheit, in den Städten dagegen nahezu 80%.

— Der Termin zur Empfehlung von Candidaten für die erledigten Mitgliederstellen ist am 1. März abgelaufen; es wurden empfohlen: I. Classe: das ordentliche Mitglied Armin Vámbéry zum Ehrenmitglied (durch Emil Ponori-Thewrewk); das correspondierende Mitglied Siegmund Simonyi zum ordentlichen Mitgliede (durch Gabriel Szarvas, Emil Ponori-Thewrewk und A. Vámbéry); zum correspondierenden Mitgliede der Debrecziner Realschul-Professor Josef Balassa (durch S. Simonyi und J. Halász); zum correspondierenden Mitgliede Oberstudien-Director Dr. Béla Erődi (durch A. Vámbéry); zum correspondierenden Mitgliede Dr. Ignaz Kunos (durch Ignaz Goldziher, Armin Vámbéry und Siegmund Simonyi); zum correspondierenden Mitgliede Professor Géza Némethy (durch Emil Ponori-Thewrewk); zu auswärtigen Mitgliedern der Berliner Universitäts-Professor Georg Gabelentz (durch S. Simonyi) und der Professor in Lahore Dr. Aurel Stein (durch Theodor Duka). — II. Classe: das correspondierende Mitglied Alexander Hegedüs zum ordentlichen Mitgliede (durch Julius Kantz); das correspondierende Mitglied Josef Jekelfalussy zum ordentlichen Mitgliede (durch Lorenz Tóth); zum correspondierenden Mitgliede Josef Bokor (durch Andreas Domanovszky); zum correspondierenden Mitgliede Director Karl Böhm (durch denselben); zum correspondierenden Mitgliede Professor Ludwig Farkas (durch Alexander Plósz); zum correspondierenden Mitgliede Professor Béla Földes (durch Ludwig Láng); zum correspondierenden Mitgliede Professor Ignaz Kuncz (durch Viktor Concha); zum correspondierenden Mitgliede Professor Karl Lechner (durch Emerich Paner); zum correspondierenden Mitgliede Professor Franz Nagy (durch Thomas Vécsey); zum correspondierenden Mitgliede Professor Johann Öreg (durch Emerich Paner); das correspondierende Mitglied Ladislaus Fejérpataky zum ordentlichen Mitgliede (durch Emerich Nagy und Alexander Szilágyi); das correspondierende Mitglied August Heller zum ordentlichen Mitgliede (durch Alois Schuller); das correspondierende Mitglied Ferdinand Klug zum ordentlichen Mitgliede (durch Karl Than); das correspondierende Mitglied Géza Horváth zum ordentlichen Mitgliede (durch Johann Friváldszky); zu correspondierenden Mitgliedern: Bischof Siegmund Bubics (durch Franz Pulszky und Koloman Thal), Dr. Karl Demkó (durch L. Fejérpataky), Koloman Gerési (durch Michael Zsilinszky), K. Kondra (durch Anton Poór), Dr. Heinrich Marezali (durch Graf Anton Széchen und Béla Majláth), Dr. Johann Szendrei (durch Franz Pulszky und Viktor Miskovszky), Dr. Moriz Weithner (durch Anton Poór), Moriz Wosinszky (durch Baron Eugen Nyáry und Josef Hampel). — III. Classe: Alois Czögler (durch A. Heller), Dr. Wilhelm Hankó (durch Béla Lengyel), Dr. Thomas Kossutányi (durch E. Gothárd und St. Schenck), Dr. Leo Liebermann (durch Karl Than), Gustav Rados (durch Julius König), Director Karl Zipernovszky (durch Isidor Fröhlich), Dr. Árpád Bókai (durch Géza Mihálkovich), Ludwig Fekete (durch

Albert Bedő), Dr. Julius Istvánffy (durch August Kanitz), Dr. Ernst Schwimmer (durch Géza Mihálovich), Dr. Moriz Staub (durch Josef Szabó), Béla Tormay (durch A. Bedő und Ludwig Thanhoffer). Zu auswärtigen Mitgliedern: Dr. Alphons Huber in Wien (durch A. Szilágyi), Emil Du Bois-Reymond in Berlin (durch Ferdinand Klug), Baronet J. Lister (durch Andreas Högyes), Dr. Nathaniel Pringsheim in Berlin (durch August Kanitz).

Außerordentliche Plenarversammlung am 21. März belufs Zuerkennung des Graf Josef-Teleki-Drauenpreises unter dem Vorsitze des Akademiepräsidenten Baron Roland Eötvös. Den abwesenden Generalsecretär Koloman Szily vertrat der Secretär der I. Classe Paul Gyulai. Um den Teleki-Preis concurrirten diesfalls «reine Lustspiele, mit Ausschluss der Possen». Preisrichter waren seitens der Akademie Anton Zichy, Karl Szász und Eugen Rákosi, seitens des Nationaltheaters Ujházi und Vizvári. Das Referat hatte Engen Rákosi. Es waren zur Preisconcurrrenz 12 Stücke eingelaufen, unter welchen zwei von der Concurrrenz ausgeschlossen werden mussten; das eine darum, weil es mittlerweile bei einer andern Preisconcurrrenz preisgekrönt und somit der Name des Verfassers publik geworden, das andere, weil es nicht ein Lustspiel, sondern ein Trauerspiel war. Es blieben somit 10 Stücke zur Beurtheilung. Von diesen erwiesen sich neun, trotz guter Einzelheiten, im Ganzen wertlos, selbst als Dilettanten-Arbeiten schwach, nicht einmal durch interessante Fehler hervorragend. Das zehnte, über die neun unendlich emporgangende — «A papa» (Der Papa) betitelt, mit Nr. 12 bezeichnet und das Motto «Kaczagjatok!» (Lachet!) tragend — ist — dem Referate zufolge — ein wirklich lachenmachendes Lustspiel, kein feines, salonmäßiges, aber immerhin ein gesundes Lustspiel, lärmend, derb, lustig, mit possenhaften Elementen durchsetzt, aber doch keine Posse, sondern seinem Wesen nach ein wirkliches Lustspiel, wie Referat an einer Reihe classischer, ebenfalls mit possenhaften Elementen versetzter Komödien darthut. Es ist eine derbe, aber glückliche Lustspielconception, welche auf dem Repertoire eine gehörige Rolle zu spielen berufen ist. Es entspricht nicht dem idealen Maßstabe, den die Akademie an ein höheres Lustspiel zu legen pflegt, ja nicht einmal dem Maßstabe unserer vorhandenen Theater, wohl aber den Anforderungen eines Lustspieltheaters, wie es uns noch fehlt, wie wir es aber mit Recht wünschen. Denn die höhere Entwicklung unserer dramatischen Production ist weder von der Preisconcurrrenz der das Ideale cultivierenden Akademie, noch allein von unseren bisherigen Bühnen, sondern von einer alle Seiten der dramatischen Lebensdarstellung umfassenden Vermehrung unserer Theater zu erwarten. Mehrere Mitglieder der Preisjury haben wegen des theilweise possenhaften Anstriches des concurrirenden Lustspieles einige Bedenken gehegt, ob es auch den Anforderungen des, ein reines Lustspiel fordernden Preistatuts entspreche, dennoch erfolgte in Anbetracht der Vorzüge des Stückes die Preiszuerkennung einstimmig. Das Plenum der Akademie acceptierte das Urtheil der Jury; der eröffnete Mottobrief enthielt den Verfasseramen Árpád Bereczik.

— Plenarsitzung am 27. März. Den Vorsitz führte Akademie-Präsident Baron Roland Eötvös. Den ersten Gegenstand bildete des correspondierenden Mitgliedes Michael Zsilinszky «Denkrede auf das corr. Mitglied Ludwig Haán». Denkredner zog eine interessante Parallele zwischen dem Verstorbenen und Mathias Bél, welchen Haán als sein literarisches Ideal verehrte. Er schilderte die

Jugend und den Studiengang Haán's mit Beleuchtung des damaligen Schulbrauchs und Lehrsystems. Ludwig Haán wurde am 13. August 1818 in Sámsonháza geboren, einen Monat bevor sein Vater als neugewählter Prediger nach B.-Csaba übersiedelte. Er absolvierte die Elementarschule in Csaba, Gymnasium und Theologie in Mezöberény und Eperies und spielte an letzterem Orte im Selbstbildungsverein «Magyar Társaság» eine große Rolle. Nach einjähriger Erzieherschaft beim Békéser Oberstuhlrichter Franz Vitkovich besuchte er die deutschen Universitäten Jena und Berlin, bereiste Mitteleuropa und wurde dann in Csaba Professor an der neuerrichteten Schule, zugleich Hilfsprediger. Nach 1848/49 ging er als Prediger nach Nagylak und von da 1855, beim Ableben seines Vaters, als ordentlicher Prediger nach B.-Csaba, welches als größte evangelische Gemeinde ihm einen würdigen Wirkungskreis bot, wo er seine Fähigkeiten entwickeln konnte. Neben den geistlichen Aenden befasste er sich mit großem Eifer und Erfolg mit den historischen Studien. Er schrieb treffliche Monographien: «B.-Csaba város múltjáról és jelenéről», «Békésvármegye hajdanáról», «Jena hungarica», «Albert Dürer's Familiennamen und Ursprung», «Biographie Mathias Bél's», «Az evangélikus egyetemes egyház gyülekeiről és főfelügyelőiről», ferner chronologische Tafeln zur Geschichte der ungarischen Nation. In Anerkennung seiner literarischen Verdienste wählte ihn die Akademie zum Mitgliede. Denkredner schilderte sein Leben und Wirken eingehend und in anziehender Weise, das Hauptgewicht auf die Schilderung des individuellen Charakters Haán's legend, welche Haán als einen der lebenswürdigsten Menschen mit gesundem Humor und patriotischer Begeisterung zeigt, als treuen ungarischen Patrioten, trotzdem er in Csaba das Evangelium slovakisch predigen musste. Darum liebten ihn seine Freunde und Schriftsteller-Collegen, darum zeichnete ihn Se. Majestät mit dem Kreuze des Franz-Josef-Ritterordens und seine eigene Confession mit dem Obernotariat im Generalconvent aus. Denkredner legte mit warmen Worten den Kranz der Anerkennung auf sein Grab. — Hierauf las das ordentliche Mitglied Karl Szász das Referat der Preisjury über die 1892-er Farkas-Raskó-Preisconcurrrenz. Um den 100 fl. betragenden Farkas-Raskó-Preis concurrirten «patriotische Gedichte beliebiger Gattung» und wird der Preis nur Dichtungen von Kunstwert zuerkannt. Diesmal concurrirten 25 Stücke. Die Kunstrichter (außer dem Referenten Josef Lévy und Ladislaus Arany) fanden, dass 20 davon, «nicht einmal in die Hand genommen zu werden verdienen», die übrigen 5 aber ebenfalls soweit unter dem Kunstwert stehen, dass sie der Akademie die Nichtausfolgung des Preises zu empfehlen genöthigt sind. Somit wird der Preis statutgemäss zum Akademiocapital geschlossen. Offenbar reizt die Kleinheit des Preises die besseren poetischen Talente nicht zur Coucurrenz. — Hierauf folgten die laufenden Angelegenheiten. Generalsecretär Koloman Szily widmet vor Allem dem verstorbenen auswärtigen Mitgliede Hippolyt Taine einen warmen Nachruf; dann liest er ein Dankschreiben des auswärtigen Mitgliedes Ludwig Pasteur für die Gratulation der Akademie zu seinem 70. Geburtstage; dann eine Zuschrift des Handelsministers, welche seitens der Akademie die Entsendung eines zweiten und dritten Mitgliedes in die Milleniums-Landescommission bittet; dann die Zeitbestimmung der diesjährigen Generalversammlung der Akademie, nach welcher die Sitzungen derselben am 9., 10., 11., 12. Mai, die feierliche Schlussitzung am 14. Mai stattfinden wird; dann das

Ansuchen der I. Classe um Prolongierung des Einsendungstermins für die Millennial-Dramenconcurrenz auf den 30. September 1895, was bewilligt wird; endlich legt er das Verzeichniß der letztmonatlichen akademischen Publicationen und eingelaufene Büchergeschenke vor.

Kisfaludy-Gesellschaft. Vortragssitzung am 14. December 1892 unter dem Präsidium von Karl Szász. Generalsecretär Zoltán Beöthy gedachte in pietätvoller Weise Josef Szvorényi's, in dem auch die Belletristik einen fleißigen Mitarbeiter verloren hat. Nach Erledigung der laufenden Angelegenheiten las Dr. Adolf Ágai eine interessante Plauderei über die Taubstummten und die Blinden und deren Unterricht. Das Publicum folgte dem Vortrage mit gespannter Aufmerksamkeit und spendete dem Vortragenden wiederholt lebhaften Beifall. Sodann las Alexander Endrödi mehrere von ihm verfasste Gedichte und Beöthy ein stimmungsvolles Gedicht von Michael Szabolcska vor. — In der nach den Vorlesungen stattgehabten geschlossenen Sitzung wurden die Empfehlungen neuer Mitglieder angemeldet.

— Monatsitzung am 25. Jänner unter dem Vorsitze des zweiten Präsidenten Karl Szász. Den Vorträgen vorangehend meldete der Generalsecretär Zoltán Beöthy: 1. dass sich das Stammcapital der Gesellschaft um 2000 fl. vermehrt habe; 2. dass der Präsident Paul Gyulai das 400 fl. betragende Honorar für seine Novellen der Gesellschaft geschenkt habe; 3. dass «Pesti Napló» und Alfred Wellisch mit je 100 fl. in die Reihe der gründenden Mitglieder eingetreten seien; 4. dass die Gesellschaft bei der am 15. d. M. stattgehabten Széchenyi-Feier der Akademie durch das Präsidium und zahlreiche Mitglieder vertreten gewesen sei. — Die Reihe der Vorträge eröffnete das Mitglied Albert Sturm mit seiner «Denkrede auf das auswärtige Mitglied Faust Pachler». Der Vortragende schilderte das Grazer Milieu, in welchem Dr. Pachler seine Lehrjahre verbrachte und das Wiener Milieu, in welchem er seinen späteren Berufskreis ausfüllte, in anziehender Weise und hatte warme Worte der Anerkennung für die Dienste, die Pachler der ungarischen Literatur als Uebersetzer geleistet. Mit großem Interesse folgte das zahlreiche, zumeist aus jüngeren Damen bestehende Auditorium den Schilderungen aus dem Wiener Vormärz, in welchem Pachler durch die Protection seiner Burgtheater-Bekanntn eine Anstellung in der Wiener Hofburg-Bibliothek erhielt, wo er zu Bibliothekszwecken Ungarisch lernen musste, welche Sprache ihm so gut gefiel, dass er bald ungarische Gedichte zu übersetzen begann. Fünfunddreißig Jahre später erwählte ihn die Kisfaludy-Gesellschaft anlässlich des Erscheinens seiner deutschen Uebersetzung von Vörösmarty's «Cserhalom» zum correspondierenden Mitgliede. Mit großem Interesse wurde auch das angehört, was der Vortragende über die bisherigen deutschen Uebersetzungen aus dem Ungarischen sagen zu sollen meinte und gerührte Aufnahme fanden die Schlussätze, welche den drei hervorragenden Frauen gewidmet waren, die in Pachler's Leben eine Rolle gespielt. An seiner Wiege wachte seine genial veranlagte Mutter, seinen Sarg bekränzte seine treue Gattin, die ihn im Leben treu gepflegt und an seinen geistigen Bestrebungen innigen Antheil genommen und noch nach seinem Tode um die Ehrung seines Andenkens sich bemüht. Sein Grab zu bekränzen, schickt sich im Vereine mit seiner trauernden Witwe eine der genialsten Dichterinnen der Gegenwart, Marie Ebner v. Eschenbach an, die Jahrzehnte lang ihren treuen

literarischen Berather in ihm verehrt und die dem Verstorbenen durch die Herausgabe seiner Gedichte ein würdiges Denkmal errichten wird. Lebhafter Applaus lohnte diese Gedenkrede, welche nicht nur einen herzlichen Nachruf dem Verstorbenen, sondern auch eine Fülle trefflicher Bemerkungen über die literarischen Verhältnisse von Cis und Trans enthielt. (Siehe oben Seite 155.) — Hierauf las das ordentliche Mitglied Ludwig Bartók unter dem Titel: «Rajnai út-emplék» (Reise-Erinnerung vom Rhein) ein Gedicht, in welchem er gemüthlich eine vorübergehende Reiseliebe schildert. Dann las das ordentliche Mitglied Alexander Endrödi unter den Titeln: «Csillag» (Stern) und «Kézimunka» (Handarbeit) zwei, dem Andenken der Geliebten gewidmete, ebenso formvollendete wie schönempfundene Gedichte, welche einen langanhaltenden Beifallsturm erregten. — Schliesslich las das ordentliche Mitglied Eduard Paulay eine vom Gaste Julius Szekula verfasste ungarische Uebersetzung von Nikolaus Lenau's poetischer Erzählung «Anna». Die den Eindruck eines formvollendeten Originals machende Nachdichtung, gehoben durch den künstlerischen Vortrag Paulay's, übte auf das andächtig lauschende zahlreiche Auditorium eine bezaubernde Wirkung, welche sich am Schlusse in einem Beifallsturm äuferte. In der geschlossenen Sitzung wurde der trotz Wind und Wetter erschienene Präsident Paul Gyulai von allen Anwesenden mit herzlicher Freude begrüsst, und gab der Vorsitzende Karl Szász der allgemeinen Freude schwungvollen Ausdruck, wozu noch Gratulationen anlässlich des Namenstages (Paul) des Reconvalescenten kamen. — Secretär Beöthy verlas hierauf die Empfehlungsschreiben für die Candidierung neuer Mitglieder. Empfohlen werden: Von Vadnay: Franz Herczeg, Karl Murai, Andor Kozma (auch von A. Zichy, Bartók, E. Ábrányi und Ágai) und Edmund Jakab (auch von Degré und Bartók); von Dalmady (auch von Bayer, E. Ábrányi, Endrödy und Szász): Dionys Szüry; von Berezik (auch von Bartók und E. Ábrányi): B. Rákosi; von Beöthy: Julius Pauler; von Endrödy: Anton Radó (auch von Bartók und E. Ábrányi); von Tolnay: Josef Kiss (auch von E. Ábrányi), Szana (derselbe hat schriftlich seinen Verzicht gemeldet), Stefan Hegedüs (auch von Szász) und Szaboleska; von Várady: Bársony; von Bartók: Zoltán Ambrus; von Ágai: Petele und Graf Albert Apponyi; alle diese zu ordentlichen Mitgliedern. Ferner vom Secretär Beöthy zu correspondierenden Mitgliedern: Henry Johns und A. de Gubernatis. Der Antrag Anton Zichy's und 16 Genossen, die Zahl der ordentlichen Mitglieder von 50 auf 60 zu erhöhen und eine Reihe von Statutenänderungen vorzunehmen, wurde nach einer langwierigen Debatte an ein aus dem Präsidenten Gyulai, dem Secretär Beöthy und den Mitgliedern Lorenz Tóth, Ladislaus Arany und Anton Zichy bestehendes Comité gewiesen, welches einer außerordentlichen Versammlung concrete Vorschläge zu erstatten haben wird.

— Geschlossene Sitzung am 1. Februar unter Vorsitz des Vicepräsidenten Karl Szász — der ebenfalls anwesende Präsident Paul Gyulai fühlte sich noch nicht stark genug, den Vorsitz zu übernehmen — deren Ergebnisse in den weitesten Kreisen mit dem größten Interesse entgegengesehen wurde. Zunächst erstattete Secretär Beöthy den Bericht über den materiellen Stand der Gesellschaft. Die vorjährigen Einnahmen betragen 12,306 fl., die Ausgaben 7458 fl. Für das nächstjährige Budget wurden Einnahmen im Betrage von 8746 fl. und Ausgaben im Betrage von 7736 fl. präliminirt. In geheimer Abstimmung wurde dann

einmüthig beschlossen, aus der Reihe verstorbener verdienstvoller Mitglieder heuer das Bildnis Johann Garai's malen zu lassen. — Hierauf erstattete Bericht Dr. Várady über das Ausschreiben um den Christine Lukács-Preis betreffend die Geschichte Ungarns für Kinder und fürs Volk. Es sind vier Arbeiten eingelangt, deren keine preiswürdig befunden wurde. — Julius Vargha erstattete Bericht über den Árpád Széher-Preis für die Uebersetzung von Aeschylus' Trilogie «Oresteia». Es sind zwei Arbeiten eingelangt, von denen die eine mit griechischem Motto lobenswert, die andere aber mit lateinischem Motto vollkommen preiswürdig befunden wurde. Die Devisenbriefe werden in der feierlichen Jahressitzung eröffnet werden. Von der ersteren Preisarbeit wurde besonders die schwungvolle, vollständig bühnenfähige Sprache gerühmt, von der andern der hohe wissenschaftliche Wert hervorgehoben. — Der Antrag des Intendanten Grafen Géza Zichy, einen Preis auf einen Operntext auszuschreiben, wurde nach eingehender Debatte, an welcher auch der Antragsteller theilnahm, angenommen, und es wurde aus der Sitzung ein Comité zur Feststellung der Concurrenzbedingungen stante sessione entsendet. Als Preis wurden 500 fl. aus dem Christine Lukács-Fond bestimmt. — Die Zinsen des Kasselik-Preises werden zur Herausgabe der siegreichen «Oresteia» verwendet. Es folgte dann die Wahl neuer — 5 ordentlicher und 2 correspondirender — Mitglieder.

Nach der Verlesung der Candidatenliste entwickelt Paul Gyulai die Gründe, die ihn bewegen, gegen Graf Apponyi zu stimmen, der mit der Literatur im Allgemeinen und mit der schönen Literatur insbesondere niemals in irgend welchem Zusammenhange stand. Auch Kossuth und Deák wurden aus diesem Grunde nicht gewählt, und somit würde die Wahl Apponyi's wie eine politische Demonstration aussehen. Dann müsste man auch die übrigen politischen, geistlichen und forensischen Redner in die Gesellschaft wählen. Franz Pulszky erinnerte daran, dass Balthasar Horvát ebenfalls als Redner gewählt wurde; von Politik dürfe da nicht die Rede sein; es handle sich um keine politische Kundgebung; Graf Apponyi hat aber die Schönheitslinie in seiner Rede niemals überschritten, und die Gesellschaft, welche zur Pflege des Schönen berufen ist, könne getrost Graf Apponyi zu den Ibrigen zählen. Secretär Beöthy erklärte, die Gesellschaft erhebe sich durch die Wahl Apponyi's über die Parteien, und an eine politische Demonstration dürfe da Niemand denken. Dr. Ágai begründete, warum er den Grafen Apponyi empföhlen. Er berief sich auf das Beispiel der Académie française, die ebenfalls hervorragende Redner zu ihren Mitgliedern wähle, wenn dieselben sich auch nicht zur *εὐλογία* mit der schönen Literatur beschäftigen und auf die jüngste Széchenyi-Rede Beöthy's, auf einen Ausspruch der Präsidenten und auf eine Eröffnungsrede Gyulai's selbst, um die Berechtigung dieser Wahl zu erweisen. Degré erklärt, die Gesellschaft werde im ganze Lande unpopulär werden und sich einfach lächerlich machen, wenn sie Graf Apponyi fallen ließe. Bartók: Die Gesellschaft trägt zur Angleichung politischer Gegensätze bei, wenn sie den Grafen Apponyi wählt, der selber erklärt hat, dass ihn seine Erwählung mit Stolz erfüllen würde. Nachdem noch Dalmady und der Präsident sich über die Statthaftigkeit einer solchen Debatte geäußert, wurde zur geheimen Abstimmung geschritten. Es entfielen von 33 abgegebenen Stimmen auf: Graf Albert Apponyi 17, Franz Herzeg 19, Viktor Rákosi 8, Anton Radó 15, Stefan Bársony 3, Stefan Hegedüs 18, Andor Kozma 20.

Dionys Szűry 19, Julius Pauler 4, Edmund Jakab 8, Josef Kiss 4, Zoltán Ambrus 3, Karl Muray 2, Temérdek 2, Michael Szaboleska 3, Stefan Petelei 1, Henry W. Jones 19 und Angelo de Gubernatis 15. Es erschienen demnach gewählt zu ordentlichen Mitgliedern: Andor Kozma, Franz Herzeg, Dionys Szűry, Stefan Hegedüs, Graf Albert Apponyi; zu correspondierenden Mitgliedern: Henry W. Jones und (nach einem zweiten Wahlgange) auch Angelo de Gubernatis. — Sodann wurden die Bedingungen für die Preisausschreibung auf einen Operntext festgestellt. Derselbe soll den ganzen Abend ausfüllen; er muss nicht ganz lyrisch sein; der Stoff muss aber aus der ungarischen Geschichte, Sage, Gesellschaft, dem ungarischen Volke oder aus der ungarischen Literatur geschöpft sein.

Das Programm der am nächsten Sonntag stattfindenden feierlichen Jahresversammlung ist folgendes: Eröffnungsrede des Präsidenten Karl Szász; Secretariatsbericht von Zoltán Beöthy; Gedicht von Anton Várady («Der Herr richtet»); Erinnerungen an Bernáth Gázi von Vadnay; Gedicht von Gyulai («Im Winter») und eine Erzählung von Jókai («Ein Asyl für hässliche Mädchen»). (S. o. S. 206.)

— Vortragssitzung am 25. Februar unter dem Vorsitz des Präsidenten Paul Gyulai. Zu derselben waren von den neugewählten Mitgliedern Graf Albert Apponyi, Stefan Hegedüs, Andor Kozma und Dionys Szűry erschienen. Den Vorträgen vorangehend, theilte der Generalsecretär Zoltán Beöthy einige laufende Angelegenheiten mit. Er meldete den Eintritt von fünf neuen gründenden Mitgliedern; las die kurzen Dankschreiben der fünf neugewählten Mitglieder; las eine Zuschrift des I. Vicebürgermeisters der Hauptstadt betreffend die Ausführung des schönliterarischen Theiles jenes Denkmals zur Verewigung der Jubiläumsfeier des Königs, für welches die Hauptstadt eine größere Stiftung gemacht hat — die Zuschrift wird in geschlossener Sitzung verhandelt werden — und meldete die jüngsten Publicationen der Gesellschaft an: Baron S. Kemény's «Novellen», Gregor Csiky's «Két szerelem», Kiszaludy-Társaság Évtáplajai 26. Band. — Die Reihe der Vorträge eröffnete das ordentliche Mitglied Julius v. Vargha mit einer «An meinen Freund» betitelten poetischen Epistel, welche sich der Hauptsache nach in Klagen darüber ergeht, wie die überhandnehmende realistische Auffassung die Poesie lähme. Die wirklich poetische Epistel erntete lebhaften Beifall. — Hierauf hielt das ordentliche Mitglied Lorenz Tóth seinen von der vorigen Sitzung verschobenen Vortrag, «dem Andenken des Grafen Kasimir Batthyány, des 1849-er Ministers des Aeußern», gewidmet, mit welchem Vortragender, als Rechtsconsulent der Familie Batthyány und vertrauter Secretär des Grafen Kasimir, in der Zeit vor 1848 in enger Verbindung lebte. Vortragender schildert mit der Wärme des Dankgefühls den Charakter des «Ritters ohne Furcht und Tadel» und stellte dessen sympathische, uneigennützig, opferwillige Individualität, deren Name im Vaterlande, für welches er so viel geopfert, beinahe in Vergessenheit geräth, glänzend auf das Piedestal des pietätvollen Andenkens. Der Vortrag war weder eine erschöpfende Biographie, noch eine feierliche Denkrede; Vortragender zeigte bloß einige hervorragende Punkte des Charakters Batthyány's, und führte einige interessante Daten aus der Geschichte der Entwicklung des einer fremden Erziehung theilhaft gewordenen, in seiner Jugend des Ungarischen wenig kundigen Grafen zu einem begeisterten und eifrigen Patrioten, was als Beweis seltener Uneigennützigkeit und Edelsinns, sowie auch von Thatkraft, Muth und Conse-

quenz, überhaupt und insbesondere unseren unter ähnlichen Verhältnissen geborenen und erzogenen jungen Aristokraten als wertvolles Muster dienen kann. Mit von den Gefühlen der Liebe und Verehrung strahlenden Auge überblickte Vortragender die kurze, glänzende Laufbahn des ritterlichen jungen Grafen von apollohafter Schönheit und selten edlem Charakter, von seiner Geburt im Jahre 1807 bis zu seinem am 12. Juli 1854 im Exil in Paris unerwartet und plötzlich eingetretenen Tode; seine Erziehung im Auslande, in fremden Sprachen und Sitten; wie er, nach dem Tode seines Vaters in die Heimat zurückkehrend, Ungar und freisinniger Patriot wurde, wie er in den politischen Kämpfen der Fahne Graf Ludwig Batthyány's, Ludwig Kossuth's und Graf Ladislaus Teleki's folgte; wie er Präsident des «Védogyet» wurde; wie er in den Reichstags- und Comitatsversammlungen ein thätiges und aufopferndes Mitglied der entschiedensten Opposition ward; wie er an der Abgeordnetenwahl Kossuth's theilnahm; wie er eifrig studierte, um das Versäumte nachzuholen; wie er edelmüthig seine Unterthanen freigab; wie er bei Ausbruch des Freiheitskampfes an der unteren Donau heldenmüthig kämpfte; wie er, um seinen Grundsätzen treu zu bleiben, sein ganzes großes Vermögen hinwarf und die Entbehrungen des Exils lächelnd ertrug, in Widdin, Schuunla, Kiutahia, endlich in Paris. Dass Vortragender diese Erinnerung an eine vornehmlich politische Persönlichkeit in der schönliterarischen Kiefaludy-Gesellschaft vortrug, motivierte er damit, dass Graf Kasimir Batthyány zu den ersten Protektoren dieser Gesellschaft gehörte und dass er auch literarisch beachtenswerte Memoiren über den Freiheitskampf hinterlassen hat, aus welchen Vortragender in einer späteren Sitzung interessante Auszüge mittheilen verspricht. Hierauf trug Anton Várady zwei eigene Gedichte vor. Das erste unter dem Titel: «Melyiket?» (Welches?) führt uns eine arme Witwe vor, welche von der Noth getrieben, mit ihrem Söhnchen und Töchterchen bei einer reichen, kinderlosen Witwe, die ein Ziehkind aufnehmen will, erscheint, aber im Moment, wo sie zwischen den Kindern wählen soll, sich von keinem derselben trennen kann. Das zweite unter dem Titel: «A tanu» (Der Zeuge) führt eine rührende Gerichtscene vor. Ein junger roher Mensch ist angeklagt, seine Mutter geschlagen zu haben. Er leugnet und fordert Zeugen. Als Zeugin wird die von ihm zerschlagene Mutter vorgeführt. Wie sie den Sohn sieht, leugnet sie seine Thäterschaft. Der rohe Bursche wird gerührt, küsst ihre verwundete Hand und liefert sich, um seine Bestrafung bittend, dem Gerichte aus. — Das zu Thränen gerührte Auditorium begleitete die beiden wirksam vorgetragenen schönen Gedichte mit nicht endenwollendem Beifall.

— Vortragssitzung am 22. März unter dem Vorsitze des Präsidenten Paul Gyulai. Den Vorträgen vorangehend meldete der Generalsecretär Zoltán Beöthy einige laufende Angelegenheiten an. Die Erste Vaterländische Sparcasse hat der Gesellschaft auch heuer ihre jährliche Spende von 200 fl. zukommen lassen, was mit Dank zu erfreulicher Kenntnis genommen wird. — Georg Rácz ist mit 100 fl. in die Reihe der Gründer der Gesellschaft eingetreten. — Der Handelsminister fordert in einer Zuschrift die Gesellschaft auf, sich in entsprechender Weise an der Millenniums-Ausstellung zu betheiligen. — Die Reihe der Vorträge beginnt das ordentliche Mitglied Stefan Hegedüs mit dem Vortrage seiner ungarischen Uebersetzung des schönen Tennyson'schen Gedichtes: «Im Kinderspital». Die wie

ein Original anmuthende Uebersetzung wurde durch den vortrefflichen dramatischen Vortrag noch überaus wirksam gehoben. Hierauf las das ordentliche Mitglied Árpád Berczik eine kleine humoristische Erzählung: «Zwischen zwei Feuern». Der zu den älteren Beamten gehörende Sectionsrath Lázár Kovács hört, dass der neuernannte Minister sich mit leistungsfähigen jungen Kräften umgeben wolle und fürchtet daher, pensioniert zu werden, bevor er zum Ministerialrath avanciert. Um nun vor dem Minister als leistungsfähige junge Kraft zu erscheinen, wendet er allerhand verjüngende kosmetische Mittel an. Dies weckt bei seiner eifersüchtigen Gemahlin den Verdacht, diese Verjüngung werde einer hübschen Modistin zuliebe vorgenommen und sie beseitigt diese Verjüngungsmittel. Er ist nun genöthigt, wenigstens zu Hause in seiner alten Form zu erscheinen. Für das Erscheinen im Ministerium nimmt er aber täglich außerhalb des Hauses eine verjüngende Metamorphose seiner Gestalt vor. Diese Doppelgestalt führt nun verschiedene komische Verlegenheits-Szenen herbei. Das Ganze schließt aber befriedigend mit dem Ministerialraths-Decret. Häufige Heiterkeitsausbrüche und lebhafter Applaus des zahlreichen Auditoriums lohnten den Vortragenden. — Nach ihm las das ordentliche Mitglied Alexander Endrödi Anton Radó's ungarische Uebersetzung des Musset'schen Gedichtes: «Octobernacht». — Den Schluss der Vorträge machte Vicepräsident Karl Szász mit der Vorlesung eines schönen Gedichtes von Siegmund Beöthy: «Hála, hogy van Isten!», welches mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde. — Nach Schluss der Vortragsitzung versammelten sich die zurückgebliebenen Mitglieder zu einer geschlossenen Sitzung, auf deren Tagesordnung die Beöthy'schen Anträge betreffend eine neue Serie von Vorträgen und Publicationen der Gesellschaft, und das Gutachten über das Normativ für den von der Hauptstadt gestifteten Franz-Josef-Krönungs-Jubiläums-Preis standen. — Die Anträge lauten im Wesentlichen:

1. Die Gesellschaft veranstaltet außer ihren Monatsitzungen alljährlich einen 8—10 Abende umfassenden Vortrags-Cyclus, in welchem irgend eine hervorragendere Epoche oder Gestalt unserer älteren oder neueren Literatur vor dem gebildeten großen Publikum erläutert wird. Diese Vorträge würden «Kisfaludy-Abende» genannt werden.

2. Außer den bisherigen Editionen gibt die Gesellschaft eine «Kisfaludy-Bibliothek» heraus, welche die wichtigsten Gegenstände der Theorie der Aesthetik, der Literatur und Kunst, hervorragende Gestalten der heimischen oder ausländischen Literaturen und des Kunstlebens für die reifere Jugend und das große Publikum erläutert.

3. Die Gesellschaft veranstaltet bei hervorragenden Gelegenheiten, anlässlich der Darstellung antiker oder moderner Dramen, oder der Aufführung eines classischen Musikwerkes, oder bei der Präsentation besonders hervorragender Schöpfungen auf dem Gebiete der bildenden Künste (wie vor einiger Zeit die Ausstellung der allegorischen Porträts) besondere orientierende Vorträge.

Diese Vorschläge Beöthy's wurden seitens der Kisfaludy-Gesellschaft im vorigen Jahre einem Comité, bestehend aus den Mitgliedern Ladislav Arany, Gustav Heinrich, Anton Várady, Anton Zichy und dem Antragsteller, ausgefolgt. Dieses Comité empfahl nun die Annahme der Anträge mit einigen Modificationen. Demnach sollen die Vortrags-Cyclen 6—8 Abende umfassen und in der Regel vor

Weihnachten gehalten werden. Eintrittsgebühren wären nicht zu bezahlen, nur hätten die Familien der Gründer und der Mitglieder die Priorität beim Zutritt. Erwünscht wäre, wenn ein Vorleser den *Cyclus* absolvieren würde, doch könnte auch eine Auftheilung stattfinden. Für jeden Vortrag bezahlt die Gesellschaft 100 Kronen, wenn das Manuscript vorgelegt wird. Die Gesellschaft hat gegen besonderes Honorar das Vorrecht der Edition. Uebt sie dasselbe in 6 Monaten nicht aus, kann der Autor sein Werk selbst edieren. Behufs Ergänzung der Honore für die in die Kisfaludy-Bibliothek aufzunehmenden Werke votiert die Gesellschaft 400 Gulden pro Jahr; wobei für Originalwerke 40 fl., für Umarbeitungen 30 fl., für Uebersetzungen 20 fl. pro Druckbogen zu bezahlen wären. Mit der Zusammenstellung und Leitung der Vorträge wäre der Secretär oder ein anderes Mitglied der Gesellschaft zu betrauen. Die Gesellschaft kann nach Umständen mangels interessanter Vorlesungen oder aus finanziellen Gründen die Vorträge sistieren. Die wünschenswert erscheinenden Gelegenheitsvorträge wären an den Monatsitzungen der Gesellschaft zu halten; das Präsidium kann die Betrauung ertheilen und das Honorar für jeden Vortrag wird mit 100 Kronen festgestellt; ebensoviel wird bezahlt, wenn der Vortrag durch die Gesellschaft veröffentlicht wird. Diese Vorlage gab Anlass zu einer sehr lebhaften Discussion, in welcher der Antrag im Wesentlichen acceptiert wurde. — Den zweiten Gegenstand der geschlossenen Sitzung bildete eine Zuschrift der Haupt- und Residenzstadt Budapest, worin ein Gutachten in Betreff der Verwendung des anlässlich des Krönungsjubiläums gestifteten Franz-Josef-Stipendiums erbeten wird. Die Antwort der Gesellschaft, vom Generalsecretär Zoltán Beöthy verfasst, enthält im Wesentlichen Folgendes: 1. Ein Fünftel, d. i. 800 fl. der mit jährlichen 4000 fl. fixierten Summe fällt der Literatur zu. In Anbetracht dessen, dass es nicht die Absicht der Hauptstadt ist, ein Schulstipendium zu stiften, sondern eine solche Hilfeleistung zu bieten, welche es einer hervorragenden Persönlichkeit ermöglichen soll, sich durch eingehendere Studien zu einer Fachautorität ersten Ranges emporzukämpfen, erscheint dieser Jahresbeitrag von 800 fl. zu gering. Es wäre also am zweckmäßigsten, diese Beiträge alle drei Jahre in einer Summe von 2400 fl. an Schriftsteller zu verleihen. 2. Auf den Preis können ungarische Schriftsteller aller Fächer Anspruch erheben. Historiker jedoch können denselben nicht für Quellenforschung und Materialsammlung, sondern nur für höhere historische Studien beanspruchen. Der Preis kann einem und demselben Schriftsteller nur einmal zuerkannt werden. 3. Der Preis kann nur eminenten Talenten auf Grundlage entsprechender literarischer Thätigkeit — ohne Gesuch — zugeurtheilt werden. Zum Zwecke der Preiszuerkennung wird im Monat März jedes dritten Jahres eine aus den Mitgliedern der Akademie und der Kisfaludy-Gesellschaft zu entsendende gemischte Commission Berathungen pflegen und der Beschluss derselben wird am 8. Juni, am Jahrestage der Krönung, publiciert werden. 4. Dem Gewinner des Preises wird es zur Pflicht gemacht, sich behufs Vervollkommnung seiner Studien ein Jahr lang im Auslande aufzuhalten und über seine Studien einen Bericht zu erstatten. Auch diesen Vorschlag acceptierte die geschlossene Sitzung und wird auch der Hauptstadt in diesem Sinne geantwortet werden.

— **Ungarische Historische Gesellschaft.** Vortragssitzung am 4. Januar unter dem Vorsitze des Präsidenten Franz Pulszky. Generalsecretär Alexander Szilágyi eröffnete die Reihe der Vorträge mit einem Nekrolog auf das am 12. Dezember 1892 im Alter von 89 Jahren verstorbene Ehrenmitglied der Gesellschaft Alexander Flegler, der mit seinen Werken nicht nur Ungarn im Auslande bekannt gemacht, sondern auch in unserer Literatur nie welkende Lorbern errungen hat. Er war früher Professor in Zürich, später Custos des Germanischen Museums in Nürnberg. 1849 wurde er in Zürich mit Ladislaus Szalay bekannt; die von diesem empfangenen Impressionen ermunterten ihn zu einem eingehenden Studium unseres Vaterlandes und unserer Geschichte und seine drei schönen Bücher «Ladislaus Szalay's Leben und Werke», «Franz Kölcsey's Leben» und «Geschichte der ungarischen Geschichtschreibung» werden ihren Wert in unserer Literatur noch lange bewahren. Um das letztere zu schreiben, erlernte der 60jährige Mann unsere Sprache. Die Akademie wählte ihn 1858 zum auswärtigen Mitgliede. — Hierauf las L. Cr. Demok eine biographisch-kritische Abhandlung von Anton Pór unter dem Titel: «Johannes, Erzdechant von Kükülló, Geschichtschreiber König Ludwig's des Großen» auszugsweise vor. Die Chronik oder richtiger Biographie, welche der Küküllöer Erzdechant Johannes geschrieben hat, nimmt unter unseren mittelalterlichen Chroniken den ersten Platz ein, sowohl die Glaubwürdigkeit, als auch die Darstellung betreffend; sie ist trotz der vielen veröffentlichten, sie theils ergänzenden, theils bestätigenden Urkunden aus der Ajjou-Zeit bis zum heutigen Tage eine untentbehrliche Quelle für den ungarischen Geschichtsforscher. Es war daher vom Verfasser sehr verdienstlich, sich sowohl mit dem Autor dieses Werkes, von dessen Person wir bisher sehr wenig wussten, als auch mit dem Werke, welches eingehend noch Niemand beurtheilt hat, zu beschäftigen. Der erste Theil seiner zweitheiligen Studie fasst Alles zusammen, was aus edierten und unedierten Quellen über die Person des Erzdechanten zu erfahren war, der zweite Theil aber kritisiert die zur Zeit bekannten Ausgaben seines Werkes, von dessen Originalexemplar wir keine Kenntniss haben. — Dann legte der Generalsecretär A. Szilágyi das «Alte ungarische Kochbücher» betitelte Werk des Barons Béla Radvánszky vor, welches den I. Band der II. Section der Sammlung «Denkmäler unserer häuslichen Geschichte» bildet. Der Band enthält drei selbständige Quellenschriften über die alte ungarische Kochkunst: 1. «Die Kunst der Bereitung einiger guter ungarischer und böhmischer Speisen»; 2. «Das Kochbuch des siebenbürgischen Fürstenhofes vom Ende des XVI. Jahrhunderts und 3. «Des Grafen Stanislaus Thurzó Speisetzettel im Schlosse Galgócz im Jänner 1603. — Schließlich besprach Alexander Mika einen Codex der Dresdener königlichen Bibliothek, welcher die colorierten Abbildungen von 110 siebenbürgischen Fahnen enthält. Es sind die Abbildungen der Fahnen, welche am 3. August 1601 dem von den Feldherren König Rudolf's bei Breslau vernichteten Heere des siebenbürgischen Fürsten Siegmund Báthory abgenommen, dem König nach Prag geschickt und dort auf Anordnung des sächsischen Offiziers Georg Puchner abgebildet und dem Churfürsten von Sachsen gesendet wurden. Die interessante Sammlung steht mit ihrem reichen Inhalt einzig da. — Der Vortragssitzung ging eine geschlossene Ausschuss-Conferenz voran, in welcher Folgendes gemeldet wurde: Frau Ilona

Bay hat zum Neujahre der Gesellschaft wieder 50 fl. zur Herausgabe der historischen Biographien gespendet. Der Borsoder Vicegespan hat der Gesellschaft die «Monographie der Stadt Putnok» von Béla Balogh zur Beurtheilung zugeschiedt. Die Teleki-Commission hat in ihrer letzten Sitzung am 12. Dezember beschlossen, die beiden ersten, bis zur Mohácsi Katastrophe reichenden Bände des «Diplomariums der gräflich Teleki'schen Familie» unter der Redaction Dr. Samuel Barabás' unter die Presse zu geben.

— Ausschuss- und Vortragsitzung am 4. Februar unter dem Vorsitze des dritten Präsidenten Koloman Thaly. Den Anfang machte der Generalsecretär Alexander Szilágyi mit der Mittheilung der laufenden Angelegenheiten. Alexander Hegedüs und Josef Babics, bisher jahresbeitragzahlende Mitglieder, wurden gründende Mitglieder. Das gründende Mitglied Baron Adam Rádák erhob seinen Gründungsbeitrag von 100 auf 200 fl. Die Stadt Igló trat in die Reihe der gründenden Mitglieder. Außerdem wurden 29 neue Jahresbeitrags-Mitglieder empfohlen und aufgenommen. Ferner wurden die vorjährige Schlußrechnung und das diesjährige Budget vorgelegt und gutgeheißen. Der Präsident drückte dem Ausschussmitgliede Alexander Hegedüs anlässlich seines Eintritts in die Reihe der gründenden Mitglieder zugleich den Dank der Gesellschaft für das warme Interesse aus, welches er der Gesellschaft, namentlich in Betreff ihrer ökonomischen Angelegenheit allezeit bewiesen. — In der hierauf folgenden Vortragsitzung legte vor Allem Dr. Desider Csánki die von Baron Otto Walterskirchen der Gesellschaft gespendeten 24 alten (meist der Zeit Mathias Corvin's angehörigen) Urkunden vor und begleitete dieselben mit kurzen erläuternden Bemerkungen. Die älteste, bisher ganz unbekannte, aus dem Jahre 1272 herrührende Urkunde dieser Sammlung bezieht sich auf die von dem französischen Grafen von der Champagne stammende Familie Ainard, welche in dem unweit Ofen gelegenen Zsámbék die auch heute noch in ihren Trümmern imposante riesige Kirche in französischem Stil baute. Diese Familie war hauptsächlich im alten Walkóer (heutigen Syrmier) Comitát begütert. Unter Anderem gehörte ihnen hier die Burg Vervár, deren Dominium im Jahre 1476 die Matucsinai um die damalige Riesen-summe von 40,000 Dukaten kauften. Von der Familie Vér, deren Stammsitz Vervár gewesen, stammen in weiblicher Linie die heutigen Grafen Teleki und die Borosjenőer Tifa. Die meisten Urkunden der Sammlung betreffen jene Matucsinai, welche Vervár kauften; sie ist eigentlich ein Ueberrest ihres Familienarchivs. Nach der Urkunde aus dem Jahre 1272 ist das wertvollste Stück der Sammlung ein aus dem Jahre 1489 stammender Adelsbrief, mit welchem König Mathias einigen italienischen und kroatischen Getreuen in den Städten Zengg und Agram den ungarischen Adel verleiht. — Hierauf las das ordentliche Mitglied Dr. Samu Borovsky eine «Die Gastmähler des Grafen Stanislaus Thurzó im Jahre 1603» betitelt Abhandlung von Baron Béla Radvánszky. Die Mittag-mahlzeit war in jener Zeit 10 Uhr Vormittags, die Abendmahlzeit 6 Uhr Nachmittags. Verfasser entwirft auf Grund von acht aus den alten ungarischen Kochbüchern angefertigten Menüs ein interessantes Bild der damaligen Gastmähler. An gewöhnlichen Tagen hatte das größte Diner 18 Gänge, das einfachste 6, das reichste Souper 20, das einfachste 6, das größte Fasten-Diner 20, das einfachste 6, das größte Fasten-Souper 14 Gänge. Die einmonatlichen Küchenausgaben des

reichen Thurzó betragen 106 fl. 64 $\frac{1}{2}$ Denar, der theuerste Tag kostete 15, der billigste 1 fl. 8 Denar, die durchschnittliche tägliche Küchenausgabe betrug demnach 3 fl. 44 Denar. Hierauf zählt Verfasser die Formen auf, in welchen die verschiedenen Fleischspeisen zubereitet und serviert wurden, ferner die Quantitäten, welche von verschiedenen Fleischsorten, Fetten, Eiern, an Fastentagen von Fischen, verbraucht wurden.

— Ordentliche Generalversammlung am 16. Februar. Den Vorsitz führten der zweite und der dritte Präsident der Gesellschaft, Franz Pulszky und Koloman Thaly. — Der zweite Präsident Franz Pulszky eröffnete die Versammlung mit der (auszugsweise) wiedergegebenen Präsidentenrede: Indem ich die ordentliche Generalversammlung der Ungarischen Historischen Gesellschaft, welche sich seit ihrem 26jährigen Bestande stets die Sympathie der Besten der Nation zu erwerben vermochte, eröffne, stellt sich meinem Geiste unwillkürlich das Bild jener Zeit vor, wo Graf Stefan Széchenyi unter den Wehen der Wiedergeburt der Nation das Losungswort ausgab: •Ungarn ist nicht gewesen, sondern wird sein. Die jüngere Generation ließ damals die Klage über die Verdunkelung des alten Ruhms verstummen und nahm, voll Vertrauen auf die Zukunft, den Kampf gegen die Vorurtheile und die mit dem Zeitgeist in Widerspruch gerathenen Institutionen der früheren Zeit auf, ja während des langen Kampfes wurden Viele auch ungerecht gegen die Vergangenheit; wir vernachlässigten ihre Denkmäler und vergaßen der früheren Stadien der nationalen Entwicklung. Wir blickten auch dann nicht zurück, als wir für unsere Staatlichkeit, für die Freiheit und Rechtsgleichheit kämpften, duldeten, bluteten. Die Hoffnung verließ uns auch dann nicht, als ganz Europa bereits glaubte, dass Ungarn nur mehr eine geographische Benennung und die ungarische Nation eine dem Aussterben geweihte asiatische Race sei. Wir verkündeten in der finstersten Zeit, dass Ungarn und die ungarische Nation zwar zeitweilig unterdrückt sein könne, dass sie aber doch existiere und ihre unversiegbare Lebenskraft beweisen werde. Und die Hoffnung täuschte uns nicht, nach vielen Widerwärtigkeiten steht der ungarische Staat aufrecht und die ungarische Nation ist wieder erblüht, seit Krone und Nation sich ernstlich aussöhnten. Sobald aber der Ausgleich stattgefunden, gaben wir sofort des Grafen Széchenyi berühmtes Losungswort, dessen wir nicht mehr benötigten, auf, gaben bereits 1867 das neue Losungswort •Emlékezünk régiakról! (Gedenken wir des Vergangenen!) aus und wandten uns begeistert der Vergangenheit der Nation zu, indem wir fühlten, dass die Nation, welche ihrer Vergangenheit vergisst, ihrer Zukunft nicht mehr wert sei. In solchem Geiste entstand die Historische Gesellschaft durch die Begeisterung einiger begeisterter Geschichtsforscher, deren einen, Koloman Thaly, die Gesellschaft auch jetzt als einen ihrer Präsidenten ehrt. Es ist derselben gelungen, den geschichtlichen Sinn selbst in jenen Schichten der ungarischen Gesellschaft zu erwecken, welche sich mit der Wissenschaft nicht sehr beschäftigen. Redner skizziert sodann die Thätigkeit der Historischen Gesellschaft in allen ihren Richtungen, als deren Ziele er bezeichnet: •dass wir aus der wechselreichen Vergangenheit unserer Nation nicht nur Hoffnung für die Zukunft unseres Vaterlandes schöpfen, sondern auch die Gewissheit gewinnen, dass das künftige Jahrtausend des Vaterlandes seiner Vergangenheit nicht unwürdig sein werde.

Graf Eugen Zichy stellte den Antrag, eine durch die Generalversammlung zu entscheidende Commission möge mit der Feststellung der Modalitäten für eine würdige Betheiligung der Historischen Gesellschaft an der Millenniumsfeier betraut werden; er selbst wolle einen Preis von dreihundert Dukaten für eine auf Veranlassung der Gesellschaft zu verfassende, auch für den einfachsten ungarischen Landesbürger verständliche Darstellung der Geschichte des Zeitalters der ungarischen Landnahme und Staatsgründung widmen. Ein allgemeiner begeisterter Elfensturm folgte dem hochsinnigen Antrage, für welchen beide Präsidenten im Namen der Gesellschaft Dank sagen, worauf die zur Verhandlung der Modalitäten der Theilnahme an der Millenniumsfeier überhaupt und der Art und Weise der Herstellung des Preiswerkes berufene Commission aus den Mitgliedern Graf Eugen Zichy, Koloman Thaly, Alexander Szilágyi, Julius Pauler und Ladislaus Fejérpataky gebildet wurde.

Hierauf las der Generalsecretär Alexander Szilágyi seinen Jahresbericht, den wir kurz in Folgendem resumieren: Das abgelaufene Jahr hat für uns denkwürdige Spuren zurückgelassen. Die Gesellschaft hat das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ihres Bestandes gefeiert. Das anlässlich desselben herausgegebene «Denkbuch» bildet ein bleibendes Denkmal. Die damals gehaltene sensationelle Rede unseres Vicepräsidenten Koloman Thaly, worin er der Nation die Auffindung der Gebeine ihres Freiheitshelden Franz Rákóczy verkündete, führte zu dem glänzenden Erfolge, welcher den von unserer Gesellschaft im Interesse der Conservierung der Rodostoeer Rákóczy-Denkmäler entfaltenen Eifer krönte. — Aus unserer Gesellschaft ist auch eine andere bedeutsame Bewegung hervorgegangen. Stefan Bartalus' Vorlesung über die Palotás-Musik lenkte die Aufmerksamkeit auf die alte ungarische Musik und auf Julius Káldy's Concerten erklangen die langvergessenen ungarischen Weisen. Dieser glänzende Erfolg führte zur Idee der Abhaltung populärer Vorlesungen seitens unserer Gesellschaft, welche Idee bereits in das Stadium der Verwirklichung getreten ist. Die Ilona-Bay-Preisconcurrent hat uns die wertvolle Biographie Johannes Corvin's von Julius Schönherr zur Bereicherung der «Historischen Biographien» geliefert. Eine reiche Geschichtsquelle bilden die Archive unserer Magnatenfamilien. Dank der Liberalität des Grafen Franz Zichy ist der VI. Band des Diplomatariums der gräflich Zichy'schen Familie erschienen. Vom Diplomatarium der gräflich Teleki'schen Familie befinden sich gleichzeitig der I. und II. Band unter der Presse. — Wie wir der Zuverlässigkeit ausländischer Archive viel verdanken, haben wir auch ihnen Dienste geleistet. Wir schickten der Breslauer Stadtbibliothek die bisherigen Jahrgänge unseres «Történelmi Társ.» und der Vaticana unsere sämtlichen Publicationen. In unserer vorjährigen Generalversammlung hat unser Ehrenmitglied Wilhelm Frankó seine monumentale Stiftung, die Errichtung des ungarischen Geschichtsforscher- und Künstler-Instituts in Rom, angezeigt. Außer dieser Generalversammlung und der Jubiläumssitzung hielt unsere Gesellschaft im Vorjahre im Ganzen 10 Vortragssitzungen. Der vorjährige Jahrgang unserer Zeitschrift «Századok» brachte im Ganzen 20 Abhandlungen. Große Sorgfalt war in diesem Jahre der kritischen Rubrik gewidmet mit Rücksicht auf die Bekanntmachung der Hauptergebnisse der europäischen Geschichtsschreibung. Unsere zweite Zeitschrift «Magyar történelmi életrajzok» brachte

die Biographie Ludwig's des Großen von Anton Pór, in welcher eine Glanzperiode unserer Geschichte einen würdigen Rahmen fand. Unsere dritte, der Sammlung unserer kleineren Geschichtsquellen obliegende Zeitschrift «Történelmi Társ» hat reichlich aus ausländischen Archiven geschöpft. Wir dürfen wohl sagen, dass wir die zunehmende Theilnahme des Publikums verdient haben. Die Summe der angemeldeten Stiftungen und Gründungen belief sich Ende 1892 auf 43,853 fl., heute auf 44,353 fl. Wir zählen unter unseren Gründern 80 Municipien und Städte. Die Zahl der Jahresbeitrag zahlenden Mitglieder hat um 155 zugenommen. Die Gesellschaft zählt heute im Ganzen 1600 Mitglieder. Endlich muss ich hier auch des Verlustes wiedergedenken, den unser Ausschuss durch den Tod Franz Salamon's erlitten hat. Und nun schließe ich meinen Bericht mit einer Bitte. Zur würdigen Feier des Millenniums werden überall Anstalten getroffen. Unzweifelhaft müssen auch wir uns an dieser großen nationalen Bewegung beteiligen. Aber wie? Die Antwort auf diese Frage hängt von unserer materiellen Kraft ab. Darum bitte ich Sie: seien Sie bestrebt, alle Diejenigen in den Verband unserer Gesellschaft zu ziehen, denen die Frage: wie sich unser Vaterland unter den Widerwärtigkeiten eines Jahrtausends entwickelt hat, nicht gleichgiltig ist. — Nach dem beifällig aufgenommenen Jahresbericht legte der Generalsecretär noch die Beschlüsse des Ausschusses in Betreff der Schlussrechnung für 1892 und des Kostenvoranschlages für 1893 zur Gutheißung vor, welche einhellig erfolgte. — Da den folgenden Gegenstand der Tagesordnung die Neuwahl des ältesten Drittels des Ausschusses bildete, suspendierte der Präsident Pulszky die Sitzung behufs Ausfüllung und Absammlung der Stimmlisten. Nachdem diese erfolgt war, eröffnete der Präsident wieder die Sitzung. — Nun hielt Dr. Julius Láncezy einen Vortrag unter dem Titel: «Das Magyarenthum in der Árpádenzeit», welcher sich mit der Gestaltung des ungarischen National- und Volksgeistes im Rahmen des durch Stefan den Heiligen gegründeten Königthums beschäftigt und vornehmlich eine Lösung des Problems anstrebt: Warum sich unter diesem nationalen Königthum keine ungarische Literatur gebildet hat? Warum kein nennenswertes Denkmal einer solchen auf uns gekommen ist? Der Vortragende resumiert seine Ausführungen, indem er die Thatsache hervorhebt, dass das Árpád'sche Königthum auf die Nation einen großen Schatz vererbt hat: die Macheinheit des ungarischen Staates und gegenüber dem occidentalischen Feudalismus des Mittelalters das Bewusstsein der durch die Árpád'schen Könige repräsentierten, durch die heilige ungarische Krone symbolisierten Nationaleinheit, welche, wenn auch spät, aber auch gewiss auch die nationale Literatur erschaffen sollte. Das Charakteristische des Vortrages lag in der fortgesetzten Parallele mit den westeuropäischen Zuständen, sowie in den kritischen Pointen und Hinweisen auf die europäische Geschichtsliteratur. Das zahlreich erschienene, größtentheils aus Historikern bestehende Auditorium folgte dem hochinteressanten Vortrag mit lebhaftem Interesse.

Mittlerweile war das Scrutinium beendet und es erfolgte die Verkündigung des Wahlergebnisses. Es wurden, mit Ausnahme Johann Csontos's, sämtliche Mitglieder des ausgetretenen Drittels wiedergewählt. An Stelle Csontos's und des verstorbenen Franz Salamon wurden als neue Mitglieder Julius Schönherr und Béla Pettko gewählt.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

Abonyi Árpád, Bosnyák képek (Bilder aus Bosnien von Árpád Abonyi). Budapest, 1893. Athenaeum 162 S. («Lesehalle des Athenaeum» I. J. ahrg. 6. Bd.)

A Pallas Nagy Lexicona. Az összes ismeretek enciclopédiája tizenhat kötetben. II. Kötet. (*Das grosse Pallas-Lexicon. Encyclopaedie des gesammten Wissens in sechzehn Bänden.*) II. Band. Budapest, 1893. Herausgegeben von der Pallas, Buchverlags- und Druckerei-Actien-Gesellschaft. Lex. 8°, 837 Seiten.

Das gewaltige Unternehmen, dessen wir bereits im XII. Bde der Ung. Revue S. 736 gedacht haben, schreitet rüstig vorwärts und hält in dem soeben erschienenen zweiten Bande alles, was es in den Darbietungen des ersten Bandes versprochen hat. Gediegenheit des Inhaltes, wie der Ausstattung ermunthigt zu den besten Hoffnungen auf ein monumentales Werk, welches — nach der raschen Folge des zweiten Bandes auf den ersten — in unverhältnismäßig kurzer Zeit der ungarischen Leserwelt vollständig vorliegen wird. — Außer dem reichen Texte von 1664 Spalten — von Arafale bis Békale — bringt der zweite Band 172 Textillustrationen, 5 Beilagen in Farbendruck (u. z. Mineralien und Gesteine, Pallas Athene, Australische Völkerstämme, Asiatische Völkerstämme, Bakterien), 17 colorierte Landkarten (das Comitat Árva, der Atlantische Ocean, Australien, 5 Karten von Asien, das Comitat Bács, das Großherzogthum Baden, Bayern, Plattensee und Umgebung, 2 Karten der Balkanhalbinsel, das Comitat Baranya und das Comitat Bars), 2 Stadtpläne (Athen und Wien) und 12 Schnitte in Schwarzdruck (zur Natur- und Kunstgeschichte, sowie zur Technologie).

Adorján Sándor, Féthomályban. Elbeszélések (Im Halbdunkel. Erzählungen von Alex. Adorján). Budapest, 1893. Deutsch u. Comp. 156 S. (Belletristische Bibliothek red. von Josef Hevesi III. Jhrg. 7. Bd.)

Bényei István, Színészetünk rendezéséről (Reform unseres Theaterwesens von Stefan Bényei). Budapest, 1893. Nagel jun. in Comm. 54 S.

Bogdanovics György, A bukottak (Die Gefallenen. Roman von George Bogdanovics [Frau Gustav Beksic]). Budapest, 1893. Athenaeum, 169 S. («Lesehalle des Athenaeum» I. Jahrg. 7. Bd.)

Budapest fő- és székhelyes térképe. Rajzolta Homolka József (Plan der Haupt- und Residenzstadt Budapest, gezeichnet von Franz Homolka). Budapest, 1893, Eggenberger. 1 Blatt auf Leinwand.

Cserhalmi Hecht Irén, A francia romanticizmus korszaka a magyar dráma-irodalom történetében (Das Zeitalter des französischen Romanticismus in der ungarischen Dramenliteratur von Irene Hecht-Cserhalmi). Budapest, 1893. O. Nagel jun. 526 S.

Finály Henrik, A besztercei szöszedet (Das Vocabularium von Bistritz. Lateinisch-ungarisches Sprachdenkmal aus dem XV. Jahrhundert. Mit Erläuterungen und dem Facsimile der ganzen Handschrift herausgegeben von Heinrich Finály). Budapest, 1892. Akademie. 92 S.

Gracza György, Kossuth Lajos élete és működése (Ludwig Kossuth's Leben und Thätigkeit von Georg Gracza). Mit Illustrationen von Árpád Cserépy, A. Homicskó,

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

L. Kiss, L. Markt, M. Nemes und M. Szemlér. Budapest, 1893. Lampel, 230 S. (Auch in eleganterer Ausstattung).

Halmi Gyula, Verseghi Ferencz élete és művei (Franz Verseghi's Leben und Werke von Julius Halmi). Budapest, 1891. Leo Révay in Comm. 102 S.

Jókai Mór, Fráter György (Georg Frater. Historischer Roman in fünf Bänden von Maurus Jókai). Budapest, 1893, Gebr. Révai, 1108 S.

Justh Zsigmond, A pénz legendája (Die Legende vom Geld von Siegmund Justh). Budapest, 1893. Singer u. Wolfner, 157 S.

Karácson Imre dr., III. Károly háborúja a törökkel 1737—1739 (Karl's III. (VI.) Krieg gegen die Türken 1737—1739. Die einschlägigen Kapitel der Geschichte Shakir Bey's und Subhi's. Aus dem Türkischen von Dr. Emerich Karácson). Budapest, 1892, in Comm. bei Fr. Mátá. Raab. 74 S. (Separat-Abdruck aus »Haltörténelmi Közlemények« [Kriegsgeschichtliche Mittheilungen] 1892. III. Heft).

Kemény Xavér Ferencz, Az egységes köznevelési és nemzeti kultúránk (Die Einheitsschule und unsre nationale Cultur von Fr. X. Kemény). Budapest, 1893. Hornyánszky. 120 S.

Lers Vilmos dr., A Souverainitás (felségység) tana (Die Lehre von der Souverainität von Dr. Wilhelm Lers). Budapest, 1893. Pallas, 62 S.

Nagy Imre, A Pécz-nemzetiség örökösödési pere 1425—1433 (Der Erbschaftsprozess derer von Pécz in den Jahren 1425—1433. Akademischer Antrittsvortrag von Emerich Nagy). Budapest, 1893. Akademie, 49 S.

Oklevél hasonmások gyűjteménye XI—XV. század (Sammlung von Urkunden in Facsimile als Beilage zu Arpád Horváth's palaeographischen Notizen). 26 Tafeln Folio in Kupferstich. 2. Auflage. Budapest, 1893. Eggenberger.

Vör Antal, Nagy Lajos magyar király viszonya Giannino di Cuccio francia trónkövetelőhöz (Das Verhältnis Ludwigs des Großen, Königs von Ungarn zum französischen Thronprätendenten Giannino di Cuccio. Akademischer Antrittsvortrag von Anton Vör). Budapest, 1892. Akademie. 30. S.

Radvánszky Béla báró, Régi szakácskönyvek (Alte Kochbücher. Von Baron Béla Radvánszky). Budapest, 1893. Athenaeum, XXI u. 413. S.

Thaly Kálmán, Rákóczy-émlékek Törökországban és II. Rákóczy Ferencz fejedelem hamvainak feltalálása (Rákóczy-Denkmäler in der Türkei und die Auffindung der Gebeine des Fürsten Franz Rákóczy II. von Koloman Thaly). 2, erweiterte und mit vielen Illustrationen bereicherte Ausgabe. Budapest, 1893. Athenaeum. 235. S.

Thoroczkay Viktor báró, Néhány szó a magyar képzőművészet érdekében (Einige Worte im Interesse der ungarischen bildenden Kunst von Baron Viktor Thoroczkay). Budapest, 1893. Gerő u. Kostyál, 23 S.

Tutsek Anna, A fenyvesek közül (Aus den Tannen. Erzählungen von Anna Tutsek). Budapest, 1893. Singer und Wolfner, 146 S.

Váczy János dr., Kőlcsey Ferencz levelezése (Franz Kőlcsey's Briefe. Im Auftrage der literarhistorischen Commission der Ung. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Dr. Johann Váczy). III. Bd. 1803—1805. Budapest, 1893. Akademie. XVIII und 572 S.

Vaj Aladár báró színművei (Baron Aladár Vaj's Dramen. I. Alexander der Große, König von Macedonien. Tragödie in fünf Akten.) Budapest, 1893. Kilian, 96. S.

Vértési Gyula, Sebek (Wunden. Erzählungen von Julius Vértési). Budapest, 1893. Leo Révay in Comm. 286. S.

DIE REGIERUNG BÉLAS DES VIERTEN.

Nach urkundlichen Quellen bearbeitet.

II. Die Tatareninvasion.

1.

Es war zu Anfang der 20-er Jahre des XIII. Jahrhunderts, als der Dschingiskhan Temudschin, oberster Herr der mongolischen Tataren, über den Kaukasus nach Nordwesten vordringend, sich auf die, vom kaspischen Meere bis zur unteren Donau und zur Aluta wohnenden Polowzen (Kumanen) warf, die — nachdem einige ihrer Führer von den Tataren hinterlistig ermordet wurden — sich voll Entsetzen ins Innere Russlands flüchteten, um hier im Vereine mit den Russen dem grässlichen Feinde Stand zu halten. Als aber in der blutigen Schlacht an der Kalka (westlich von Taganrog) die vereinte Macht der Russen und Kumanen von den Tataren aufs Haupt geschlagen wurde, suchten die Kumanen sich jener Nation anzuschließen, der sie vordem oft genug feindlich gegenüber standen: den Ungarn. Seit dem Jahre 1227 sind die Kumanen dem Bisthume Milkov in der Moldau zugetheilt, nehmen sie mehr und mehr das Christenthum an und legt sich Béla IV. zum Zeichen seiner Oberherrschaft über sie, den Titel eines Königs von Kumanien bei.¹ — Als aber nach Temudschins Tode (+ 1227) sein Enkel Batu die Länder nördlich vom kaspischen Meere am Ural und an der Wolga erhielt, und im Jahre 1237 seine Waffen gegen die durch Theilfürstenthümer und innere Wirren geschwächten Russen wandte, wurde es den Kumanen abermals um ihre Sicherheit bange. Batu wandte sich nämlich, nachdem er den Großfürsten Georg von Wladimir am 4. März 1238 besiegt, gegen die Kumanen, deren Anführer Kuthen (Kutjan) er bei Astrachan eine Niederlage beibrachte, und dessen Land er nun gräulich verwüstete.

Kuthen sandte nun eine Botschaft an Béla IV. mit der Bitte, ihn und sein Volk in Ungarn aufzunehmen, wofür er bereit sei, dem katholischen Glauben sich mit den Seinen zu unterwerfen.

¹ Fejér III. 2. 109. 151—155. 206. 216. 238. 398—401.

Béla kam diese Botschaft nach mehrfacher Richtung sehr gelegen. Musste ihm schon einerseits schmeicheln, dass ein selbständiger Fürst, der Gebieter einer so zahlreichen Kriegerschar, sich in seinen Unterthanenverband begeben wolle, musste ihm andererseits die Christianisierung eines heidnischen Volkes und die durch dessen Ansiedlung gesteigerte Wehrkraft seines eigenen Landes noch mehr imponieren, und schließlich dürfen wir auch nicht außer Acht lassen, dass er in den neuen Unterthanen eine Schutzwehr und ein Gegengewicht gegen den ihm nicht recht gesimten, übermüthigen und unbotmäßigen Adel erblicken mochte.

Demgemäß gab er bereitwilligst die erbetene Bewilligung, worauf Kuthen mit 40,000 Mann ins Land zog. Béla empfing die neuen Unterthanen an der Grenze des Landes mit ausgesuchter Prachtentfaltung und suchte sie sofort durch besondere Aufmerksamkeit und Auszeichnungen zu gewinnen.

Dadurch hatte er aber nur Oel ins Feuer gegossen. Die Opposition war durch das wohlwollende Entgegenkommen des Königs den Kumanen gegenüber nur noch erbitterter und hetzte das Volk gegen die neuen Mitbürger auf. Da hieß es denn, dass das Vieh der Kumanen auf den Saatenfeldern, Weiden und Gärten der Ungarn Schaden gemacht, dass die ungarischen Weiber und Jungfrauen von den Kumanen entehrt werden, dass die Gerichte parteiisch seien und in vorkommenden Streitfällen den Ungarn immer den Kürzeren ziehen lassen, dass der König selbst an seinem Hofe und in seinem Berathungssaale den Kumanen den Vorzug gegenüber den Ungarn einräume — kurz es bildete sich eine antikumanische Partei, die unter der Maske des gefährdeten Gemeinwohls, zur Erreichung ihrer eigenen hochverrätherischen Zwecke die niedrigsten Leidenschaften des Pöbels gegen die bestehende Ordnung und gegen die neuen Staatsbürger aufzureizen suchte. Es fällt uns durchaus nicht ein, zu behaupten, dass die Kumanen in jeder Beziehung sich musterhaft benommen; es mögen hie und da Fälle vorgekommen sein, in denen die ihnen gemachten Vorwürfe am Platze waren — wir werden aber sehen, dass die gegen sie vorhanden gewesene Abneigung eine künstlich geschürte war.

2.

Batu hatte am 6. December 1240 die russische Stadt Kiew eingenommen und zerstört, worauf er sein auf eine halbe Million geschätztes Heer in vier Theile theilte, um damit gegen das Abendland vorzudringen. Er selbst gedachte mit dem Kern seiner Truppen von Halics aus in Ungarn einzubrechen; seinem Vetter Kajdan trug er auf, aus dem Lande der Kumanen in das nördliche Siebenbürgen einzudringen, Bagather sollte die Moldau und den Nordosten der Walachei angreifen; einen kleineren Theil seiner Truppen sandte er unter Anführung Peta's nach Polen.

Peta zerstörte am 13. Februar Sandomir, worauf er sich nach Krakau wandte. Bei Chmielk kam es am 18. März zu einem Gefechte, das für die Polen unglücklich ausfiel, worauf Herzog Boleslaw V. zu seinem Schwiegervater Béla von Ungarn in das Kloster Piewniza sich flüchtete; von hier begab er sich auf die Kunde, dass der Feind auch schon in Ungarn eingedrungen sei, nach Sandeč, um schließlich nach mannigfachen Irrzügen wieder nach Piewniza zurückzukehren.

Peta zog nach der Einnahme von Krakau gegen Breslau, wo sich seine Heeresabtheilung mit jener Kajdan's vereinigte. Der vereinten Macht der beiden Kommandanten gelang es, den Herzog Heinrich II. bei Wahlstatt am 9. April 1241 aufs Haupt zu schlagen. Von hier zog Peta nach Mähren, in das er am 21. April einfiel; von da zog er geradenwegs nach Ungarn, um sich daselbst mit dem von Batu kommandierten Hauptheere zu vereinigen.

Schon um Weihnachten 1240 verbreitete sich in Ungarn die Kunde, dass die Tataren die ungarisch-russische Grenze verwüsteten.² Béla ließ die Sache genau untersuchen, und als man ihm die Richtigkeit des Gerüchtes überbrachte, sandte er sofort den Palatin Dionys mit einer Heeresabtheilung an die Grenze, um den Einbruch des Feindes zu verhindern. Gleichzeitig gab er für die gesammte Wehrkraft des Landes die Mobilisierungsordre aus, um auf seinen ersten Ruf kampfbereit zu sein.

Wäre dieser Befehl gehörig ausgeführt worden, hätte die Sache vielleicht eine günstige Wendung genommen. Er wurde aber nicht ausgeführt.

Es ist nachgerade unglaublich, mit welchem Leichtsinne, mit welcher Indolenz und Frechheit die maßgebenden Kreise angesichts der drohenden Gefahr die königliche Ordre verlachten, und fast wären wir geneigt, die uns darüber von dem Zeitgenossen Roger gemachten Angaben als unwahre zu betrachten.

Die von der Opposition ausgestreute Saat hatte Früchte getragen. Da war ein Theil des Volkes, der einfach sagte: das haben wir schon über die Tataren öfters gehört; das Ganze ist nur ein blinder Lärm; Andere behaupteten, die Bischöfe hätten diese Allarmnachricht nur deshalb ausgesprengt, um nicht nach Rom zum Concile reisen zu müssen — wo doch Jedermann gut wissen konnte, dass Ugrin, der Erzbischof von Kalocsa für sich und seine Diöcesanbischöfe in Venedig Galeeren gemiethet, und dass Béla ihn und seine Begleiter nach Ungarn zurückbeordert hatte. Die ekel-

² Die Hauptquellen für die Invasion der Tataren in Ungarn bilden die Zeitgenossen Roger, nachmaliger Erzbischof von Spalato († 1266) und der Erzdechant Thomas von Spalato. Die Beiden ergänzen sich so ziemlich in ihren Schilderungen und bin ich ihnen in der Darstellung der Hauptereignisse treu gefolgt.

Eine vorzügliche Kritik und Zusammenstellung der Quellen gibt Bachfeld in seinem 1889 erschienenen Büchlein über die Mongolen in Polen, Schlesien, Böhmen und Mähren.

hafteste aller Parteien, die anti-kumanische — die ihr schmutziges Treiben hie und da mit dem Mantel des Glaubenseifers umbüllte und in den Kumanen noch immer nur Heiden zu sehen vorgab — sprengte aus, die Kumanen hätten sich mit den Russen verbündet, um sich gegen die Ungarn — von denen sie manchmal geschlagen wurden — zu kehren; deshalb sei vor einem Jahre Kuthen mit seinen Leuten nach Ungarn gekommen, um hier die Verhältnisse des Landes auszuspionieren und sich die Sprache anzueignen; im geeigneten Momente, sobald man ihm das Annähern seiner Verbündeten melde, wolle er dann gegen den König ziehen, damit seine Freunde ungestört die Grenzpässe einnehmen, zu Kuthens Schutze heraneilen und das Land zerstören könnten. Selbstverständlich gab es da genug hämische und bissige Bemerkungen gegen den König, der die Kumanen aufgenommen und sie so gütig behandle.

Die über die Kumanen ausgesprengten Gerüchte fanden in den meisten Schichten der Bevölkerung solchen Anklang, dass selbst Béla mit dem Ernste derselben rechnen musste. Als er zur Fastenzeit 1241 sein Hoflager nach Ofen verlegte und daselbst mit sämtlichen Großen des Reiches über die Sachlage consultierte, sah er sich genöthigt, Kuthen mit dessen gesammter Familie und seinem ganzen Gefolge als staatsgefährliche Individuen in sicheren Gewahrsam zu bringen. Um die Mitte der Fasten kam ein von Dionys abgesandter Eilbote mit der Nachricht, dass der Feind bis an den russischen Engpass angelangt sei und die von ungarischer Seite errichteten Barrikaden zerstört habe; wenn der König nicht augenblicklich Hilfe schicke, könnte sich der Palatin nicht halten. Jetzt zeigten sich die bösen Folgen des Hin- und Herwartens und der leichtfertigen Behandlung der Sache überhaupt. Béla hatte jetzt nicht einmal soviel Bewaffnete bei sich, um dem bedrängten Palatin auch nur eine geringe Hilfe zu senden; so vergingen 4 Tage nutzlos, als am 4-ten Tage zum nicht geringen Entsetzen des Hofes Dionys in eigener Person einlangte. Was er erzählte, war haarsträubend. Am frühen Morgen des 12. März hatte er ein Gefecht mit dem Feinde am Engpasse, das mit der Niedermetzelung seiner Leute gendete; ihm selbst sei es nur mit Mühe gelungen, mit einigen wenigen seiner Leute die Flucht zu ergreifen; so sei er Tag und Nacht geflohen, um die Kunde des Unglückes zu überbringen.

Jetzt entließ Béla sämtliche ReichsgröÙe in ihre Heimat und trug ihnen auf, sobald nur möglich, mit ihren Streitkräften bei ihm sich wieder einzufinden, — ein Fehler, der ihm nicht zu entschuldigen ist; denn sobald sie einmal dem königlichen Bannkreise entrückt waren, that Jeder, was er wollte.

Béla hatte die Gefahr jetzt nicht mehr verkannt; er beging nur einen Fehler in der Art und Weise, wie er ihr entgegenkommen wollte; denn dass er die Gefahr nicht unterschätzte, beweist seine Fürsorge für

seine Familie. Sofort befahl er dem Bischof von Waitzen, Stephan dg. Vancsa (dem nachmaligen Cardinal) und den Pröbsten von Arad und Csanád sich eiligst zur Königin zu begeben, sie an die österreichische Grenze zu bringen, und dort den weiteren Verlauf der Sache abzuwarten. — Er schrieb auch sofort einen Brief an den Herzog Friedrich von Oesterreich, worin er ihn ersuchte, schleunigst ihm zu Hilfe zu kommen; außerdem ergieng ein Befehl an die Kumanen, sich mit möglichster Eile bei ihm einzufinden. — Unterdessen hatte er aus den ihm am nächsten gelegenen Städten Gran und Stuhlweißenburg einige Truppen um sich geschart, mit denen er nach Pest zog, um dort das Eintreffen der in ihre Heimat entlassenen Reichsgrößen abzuwarten.

Unterdessen war Batu nach Dionys' Flucht durch den Engpass ins Innere des Landes eingedrungen. Mordend und sengend, weder Alter noch Geschlecht schonend, zog er in Eilmärschen dem Hauptquartier Béla's entgegen. Am 15. März war er eine halbe Tagreise vor Pest. Sofort detachierte er eine kleinere Abtheilung seiner Leute gegen die Stadt, um Alles, was ihnen am Wege begegne, schonungslos zu zerstören. Dies war seine Art, Krieg zu erklären und den Feind von seiner Anwesenheit in Kenntnis zu setzen. Am nächsten Tage wiederholt er dies Manöver um so leichter, als man ungarischerseits auf die erste Herausforderung nicht reagierte. Béla, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die kleine Anzahl seiner Leute, gab strengen Befehl, sich mit diesen Guerillahaufen in kein Gefecht einzulassen;³ dies ermunterte aber die Feinde, jetzt noch übermüthiger zu werden. Während man vermuthete, dass sie sich vollständig entfernt, kamen sie urplötzlich zurück und benahmen sich so sorglos, dass sie einen Theil ihrer Zeit mit Spiel verbrachten. Als nun am 17. März ein solches Häuflein wieder provocierend auftrat, verlor Erzbischof Ugrin von Kalocsa die Geduld

³ Wie sehr Béla von dem Glauben befangen war, es sei nicht gut, den Feind anzugreifen, zeigt das Schreiben des Bischofs Konrad v. Freisingen an den Bischof und an das Douncapitel von Konstanz (Wenzel II, 141) worin er ersucht, den Tataren nicht so rasch mit bewaffneter Macht entgegenzutreten, sondern nach Möglichkeit für die Verpflegung von Menschen und Pferden an der Donau Sorge zu tragen. Er begründet dies damit, dass der König von Böhmen, der sich mit 40,000 Mann den Tataren entgegenstellen wollte, dies auf Anrathen des Königs von Ungarn nicht gethan habe, damit nicht durch deren Reizung gewaltige und kaum zu überwindende «Skandale» und Todesgefahr entstehen.

Und dass man im Auslande die Schreckensnachrichten nicht verkleinerte, ist bewiesen. Derselbe Bischof von Freisingen will gehört haben, dass die Tataren sieben Heerescorps haben, von denen drei die Donau überschritten; in der Schlacht am Sajó, hieß es in Köln, seien 60,000 Ungarn gefallen etc. Vgl. übrigens Fejér IV. 1. 212, dann Kaiser Friedrichs Schreiben an den König von England do. 3. Juli 1241 Fejér IV. 1. 220, das Schreiben eines ungarischen Bischofs an den Bischof von Paris Fejér IV. 1. 232 etc.

und um ihnen den Glauben zu benehmen, dass Béla und seine Magnaten nur aus Feigheit es unterlassen, ihnen entgegenzutreten, schritt er trotz Béla's Verbote ihnen mit seinen Scharen entgegen. Kaum hatten die Tataren dies bemerkt, als sie langsam den Rückzug antraten. Ugrin verfolgte sie nun im Galopp. — Bei einem sumpfigen Terrain angelangt, setzte der Feind rasch über dasselbe hinweg, während Ugrin, der in der Hitze der Verfolgung das Terrain nicht berücksichtigte, mit seinen schwerbewaffneten Streibern im sumpfigen Boden stecken blieb. Nun kehrte der Feind blitzschnell zurück, cernierte den Sumpf und metzelte fast die ganze Abtheilung nieder. Ugrin rettete sich mit 3—4 Leuten und kehrte in die Stadt zurück, mit Recht darüber erbittert, dass ihm der König keinen Succurs geschickt.

Batu zog unterdessen am 17. März gegen Waitzen, nahm die Stadt ein, metzelte Alles, was in seine Hand fiel, nieder und raubte alle Kirchenschätze. Was ihm nicht in die Hände fiel, ging in den Flammen zu Grunde.

Herzog Friedrich war unterdessen auf Béla's Ruf herbeigeeilt, aber nicht an der Spitze einer ansehnlichen Hilfsschar, sondern von einem mäßigen Gefolge begleitet, als ob es sich gar nicht um die Theilnahme an einem Kriegszuge handelte. Béla's Unstern wollte es nun, dass Friedrich sich gleich dem Feinde gegenüber auszeichnete. Ein kleiner Guerillahaufen war wieder auf gewohnte Weise vor Pest aufgetaucht; Friedrich zog ihm entgegen. Als sie ihr Rückzugsmanöver wieder abspielten, gelang es Friedrich einen von ihnen durch einen wuchtigen Lanzenstoß vom Pferde niederzustrecken. Einem, der dem Niedergestreckten zu Hilfe kam, hieb er den Arm ab, worauf die Uebrigen die Flucht ergriffen.⁴ Als nun Friedrich seinen Gefangenen ins königliche Hauptquartier brachte, war es selbstverständlich, dass Béla's Gegner ihn mit jubelnden Zurufen begrüßten. Die antikumanische Partei hörte aber auch jetzt noch nicht auf, ihre minierende Arbeit fortzusetzen. Sie begnügte sich nicht damit, dass Kuthen in sicherer Bewachung sich befinde, sie sprengte aus, dass die vor Pest erschienenen Angreifer nicht Tataren, sondern Kumanen seien; hiermit war das Lösungswort zur offenen Revolte der Massen gegen den König gegeben. Es wurden Rufe laut «es sterbe, der die Verwüstung Ungarns heraufbeschworen»; «es kämpfe unser König, der die Kumanen zu unserem Schaden ins Land gebracht»; «es soll der König mit ihnen kämpfen, nachdem er ihnen unsere Güter hingegeben hat».

Béla sah, dass er der Volkeswuth gegenüber irgend Etwas thun müsse, er sandte um den gefangenen Kuthen, wahrscheinlich dachte er, dass es demselben gelingen werde, durch persönlich geführte Vertheidigung das Volk zu beschwichtigen. Der unglückliche Mann, der jeden einzelnen, seinen

⁴ Diese Angabe des Chronisten wird durch ein Schreiben Friedrichs an König Konrad do. 13. Juni 1241, Wenzel II. 136, bestätigt.

Tod verlangenden Ruf hören musste, fürchtete die Menge und bat, man möge ihm einen sicheren Geleitsmann geben, der ihn zum Könige führe; die gewissenlosen Hetzer hatten aber kaum diese Antwort des Unglücklichen vernommen, als sie mit dem Rufe «er sterbe» das Volk haranguierten. Ohne die Entscheidung des Königs abzuwarten, stürzte sich sofort eine aus Ungarn und Oesterreichern bestehende Schar auf Kuthens Gefängnis. Kurze Zeit war sein Gefolge zwar im Stande, den Angriff der Wüthenden abzuwehren, als aber die Menge mehr und mehr answoll, war es um die Kumanen gethan, man ergriff sie, schnitt ihnen Allen die Köpfe ab, und warf diese aus den Fenstern des Palastes unter die blutlechzende Menge.

Auf wessen Befehl diese, zu den schmachvollsten Erinnerungen aus der Geschichte Ungarns gehörende That geschehen, lässt sich heute nicht entscheiden. Roger selbst sagt, dass Einige den Herzog Friedrich, Andere den König Béla für den Urheber hielten, obzwar es von letzterem schwer zu glauben war, da er ja Kuthen über das Taufbecken gehalten und ihm die Sicherheit seiner Person eidlich zugesagt hatte. Der Kritik bleibt nur übrig, die erste Version für wahrscheinlich zu halten, da einerseits Friedrichs späteres Benehmen dafür spricht und andererseits Béla ganz gut wissen musste, dass er in jenen kritischen Tagen nur an den Kumanen eine sichere Stütze finden konnte.

Die entsetzliche That trug sofort böse Früchte.

Herzog Friedrich zog in seine Heimat und Béla gab dem Drängen Ugrins nach und entschloss sich, mit den unterdessen in Pest eingelangten Scharen dem Feinde entgegenzuziehen. Als aber die Kumanen, die — wo immer sie die Mobilisierungsordre traf — dem Rufe des Königs mit Leib und Leben freudigst Folge leisteten, die Nachricht von der schmachlichen Ermordung ihres Häuptlings erhielten und die ungarischen Bauern auf die Kunde der Pester Ereignisse dieselben überall angriffen, verfolgten, ausplünderten, da sammelten die bis zum Tode gereizten sich an, und thaten in ihrer Verzweiflung das, was der Feind that, sie äscherten die Ortschaften ein und nahmen den Kampf mit ihren Peinigern auf.

Die Kunde von Kuthens Ermordung durchflog das ganze Land wie ein Lauffeuer, und war überall das Losungswort zur Vernichtung der Kumanen. So kam es, dass Bischof Bulcsu von Csanád und Bors' Sohn Nikolaus, die mit ihren Leuten in die obere Gegend zogen, um sich dem Könige anzuschließen, sich mit den Kumanen in einen erbitterten Kampf einlassen mussten und fast ihre gesammten Leute verloren. Bulcsu, den man, da er krank war, während des Gefechtes auf einem Wagen weitertransportierte, rettete sich. Die Kumanen setzten nach diesem Zusammenstoße über die Donau, und eilten, das ihnen nicht mehr Schutz bietende Land mit Feuer und Schwert verwüstend, gegen die Grenze. Nachdem sie auch die sie gewaffnet empfangende Grenzbevölkerung vernichtet, zerstörten sie auch die

Grenzortschaften. In ihrer Wuth sahen sie in jedem Ungarn einen Mörder Kuthens und riefen ihm zu: «diesen Streich für Kuthen». Nachdem sie so die bedeutenderen Städte zerstört, zogen sie nach Bulgarien.

So giengen bei 40,000 Mann kampffähiger Leute dem Lande verloren! . . .

Nicht viel besser als Bulesu, ergieng es dem Bischofe Benedikt von Großwardein. (dg. Osl.)

Dieser hatte vernommen, dass die Tataren die Stadt Erlau zerstört, die Einwohner niedergemetzelt und die Kirchenschätze mitgeschleppt. Da er einige Tage früher gegen sie einen kleinen Erfolg errungen, hatte er Muth, sie in Eilmärschen zu verfolgen, um wenigstens einen Theil der Beute ihnen abzunehmen. Die Tataren thaten, als ihnen der Verfolger sichtbar wurde, als ob sie ihren Weg fortsetzten, blieben aber an einem sicheren Punkte stehen. Da sie wenig Streiter, dafür aber zahlreiche überflüssige Pferde hatten, setzten sie auf dieselbe als Reiter gekleidete Phantome und richteten einige ihrer Leute ab, mit diesen Pferden hinter einem Hügel in geordneter Schlachtreihe vorzurücken, wenn sich die Anderen mit den Ungarn in ein Gefecht eingelassen haben würden. Die List gelang vollkommen, da die Ungarn die Phantome nicht erkannten und glaubten in einen Hinterhalt gerathen zu sein. Der Bischof zog eiligst nach Großwardein, setzte mit einer kleinen Schar über die Donau und ergriff die Flucht.

Wie wir oben gesehen, war König Béla mit seiner ganzen in Pest concentrirten Streitmacht ausgezogen. Am Rákos stieß man auf die erste feindliche Guerillaschaar, bei welcher Gelegenheit Apas Sohn Michael, der nachmalige Obergespan von Bolondócz tapfer focht und mehrfach verwundet wurde.⁵ Die Feinde hatte dies kaum wahrgenommen, als sie auf demselben Wege, den sie zur Zerstörung der Pester Gegend genommen, langsam retirirten, so dass es den Anschein hatte, als ob sie vor den sie verfolgenden Ungarn die Flucht ergriffen. Als sie zum Flusse Sajó (bei der Puszta Mohi, in der Gegend von Ónod) anlangten, übersetzten sie die Sajóbrücke und schlugen am jenseitigen Ufer ihr Lager auf; die Brücke selbst wurde aber durch eine speciell hierzu designierte Schar bewacht. Die Tataren hatten sich, nachdem sie das sumpfige Terrain überschritten, auf der den Fluss umgebenden Ebene gelagert und glaubten, dass bei dem großen Wasserstande und dem sumpfigen Terrain Niemand ohne Brücke den Fluss überschreiten könne.

Béla versuchte Alles, um seine Armee kampfesmuthig zu machen; eigenhändig theilte er den Abtheilungscommandanten die Fahnen aus; sein Bemühen war aber fruchtlos; noch in diesem entscheidenden Momente gab es genug unter seinen Leuten, die den Ernst der Lage nicht erkannten

⁵ Hazai okmánytár I. 23.

und im Vertrauen auf ihre Menge die ganze Sache scherzhaft auffassten; andere wollten auch jetzt noch nicht ihre Opposition dem allgemeinen Wohle opfern und vergönnten dem Könige eine Niederlage, nur damit er nach derselben sich ihren Wünschen gefügiger zeige. Unter solchen Umständen war also von einem gleichmäßig angelegten und energisch durchgeführten Kriegsplane keine Rede; das Ganze, was man von ungarischer Seite that, war, dass jede Nacht 1000 Mann die Wache über die Gesamtarmee übernahmen. Was war aber die Folge?

Die Tataren zogen eines Nachts an einer von ungarischer Seite nicht besetzten Furth mit ihrer gesammten Streitmacht über den Fluss, und am Morgen des grauenen Tages war die ganze königliche Armee cerniert und mit einem Pfeilregen überschüttet.⁶ In ihrer Ueberraschung wussten sie nicht einmüthig vorzugehen; für einen solchen Ueberfall war nirgends vorgesorgt; jeder schwang sich aufs Pferd, in der allgemeinen Unordnung fanden die Offiziere ihre Mannschaft nicht, diese nicht ihre Offiziere; und als sie jetzt nun den Kampf aufnahmen — es galt jetzt das eigene Leben zu schützen — waren sie apathisch, thaten es ohne jede Idee, ohne jede Begeisterung; der feindliche Pfeilregen war so dicht, dass er auf die Kämpfer einen Schatten warf und man die Luft von Heuschrecken und Käfern erfüllt wähnte.

Der Feind hatte dadurch erzielt, dass die ihm unmittelbar gegenüberstehenden Gegner sich — um aus dem Bereiche des Pfeilhagels zu kommen — ins Centrum des Heeres zu flüchten trachteten. Vergebens suchte Béla eine einheitliche Schlachtordnung herzustellen; kaum war es ihm gelungen, einige in Schlachtreihen aufgelöste Rotten in den Kampf zu schicken, als diese von einem dichten Pfeilregen empfangen, in Folge der drückenden Hitze noch mehr abgemattet, so rasch als möglich ins Lager zurückeilten.

Blutenden Herzens sah Béla mit dem tapfern Ugrin an seiner Seite die Erfolglosigkeit seiner Anordnungen, weder Drohungen, noch Bitten und Versprechungen waren im Stande, die Leute in den Kampf zu bringen, die Subordination war gebrochen. Da stürzte sich endlich Prinz Koloman der Bruder Béla's mit seiner kleinen Schar, die seinem Rufe folgte, dem Feinde entgegen und nahm den Kampf gegen die Uebermacht auf, in der Hoffnung, dass sein Beispiel Nachahmer finden werde. Der edle Prinz täuschte sich aber, der Succurs blieb aus; statt dessen spielte sich eine andere Scene ab. Die Tataren zogen sich ein wenig zurück und ließen den vordringenden

⁶ Ziemlich übereinstimmend mit den chronistischen Angaben ist auch der Bericht Kaiser Friedrichs II. an den König von England do. 3. Juli 1241, Fejér IV. 1. 220.

Das Datum dieser ewig denkwürdigen Schlacht wird nirgends mit Bestimmtheit angegeben. Nach einem Pariser Codex in M. G. S. S. XXIV. 65. hätte diese am 11. April 1241 stattgefunden.

Ungarn eine Bresche frei, durch die dieselben ohne jeden Pfeilschuss passierten. Kaum sahen dies die im Centrum befindlichen Streiter, als sie mehr und mehr sich vom Centrum loslösend, den ihnen gebotenen Durchlass benützten; je mehr davon Gebrauch machten, eine desto breitere Straße öffneten ihnen die Tataren. Béla, der Anfangs glaubte, dass seine vom Centrum sich loslösenden Leute in den Kampf eilen, musste zu seinem Entsetzen erkennen, dass dies kein Kampf, sondern Flucht sei. Da gab auch er jeden Versuch zur Fortsetzung des Kampfes auf. Unerkannt vom Feinde, gelang es ihm, durch eine dieser hinterlistig geöffneten feindlichen Reihen — die ja nur auf das Herannahen des Königs warteten — mit wenigen Begleitern gegen den Wald zu entkommen.

Der verwundete Koloman floh Tag und Nacht Pferde wechselnd bis Pest, wobei er nicht die Landstraßen, sondern abseits gelegene Wege benützte. Obzwar die Pester Bürger ihn baten, sich bei ihnen so lange aufzuhalten, bis sie zum Ueberführen ihrer Weiber Schiffe bereiteten, konnte man ihn nicht zurückhalten; er war so entsetzt, dass er öffentlich aussprach: Jeder Sorge jetzt nur für sich. Seine Angst war so groß, dass er aus Furcht vor dem verfolgenden Feinde ganz allein über die Donau setzte und in das im Somogyer Comitате gelegene Segesd floh. Seine Angst war nicht unbegründet; der Feind langte an, bevor die Pester ihre Familien über die Donau bringen konnten; wer von ihnen in der Donau nicht ertrank, ließ sein Leben unter der Waffe des Feindes.

Prinz Koloman, der nach Slavonien flüchten wollte, starb noch im Sommer desselben Jahres an seinen, am Sajó erhaltenen Wunden.

Unter den am Schlachtfelde gebliebenen kirchlichen Würdenträgern befanden sich Mathias, Erzbischof von Gran (ein Jugendfreund und Liebling Béla's), Ugrin, der tapfere Erzbischof von Kalocsa, eine Lichterscheinung im Dunkel jener Tage: der einzige Mann, der sich das Vertrauen von Groß und Klein erworben und dessen Anordnungen sich die verderbte Masse noch am ehesten fügte; Gregor, Bischof von Raab; Rajnald, Bischof von Siebenbürgen, dann der Bischof von Neutra. Ferner Nikolaus, Propst zu Hermannstadt, Vicekanzler des Königs, aus einer vornehmen Familie stammend; bevor er sein Leben aushauchte, versetzte er noch einem höhergestellten Feinde einen tödtlichen Hieb ins Genick; Eradius, Erzdechant von Bács; Albert, Erzdechant von Gran. — Die Leiber der Gefallenen waren so sehr von den auf sie gefallenen Hieben zerhauen, dass man sie später trotz allen Suchens nicht agnoscieren konnte.

Die Zahl der gefallenen weltlichen Großen und Adelligen anzugeben, gleichviel ob sie ihr Ende am Schlachtfelde, in den Flammen, in Sümpfen und Flüssen gefunden, ist eine Sache der Unmöglichkeit.

Unter den wenigen Geretteten befand sich Bartholomäus, der Bischof von Fünfkirchen. Als er sah, dass einige Tataren das ungarische Lager in

Brand zu stecken versuchten, ergriff auch er mit seiner gesammten Schar auf Seitenwegen die Flucht. Sofort verfolgten ihn die Tataren. Unterdessen war aber der Obergespan Ladislaus, der von dem Geschehenen keine Kenntnis hatte, mit seinen Truppen zum Succurse des Königs eingetroffen, was der Bischof freudigst bemerkte. Er eilte athemlos den ungarischen Fahnen entgegen. Die wenigen Tataren wichen vor dieser unerwarteten Uebermacht zurück und richteten ihre Verfolgung gegen andere Flüchtige. Der Bischof und Ladislaus entgingen ihnen glücklich.

3.

Wir haben in den vorhergehenden Kapiteln die Ereignisse bis zur Schlacht am Sajó und diese selbst in ihrer Allgemeinheit geschildert; ein zusammenhängendes, aus allen Episoden in ein einheitliches Ganzes gefügtes Bild zu entwerfen, ist unmöglich; da uns aber jeder, aus jenen traurigen Tagen überlieferte Name theuer und der Pietät wert erscheint, wollen wir im Nachfolgenden versuchen, alle Jene anzuführen, deren die urkundlichen Denkmale aus jener Zeit erwähnen, gleichviel, ob sie auf dem Schlachtfelde verblutet, oder auf eine andere Weise von dem großen Nationalunglücke betroffen wurden — gleichviel, ob sie in höherem oder minderem Grade mit ihrer Thatkraft in das Rad der Ereignisse mit mehr oder weniger Erfolg eingegriffen.

1. Szemeyts, Goldschmied der Königin aus Bedegey, schloss sich dem Könige an, verließ die Seinen. Béla verleiht ihm am 29. Jänner 1243 sannt seinen Brüdern und Bruderskindern den Adel.⁷

2. Beesend, Sohn des Nikolaus, hat Bela große Dienste erwiesen, als er sich vor den Tataren am Meere aufhielt; erhält am 23. April 1243 das im Trencsiner Comitatz gelegene Újcsap.⁸

3. Newer, Buda, Orcirad, Rásó, Radila und Damoszló, Trencsiner Schlossunterthanen aus Vetisló haben zur Tatarenzeit sich um die Bewachung des Trencsiner Schlosses hervorgethan; werden am 4. Mai 1243⁹ zu adeligen Unterthanen dieses Schlosses erhoben.

4. Joachim's Tochter, Witwe des Andreas dg. Ekel ist vor den Tataren aus Siebenbürgen zu dem Verwandten ihres Gatten, Oltoman's Sohn Andreas geflüchtet, der sie freundlich aufnahm und mit Allem versah; sie schenkt ihm daher 1243 alle ihre Ansprüche auf das Vermögen ihres Gatten.¹⁰

⁷ Wenzel VII. 131.

⁸ Wenzel VII. 133. vgl. Fejér IV. 1. 444. do. 31. März 1247.

⁹ Wenzel VII. 135.

¹⁰ Wenzel VII. 145.

5. Dionys v. Zalaszentgrót, der uns schon vorzüglich bekannte Jugendfreund Béla's, war in der Schlacht am Sajó anwesend und hat im Kampfe die Person des Königs beschützt. Während des Aufenthaltes Béla's in der Küstengegend war er die leitende Kraft in Allem, was zur Errettung des Königs und seiner Familie eingeleitet wurde.¹¹ 1241 war er noch Oberstallmeister. Wir werden ihm noch oft genug begegnen.

6. Michael, Obergespan von Varasd, dg. Buzád-Hahold, (Béla schon attachiert, als sich dieser in jugendlichem Alter befunden) hat zur Tatarenzeit, namentlich vor der Flucht des Königs in die Küstengegend, die Sorge für den Krouprinzen Stefan übernommen und denselben, sowie die übrigen Kinder des Königs die ganze Zeit hindurch liebevoll geschützt. Während sich der König an der Küste aufhielt, hat er die Grenzen bei Varasd und Pettau gegen jeden Angriff kraftvoll vertheidigt. Wird dafür am 11. October 1224¹² mit einigen Gütern belehnt.

7. Nikolaus, Sohn des Abraham (Abyesk) v. Szúd hat Béla mit seiner ganzen Familie zur Küste begleitet; erhält am 22. April 1244¹³ Kovárszeg.

8. Bogomer, Sohn Szoboszló's (derselbe, den der Bulgarenprinz Alexander vordem gefangen genommen) hat durch die Tataren Eltern und Verwandte verloren, ist schwer verwundet worden, und kaum den Händen der Tataren entronnen: hat dann die Vertheidigung der Grenzen übernommen und dieselbe glücklich durchgeführt, erhält am 25. Mai 1244¹⁴ Pruszka.

9. Potacha's Sohn Dionys ist gegen die Tataren gefallen; 1244 einigen sich vor dem Eisenburger Capitel sein Schwiegersonn Izsó und der Bruder seiner Gattin Margarethe, Johann, über seinen Nachlass.¹⁵

10. Dragun's Sohn Stephan dg. Gutkeled, hat während des ganzen Tatareneinfalles dem Könige Dienste erwiesen, war mit ihm auch an der Küste. Wird 1245 mit mehreren Gütern beschenkt.¹⁶

11. Lyter's Söhne Lyter und Iván sind im Gefolge Benedikts, Erzbischofs von Kalocsa und Kanzlers des Königs gestanden und haben Béla zur Zeit seines Aufenthaltes an der Küste Dienste geleistet. Erhalten am 15. Jänner 1246¹⁷ das in Valkóer Comitате gelegene Miháli.

12. Egydius, Sohn des Thomas v. Olasz, hat dem Könige an der Küste treu gedient; erhält am 4. April 1247 das im Zempliner Comitате gelegene Ond.¹⁸

¹¹ Wenzel VII. 153. — Fejér IV. 1. 323.

¹² Wenzel VII. 157.

¹³ Wenzel VII. 163. — Hazai okmánytár IV. 28.

¹⁴ Wenzel VII. 174.

¹⁵ Wenzel VII. 183. — Hazai okmánytár IV. 31.

¹⁶ Wenzel VII. 187.

¹⁷ Wenzel VII. 209.

¹⁸ Wenzel VII. 223. (vgl. 245.)

13. Farkas, Sohn des Thomas v. Zagoria, hat dem Könige zur Zeit der Tataren treu gedient. Erhält am 7. Mai 1247¹⁹ die Erlaubnis, auf seinem Gute ein Schloss zu bauen.

14. Weyteh, Sohn des Mikus von Pyr aus dem Honter Comitate, hat mit Ross und Waffen den König zur Küste begleitet und hat daselbst vor des Königs Augen mannigfache Dienste geleistet. Erhält einen Gebiet-zuwachs in Pyr 1248.²⁰

15. Herbord I. dg. Otl hat, als die Tataren eingebrochen sind, sein Hab und Gut und seine ganze Familie verlassen; ist dem Könige zur Küste gefolgt und hat daselbst die Obhut über den Kronprinzen Stephan übernommen, mit dem er sich im Schlosse zu Klissa u. zw. anstoßend an das Haus, in dem der Kronprinz war, befand. Erhält am 1. Mai 1248²¹ die Ortschaft Rassina im Zalaer Comitate.

16. Der Oberrichter Paul hat mit einer großen Schar Bewaffneter an der Donau den Uebergang der Tataren so lange aufgehalten, bis sich Jeder vor ihrem Angriffe retten konnte; wird am 21. Jänner 1249²² mehrfach doniert.

17. Georg und Paul, Gutsbesitzer in Muzsla und Ebed, sind von den Tataren getödtet worden; ihre Verwandten verkaufen 1250²³ ihren Besitz dem Graner Capitel.

18. Die Herren von Brebir haben Béla, als er sich in der Küstengegend aufgehalten, ihr Alles zur Verfügung gestellt und oft genug ihre eigene Person dem Angriffe der Tataren ausgesetzt. Erhalten dafür am 23. November 1251 ein Privilegium auf die Grafschaft Brebir.²⁴

19. Erne dg. Ákos hat dem Könige auf der Flucht vor den Tataren sein eigenes Pferd, auf dem er sich retten wollte, zur Verfügung gestellt; hat sich mit den Verfolgern in ein Gefecht eingelassen und trotz mehrfach erlittener Verwundungen sich mit harter Mühe aus der Mitte des Feindes gerettet. Hat den König zur Küste begleitet, und ist hier zu einer Zeit, wo die Unbilden der Wege und die Angriffe des Feindes jeden Weg unsicher machten, ganz allein recognoscieren gegangen, ob die Tataren noch da sind. Hat an allen Unannehmlichkeiten, die der König damals mitmachen musste, Theil genommen. Erhält am 17. November 1251 drei zur Burg Varasd gehörende Dörfer.²⁵

20. Alexander, Sohn des Zoch v. Agar, hat während sich der König nach dem Auszuge der Tataren jenseits der Drau und in Kroatien auf-

¹⁹ Wenzel VII. 224.

²⁰ Wenzel VII. 256.

²¹ Wenzel VII. 263.

²² Wenzel VII. 282.

²³ Wenzel VII. 313.

²⁴ Wenzel VII. 319.

²⁵ Wenzel VII. 321. — Fejér IV. 2. 92.

gehalten, mehrere schwere Verletzungen davongetragen. — Erhält am 28. August 1256²⁶ das im Neutraer Comitato gelegene Ság.

21. Mete, Sohn des Eles aus Mortund im Honter Comitato, hatte vor der Tatareninvasion im Vereine mit seinen Verwandten: Erne, Sohn des Gervas, Benedict, Martin Sohn des Welchic, Chehuta, Sohn des Farkas, Thadeus, Sohn des Mathias, einige Stücke seiner und ihrer Erbbesitzungen dem Been, Sohne des Bitrold verkauft. Da aber einige seiner erwähnten Verwandten von der Hand der Tataren gefallen (die anderen sind seitdem eines natürlichen Todes gestorben) und der seinerzeit verfasste Kaufvertrag zur Zeit der Tatareninvasion zu Grunde gegangen, erneuert 1260 der Graner Kreuzherrenconvent die Verkaufsurkunde.²⁷

22. Pósa, Trencsiner Schlossunterthan, ist gegen die Tataren auf dem Schlachtfelde geblieben. 1242 erhält seine Witwe von Pósa's Brüdern (Razlo, Geistlicher, Zoulat, Johann, Vid und Andreas) Pósa's Besitz Liburcha als Entschädigung für ihre Mitgift.²⁸

23. Apa's Sohn Michael hat sich beim ersten Zusammenstoße Béla's mit den Tataren am Rákos ausgezeichnet, ist vor des Königs Augen neunfach verwundet worden. Er ist 1244 Obergespan v. Bolondóc.²⁹

24. Premysl und sein Bruder Nosk, Trencsiner Schlossunterthanen, haben während der Tatareninvasion unter Commando des Obergespans Bogomér sich um die Bewachung des Trencsiner Schlosses verdient gemacht, indem sie die mährische Grenze geschützt; erhalten 1259³⁰ (nämlich Premysl und die Söhne des damals schon † Nosk) das im Trencsiner Comitato gelegene Dulow.

25. Andreas v. Gyog hat gegen die Tataren gekämpft und ist damals verwundet worden. Er befand sich an der Grenze. Erhält 1264³¹ einige zum Gyulafehérvärer Schlosse gehörige Besitzungen.

26. Kosmas und Achilles von St. Georgen und Bösing (dg. Hunt-pázmán) haben am Sajó tapfer gefochten, sind beide verwundet worden und ihr (dem Namen nach unbekannter) Bruder hat hier den Heldentod gefunden. Während Béla sich in der Küstengegend befunden, haben sie die Reichsgrenzen gegen den Herzog von Oesterreich geschützt. Sie erhalten am 21. Juni 1256³² die Bestätigung ihres Baziner Besitzes.

27. Szoboszló's Sohn Peter gibt um 1248 dem Detre, Etel und Guncel

²⁶ Wenzel VII. 422.

²⁷ Wenzel VII. 541.

²⁸ Hazai oklevéltár 9.

²⁹ Hazai okmánytár I. 23.

³⁰ Hazai okmánytár VI. 97.

³¹ Hazai okmánytár VI. 123. — Wenzel VIII. 96.

³² Fejér IV. 2. 388. — Wenzel II. 269.

einige Grundstücke in Hozdó, weil sie ihm während der Tatareninvasion, als er sich in der Küstengegend aufhielt, treu gedient.³³

28. Lorenz dg. Aba, Ahnherr der Athinai, hat an der Schlacht am Sajó Theil genommen, und auch später große Dienste geleistet. Erhält am 17. Dec. 1263 das Comitat Locsmánd.³⁴

29. Sudurman, Unterthan des Gömörer Schlosses, hatte vom König Emerich einen Adelsbrief erhalten. Da aber dieser zur Zeit der Tatareninvasion in Verlust gerathen, erneuert Stephan V. 1268 den Söhnen Sudurmans: Póka und Barnabas den Adel und bestätigt ihnen ihren, im Nógráder Comitete gelegenen Besitz Kodrosszó.³⁵

30. Jakob Obusk und sein Verwandter Ambrosius haben gegen die Tataren gekämpft, sind auf eigene Kosten mit Béla zur Meeresküste gezogen. Hier ist Jakob, der Bruder des Ambros gegen die Tataren gefallen, Ambros aber schwer verwundet worden. Erhalten am 29. September 1244 die in Baranya gelegene Ortschaft Vajszló.³⁶

31. Comes Hudina hat Béla jenseits der Drau begleitet, dann zur Meeresküste, wo er gegen die Tataren kämpfte. Hier sind viele seiner Verwandten am Schlachtfelde geblieben, viele verwundet worden und hat Hudina's Thätigkeit Viele vor dem Angriffe des Feindes geschützt. Erhält am 26. April 1245 mit seinen Verwandten Peter, Gurka, Bogdan und Potochin das im Somogyer Comitete, jenseits der Drau gelegene Vizkőz.³⁷

32. Tristan dg. Buzád-Hahold schenkt 1255 seinem Diener Egydius, Sohne Salomo's den Besitz Rajk und motiviert dies folgendermaßen: «Er hat mir namentlich zur Zeit der Tatareninvasion, wo mich alle Verwandten und Diener verlassen, wo der Vater den Sohn, der Sohn den Vater im Stiche gelassen, mit großer Treue gedient. Er hat für mich mehreremale sein Haupt der Todesgefahr ausgesetzt und zumeist damals, als der König vor den Tataren sich ans Meer geflüchtet; auch hier ist er mir in unentwegter Treue zur Seite gestanden und hat mich und meine Söhne aus Todesgefahr befreit.»³⁸

33. Abels Sohn Ethuruh gibt 1252 an, dass Ruch, Donath, Daróc und Kudmen seiner Familie gehören und dass seine Ahnen daselbst bis zur Ankunft der Tataren gewohnt. Ethuruh's Mutter habe, als die Tataren einfielen, in Ruch, Donath und Drauch, sein Verwandter, Nikolaus, Sohn des Agnus, hingegen in Kudmen gewohnt. Vor den Tataren seien sie nun, wie alle Anderen geflüchtet, etc.³⁹

³³ Hazai okmánytár VI. 49.

³⁴ Wenzel VIII. 50.

³⁵ Wenzel VIII. 200.

³⁶ Wenzel XI. 331.

³⁷ Wenzel XI. 338. (vgl. 343. do. 1246.)

³⁸ Wenzel XI. 422.

³⁹ Hazai okmánytár VI. 63.

34. Peters Sohn Endre hat sich um die Bewachung Béla's während der Tatarenzeit verdient gemacht. Erhält am 5. October 1244 das in Slavonien gelegene Dulipchka.⁴⁰

35. Mohols Sohn Ditrich hat sich in der Schlacht am Sajó einer feindlichen Streiter-Abtheilung, die sich auf die Schar des Königs stürzte, entgegengestellt, ist schwer verwundet worden, und hat den König vom Tode befreit. Erhält 1248 die im Sároszer Comitate gelegenen Güter Bathamezö, Torkevele und Veresalma als Erbgüter.⁴¹

36. Zwei Brüder des Tiburcius, Leibarztes Béla's, sind in der Schlacht gegen die Tataren gefallen.⁴²

37. Der aus Russland stammende Maladik ist in tatarische Gefangenschaft gerathen, derselben aber entronnen und hat die glücklich erretteten 30 Mark Gold, die er in die Schlacht mitgenommen, dann dem Könige geborgt. Er erhält 1262 das im Turóczer Comitate gelegene Tárnok.⁴³

38. Izsó v. Fonó sagt in seinem um 1248 ausgestellten Testamente ⁴⁴ »meinen Besitz in Fonó habe ich meiner Gattin für 40 Mark verpfändet; hiervon erhielt ich 20 Mark, als ich nach Rach, 20 Mark als ich gegen die Tataren gezogen bin.« Er bittet den König, der nach seinem Tode Fonó einem Anderen verleiht, dass er für die Rückerstattung dieser 40 Mark Sorge tragen möge.

39. Ech aus Pap hat während der Tatareninvasion das königliche Schloss Tobol geschützt. Erhält 1249 das im Sároszer Comitate gelegene Zynna.⁴⁵

40. Rugach' Sohne Don und Barnabas haben dem Könige während eines Gefechtes mit den Tataren ihr eigenes Pferd gegeben und sich dadurch einer Todesgefahr ausgesetzt; erhalten 1243 die Ortschaft Fay.⁴⁶

41. Matthäus' Söhne Philipp und Detre dg. Ákos haben am Sajó in des Prinzen Koloman Abtheilung wacker gekämpft. Detre vollzog Wunder an Tollkühnheit, stürzte sich einigemale mit geschwungener Lanze auf die feindlichen Reihen und gab erst nach, als ihn mehrere schwere Wunden bedeckten und sein Pferd getödtet ward. — Er hat dann den König nach Oesterreich und an die Meeresküste begleitet. Philipp hingegen hat das Schloss Kemluk, theils gegen die Tataren, theils gegen slavonische Rebellen vertheidigt. Erhalten am 5. Juni 1243 die Güter des Bors dg. Miskócz.⁴⁷

42. Nikolaus' Söhne Abraham und Nikolaus, sowie deren Verwandte

⁴⁰ Hazai okmánytár VII. 29.

⁴¹ Hazai okmánytár VII. 38.

⁴² Hazai okmánytár VII. 64.

⁴³ Hazai okmánytár VII. 83.

⁴⁴ Hazai okmánytár VIII. 43.

⁴⁵ Hazai okmánytár VIII. 54.

⁴⁶ Fejér IV. 1. 286.

⁴⁷ Fejér IV. 1. 287.

Thomas und Bartholomäus, Söhne Thomas', sind im Kampfe gegen die Tataren verwundet worden und haben Bela zur Küste begleitet. Erhalten am 12. December 1245 das in Slavonien gelegene Bokonue.⁴⁸

43. Moriz dg. Pok, Abnherr der Morócz v. Megyesalja und der Megyesi, hat noch vor der Schlacht am Sajó sein Leben in die Schanze geschlagen, als er sich zur Erforschung des Lagers und der Streitkräfte der Tataren auf Recognoscierung begab. Als in der Schlacht am Sajó ein Tatare seinen Spieß gegen Béla ausstreckte, warf Moriz den Angreifer zu Boden und rettete dadurch den König. Auch begleitete er denselben zur Meeresküste. Erhält am 10. Jänner 1246 Schloss Fülek.⁴⁹

44. Alexander, Sohn Demeters dg. Aba hat in der Schlacht am Sajó an Bela's Seite so wacker mitgethan, dass — nach Béla's eigenen Worten, ohne seine Anwesenheit Béla vielleicht das Leben verloren hätte. Hat den König zur Meeresküste begleitet und dort im Kampfe mit den Tataren vor des Königs Augen einen ihrer Kapitäne mit einem Pfeile durchbohrt. Erhält am 26. Nov. 1246 große Donationen.⁵⁰

45. Detre's Sohn Mikó dg. Kathyz hat Béla zur Meeresküste begleitet. Nur auf strengen Befehl des Königs war er zu bewegen ihn zu verlassen, ließ aber seine zwei Söhne gewissermaßen als Geiseln seiner Treue zurück. Nun zog er nach Hause und erwies sich daselbst als großer Wohlthäter der Dürftigen. Erhält am 3. October 1247⁵¹ das Nógráder Sztrugar.

46. Nikolaus Sinister hat am Sajó gekämpft und den König zum Meere begleitet. Erhält am 25. März 1249⁵² das in Baranya gelegene Szársomlyó und Harsány.

47. Ban File hatte nach Abzug der Tataren nicht, wohin er sein Haupt legen solle; Bela gab ihm daher die zum Trencsiner Schlosse gehörigen Ortschaften Ryucha und Hoznuca.⁵³

48. Ivánka's Sohn Andreas dg. Huntpázmán, Ahn der Forgách, hat dem Könige während der Schlacht am Sajó sein frisches und gelenkiges Pferd zur Verfügung gestellt, nachdem jenes des Königs bereits müde schien. Andreas' Bruder ist damals auf dem Schlachtfelde gefallen. Andreas hat dann das Schloss Turócz in so guten Stand gesetzt und es so gut beschützt, dass Viele sich daselbst retten konnten. Erhält am 13. März 1253⁵⁴ die Besetzung Ghymes.

49. Farkas, Besitzer der Ortschaft Myslen im Baranyaer Comitae, ist

⁴⁸ Fejér IV. 1. 385.

⁴⁹ Fejér IV. 1. 405.

⁵⁰ Fejér IV. 1. 418. 419.

⁵¹ Fejér IV. 1. 474.

⁵² Fejér IV. 2. 51.

⁵³ Fejér IV. 2. 65.

⁵⁴ Fejér IV. 2. 207.

in der Schlacht am Sajó gefallen. Seine Söhne Dionys und Nikolaus erhalten 1266⁵⁵ Myslen zurück.

50. Nikolaus v. Siklós dg. Kán hat gegen die Tataren gekämpft. Erhält 1266 das im Baranyaer Comitate gelegene Bezim.⁵⁶

51. Izsép dg. Bő, Ahnherr der Thúz v. Lak, ist als Obermundschenk des Prinzen Koloman in dessen Abtheilung in der Schlacht am Sajó gefallen. Sein Sohn Johann ist dort am linken Fuße schwer verwundet worden.⁵⁷

52. Folwyn hat, als die Tataren gekommen sind, das Komorner Schloss vertheidigt und dadurch allen Einwohnern der dortigen Gegend ein Asyl geboten. Erhält 1245 das im Komorner Comitate gelegene Hetény.⁵⁸

53. Radim hat den König zum Meere geleitet. Nach der Rückkehr ist er mit seinen Söhnen Thomas, Modacs und Tobias am königlichen Hofe geblieben und haben sich Alle um den König verdient gemacht. Erhält am 1. Aug. 1250 einen Besitz im Sohler Comitate.⁵⁹

54. Andreas, Sohn des Thomas, hat mit Weib und Kind Béla zur Meeresküste begleitet. Ist später vor Köszeg gefallen. Sein Bruder Illuin erhält am 20. Nov. 1255 Császmáfó im Somogyer Comitate, Izdencz und Halete.⁶⁰

55. Jakob, Sohn des Bans Jakob hat, als sich Béla aus der Schlacht am Sajó geflüchtet, mit eigener Lebensgefahr den Weg in Wäldern und Bergeklüften mit gezieltem Schwerte gebahnt. Begleitete den König zur Küstengegend. Erhält 1256 Wrych in terra Zuplych in maritimis.⁶¹

56. Der Vater des nachmaligen Bischofs von Agram, des Tobias v. Bogod, ist vor Béla's Augen gegen die Tataren gefallen.⁶²

57. Zahlreiche Verwandte des Leustach, Sohnes Bohma's aus Turócz haben gegen die Tataren gefochten und sind gegen diese gefallen.⁶³

58. Die Schlossunterthanen des Königs in dem zum Neutraer Schlosse gehörenden Udvarnok wurden durch die Tataren getödtet.⁶⁴

59. Bosin und seine Söhne Sevislau, Punak, Milath, Bahuta und Bohuket aus Liptó haben gegen die Tataren gefochten.⁶⁵

60. Kletus' Söhne Ladislaus, Philipp und Gregor (Ahnen der Koroghi) haben Béla in der Küstengegend vorzüglich gedient.⁶⁶

61. Benedict (v. Ürmény) hat Béla zur Meeresküste begleitet.⁶⁷

⁵⁵ Fejér IV. 3. 321.

⁵⁶ Fejér IV. 3. 400.

⁵⁷ Hazai okmánytár III. 15.

⁵⁸ Fejér VII. 3. 26.

⁵⁹ Fejér IV. 2. 59.

⁶⁰ Fejér IV. 2. 314.

⁶¹ Fejér VII. 3. 37.

⁶² Fejér IV. 3. 401.

⁶³ Wenzel VII. 208.

⁶⁴ Wenzel VII. 226.

⁶⁵ Wenzel VII. 259.

⁶⁶ Wenzel VII. 482.

⁶⁷ Fejér VII. 5. 273.

62. Comes Kletus, (Ahnherr der Koroghi) Schwiegervater des Bencenc dg. Vancsa und die Töchter des Comes Philipp in der Pozsegaer Gegend sind von den Tataren getödtet worden.⁶⁸

63. Paul, Pfarrer von Pápa, hat Béla während der ganzen Invasion, auch an der Küste treu gedient.⁶⁹

64. Michael von Hecche und seine beiden Brüder, Szolagyörer Schlossunterthanen, haben an der Schlacht am Sajó Theil genommen. Michael ist daselbst gefallen. Sein Sohn Martin erhält dafür 1268 den Adelsstand.⁷⁰

4.

Nach der Schlacht am Sajó stand ganz Ungarn den Tataren offen, sie wussten dies und beuteten es auf ihre Weise aus. Die Raffinerie dieser fremden Horden war für Ungarn kein geringeres Unglück, als ihre Grausamkeit und Blutgier und diese Raffinerie manifestierte sich nicht nur in der Art und Weise ihrer Kriegführung, sondern auch außerhalb derselben.

Da sie nämlich befürchteten, dass auf die Kunde der Ereignisse am Sajó, namentlich aber der Flucht des Königs sämtliche Einwohner der bedrohten Gegenden sich in Schlupfwinkel zurückziehen und sämtliche transportablen Lebensmittel mit sich nehmen dürften, ihnen daher Nichts zu zerstören übrig bliebe, andererseits aber auch Mangel an Verpflegungsmitteln eintreten könnte, gebrauchten sie, um dies zu verhindern, eine List. Sie hatten bei dem getödteten Kanzler Béla's das königliche Siegel gefunden und zwangen jetzt die gefangenen Geistlichen im Namen des Königs lautende, mit dessen Siegel versehene Erlässe an alle Schichten der Bevölkerung zu schreiben. Es hieß in diesen Schriftstücken: »Fürchtet nicht die Wuth und Wildheit der Hunde und waget nicht Euere Häuser zu verlassen. — Obzwar wir durch einen bösen Zweifel gezwungen waren, unser Lager und unsere Zelte aufzugeben, hoffen wir doch mit Gottes Hilfe all' dieses langsam zurückzugewinnen, indem wir den Kampf gegen die Feinde aufs Neue muthig aufnehmen. Verbringet deshalb Euere Zeit im Gebete, auf dass Gottes Barmherzigkeit es erlaube, unseren Feinden die Köpfe abzuschlagen«. Diese Briefe verfehlten denn auch ihre Wirkung nicht.

Kajdan ließ sich nach der Einnahme Rodnas und Gefangennahme des Richters Aristald von 600 auserlesenen Deutschen durch Wald und Strauch, Felsen und Gebirge hindurch führen, bis er endlich vor Großwardein stand. Hierher — als dem Centrum der ganzen Gegend — hatte sich eine Unzahl von Frauen geflüchtet. Der Bischof war mit einigen Domherren aus der

⁶⁸ Fejér IV. 1. 341.

⁷⁰ Fejér IV. 3. 432.

⁶⁹ Fejér IV. 1. 377.

Stadt gezogen; unter den dort Gebliebenen befand sich Roger, dessen selbsterlebter Schilderung wir die Kenntnis jener Tage verdanken. Bald gelang es dem Feinde, die Stadt zu zerstören und nach Anwendung der erprobten List der Scheinabzüge die Mannschaft der festen Burg zu einem Auszuge zu verleiten, der für das Schloss und dessen Einwohner verhängnisvoll wurde. Die Burg wurde zerstört, die in die Domkirche Geflüchteten verbrannt, was dem Feinde lebend in die Hand fiel, wurde erst gemartert, dann unbarmherzig getödtet. Die damals verübten Grausamkeiten spotten eben jeder Beschreibung. Erst als der Gestank der Leichen unerträglich wurde, verließen sie diese Stätte ihres Wüthens.

Domherr Roger hatte sich in einen Wald, von da hingegen auf eine Insel der Körös geflüchtet. Csanád, wohin er sich zu begeben dachte, wurde gleichfalls vom Feinde genommen. Schließlich musste die gesammte Bevölkerung der Insel und Umgebung sich in hohlen Bäumen, Gruben und dgl. von Tag zu Tag verbergen, da der Feind gleich einem Jagdhunde, einen Monat hindurch Wälder und Schlupfwinkel durchforschte, um seiner Mordlust Genüge zu leisten.

Unter solchen Umständen war zu befürchten, dass die Ernte des Jahres 1241 in Ermanglung von Arbeitskräften zu Grunde gehen werde; um dem vorzubeugen und sich für alle Fälle den Winterbedarf zu decken, ersannen die Tataren eine neue List. Sie ließen durch einige gefangene Ungarn eine allgemeine Amnestie für diejenigen bekannt machen, die bis zu einer bestimmten Frist ihre Schlupfwinkel verlassen, sich in ihre Wohnungen zurückbegeben. Aus Hunger und Noth gaben sehr viele dem Lockrufe Folge und es erstanden hie und da wieder Gemeinden, in denen natürlich Tataren das Commando führten; die Einheimischen mussten die Ernte unter Dach bringen und auf jede Weise für das Wohlbefinden und die Wollust der feindlichen Machthaber Sorge tragen. Nachdem sie diesen Pflichten nachgekommen, tödtete man sie hinterlistigerweise.

Ueberall hatten sie aber nicht so leichtes Spiel, wie in der unteren Gegend, wo sie unter anderen auch Ujfalú (Perg) und das egreser Zistercienserkloster zerstört. So z. B. hatten sie vor Gran kein leichtes Spiel. Erst durch List gelang es ihnen die gefrorene Donau zu überschreiten und die Stadt nach äußerst angestrengter, kunstgerechter Belagerung einzunehmen.

Ihre Wuth über die Belagerten, die ihre Habe theils verbrannt, theils vergraben, war so groß, dass sich kaum 15 Einwohner retten konnten. Alle Uebrigen fielen dem Mondstahle der Feinde zum Opfer. — Die Citadelle selbst, die unter dem Commando Simons, des Ahnherrn der Nagymartoni und Fraknói gestanden, konnten sie aber nicht einnehmen.

Ebenso widerstand ihnen Weißenburg, das von Sümpfen umgeben war und durch das Schmelzen der Eis- und Schneemassen noch besser ge-

schützt wurde. Mit Erfolg dürften sich auch die Schlösser von Trensin, Komorn, Neutra und Turócz, welches letztere durch den Ahn der Forgách befehligt wurde, gehalten haben.⁷¹ Auch das von den Tataren belagerte Martinsberger Kloster hielt so lange Stand, bis sie die Rückberufungsordre traf.

Im Großen und Ganzen hatten sie ärger am jenseitigen Donauufer gewirtschaftet. Roger meint, weil sie am diesseitigen nicht ihre Zelte aufgeschlagen. Da traf Batu im December 1241 die Nachricht vom Tode des Großkhans Oktai. Sofort gab er Befehl zur Räumung Ungarns und zur Heimkehr, wahrscheinlich hoffte er, den Thron des Verstorbenen zu erringen und da war seine persönliche Anwesenheit nöthig. Mit enormer Beute versehen marschierte er nach Kumanien, überschritt die untere Donau und vereinigte sich in der ersten Hälfte 1242 mit Kajdan.

Mit Batu's Abzuge war aber nur eine Hälfte des grausigen Trauerspiels abgelaufen; die andere Hälfte des Stückes spielte sich noch ganz bis ins Frühjahr 1242 in Kroatien, Dalmatien, Slavonien und der Meeresküste ab.

Wir wissen, dass es Béla gelungen war, sich aus dem mörderischen Gefechte am Sajó, unerkannt vom Feinde, mit einem Häuflein bis in den Tod Ergebener zu retten. Er bedurfte der größten Todesverachtung und der unerschütterlichsten Treue der Begleiter, um aus dem Bannkreise des Feindes gänzlich zu entkommen.⁷²

Nach Rogers Bericht flüchtete Béla Anfangs nach der Richtung gegen Polen; dies dürfte er aber nur aus Zwang gethan haben, da ihm vom Sajó aus wahrscheinlich diese Richtung durch die dringende Nothwendigkeit geboten wurde; in dieser Gegend hatte er aber Nichts zu suchen; ihn drängte es, in die obere Gegend seines Reiches zu kommen, an dessen Grenze sich seine Familie auf österreichischem Gebiete befunden. Kaum ward er also Herr seiner Reisebestimmung, als er mit größter Eile gegen die niederösterreichische Grenze zog. Hierbei musste er österreichisches Gebiet passieren; die Grenzwache, die den mit kleinem Gefolge flüchtenden König wahrscheinlich nicht erkannte, wollte den Weg versperren; da stürzte sich Ditrich, der Ahnherr der Bebek, todesmuthig den Wächtern entgegen und machte dem Könige und seinem Gefolge freie Bahn.⁷³

⁷¹ Fejér IV. 1. 295. IV. 2. 206. 456. VII. 3. 26.

⁷² Die Namen jener, die sich während dieser Zeit hervorgethan, siehe auf den vorhergehenden Seiten 251—259.

⁷³ Béla's eigene Angabe ap. Fejér IV. 1. 288. Er sagt zwar, dass ihm *per Ducem Austriae* der Weg sei verschlossen worden; dies ist aber wohl nicht wörtlich zu nehmen. Der Herzog hatte sicherlich nur Befehl erteilt, Fremden den Uebertritt in sein Gebiet zu verbieten.

Dass ihm dies gelang, findet darin seine Erklärung, dass die Tataren die Gegend von Gran gegen Wien zu entweder gar nicht, oder doch nur in sehr geringem Grade heimgesucht; auf keinen Fall hatten sie in derselben — je näher sie der niederösterreichischen Grenze lag — längere Zeit sich aufgehalten. Namentlich lässt sich dies von der Pressburger Gegend sagen.

Wir kennen überhaupt nur ein einziges Document, auf dessen Grundlage wir *vermuthen* dürfen, dass die Tataren in der Nähe Pressburgs gewesen. Ladislaus IV. sagt nämlich von dem, zwischen den beiden Flüssen Wödriz gelegenen Terrain 1280,⁷⁴ dass es seit dem Einbruche der alten Tataren verlassen, leer und ohne Einwohner sei, woraus wir aber auch schließen dürfen, dass sich seinerzeit die Einwohner aus Furcht vor dem Feinde in das befestigte Pressburg geflüchtet und es für gut gefunden, dieses Terrain nicht mehr zu bewohnen.

Es sei dem nun wie immer, Thatsache ist, dass sich Béla, nach der Schlacht am Sajó in nördlicher Richtung fliehend, gegen Ende April über Pressburg seinen Weg nehmend⁷⁵ mit Hilfe des dortigen Bürgers Woch, der ihn mit Pferden und sonstigem versah, an die österreichische Grenze begab. Herzog Friedrich war von der bevorstehenden Ankunft des Flüchtigen bereits verständigt und eilte so rasch als möglich dem Ankömmlinge entgegen. Béla hatte eben seine Waffen abgelegt, um sich — bis man ein Mahl bereitet — ein wenig auszuruhen, als er aus kurzem Schlafe erwachend den Herzog vor sich sah.

Dieser bemühte sich, so lange er auf ungarischem Boden stand, dem Könige gegenüber ein freundliches, gewinnendes Benehmen an den Tag zu legen und sein Vertrauen zu gewinnen; er tröstete ihn, versprach ihm alle Hilfe und Unterstützung, betonte aber sofort, dass ungarischer Boden nicht der gehörige Ort sei, um vor den Feinden gesichert und in aller Bequemlichkeit das Nöthige zu berathen; er schlage daher dem Könige vor, die Donau zu übersetzen und sich in das Schloss (Hainburg) zu begeben, wo er

⁷⁴ Wenzel IV. 311.

⁷⁵ „quod cum gens tartara regnum nostrum hostiliter adiisset, Wocho civis posoniensis in conflictu generali, quem habuimus cum eisdem, viriliter dimicavit et cum postinodum, sicut deplacuit, nostri succubuissent per eodem et nos nostram a facie eorum presenciam retrahentes, *Posonium transitum faceremus*, dictus Wocho debite fidelitatis insignia nobis ostendens, equos decentes et expensas sufficientes nostris irrogando, ymo se et sua omnia nobis et nostris exponens ex amore, necnon ob tutelam nostre persone per vigilias noctis astans, impetum gentis prefate subitaneum speculando, et in aliis multis Hiis similibus grata fidelitatis obsequia laudabiliter impendere non cessavit, quamvis jam tunc multi de nostris terga vertissent a via debite fidelitatis deviando, percussi terroris turbacione gentis prefate“ (Knauz, Mon. Eocl. Strig. I. 346.)

ihn auf eine, seiner würdige Weise bewirten könne und wo man vor feindlichem Angriffe gesichert sei.

Béla nahm das Anerbieten an. Kaum hatte ihn aber Friedrich auf österreichischem Boden, als er ihm gegenüber sein Benehmen änderte. Vor Allem forderte er von ihm jene Geldsumme zurück, die er vor einigen Jahren für Erlangung des Friedens von Andreas II. erlegen musste. Béla, den die Furcht vor den Tataren, die Sorge um seine Familie, die durch deren Nähe jetzt nur noch genährt wurde, sowie das Bewusstsein, sich in den Händen eines fremden Machthabers zu befinden, zu jedem Widerstande unfähig machte, musste sich zur Bewilligung dieses Begehrens bereit erklären. Da er aber die vom Herzoge geforderte Summe in Baarem nicht bei sich hatte, (die Größe der Summe wird auf 7—10,000 Mark angegeben), übergab er dem Herzoge sämtliche in seinem Besitze befindlichen Gold- und Silbergefäße und Edelsteine (die Friedrich im Werte vom 2000 Mk. übernahm), zur Deckung des Restes aber die an Oesterreich grenzenden drei Comitate Oedenburg, Eisenburg und Wieselburg.⁷⁶ Was die beiden Fürsten dann unter vier Augen noch besprachen und sich gegenseitig mit Eid bekräftigten, ist dormalen unbekannt.

Erst jetzt erlaubte der schlaue Herzog seinem «Schützlinge», die in seiner Nähe weilende Familie aufzusuchen. Kaum war er aber aus Friedrichs Klauen befreit, als er sofort den Waitzener Bischof an den kaiserlichen Hof um Hilfe sandte,⁷⁷ sich selbst aber mit seiner Familie und den wenigen einheimischen Begleitern nach Segesd (südlich vom Plattensee), von da aber nach Kroatien begab. Am 18. Mai (1241) war er schon in Agram.⁷⁸

Herzog Friedrich hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als die ihm verpfändeten drei Comitate — die er schon als zu seinem Besitze gehörig betrachtete — in faktischen Besitz zu nehmen. Um sie gegen den sehr wahrscheinlichen Einfall der Tataren zu schützen, ließ er sofort Befestigungen aufführen und *die bereits bestehenden Fortificationen in Stand setzen.*

Wider alles Erwarten blieb der befürchtete Angriff seitens der Tataren aus. Friedrich erfasste also die ihm hiedurch gebotene Actionsfreiheit, um Ungarns Ohnmacht zur Vergrößerung seines Gebietes oder doch wenigstens zu einigen Raubzügen zu benutzen. Indem seine Truppen auf der einen Seite der Donau beiläufig ebenso verfahren, wie die Tataren an der anderen,

⁷⁶ So fassen die meisten Autoren die Sache auf. Urkundlich werden die drei Grenzcomitate nicht namentlich angeführt. Von Oedenburg und Eisenburg können wir es auch urkundlich beweisen.

⁷⁷ Schreiben Bélas an Kaiser Konrad, Wenzel II. 126.

⁷⁸ Theiner I. 182. — Fejér IV. 1. 214.

zogen sie sengend und plündernd gegen Raab⁷⁹ und nahmen es ein. Als es aber den zum Entsatz herbeigeeilten Ungarn gelang, Raab wieder zurückzuerobern und sie die in ihre Gewalt gekommene österreichische Garnison den Feuertod sterben ließen, nahm Friedrich an den nach Oesterreich geflüchteten Ungarn Rache, indem er sie ihrer sämtlichen Habe beraubte und sie erbarmungslos ihrem Schicksale überließ. — Hiermit nicht zufrieden, zog er mit seinen Scharen gegen das Pressburger Comitatz. Hier empfing ihn aber an der Grenze Graf Kosmas von St. Georgen und Bösing, der sich noch kaum von seinen, vor den Augen des Königs am Sajó von den Tataren erlittenen Wunden erholt hatte und hielt dem Ansturme der Angreifer wacker Stand; zwar gelang es, den tapferen Gegner, nachdem er ein Auge verloren und mit 12—15 Wunden bedeckt war, gefangen zu nehmen und nach Oesterreich abzuführen, an seine Stelle trat aber sofort sein gleichgesinnter Bruder Achilles, ebenfalls einer der Helden vom Sajó, der die Vertheidigung der Reichsgrenze so erfolgreich fortsetzte, dass Friedrich gezwungen war, mit leeren Händen abzuziehen.⁸⁰

5.

Béla war — wie wir bereits wissen — von Segesd aus nach Kroatien gezogen, nachdem er vorher seine Familie in Sicherheit gebracht. — Als er nämlich befürchten musste, dass die Tataren mit Uebersetzung der Donau auch das noch nicht bekriegte Ungarn zerstören werden, ließ er mit möglichster Eile aus Stuhlweißenburg den Körper Stefan des Heiligen mit vielen Kirchenschätzen zu sich bringen und sandte mit diesen sofort die Königin mit dem zweijährigen Kronprinzen und den übrigen Kindern in die Küstengegend; gleichzeitig erging von ihm eine Ordre an die Bürger von Spalato, die königliche Familie in ihren Schutz zu nehmen. — Als Maria am Orte ihrer Bestimmung anlangte, ließ sie sich von einigen, die die Spalatenser

⁷⁹ Am 1. Juli stellt er in dem Lager Clobuk an der Waag in Ungarn eine Schenkungsurkunde aus (Fejér IV. 1. 245.)

Auf Friedrichs Raubzug bezieht sich das Schreiben des Papstes an die mährischen Prälaten do. 22. Juli 1243, Fejér IV. 1. 302.

⁸⁰ Fejér IV. 1. 391. IV. 2. 388. — Wenzel II. 269. Auch Obergespan Bagomer, der sich schon vordem in verschiedenen diplomatischen Diensten in Polen, Bulgarien n. a. hervorgethan und nach Verlust seiner Eltern und Verwandten, schwer verwundet kaum den Händen der Tataren entronnen, war seiner Aufgabe, die ihm Béla zukommen ließ: nämlich die Landesgrenze (wahrscheinlich in der Nähe des Pressburger Komitates) gegen feindliche Angriffe zu schützen, glücklich nachgekommen, indem er sie unversehrt zu erhalten wusste. Hier kann wohl nur von einer Vertheidigung der Grenze gegen Oesterreich die Rede sein, da sonst Béla in seiner Schenkungsurkunde do. 1344 nicht sagen durfte *«confinia nostra sibi per nos commissa»*. Wenzel VII. 174 do. 23. Mai 1244.

deshalb beneideten, dass die königliche Familie bei ihnen Aufenthalt nehme, abreden, und wandte sich mit ihrem ganzen Gefolge und allen mitgebrachten Schätzen nach dem von Spalato westlich gelegenen dalmatinischen Klissa. Vergebens flehte der Podesta Gargano an der Spitze einer Deputation, die Königin möge den ihr von ihrem Gemahle angewiesenen Aufenthaltsort nicht verschmähen, die hochmüthige Maria ließ sich nicht erweichen. Nichtsdestoweniger benahmen sich die beleidigten Spalatenser ihr gegenüber doch vornehm und ergeben, indem sie ihr in Klissa zahlreiche Aufmerksamkeiten erwiesen und sie daselbst öfters mit Geschenken heimsuchten.

Mit Béla ist sozusagen der Regierungssitz aus Ungarn nach den Gegenden jenseits der Drau verlegt worden. Die Königstreuen schlossen sich ihm Alle mit Familie und Gefolge an, Viele, die er für ergeben und verlässlich hielt, folgten seinem Rufe nicht und zogen es vor, in dem herrenlosen Lande auf eigene Faust zu regieren. Zu den hervorragendsten Personen, die sich anschlossen, gehörten: Michael dg. Buzád-Hahold, später Obergespan von Varasd; Nikolaus von Szúd; Herbord I. dg. Osl; Jakob Obusk und sein Bruder Ambros, später Herr von Vajszló; Hudina; Tristan dg. Buzád-Hahold; Moriz dg. Pok, Ahn der Morócz de Megyesalja; Alexander dg. Aba aus dem Zweige Nekese; Detre dg. Kathyz, ein Ahn der Balassa; Radun; Stefan dg. Gutkeled, nachmals Kapitän von Steiermark; Lyters Sohn Lyter; Ivan; Egydius v. Olaszi; Erne dg. Ákos; Peters Sohn Zoboszló; die Brüder Filipp und Detre dg. Ákos, Ahnen der Bebek und Csetneki; Nikolaus' Söhne Abraham und Nikolaus und deren Verwandte Thomas' Söhne Thomas und Bartholomäus; Nikolaus Sinister, später Oberküchenmeister Andreas Sohn des Thomas; Jakob, Sohn des Bans Jakob etc.

Am 18. Mai wandte sich Béla von Agram aus an Papst Gregor IX. um dessen Hilfe zu erbitten.⁸¹ Der Papst beschränkte sich darauf, dass er auf die Kunde vom Einfalle der Tataren am 17. Juni ein Trosts Schreiben an Béla ergehen ließ, worin er denselben in seinen Schutz nimmt und dass er ihn sämtlichen Bischöfen Ungarns empfiehlt.⁸² Seine Fehde mit Kaiser Friedrich II. hatte ihn eben zu sehr in Anspruch genommen.⁸³ Als er aber durch den Waitzner Bischof über die Schlacht am Sajó und deren Folgen unterrichtet wurde, geht er um einen Schritt weiter, indem er in einem am 1. Juli ausgestellten Schreiben sich bereit erklärt, mit Kaiser Friedrich, falls dieser zum Kreuze krieche, sich auszusöhnen, damit er Béla nachdrücklicher helfen könne.⁸⁴ Dies war Alles, was der Papst that.

⁸¹ Fejér IV. 1. 214.

⁸² Fejér IV. 1. 216, 218. — Wenzel II. 133. Am 17. Juni 1241 (Wenzel II. 134) bewilligt der Papst dem Probste von Stuhlweissenburg wegen der Tataren ein Moratorium in Gerichtsangelegenheiten.

⁸³ Noch am 12. Feber 1241 hatte er in Ungarn gegen Friedrich einen Kreuzzug angeordnet (Wenzel II. 130.) ⁸⁴ Fejér IV. 1. 228.

Kaiser Friedrich, zu dem sich der Bischof von Waitzen vor seiner Reise nach Rom begeben,⁸⁵ und dem Béla für Hilfeleistung Ungarn in den Lebensverband geben wollte,⁸⁶ entschuldigte sich mit seinen Zwistigkeiten mit dem Papste und beschränkte sich darauf, Béla seinem Sohne Konrad und den anderen deutschen Fürsten zu empfehlen.⁸⁷ Auch in anderen Theilen Europas wechselte man fleißig Schriftstücke, in denen man auf die der gesammten Christenheit drohende Tatarengfahr hinwies und zur Verhütung derselben die Unterstützung Ungarns aufs wärmste anempfahl;⁸⁸ auch an den König von Frankreich hatte sich Béla, doch erfolglos, gewandt,⁸⁹ leider blieb es immer nur bei leeren Versprechungen. Ungarn erhielt vom Auslande keinerlei Succurs.⁹⁰ Der einzige Wilhelm von St. Omer, ein Vetter Béla's IV., der in Neapel begütert war, kam — wir wissen nicht, ob allein, oder mit irgend welcher Hilfskraft — dem bedrängten Béla — wahrscheinlich erst in der Küstengegend — zu Hilfe.⁹¹

Béla fühlte sich daher auch in Kroatien nicht sicher und floh auf die Kunde, dass Kajdan sich zu seiner Verfolgung der Draugegend näherte, in die Meeresgegend. Von dem großen Gefolge des Königs suchten die meisten in kopfloser Flucht, ohne jeden Plan die erste beste Ortschaft auf, die sie am schnellsten erreichen konnten; Béla selbst mit der Blüte des ungarischen Adels und mit allen seinen Reichswürdenträgern⁹² wandte sich nach

⁸⁵ Fejér IV. 1. 222.

⁸⁶ Fejér IV. 2. 220.

⁸⁷ Fejér IV. 1. 224. 227.

⁸⁸ Fejér IV. 1. 230.

⁸⁹ Fejér IV. 3. 220.

⁹⁰ Wie gut man aber im Auslande Ungarns Nothlage kannte, beweisen: des Böhmenkönigs Wenzel Brief an den deutschen König Konrad, Wenzel II. 134, das Schreiben Herzog Friedrichs an König Konrad do. 13. Juni 1241, Wenzel II. 136. An den Bischof und das Kapitel von Konstanz do. 27. Juni 1241, Wenzel II. 138, jenes des Pfalzgrafen Otto am Rhein an den Bischof Szibot von Augsburg do. 11. April 1241, Wenzel II. 139. Szibots Verkündigung des Kreuzes gegen die Tataren vom 31. Juni 1241 Wenzel II. 140, der Brief des Bischofs von Freisingen an den Bischof und das Kapitel v. Konstanz, Wenzel II. 141.

⁹¹ Ueber ihn und seine Familie siehe meine: «Az Árpádok családí története» 408.

⁹² Thomas nennt als solche: Stefan Bischof von Agram, Candidat für den Grauer erzbischöflichen Stuhl; Benedikt, Probst von Stuhlweißenburg, kgl. Hofkanzler, gewählter Erzbischof v. Kalocsa; Bartholomäus, Bischof von Fünfkirchen; Ugrin, Propst v. Csázma; Probst Achilles; Propst Vincenz; Probst Thomas; Ban Dionysius (von Szentgrót); Oberrichter Ladislaus; Tavernikus Máté, Obergespan von Neutra (dg. Csák); Oberstallmeister Roland (dg. Ratold); Demeter, Obergespan von Mosony; Moriz (dg. Pok) Obermundsehnk; (Oberstallmeister Wilhelm wird neben diesen am 18. März 1242 urkundlich genannt, Fejér IV. 1. 250.) Peter, Tavernikus des Kronpriuzen ist am 18. März 1242 gleichfalls in Trau. Fejér IV. 1. 251. Desgleichen Palatin Arnold, Obergespan von Somogy, Comes Dominik.

Spalato. Als sich der Zug des Königs den Thoren der Stadt näherte, kam ihm eine aus der gesammten Geistlichkeit und dem Volke bestehende Deputation entgegen, die ihn mit allen Zeichen der Ergebenheit begrüßte und ihm innerhalb der Mauern ihrer Stadt allen Schutz zusagte. — Der Podesta Gargano gab sich auch wirklich dann alle Mühe, des Königs Zufriedenheit zu erlangen, was ihm auch für eine Zeit gelang. Als aber die Spalatenser eine Galeere, die der König, um sie jeden Augenblick bei der Hand zu haben, falls ihn die Nähe der Tataren von hier verdrängen sollte, nicht mit jener Raschheit fertig stellen konnten, als es Béla in seiner Angst und Ungeduld verlangte, nahm er dies als Zeichen ihrer Gleichgiltigkeit an und verließ mit Familie und Schätzen das gastfreundliche Spalato. Er wandte sich nach Trau (nördlich von Spalato, in Dalmatien), das ihm durch seine nahe Lage zu den Inseln als ein sicheres Asyl schien. Auch hier wurde er mit so viel Ergebenheitsbeweisen aufgenommen und wurde er mit seinem Gefolge längere Zeit hindurch so wohl gepflegt, dass er schon am 18. März 1242 den Bürgern ihre alten Rechte und Freiheiten nicht nur bestätigte, sondern auch durch einige Zusätze vermehrt.⁹⁸ Hier athmete der verfolgte Fürst ein wenig wieder auf. Ja, er wendete jetzt sogar den inneren Angelegenheiten seines Reiches seine Aufmerksamkeit zu, insofern er Nikolaus v. Szüd an den päpstlichen Hof schickt, um die Besetzung der Bischofsitze von Gran, Kalocsa und Raab, deren Inhaber vor den Tataren gefallen, zu regeln. (Hazai okmánytár IV.)

Es war aber auch hohe Zeit, dass Béla sich den Inseln näherte. — Kajdan, der kein anderes Ziel sich vorgesteckt, als den fliehenden König in seine Gewalt zu bekommen und der von dessen jeweiligem Aufenthalte ziemlich unterrichtet war, war schon in Kroatien eingebrochen. Hier war es der Bevölkerung viel leichter, sich in Bergesklüften und Wäldern zu verstecken, weshalb es auch nicht zu so furchtbaren Metzeleien kommen konnte, wie in Ungarn. Kajdan war es übrigens hier nicht so sehr um die Bevölkerung zu thun, als um die Person des Königs. Seine diesbezügliche Gier spornte ihn denn auch zu den großartigsten Leistungen eines Feldherrn an, die unter anderen Umständen ihm die Bewunderung der Nachwelt verschafft hätten. In unbekannter, unwirtbarer Gegend, durchzog seine Armee zur strengen Winterszeit solche unwegsame Strecken, die noch seit Menschengedenken kein Heer betreten, und dies geschah mit einer Eile, als ob die blutigen Verfolger Flügel hätten; wohl wusste ihr Führer, dass er Béla nur dann in seine Gewalt bringen könne, wenn es diesem nicht gelänge, sich rechtzeitig auf die Inseln zu flüchten.

Als er aber die Nachricht erhielt, dass Béla sich bereits dort befinde, verlangsamte er seinen Marsch. Am Flusse Szirbium machte er Halt und

⁹⁸ Fejér IV. 1. 246. 250.

ließ hier aus Wuth über des Königs geglückte Flucht sämtliche Gefangene, die er mit sich aus Ungarn geschleppt, unbarmherzig niedermetzeln; um die Leichen der Ermordeten feierte seine Schar dann Orgien.

Nach dieser Blutthat setzte Kajdan seinen Marsch fort. Einige seiner Plänkler erschienen vor den Mauern Spalatos und erweckten dort, nachdem die in Spalato sich aufhaltenden Ungarn sie erkannten, eine arge Panik. Die zum Tode erschreckten flüchtigen Ungarn flüchteten athemlos in die Stadt und verkrochen sich sogar in die Kanäle und Grabgewölbe. Es kam aber zu keinem Gefechte; eine Schar Tataren nahm bloß die Stadtmauern in Augenschein, worauf sie sich zurückzog. Einige Tage später, Anfangs März — es herrschte ein starker Frost — rückte Kajdan mit einem größeren Theile seines Heeres heran und begann sofort Klissa, in dessen Schlosse er den König vermuthete, zu belagern. Da seine Leute mit Pfeilen und Speißen nichts ausrichten konnten, stiegen sie von ihren Pferden und krochen an den Händen einer den anderen stützend und lebend, die Stadtmauer hinauf. Es gelang zwar den Belagerten, einige der Angreifer durch Steinwürfe unschädlich zu machen; dadurch wurde aber die Wuth der Belagerer nur noch mehr angefacht, so dass es ihnen gelang die Mauern zu ersteigen, wo sie Mann gegen Mann kämpfend, die zunächst liegenden Häuser ausplünderten. Da aber Kajdan erfahren, dass sich der König hier nicht befinde, gab er Befehl zum Rückzuge, worauf sie wieder ihre Pferde bestiegen und gegen Trau ritten.

Einige von ihnen erschienen jetzt wieder vor Spalato, was fast zur Folge gehabt hätte, dass die ganze Bevölkerung die Stadt aufgegeben und sich auf die Insselfestungen begeben hätte.

Kajdan machte am Trauer Ufer Halt; hier wusste er, dass der flüchtige König ihm gegenüber stehe und dass er nur das Wasser übersetzen müsse, um an den Mauern der Stadt angelangt, dem heißen Wunsche seiner Blutgier an des Königs Person Befriedigung zu schaffen. Aber so nahe am Ziele, knapp vor dem Hafen, scheiterte sein Vorhaben.

Nachdem nämlich seine Kundschafter sich die Ueberzeugung verschafft, dass das Wasser, welches Trau vom Festlande scheidet, in Folge seines tiefen Schlammes unübersetzbar sei, musste er jede Hoffnung aufgeben, dieses Wasser zu Pferde zu übersetzen. Er sandte also einen Boten ab, der den Einwohnern in ihrer Sprache zurief, sie möchten ihrem Herrn, dem unbezwingbaren Kajdan, dessen Feinde (Béla und die Ungarn) ausliefern und sich dadurch seinem Zorne entziehen. Da aber Béla, der auf die Kunde vom Anlangen Kajdans seine Familie und seine Schätze auf die bereitgehaltenen Schiffe schickte, selbst aber, auf einem Kahne planlos hin und her ruderd, den Ausgang der Sache abwartete — strengen Befehl ertheilt hatte, sich mit dem Feinde in keine Verhandlungen einzulassen, erhielt der Abgesandte keine Antwort. In diesem Momente entschied sich

Bela's und des ganzen Ungarlandes Los. Als dieser Versuch misslungen, gab Kajdan — was ihn dazu auf einmal bewogen, ist wohl für ewige Zeiten ein Geheimnis, — denn vor strategischen und Terrainschwierigkeiten war er nicht der Mann, der zurückwich, wir müssen höchstens vermuthen, dass ihn in diesem Momente Batu's Rückberufungsordre getroffen — Befehl, auf dem bisherigen Wege den Rückmarsch anzutreten. Sein Aufenthalt in Kroatien-Slavonien erstreckte sich beiläufig auf den ganzen März 1242. Von hier zog Kajdan nach Bosnien und Serbien, durch welch letzteres er zu den oberdalmatinischen Küstenstädten gelangte. Ragusa, das seinem Angriffe gegenüber wohl geschützt war, bei Seite lassend, zog er gegen Cattaro. Nachdem er dies eingeseichert, zerstörte er die Städte Sozagni (Nordalbanien) und Drivasto, in denen er keine menschliche Seele am Leben ließ. Sich wieder nach Serbien wendend, gelangte er nach Bulgarien, wo er sich mit Batu vereinigte. Hier spielten beide Anführer den letzten Akt ihrer raffinierten Blutgier aus. Sie ließen allen bei ihnen befindlichen Gefangenen kund geben, dass es Jedem von ihnen — selbst Jenen, die sich freiwillig ihnen angeschlossen — erlaubt sei, in seine Heimat zurückzukehren. Selbstverständlich meldeten sich Alle in namenloser Freude und wurden sie auch an dem hierzu festgesetzten Tage von der Gesamtschaar abgesondert, um ihren Heimzug anzutreten; sie hatten sich aber kaum 2000—3000 Schritte von ihren Peinigern entfernt, als sich eine Reiterschaar auf sie warf und sie alle unbarmherzig niederschlachtete. Der Auszug der Tataren war ihrem Einzuge also ebenbürtig.

• • •

Da es nicht die Aufgabe vorliegender Zeilen ist, eine Specialgeschichte des Tatarensturmes in Europa zu schreiben, ergehe ich mich auch in keine detaillierte Schilderung der Natur, Sitten und Gebräuche, Kriegsführung etc. der Tataren; die sich hiefür Interessierenden verweise ich auf die gerade nach dieser Richtung reichlich fließenden Quellen.⁹⁴

Aber *eine* Bemerkung möchte ich doch, bevor wir den Faden unserer Erzählung weiter spinnen, riskieren.

Es liegt die Frage sehr nahe, wie es komme, dass die seit Jahrhunderten in Europa wohnenden, ein consolidirtes Gemeinwesen bildendes, mit allen Fortschritten europäischer Kriegsführung bekannt gewesenen Ungarn den Angriffen einer asiatischen, undisciplinirten, system- und planlos

⁹⁴ Schreiben Kaiser Friedrichs II. an den König von England do. 3. Juli 1241, Fejér IV. 1. 220. seqq.

Schreiben eines ungarischen Bischofs an den Bischof von Paris, Fejér IV. 1. 232.

Schreiben Ivo's de Chartres an den Erzbischof von Bordeaux ap. Fejér IV. 1. 237. seqq.

Bericht des Franziskaners Johann de Plano Carpini (Fejér IV. 1. 421).

manipulierenden, mit primitiven Kenntnissen des Kriegswesens ausgestatteten Barbarenhorde gegenüber gar so machtlos gewesen und von dieser Horde so entsetzlich bewältigt werden konnten?

Ja, wenn diese Prämissen — wie sie von den Meisten gestellt werden — auch alle so stünden! Wir wissen aber gerade ihr Gegentheil.

Wenn wir erwägen, welch' eminente Lokalkenntnisse diese Horden in einem fremden Welttheile, an Orten, die ihr Fuß, ja sogar Heere überhaupt noch nie betreten, an den Tag legten; — wie sie die schwierigsten, durch Jahreszeit, Wasser und Gebirge gebotenen Terrainschwierigkeiten zu überwinden wussten: — mit welch' bodenloser Schlaueit sie ihre Gegner täuschten und deren Leichtgläubigkeit zu ihrem eigenen Vortheile auszubeuten wussten, indem sie ihnen sogar Vertrauen enzuflößen verstanden, — wie geschickt sie dem Gegner Alles ablauschten, wovon sie selbst Nutzen haben konnten — wie sie selbst, wenn es ihre Zwecke verlangten, ein geordnetes Verwaltungswesen einführen konnten, — mit welch' minutioser Genauigkeit sie die Pläne und die Bewegungen des Feindes kannten, — mit welcher Consequenz sie mit ihren Scheinmanövern von Flucht und Rückzug den Feind dorthin brachten, wo sie ihn eben brauchten, — mit welch' staunenswerter Taktik sie alle Arten von Belagerungsmitteln anzuwenden verstanden: müssen wir wirklich zugeben, dass diese Horden denn doch nach Plan und System den Krieg wohl noch besser zu führen verstanden, als die sich darauf soviel zu Gute gethan habenden Europäer. — Erwägen wir aber auch ferner, dass diese Tausende und aber Tausende von Horden — gleichviel, ob in toto oder in Schwärmen aufgelöst — blindlings dem Commando ihrer Führer gehorchten und dass auch die vom Obercommando durch ganze Länderstriche abgeschnittenen Untercommandanten dem Rufe und Befehle des Höchstcommandierenden blind Folge leisteten, so müssen wir auch zugeben, dass diese Horden ein nachahmenswertes Beispiel von Subordination und Disciplin gegeben. Sie waren eine compacte Masse, der ein gemeinsames — wenn auch unedles — Ziel vorgeschwebt und für welches sie mit ihrem Leben zu jeder Zeit einstanden. Ganz anders waren die Verhältnisse in Ungarn. — Es heißt, dass außer der politischen Zwietracht, in die die Nation gespalten war, die Verweichlichung, das langjährige Ruhen, geringe Kriegsführung der letzten Jahre und Ungleichheit in der gegenseitigen Kriegsführung Schuld an Allem getragen. — Ich will zugeben, dass die letzteren Momente einigermäßen mitgespielt; die Hauptsache ist aber doch anderswo zu suchen: *in dem Wallenlassen der entfesselten Leidenschaften und in dem ungesunden Regierungssysteme.*

Wir finden zur Zeit des Herannahens des Feindes Ungarn in mehrere Parteien zertheilt, deren eine nichts Geringeres vor sich hat, als die Dynastie zu stürzen und sich in der Person des deutschen Kaisers ein neues Oberhaupt zu suchen. Die hässlichste aller Parteien, die den Rassen- und Glau-

benshass predigt, setzt es sozusagen im Angesichte des Feindes durch, dass man die Blüthe der Kumanen bestialisch hinschlachte und raubt zu einer Zeit, wo man dem letzten Verbrecher ein freundlich Asyl hätte bieten müssen, um die Wehrkraft des Vaterlandes zu heben, demselben nicht nur Tausende erprobter Streiter, sondern vermehrt um ebensoviele den Feind. Hier haben wir den Haupt- — wenn nicht den größten — Grund zu suchen.

Statt dann auf die Kunde des Einbruches des Feindes die gesammte Wehrkraft des Staates mit möglichster Eile zu mobilisiren und mit derselben dem Feinde sofort entgegenzutreten, lässt man demselben Zeit, sich recht heimisch vor der Hauptstadt einzunisten. Freilich lag der Fehler hier im Systeme. Während Batu nur zu winken brauchte, um die Gesammtmenge seinem Befehle zu unterordnen, konnte Béla nicht durch sein eigenes Machtwort die Wehrkraft seines Landes um sich schaaren, er musste erst den einzelnen Großen und Mächtigen seines Landes den Befehl ertheilen, es möge jeder einzelne mit den ihm zukommenden Schaaren sich kriegsbereit machen; wollte nun einer oder der andere dieser kleinen Nebenkönige dem Staatsoberhaupte einen Streich spielen, so konnte er es ohne weiteres. Und als dann die ganze ansehnliche Streitkraft des Königs sich endlich doch gezwungen sah, dem Feinde entgegenzutreten und sie sich dorthin lagerte, wohin sie der Feind geführt, da gab es noch immer angesichts des Abgrundes solche, die dem Könige herzlich gern eine Niederlage gewünscht, damit sie nur recht im Trüben fischen könnten, während Andere in unbegreiflichem Leichtsinne sich dem Glauben hingaben, dass der entsetzliche Feind ihnen gar nicht zu Leibe kommen könne. Statt jeden Punkt, auf dem dies geschehen konnte, zu besetzen, fand sich das schlafende Heer eines Morgens von dem auf einem unbesetzten Punkte des Sajó unbemerkt herangeschlichenen Feinde umzingelt und der erste Blick der so furchtbar Erweckten wurde schon durch Wolken ungezählter Pfeile verdunkelt.

Vor Mohi konnte es noch für Ungarn eine Rettung geben, nach Mohi war sie nicht mehr möglich.

DR. MORIZ WERTNER.

MEISTER CLEMENS' WEIB.

Ungarische Volksballade.

Machten auf am Morgen sich zwölf Maurermänner:
 Führt' der breite Fußweg sie zur Feste Déva;
 Huben an zu bau'n da hirt'ger Hand die Hochburg.
 Bauten bei der Nacht sie: barst bei Tag die Mauer;
 Bauten sie bei Tage: barst bei Nacht die Mauer!
 Stellt' da Meister Clemens auf als strenge Satzung:
 Welches Weib die erste eilt herauf den Bergweg
 Mit des Mannes Esstopf,
 Wird' in Stein gemauert, werd' zu Staub versenget,
 Dass auf ihrem Staube fest steh' Déva's Hochburg!
 Sieh', des Meisters Weib da macht sich auf nicht müßig,
 Hebt auf's Haupt den Esstopf mit des Mannes Mahle,
 Nimmt auch mit ihr Kindlein, hebend auf den Arm es.
 Schaut sie schon von ferne ihr erschrockner Gatte:
 «Gott, mein Gott, du guter! schick ihr schnell entgegen
 Aus dem Wald zwei Wildtier': schier dann wallt zurück sie.»
 Wich sie aus dem Wild da.
 «Gott, mein Gott, du guter!
 Wälze ihr entgegen schwarze Wetterwolke,
 Strenend vor den Schritt ihr kleingekörnte Schlossen:
 Schier dann wallt zurück sie.»
 Wich auch aus der Wolke.
 ,Guten Tag, gut' Mittag, ihr zwölf Maurermänner!
 Gott, mein Gott, was giebt's da? Was ist euch begegnet?
 Geb' den Gruß gar dreimal, gebt ihn rück gar keinmal!...'
 «Stelle selbst dein Gatte auf als strenge Satzung:
 Welches Weib die erste eilt herauf den Bergweg
 Mit des Mannes Esstopf,
 Wird' in Stein gemauert, werd' zu Staub versenget,
 Dass auf ihrem Staube fest steh' Déva's Hochburg.»
 ,Sei es, sei's, ob so auch!
 Legt so schwere Last dir auf dein Eheleben...'
 Hoben ihr vom Haupt da auf die Erd' den Esstopf:
 Bauten bis zum Knie ihr: nahm's für bösen Scherz nur;
 Bauten bis zum Gurt ihr: nahm's für blöde Narrheit;
 Bauten bis zur Brust ihr: nahm's für bittere Wahrheit:
 ,Wein' nicht, mein süß Söhnlein!
 Sind noch Mütter, milde, reichen dir die Milchbrust;
 Sind noch Kinder, gute, küssen dich und kosen;
 Zieh'n auch Himmelsvöglein noch von Zweig zu Zweige,
 Zwitschern süße Lieder, singen sanft in Schlaf dich!..'

•Vater, mein lieb' Vater, wo ist meine Mutter?!•
 •Wein' nicht, süßes Söhnlein, kommt ja sicher Abends. •
 Harrt' das Kind bis Abend, kam nicht heim die Mutter:
 •Vater, mein lieb' Vater, wo ist meine Mutter?•
 •Wein' nicht, süßes Söhnlein, kommt ja sicher Morgens!•
 Harrt' das Kind bis Morgens: kam nicht heim die Mutter...
 Hin starb Kind und Mutter!...

ADOLF HANDMANN.

SCHLAF MEIN KLEINES KIND.

Von Viktor Dalmady.

Ruhig ist die Nacht,
 Wie das glatte Meer;
 Auf dem Meere schlägt nun nimmer
 Schaum das Lüftchen mehr.
 Schläfrig neigt den Kopf
 Drauß' die kleine Blume schon;
 Stille schweigt die Flöte, —
 •Schlaf, mein kleines Kind!•

Die beengende Nacht,
 Geht sie bald zu End' ? —
 In der armen Mutter Augen
 Manche Thräne brennt;
 Alles wirft umher
 Schreckend' Schatten, — wunderbar!
 Lampenlicht, das lodert, —
 •Schlaf, mein kleines Kind!•

Leicht erbebt die Wieg'
 Und es blickt hinein,
 Auch schon in den großen Himmel
 Träumrisch Mondenschein.
 Etwas flüstert so, —
 Dann entwischt es wieder bald;
 Mitternacht schon nahet. —
 •Schlaf, mein kleines Kind!•

Keine Thrän' im Aug'
 Und kein Lied erfüllt
 Mehr die Lipp'!... Dem ausgebrannten
 Herzen nichts entquillt!
 Um die Nachteszeit
 Geht ein unsichtbarer Geist
 Und verbindet Wunden. —
 •Schlaf, mein kleines Kind!•

Schon das Morgenroth
 Rosig drauß' anbricht,
 Nicht mehr ächzt das Kind! Es ruhet!
 Ach, es seufzet nicht!
 Zu, die tiefen Wunden all'
 Schlafend hört's den Lärm nicht:
 «O, erwach' mein Kind!»

JOS. V. SPANNAGEL.

DIE AUSGRABUNGEN ZU AQUINCUM 1879—1891.

VII. Die Wohnhäuser.

Ueber die römischen Wohngebäude bietet Pompeii die ausgiebigsten Aufschlüsse. Man gewinnt auf Grund der daselbst erhaltenen Ruinen ein Bild, wie sich das Privatleben unter den Verhältnissen Italiens, in der Nähe Roms gestaltet hat. Nichtsdestoweniger kann die Frage interessant sein, wie man in den Provinzen, besonders an der Grenze des römischen Reiches, da wo die klimatischen und socialen Verhältnisse ganz verschieden waren, mochte gelebt haben. Ein Ort, der in dieser Hinsicht an die Seite Pompeii's gestellt werden könnte, wird uns wahrscheinlich nie bekannt werden. Höchstens einige vereinzelte Wohnanlagen (Villen) kamen hie und da zum Vorschein. Keinesfalls darf sich Aquincum rühmen, mit den daselbst aufgedeckten Räumern auf alle Details des Privatlebens, so weit es sich um dieses in den Donaugegenden handelt, ein genügendes Licht werfen zu können. Eine Beachtung verdienen sie jedoch schon aus dem Grunde, dass man hier die Gelegenheit hat, sie nicht bloß als vereinzelte Fälle, sondern im Zusammenhange mit einer, wenn auch geringfügigen Stadtanlage, der Canabae, zu betrachten.

Die Deutung von baulichen Ueberresten als Wohnhäusern ist jedenfalls die schwierigste. Die öffentlichen Gebäude sind nach einem Schema aufgeführt worden, das sich selbst in den entlegensten Gebieten des Reiches nicht verkennen lässt. Bei der Erbauung von Privathäusern bildeten dagegen das Klima und die persönlichen Verhältnisse einen Factor, der jede Abweichung von dem Schema der Privathäuser im Süden ohne Bedenken zuließ. Kein Wunder also, wenn wir in den Grundrissen unserer, als Wohnhäuser erkannten Ueberreste nur eine geringe Analogie mit jenen der im Süden aufgedeckten Wohngebäude erkennen.

Die Ausgrabungen auf dem Pfarracker haben auf einem Gebiete begonnen, wo die öffentlichen Gebäude der Canabae lagen. Es ist dies der nächst der Landstraße befindliche Erdstreifen. Erst als dieser zum größten

Theil aufgedeckt war, suchte man das Terrain östlich aufzugraben. Zwar kamen auch hier öffentliche Gebäude zum Vorschein, der größte Theil der Ueberreste gehört jedoch Wohnhäusern an. Es sind dies hauptsächlich die auf dem Plan der Beilage I mit X, XII, XVI und XVII bezeichneten Ruinen.

• • •

I. Wir wollen die Beschreibung derselben mit den Ueberresten (X) beginnen, welche den südöstlichen Theil des Ausgrabungsgebietes bilden. Sie gehören einem Wohnhause an, das bisher als die ausgedehnteste und zugleich die eleganteste Anlage in dieser Hinsicht gilt. An der Westseite führt eine schmale Gasse *F* (Vgl. den Plan auf der Beilage I) vorbei. Von dem Pflaster derselben sind noch einige Steinplatten vorhanden. Der Canal darunter ist zwar nicht aufgedeckt, sein Vorhandensein ist jedoch durch die Ausmündung bei β hinlänglich bezeugt. An ihrer Westseite erhob sich gleichfalls ein Wohnhaus (VIII). Die völlige Bloßlegung desselben soll bald geschehen. Bei *i* kam der in dasselbe führende Haupteingang zum Vorschein. Wie die vorhandenen Schwellensteine zeigen, hat man es hier eigentlich mit zwei, aneinanderstoßenden Eingängen zu thun. Neben dem Thor befand sich nämlich eine Thür. Das erstere 2.4 m breit, war mit zwei Flügeln verschließbar, während die 1.2 m breite Thür nur einen Flügel hatte. Einer ähnlichen Vorrichtung begegnen wir auch in Pompeii in dem Hause des M. Epidius Rufus und wie dort, mag auch wohl bei uns das Thor nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten geöffnet gewesen sein. Gleichwie gegen Westen, ist unser Gebäude auch nach Osten abgeschlossen, nur konnte bis heute noch nicht festgestellt werden, ob an dieser Seite eine Gasse oder ein größerer freier Raum lag. Von einer Pflasterung kam nicht die geringste Spur ans Tageslicht. Nach Süden haben die Mauerzüge noch eine Fortsetzung unterhalb dem Ackerfeld, wo aber höchstens untergeordnete Nebenräume vorhanden sein dürften.

Was endlich die Nordseite betrifft, stößt hier das Gebäude zum größten Theil an das Bad IX; der dazwischen liegende Corridor 1 führte zum Heizungsraum des Bades. Der Zugang fand entweder vom Hause aus statt, oder man musste eher eine ganze Reihe von Badegemächern durchschreiten. Im letzteren Fall diente zur Verbindung des soeben angeführten Corridors und der Baderäume der schmale Gang 2, an dessen Nordseite die Schwelle der Verbindungstür nach dem Bade noch in situ liegt. Die Räume 3 und 4 nächst dem Gange 2 dürften etwa die Bestimmung von Vorrathskammern gehabt haben. Weiter östlich war das Laconicum des Bades an dem ganz hervortretenden Saale des Wohnhauses angebaut. Nun folgt ein 3.10 m breiter Corridor (1), woher der Ofen des Laconicum geheizt wurde. Während das nördliche Ende desselben verschlossen gewesen zu sein scheint, war der-

selbe von dem Wohnhause aus durch ein 2.50 m breites Thor zugänglich. Was die Bestimmung des an der Ostseite mit diesem Corridor parallel laufenden, kaum 1 m breiten Raumes war, ist völlig unklar. Die übrigen weiteren Räume sind ohne Zweifel Wohnstuben gewesen, doch ist ihr Zusammenhang mit dem Hauptgebäude unsicher. Die Räume 2 und 3 bieten nichts bemerkenswerthes.

Auch die im zweiten Tract befindlichen Räume sind nur insofern von Interesse, als man hier die Ueberreste einer Luftheizung vorfindet. Die Art der Heizung ist die bei den Wohnhäusern üblich gewesene. Zwei abgesonderte Räume lassen sich feststellen; ein jeder derselben scheint zwar auf dem Plan in zwei Theile getheilt, diese Theilung galt jedoch nur für den Unterbau. Am Nordende bei γ kam in der Mauer der Ofen zum Vorschein, von welchem aus die Wärme unterhalb des Fußbodens des Raumes 5 in einen schmalen Canal drang und am Ende desselben sich nach zwei Seiten vertheilte. Eine Oeffnung in der Scheidemauer machte es aber möglich, dass die Wärme in das nächste Gemach 4 weitergeleitet wurde. Da die Luft, als sie hieher gelangte, bereits von ihrer Temperatur verloren hatte, suchte man für das Zimmer den gewünschten Wärmegrad dadurch zu gewinnen, dass man den wärmeleitenden Canal hier breiter anlegte, als er im vorherigen Raum ist, und am Ende eine gleiche, obzwar breitere Verzweigung herstellte. Soviel von der Umgebung unseres Wohnhauses.

Den Ausgangspunkt zur Betrachtung desselben bietet uns der Eingang an der Ostseite bei β (Siehe den Grundriss unter Fig. 32). Zweifellos ist dies der Hauptzugang in das Haus. Der Zugang bei δ in der nächsten Nähe weist jedenfalls auf ein Thor von kaum geringerer Größe, es führt jedoch, wie bereits bemerkt wurde, nach einem Sackcorridor. Das Eingangsthor bei β hat eine Breite von 3 m. Wie der noch in situ liegende Schwellenstein zeigt, war dasselbe von innen durch zwei Flügeln verschließbar, die sich auf Zapfen drehten. Das Thor ging nicht unmittelbar in den Hof. Ein Verbindungsflur lag dazwischen. Sowohl diese, als der Hof H war mit Kalksteinplatten von ziemlich gleichartiger Form bedeckt. Die Ueberreste dieses Pflasters sind zum größten Theil erhalten. Ungefähr im Centrum des 7.30 m breiten Hofes kam eine viereckige Steinplatte mit einer kreisrunden Vertiefung zum Vorschein. Sie hat vier Löcher, die eine Rosette bilden (Fig. 33). Bezüglich ihrer Bestimmung ließ der Canal, oberhalb dessen man sie als ein Stück des Pflasters fand, keinen Zweifel. Man hat es mit einer Art Impluvium zu thun, wo das Wasser von den Dächern der benachbarten Gemächer einen Abfluss fand. Der Canal verließ die Anlage unterhalb der Thürschwelle β . In dem Gemäuer bei a kam ein Schacht zum Vorschein, wo gleichfalls das Wasser einen Ablauf hatte und unterhalb der Thürschwelle δ , die etwa um 30 cm höher liegt, als das Niveau des Hofes H , in einer Abzweigung des Canals abgeleitet werden konnte.

Westen.

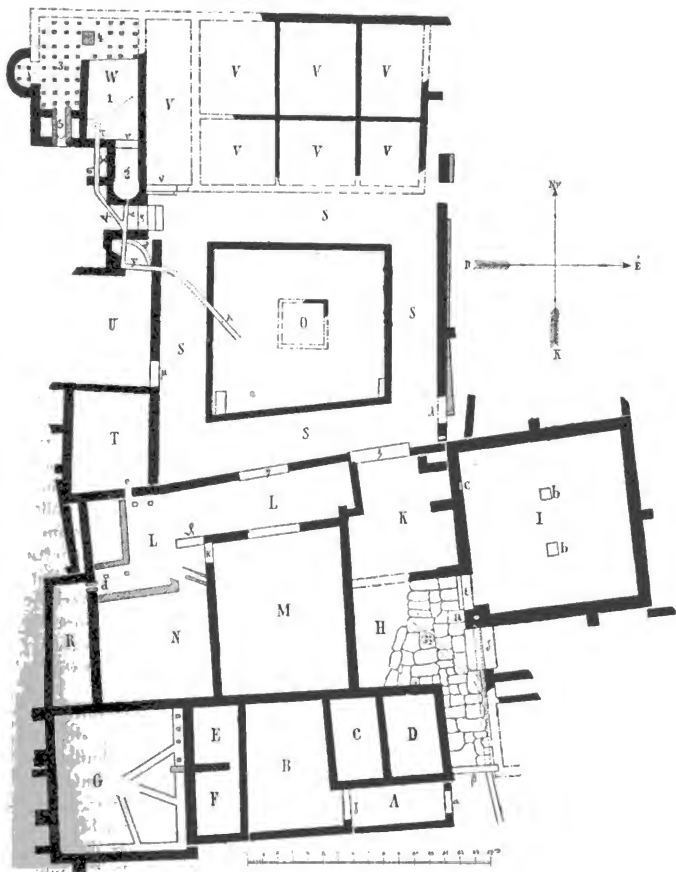


FIG. 32. GRUNDRISS DES GROSSEN WOHNHAUSES.

Nächst dem unbedeckten Hofraume *H* liegt nordwärts der Saal *I* (Fig. 34). Die 2·20 m breite Thürschwelle ϵ befindet sich um 15 cm tiefer, als das Pflaster des Hofes selbst. Die beiden Zapfenlöcher an den Enden derselben weisen auf einen Verschluss mittels zweier Thürflügel, die sich nach innen öffneten. Der Saal hat bloß diese eine Verbindung mit dem Hofe. Wir nennen diesen Raum einen Saal, da seine Dimensionen auffallend groß sind, wie man sie bei keinem Wohnhause vorfindet. Sein Flächeninhalt beträgt nämlich $10\cdot60 \times 11$ m. Nichtsdestoweniger ist seine tiefe Lage befremdend. Dieselbe ist die Folge des nach Osten abschüssigen Terrains; gewöhnlich half man diesem Nachtheil durch die Errichtung von Substructionen ab. In diesem Falle zog man jedoch die höhlenartige Dispo-

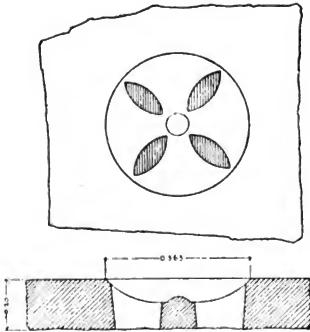


FIG. 33. CANALÖFFNUNGSDECKSTEIN.

entsprechend. Diese Bestimmung konnte umso mehr der angrenzende Saal *I* haben. Die vorgefundenen Details scheinen diese Annahme in vollem Maße zu bestätigen.

In der Mitte kamen zwei Steinbasen (*b*) von Pfeilern zum Vorschein. Beide befinden sich *in situ*. Sie haben die Form von viereckigen abgestutzten Pyramiden. Eines der dazugehörenden Capitelle wurde in dem Schutte aufgefunden. Dass diese Pfeiler zur Stützung der Decke dienten, unterliegt keinem Zweifel. Zur Beurtheilung dessen, wie diese hergestellt war, genügt ein Blick auf die auffallend starken Fassungsmauern und die Strebepfeiler, denen man an allen vier Seiten der Außenwände begegnet. Trotz der nicht genau regelmäßigen Anordnung derselben genügten sie ihrer Bestimmung, die keine andere sein konnte, als die Mauern gegen den Druck des Gewölbes

sition vor. Dies konnte nicht ohne Rücksicht auf den Hof *H* geschehen. Dieser entspricht seiner Anordnung nach dem Atrium eines römischen Hauses. Nun weiß man aber, dass das Atrium nicht bloß ein zum Theil unbedeckter Raum war, wo das Wasser von den Dächern seinen Ablauf hatte, sondern dass er wenigstens in der Kaiserzeit, dem Hausherrn als Empfangszimmer diente. Nach der Größe und den Spuren einer reicheren Decoration zu schließen, mag der Eigenthümer unserer Wohnanlage der vornehmeren Classe angehört haben. Der Hofraum *H* war für den Verkehr mit der Außenwelt keinesfalls

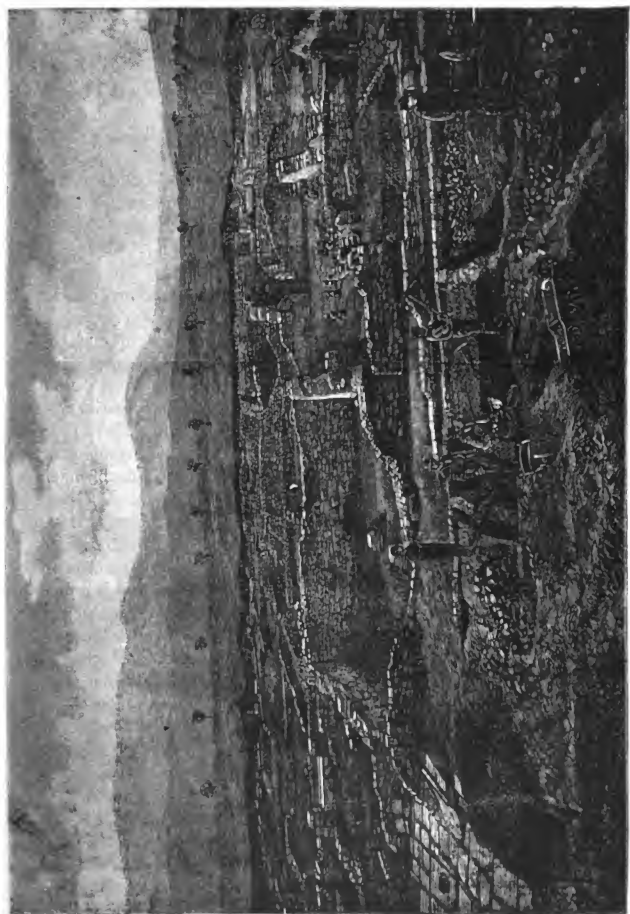


FIG. 31. ANSICHT DES HOFES UND DES SALES I VOM GROSSEN WOHNSHAUSE. RECHTS DAS LACONICUM.

zu stützen. Der Saal musste folglich mit einem Kreuzgewölbe überdeckt gewesen sein. In dem Schutte oberhalb der Eingangsschwelle fand man noch einen Theil von einem Bogen, der aus einer Reihe von keilförmig zugehauenen Kalksteinstücken hergestellt war. Gleichartig mögen die Bögenurten gewesen sein, die den Raum zwischen den Mauern und den Pfeilern überspannten. Das massive Gewölbe oberhalb des Raumes, von dem die Rede ist, war schon aus dem Grunde motiviert, da oberhalb eine zweite Etage lag. Das Niveau des Saales liegt so tief, dass der Fußboden des Stockwerkes etwa der Höhe der benachbarten Räume des Bades entsprach. Was die doppelte Reihe der Löcher in den höher erhaltenen Mauerwänden der Innenseite betrifft, kann ihre Bestimmung im Falle eines Stockwerkes nicht räthselhaft sein. Man bedurfte ihrer einfach zur Befestigung des Bangerüstes. Waren die Mauern aufgeführt, so wurden diese Löcher bei dem Verputz der Wände verdeckt. Die meisten fand man noch verstopft und nur die Neugierde der Arbeiter legte sie bloß.

Nächst der baulichen Aufführung des Raumes *I* wollen wir auch die innere Ausstattung desselben kurz in Betracht ziehen. Die Ueberreste derselben weisen auf eine Eleganz hin, wie sie in keinem der übrigen Räume sich vorfand. Bloß die Annahme kann diese begreifbar machen, dass wir es da, wie bereits bemerkt wurde, mit einem integrierenden Theil des Hofes *H* zu thun haben, der dem Hausherrn als Empfangssaal diente. Die Veranlassung zur Zerlegung des Atrium in einen offenen Hof und einen daran stoßenden geschlossenen Saal muss in unserem rauhen Klima gelegen sein.

Leider befand sich alles, was zur inneren Ausstattung gehörte, bei der Aufgrabung bereits in Schutt. Was sonst in keinem anderen Raume auf dem ganzen Ausgrabungsgebiete der Fall war, hier stieß man in der untersten Schichte oberhalb des Bodens auf eine überraschende Menge von Marmorplatten. Die verschiedensten Marmorsorten sind da vertreten, keine einzige ist jedoch einheimisch. Man findet da griechische, afrikanische etc. Marmorarten, wie wir solchen in Rom an den Bauten der Kaiserzeit begegnen. Merkwürdig ist es ferner, dass es unter der großen Anzahl Stücke kein einziges giebt, das kein Bruchstück wäre. Eine ähnliche Erscheinung bieten die Marmorüberreste in Pompeii und es mag bei uns viel mehr, als dort der Grund davon darin liegen, dass man sich mit jenen Ueberresten und Abwürfen begnügen musste, die Rom nach auswärts, zum größten Theil wohl nach den Provinzen versandte.

Ueber die Art der Zusammenfügung dieser Marmorfragmente bietet Pompeii genügende Beispiele. Fraglich bleibt bloß, ob sie zur Bekleidung des Fußbodens oder der Wände gedient haben. Von der Bedeckung der ganzen Mauerflächen kann nicht die Rede sein, umso wahrscheinlicher ist es aber, dass die Sockel auf diese Art hergestellt waren. Den Abschluss hatten profilierte Leisten gebildet, von denen zahlreiche Fragmente mit den Platten

zusammen zum Vorschein kamen. Da die geringste Spur von einer anderen Art der Bodenbekleidung fehlt, mag wohl auch der Fußboden den Sockeln gleich beschaffen gewesen sein.

Die Wände oberhalb des Sockels waren bemalt. Die Art der Bemalung ist auf den überaus zahlreichen Fragmenten, die man in dem Schutte oberhalb der Marmorstücke fand, dieselbe. Merkwürdiger Weise unterscheidet sie sich gänzlich von dem sonst üblichen Stil der Wanddecoration der Gebäude Aquincums. Der Grund ist dunkelroth und mit grünen Blättern bedeckt. Manche haben, als wären sie vom Sonnenlicht beleuchtet, zum Theil eine weißliche Färbung. Die Form der Blätter ist entweder länglich oval oder sie erinnert an das Eichenlaub. Stellenweise scheinen an den Aesten auch gelbe Blumen angebracht gewesen zu sein. Da die aufgefundenen Bewurfstücke sämmtlich die gleiche Ornamentik haben, war wohl kaum eine Gliederung der Wandflächen weder in horizontaler, noch in verticaler Richtung vorhanden, was jedenfalls auffallend sein muss. Nach einem Fragment zu schließen, mögen zur Hebung der monotonen Flächen höchstens vereinzelt kreisrunde oder viereckige Bilder eingesetzt gewesen sein.

Nichtsdestoweniger muss die innere Ausstattung dieses Raumes elegant genannt werden, doch hatte sie gewiss den Nachtheil, dass sie in Folge des Mangels an Licht nicht zur gehörigen Geltung gelangen konnte. Der Raum erhielt seine Beleuchtung hauptsächlich durch die Thür. Dieselbe hatte nun aber im Verhältnis zur Geräumigkeit des Saales eine viel zu geringe Breite. Da Fenster in unserem Sinne an den antiken Wohnhäusern unbekannt waren, suchte man diesem Uebel dadurch abzuweichen, dass man in den Wänden schmale Oeffnungen freiließ. Die Spuren einer solchen Lichtöffnung kamen nächst der Eingangsthür bei *c* zum Vorschein. Diese Oeffnung befindet sich 1·20 m oberhalb des Fußbodens und hat eine Breite von 50 cm. Das Licht fiel schräg in den Saal herein, ähnlich wie dies auch heute bei den tief liegenden Kellerwohnungen der Fall ist. — Nicht unbenutzt soll endlich bleiben, dass man in dem Schutte, etwa 1 m oberhalb des Fußbodens auf einen Fund von Münzen stieß, die aus dem III. Jahrhundert herrühren. Da es nicht anzunehmen ist, dass unser Gebäude bereits zu dieser Zeit in Trümmern lag, konnte dieser Fund erst während des Verfalls des Gebäudes, aus dem Stockwerk an den Fundort gelangen.

An den Hof *H* stieß der Raum *K* an. Die Scheidungswand ist bloß zum Theil erhalten. Wie die Verbindung hergestellt war, ist umso schwieriger zu entscheiden, als das Terrain nach Westen zu allmählich steigt. Die Schwelle ζ liegt um etwa 1·20 m höher, als das Pflaster des Hofes *H*. Ohne uns auf Vermuthungen über die Bestimmung des Raumes *K* einlassen zu wollen, betreten wir diese Schwelle, die eine Länge von 2·30 m hat. Da die Zapfenlöcher an den Enden fehlen, konnte die Thüröffnung höchstens durch ein *velum* verschließbar sein. Man gelangt in einen weiten Raum, der seiner

Anlage und Einrichtung nach als das Peristylum des Hauses galt. Gleich der Thür ζ war an der Ostseite eine zweite Thüröffnung bei η vorhanden, durch welche von dem Peristylum aus die Räume L , M und N zugänglich waren. Die Thür η hatte ebenso, wie die bei ζ sich befindliche eine bedeutende Breite. Der in situ liegende Schwellenstein ist 3 m lang. Allein diese Thür war mittels zweier Flügel verschließbar. Die Breite dieser Thüröffnungen ist leicht begreiflich. Durch die Oeffnung η gelangte aller Wahrscheinlichkeit nach das Licht aus dem Peristylum in die soeben erwähnten Räume.

Wir wollen in erster Reihe diese letzteren kurz ins Auge fassen. Vieles ließe sich über sie schon aus dem Grunde nicht sagen, da man Räume, die in den Pompeianischen Häusern eine den unsrigen entsprechende Lage haben, nicht kennt. Man muss sich mit der allgemeinen Vermuthung begnügen, sie hätten die Bestimmung der Wohnstuben gehabt. Wie sonst in diesem Gebäude, ist die Größe auch dieser Räume auffallend. Seiner langgestreckten Form nach kann der Raum L mit Recht als ein Corridor bezeichnet werden. An dem südlichen Ende bei d kam in der Mauer ein Ofen zum Vorschein und die Spuren von einem Hypocaustum ließen sich entlang dieses Ganges verfolgen. Einige Trachytsäulen, die als Stütze des Fußbodens dienten, wurden noch in situ aufgefunden. Zum Theil gehörte das Hypocaustum auch dem Raume N an. Die Scheidewand zwischen dem Corridor und diesem Raume ist spurlos verschwunden, bloß die Schwelle ϑ liegt da, durch welche der letztere Raum zugänglich war. Man wollte die Wärme selbst unterhalb des Fußbodens des Raumes M leiten, jedoch wurde der in dieser Richtung führende wärmeleitende Canal nachträglich vermauert. Die auf dem Plane schraffirt eingetragenen Mauerzüge bezeichnen die Grenzen des Hypocaustums. Im übrigen Theil der Räume lag der Fußboden auf einer soliden Unterlage. Der Raum M konnte von dem Corridor L durch eine 3·20 m breite Thüröffnung betreten werden. Die an Ort und Stelle liegende Schwelle bildet ein einziger Kalksteinblock; der Verschluss konnte durch eine Bretterwand hergestellt werden, wie dies die Rille in der Schwelle beweist. Von einer zweiten Rille hat man bloß die Anfänge ausgearbeitet. Die Art des Verschlusses, wie sie hier zum Vorschein kam, ist in einem Privathause jedenfalls auffallend; man begegnet ihr, wie wir bereits gesehen haben, bei den Verkaufsbuden. Der Raum M bot übrigens ebensowenig, wie der mit N bezeichnete, etwas Nennenswerthes. Beide standen durch die Thür K auch unmittelbar miteinander in Verbindung. Von den Fragmenten der Wanddecoration, die ans Tageslicht kamen, wollen wir weiter unten sprechen. Was den Raum R betrifft, steht seine Bestimmung ohne Zweifel da. Es war das Präfurnium, von welchem aus der Ofen d geheizt wurde.

Oestlich an diese Räume schließt sich noch ein ganzer Tract von Zimmern an (Fig. 35). In welchem Verhältnisse derselbe zu jenen stand, lässt

sich leider nicht angeben. Die Thüröffnungen, wenn solche überhaupt vorhanden waren, sind spurlos verschwunden. Der Zusammenhang durfte kein überaus enger gewesen sein, denn wenigstens ein Theil seiner Räume konnte auch von einer anderen Seite erreicht werden. Nächst dem Haupteingange β



FIG. 35. ANSICHT DER RÄUME AN DER OSTSEITE DES GROSSEN WOHNHAUSES.

befand sich eine zweite Thüre (α), die gleichfalls sich nach außen öffnete. Das Vestibul A jedoch, das man durch die noch in situ liegende Schwelle dieser Thüre betritt, wurde nachträglich angebaut. Ursprünglich war der Raum B durch die Thüre γ , dessen Schwelle ebenfalls daliegt, unmittelbar von außen zugänglich. Auf welchem Wege die Räume C und D betreten

werden konnten, lässt sich nicht sagen, denn es fehlt jeder Anhaltspunkt; keinesfalls war die Errichtung der Thüröffnungen, die dieselben zugänglich machten, mit Schwierigkeiten verbunden. Weniger begreiflich erscheint uns die Verbindung der Räume *E*, *F* und *G*.

Wie bereits bemerkt, erhob sich der vordere Theil unserer Anlage auf einer sanften Anhöhe. Am niedrigsten sollten eben diese Räume der Ostfront liegen. Thatsächlich war dies bei den Räumen *B*, *C*, *D* der Fall, deren Fußboden etwa 80 cm tiefer war, als das Niveau des Raumes *M*. Nun liegen aber die beiden Räume *E* und *F* etwa mit 2 m unterhalb des Bodens desselben Raumes *M*. Diese tiefe Lage kann nur durch den Umstand motiviert gewesen sein, dass man oberhalb dieser beiden Räume eine Etage aufführte, deren Niveau dem der Räume *M* und *N* entsprechen musste. Bei dem Raume *G* suchte man die Gleichung durch Aufschüttung des Terrains herzustellen. Daher der Strebepfeiler, den man an der Ostseite bemerkt. Unverständlich bleibt bloß, wie man in die tief gelegenen Räume *E* und *F* gelangen konnte. Die Grenzmauern stehen an allen vier Seiten bis zu einer beträchtlichen Höhe da, ohne dass Spuren von Stiegen constatirt werden könnten. Von einem finsternen Kellergemach kann auch nicht die Rede sein, dagegen sprechen die Ueberreste der Wanddecoration. Die Wände der Kammer *E* hatten, als man sie bloßlegte, zum größten Theil noch ihren Schmuck, die weißen Flächen waren durch rothe Streifen in viereckige Felder getheilt. In dem Schutte des Raumes *F* gelang es dagegen Fragmente zu entdecken, auf denen die Theile einer griechischen Dipinti-Inschrift lesbar sind. Der Grund ahmt einen grüncaderten Marmor (Cipollino) nach, die 45 mm hohen Buchstaben wurden mit einer schwarzen Farbe aufgetragen. Leider erlitt bis heute, so weit mir bekannt, noch jeder Versuch, zu irgend welchem verständlichen Sinn dieser Inschrift zu gelangen, Schiffbruch. Dieselbe ist eben zu fragmentarisch erhalten. Selbst die Zusammenfügung, in der ich die Fragmente mittheile (Fig. 36), beruht auf einer Vermuthung, die schwer zu rechtfertigen wäre. Ferner kam ebenda ein Graffiti-fragment zum Vorschein; Prof. Karl Torma, der diese Theile der Anlage bloßlegen ließ, glaubte auf Grund der obscönen Darstellung dieses Fundes, in diesen beiden Gemächern ein Lupanar entdeckt zu haben.

Bezüglich des Raumes *G*, der, wie soeben bemerkt wurde, im gleichen Niveau mit dem Raume *N* lag, folglich auch nur von diesem aus erreicht werden konnte, möge noch kurz seiner Heizvorrichtung gedacht werden. Der Ort des Feuerherdes konnte nicht festgestellt werden, bloß das Hypocaustum ist zum Theil erhalten. Dasselbe erstreckte sich nicht unter dem ganzen Fußboden, sondern man leitete die warme Luft durch Canäle, wie dies in den Wohnanlagen üblich war. Den Gang der Canäle in unserem Raume veranschaulicht hinlänglich der Grundriss. In den Seitencanälen waren, wie dies die Ueberreste beweisen, Trachytpfeiler aufgestellt zur

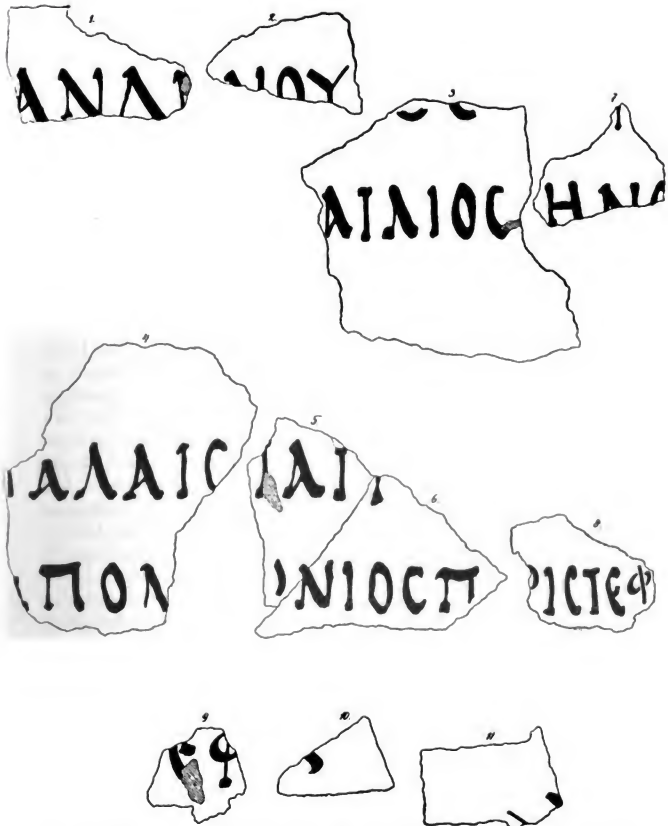


FIG. 36. EINE DIPINTI INSCRIFT AUS DEN RUINEN DES GROSSEN WOHNHAUSES.

Stützung des Fußbodens. Gewöhnlich nimmt man an, dass die heizbaren Räume der römischen Wohnhäuser diesseits der Alpen als Schlafstuben dienten.

Kehren wir nun zum Peristylum zurück. Dasselbe scheint sammt den hinter ihm gelegenen Räumen erst nachträglich angebaut worden zu sein. Die beiden Mauern nämlich, die seine Nord- und Südseite bilden, haben keinen Verband mit der Ostmauer, an die sie stoßen. Ursprünglich mag an seiner Stelle eine Gasse geführt haben und die Thüröffnungen γ und ζ dienten als Eingänge zweier Wohnhäuser, die erst später, seit das Peristylum erbaut wurde, einer einzigen Anlage angehörten. Durch diese Annahme wird ferner auch der Eingang zum Laconicum des Bades am Ende des Corridors 12 (Vgl. den Plan auf der Beilage I) erklärlich; man errichtete ihn, ehe das Peristylum dastand. Auch der Zutritt zum Præfurnium des Bades war ursprünglich frei. Der Weg nach diesen beiden Richtungen dürfte, wie es scheint, auch später nicht gänzlich abgesperrt gewesen sein. Wenigstens weist die Thüröffnung bei λ darauf hin.

Unter einem Peristylum versteht man einen Hof, den Säulenballen umgaben. Dasselbe war auch hier der Fall. Die Breite der Säulenhalle S wird durch die 20—25 cm hoch erhaltene Brustmauer bestimmt, auf welcher die Säulen errichtet waren. Sie beträgt durchschnittlich 2 m. Leider kann man weder über die Zahl, noch über die stilistische Ausführung der Säulen etwas genaues sagen, da die Fragmente zu gering sind und diese selbst alle in dem Schutte herumliegend aufgefunden worden. Eine ähnliche Einrichtung hat das Peristylum in dem Hause des Popidius Secundus zu Pompeii. Von einer Rinne entlang der Brüstung, wo das Wasser von den nach Innen sich schräg herabneigenden Dächern seinen Abfluss hatte, kam keine Spur zum Vorschein. Dagegen wurde ein Theil einer aus Ziegelplatten (*tegulae*) errichteten Rinne bloßgelegt, welche schräg über den Hof lief. Ihr Zweck war jedoch die Ableitung des Wassers aus dem Bade, das an der südwestecke sich befindet. In der Mitte des unbedeckten Raumes kamen zwar geringe Spuren von einer Mauer ans Tageslicht, doch diese sind nicht genügend, um das Vorhandensein eines Impluviums ohne Zweifel zu erweisen.

Das Peristylum galt ebenso, wie das Atrium als Mittelpunkt, von dem die einzelnen Wohnräume zugänglich waren. An der Nordseite gab es solche nicht. Nach Westen sind zwei Reihen von Räumen (*V*) bemerkbar. Wie jedoch die Construction der vorhandenen Mauerzüge schließen lässt, konnten diese Räume kaum als Wohnungen gedient haben. Ich glaube, es handelt sich hier vielmehr um Wirtschaftsräume. Die Mauern sind nämlich bloß 25—30 cm stark und haben eine gleich geringe Höhe, so dass sie mit vollem Rechte als die Unterlagen von Riegelwänden betrachtet werden. Was die Südseite betrifft, lag hier der Raum *T*, der jedenfalls vom Peristy-

lium aus zugänglich war, wenn gleich jede Spur vom Eingange fehlt. Derselbe hatte eine Unterheizung und zwar erhielt er die Wärme von dem Corridor *L* aus durch die Oeffnung *e*. Bei μ an derselben Seite liegt ferner die Schwelle an Ort und Stelle, ohne dass man angeben könnte, in was für ein großes und von welcher Beschaffenheit gewesenes Gemach (*U*) dieselbe führte. Endlich stößt man bei ρ auf den mit zwei Stufen erhöhten Eingang in das Bad.

Selbstverständlich waren auch die Wände des Peristyliums mit Wandmalereien bedeckt. Zahlreiche Fragmente des Wandbewurfes kamen im Schutte zum Vorschein, die unteren Partien befanden sich jedoch noch an den Wänden angeheftet. Die Technik und der Stil dieser Wanddecoration sind im Wesentlichen dieselben, die die in den Räumen *N*, *M* und *F* aufgefundenen Fragmente charakterisieren. Die Grundlage bildet überall eine Mischung von Kalk und feinem Kieselstein bis zur Dicke von 3—5 cm. Die Farben sind *al fresco* aufgetragen worden, jedoch ohne die nothwendige Vorsicht. Es kam vor, dass der Grund bereits trocken war, als man ihn übertünchte. Deswegen splitterten sich so leicht die einzelnen Farbschichten ab. In stilistischer Hinsicht charakteristisch ist für unsere Wanddecoration die Imitation des Marmors. Dieselbe kann jedenfalls nicht als eine natürliche bezeichnet werden, doch die Absicht ist klar. Das oben angeführte Beispiel der Nachahmung des Cipollino kann als das gelungenste angeführt werden.

Was die übrigen Muster betrifft, begegnet man Fragmenten, auf denen der Grund dunkelroth ist, die Adern dagegen hellgelb und orangengelb erscheinen, ferner, wo einen lichten Rosagrund blaue, gelbe und dunkelrothe Adern schmücken, etc. Andererseits fehlen aber auch solche Bruchstücke nicht, die einen Schmuck von verschiedenfarbigen, parallel laufenden Streifen haben. Diese dienten ohne Zweifel zur Gliederung der Wandflächen, sie trennten entweder den gewöhnlich pompeianisch roth bemalten Sockel vom Mittelfeld oder die verticalen Füllungen des letzteren von einander. Die Marmor imitierenden Muster haben als Schmuck in verschiedenen geometrischen Formen, in Drei-, Vier-, Achtecken, etc. dieser Füllungen Verwendung gefunden. Ob, gleich den pompeianischen Wanddecorationen nach der Höhe auch ein dritter Abschnitt mit jenen luftigen Motiven, wie man sie in Pompeii sieht, vorhanden war, lässt sich nicht nachweisen. Dagegen kamen Fragmente von erhaben gearbeiteten Stuccofriesen mit stilisierten Blättern zum Vorschein (Fig. 37), die den Abschluss der Wandflächen bildeten. Wie die Plafonds beschaffen waren, davon fehlen gleichfalls sichere Anhaltspunkte.

Um das Bild der inneren Ausstattung unserer Wohnräume zu ergänzen, soll endlich kurz auch der Fußböden gedacht werden. Dieselben waren, wie die zahlreichen Ueberreste beweisen, nicht nur in diesem, sondern in

allen übrigen Wohnhäusern zum größten Theil mit einem Ueberguss, dem sogenannten *opus ligninum* — einer aus Kalk und zerstoßenem Ziegel bestehenden Masse — bedeckt. Die Mosaikfußböden sind sehr selten; sie sollen am gehörigen Orte daher speciell hervorgehoben werden.

Bäder, die einem Wohnhause angehören und hauptsächlich der Benützung der Angehörigen desselben freistanden, sind selbst in Pompeii selten. Umso überraschender war die Entdeckung eines Privatbades in Aquincum, besonders da ein öffentliches Bad in der allernächsten Nähe unserer Wohnanlage liegt. Ueber die Bestimmung der Anlage an der südwestlichen Ecke des Peristyliums (*W*) gestatten schon die geringen Maße

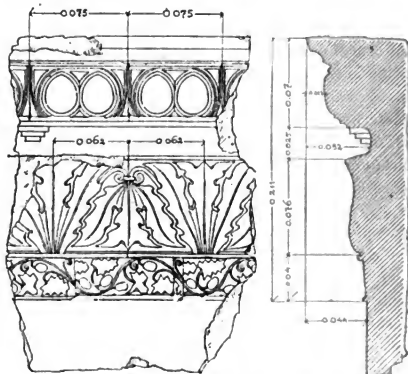


FIG. 37. FRAGMENT EINES STUCCOFRIESES.

der einzelnen Räume keinen Zweifel. Dass es sich um ein Bad handle, dazu genüge die Bemerkung, dass alle wesentlichen Theile eines römischen Bades nachweisbar sind. Der Eingang bei ρ lag zwei Stufen höher, die Schwelle hat eine Einrichtung, die auf einen Thürverschluss mittels doppelter Flügel hinweist. Sonderbarer Weise führte diese Thüre nicht direct in einen der Räume der Anlage. Man gelangte auf einem Umweg, wahrscheinlich durch eine zweite bei τ angelegte Thüre in den Raum 1, der als das Apodyterium des Bades galt. Seine Ausdehnung wird gegen Westen durch den Mosaikboden, der dasselbe schmückt, bezeichnet. Der Raum hatte daher eine Ausdehnung von ungefähr 5×3.10 m.

Eigentlich ist davon nur der erwähnte Mosaikboden erhalten geblieben. Selbst dieser ist nicht vollständig; hauptsächlich seiner sorgloser.

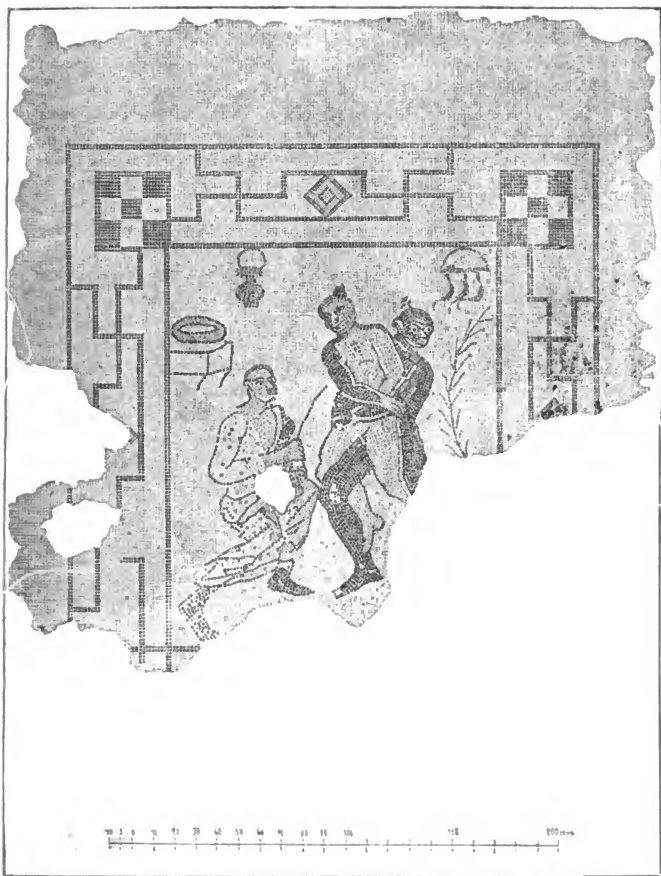


FIG. 38. DER MOSAIKBODEN AUS DEM PRIVATBADE DES GROSSEN WOHNHAUSES.

Ausführung ist es zuzuschreiben, dass er schon zur Römerzeit so verstümmelt wurde, wie wir ihn heute vor uns haben. Die Lücken suchte man bereits damals theils mit Terrazzo, theils mit Ziegelplatten auszufüllen. Trotzdem gehört derselbe zu den interessantesten Funden unserer Ausgrabungen, da man hier zum ersten Male auf einen figuralen Schmuck stieß. Von einer Farbenpracht ist keineswegs die Rede. Der dem weißen Grund umrahmende Mäander ist aus schwarzen Steinwürflein zusammengesetzt (Fig. 38). Zur Herstellung der Figurengruppe verwendete man außer solchen nur noch lichtgraue Steine. Die Darstellung dieser Gruppe ist eine klare. Wer die beiden ringenden Gestalten seien, darüber lassen die Haarknoten (*cirri*) auf den Köpfen keinen Zweifel. Sind dies nun Athleten, so kann die dritte, halb sitzende Figur nur der Aufseher sein. Er ist in einen Mantel gehüllt und hält in der Rechten einen Stab. Die Composition der Ringenden ist dieselbe, in welcher der mit dem Anteus ringende Herakles im Hofe des Palazzo Pitti zu Florenz dargestellt ist. Es ist übrigens dies nur eines der zahlreichen Beispiele, die ein Licht auf das künstlerische Vermögen der in Aquincum arbeitenden Handwerker werfen. Der Ausgang des Kampfes ist trotz den Anstrengungen des bereits in die Höhe Gehobenen zweifellos. Der Preis des Sieges war ein Palmenzweig, derselbe ist zum Theil aus grünen Steinchen an der rechten Seite der Gruppe dargestellt. Auch die übrigen dargestellten Gegenstände gehörten zur Einrichtung einer Palaestra. Oben rechts hängen an einem Behälter drei *strigiles*, mit denen man den Körper nach dem Kampfe reinigte. Vor demselben musste man ihn nämlich mit Oel salben und mit Sand überwerfen. Den Oelkrug sieht man oben links und unterhalb auf einem Consol eine Schale, in welche das Oel vor dem Salben geschüttet wurde.

Ein Frigidarium mit Vorraum hatte unser Privatbad nicht. Es war für die kalten Abwaschungen bloß ein Bassin vorhanden. Dasselbe (2) befindet sich an der Ostseite des soeben besprochenen Raumes und war von diesem unmittelbar zugänglich. Es hat eine langgestreckte Form (Fig. 39) mit einem halbkreisförmigen Abschluss. Der mit Ziegelplatten ausgelegte Boden liegt etwa 50 cm tiefer als der Mosaikboden des Apodyteriums. Von den Stufen bei *v* blieb jedoch keine Spur übrig. Die Seitenwände hatten eine Terrazzobekleidung, wie sie bei ähnlichen Räumlichkeiten üblich war. Der Abzug des Wassers geschah durch eine Oeffnung auf dem Grund der Apsis nach dem mit *y* bezeichneten Canal.

Man benützte das kalte Wasser dieses Bassins unmittelbar vor dem Ankleiden. Dies geschah aber erst, nachdem man in dem Tepidarium und Caldarium geweißt hatte. Diese beiden Räume liegen an der Süd- und Westseite des Apodyteriums. Eine genaue Grenze zwischen denselben lässt sich nicht ziehen, da bloß das gemeinsame Hypocaustum vorhanden ist. Die Lage des Caldariums ist durch den Ofen 5 gesichert, dasselbe lag nämlich

stets in der unmittelbaren Nähe des Ofens, denn nur auf diese Art konnte seine Temperatur den höchsten Grad erreichen. Die Seitenwände des Ofens bilden Trachytblöcke, aus demselben Gestein waren auch die Deckplatten; zum Glück liegt noch eine derselben *in situ*, sie hat einen halbkreisförmigen Einschnitt, in welchem wohl der Kessel mit dem zu erwärmenden Wasser seinen Platz hatte. Das Caldarium erstreckte sich wahrscheinlich bis an die Westgrenze der Anlage. In der Südmauer bemerkt man eine Apsis, wo das Labrum sich befand. Da die Temperatur des Tepidariums eine geringere sein musste, als die des Caldariums, kann dasselbe nur die mit 4 berechnete Stelle eingenommen haben. Näheres lässt sich jedoch über dasselbe



FIG. 39. DAS FRIGIDARIUM DES PRIVATBADES.

nicht sagen. Der Fußboden beider Räume lag auf Trachytpfeilern, die eine Höhe von 60 cm haben. Sie stehen fast sämtlich da.

•••

Ein zweites Wohnhaus (Fig. 40 und 41) liegt an der Nordseite der Gasse *E* (Vgl. den Plan auf der Beilage I). Dasselbe bildet ein Viereck, dessen Länge 32 m, die Breite bloß 8·60 m beträgt. Es mussten da arme Leute gewohnt haben, die keines Hofes bedurften, umsoweniger eines Peristyliums oder gar eines Privatbades. Die einzelnen Räume sind so groß und derart gruppiert, wie es das Terrain und die Privatverhältnisse der Bewohner erlaubten. Auch der Oberbau konnte kein besonders fester sein, da bloß die Grundmauern erhalten sind. Natürlich war auch die innere Ausstattung die möglichst einfachste. Es kamen schon in dem Schutte vereinzelte Fragmente einer Wandmalerei oder eines Stuccofrieses zum Vorschein, von Mosaik-

böden gab es jedoch keine Spur. Die Fußböden waren ausnahmsweise aus Terrazzo hergestellt.

Das Wenige, was sich über die Eintheilung und die Beschaffung der Räume sagen lässt, ist Folgendes. Die Anlage hatte eine Thüröffnung an

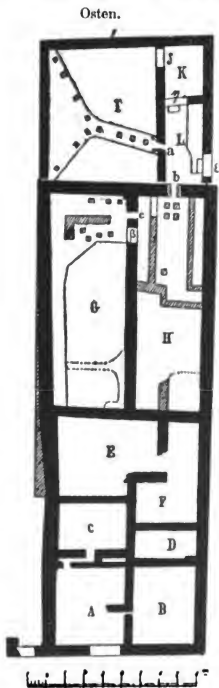


FIG. 40. GRUNDRISS EINES
ZWEITEN WOHNHAUSES.

der Westseite, vor welcher ein kleiner, mit Steinplatten ausgepflasterter freier Platz lag. Ueberschreitet man die in situ liegende Schwelle, so befindet man sich in dem Raume A. Von den Thüröffnungen zwischen den weiteren Räumen B, C, D, E und F fehlen alle Spuren. Nach den geringen Ueberresten zu urtheilen, waren die Scheidewände dieser Räume aus Ziegeln aufgeführt. Ebensovienig sind die Zugänge zu den Räumen G und H nachweisbar. Interessant sind diese zwei Räume hauptsächlich darum, weil sie heizbar waren. Soweit der Fußboden auf einem soliden Untergrunde liegt, ist noch der Estrich, der ihn bedeckte, erhalten. Das Hypocaustum beschränkte sich bloß auf die östlichen Theile der Räume, selbst hier besteht es aber aus Canälen. Der Fußboden oberhalb derselben ruhte auf Trachtytpeilern. Die Ueberreste des Ofens befinden sich in der Ostmauer des Raumes H bei b, die warme Luft gelangte von da unmittelbar in den 1.70 m breiten Canal desselben Raumes, von wo sie wieder durch die Oeffnung c unter den Fußboden des Raumes G dringen konnte. Die Höhe der Hypocausten wird durch die in situ liegende Schwelle β bestimmt, die zur Thüre gehörte, welche die beiden Räume miteinander verband.

Die drei östlichen Räume I, K und L scheinen ein für sich abgeschlossenes Ganzes gebildet zu haben. Zweifellos ist es, dass sie erst nachträglich angebaut wurden.

Ursprünglich geschah die Heizung des erwähnten Ofens b vom Freien aus. Als Wohnstube konnte wohl nur der Raum I benutzt werden. Er hat eine Länge von 7.20 m und eine Breite von 5.80 m. Unterhalb des Fußbodens, der mit *opus signinum* bedeckt war, lief schräg

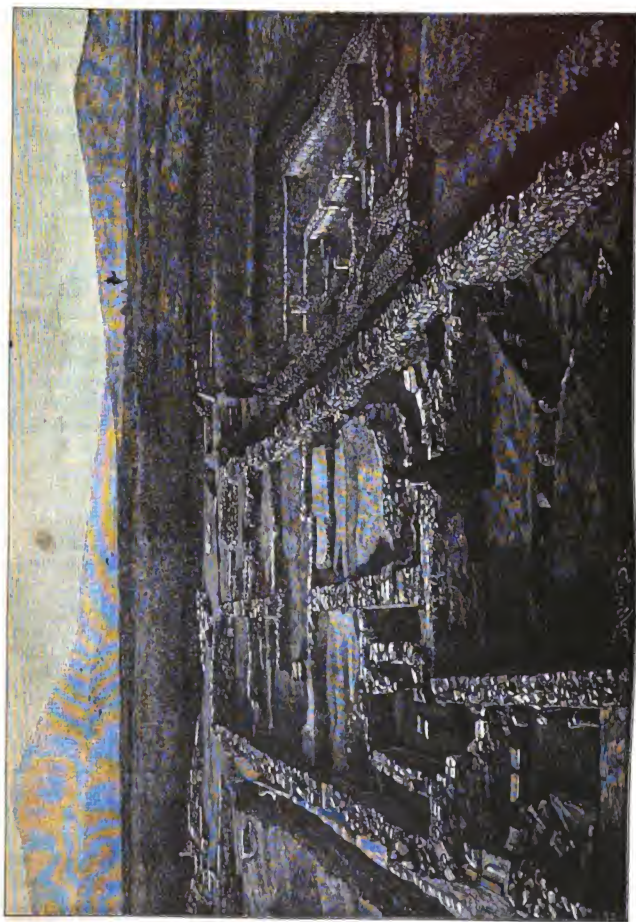


FIG. 41. ANSICHT DER RUINEN DES ZWEITEN WOHNHAUSES, RECHTS DAS MITHRAEUM.

ein schmaler Canal, der sich zu einem dreieckigen Hohlraum erweiterte. Dieses Hypocaustum erhielt die Wärme von dem Ofen *a*, der am südlichen Beginn des Canals in der Mauer errichtet wurde. Die Heizung geschah von dem Raume *L* aus, demselben also, woher auch der zum Raume *H* gehörige Ofen *b* geheizt wurde. Man gelangte in diesen Raum von der Gasse durch eine Thüröffnung (*K*), von welcher noch der Schwellenstein in situ liegt. Allem Anschein nach konnte selbst das Wohnzimmer *I* auch nur durch diese Thüre erreicht werden. Die Verbindung wurde durch den Raum *K* hergestellt. Man kam in denselben von dem Raum *L* durch die Thüre γ , und trat in den Raum *I* durch die Thüre δ . Von beiden Thüren sind die Schwellen erhalten.

Am Schlusse der Beschreibung dieser Wohnanlage möchte ich noch die Aufmerksamkeit auf den unter Fig. 42

abgebildeten Bautheil lenken. Man fand solcher Console mehrere. Ich finde auf Grund des Einschnittes an der Oberfläche die Annahme noch am berechtigtesten, dass diese Console als Träger von Balken gedient haben. Unklar bleibt es aber noch immer, ob sie im Innern des Hauses oder außen verwendet wurden und überhaupt welche Bedeutung sie hatten.

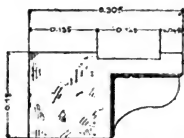


FIG. 42. EIN CONSOL AUS DEM ZWEITEN WOHNHAUSE.

• • •

III. Der dritte Ort, wo Ueberreste von Wohnhäusern bloßgelegt worden, befindet sich nächst dem zur Donau führenden Fahrwege, es sind dies die Ruinen, die auf dem Plan der Beilage I mit XVI und XVII bezeichnet sind. Das äußerste Gebäude nach Osten ist das Bad, von dem bereits gesprochen wurde. Dasselbe wird nach Westen durch eine Gasse begrenzt. Die diesscits derselben liegenden Mauerzüge gehören zwei Anlagen an, die leicht erkennbar sind, da sie durch eine Gasse getrennt werden. Dieselbe ist auf dem unter Fig. 43 mitgetheilten Plan, welcher die beiden Wohnanlagen darstellt, mit *A* bezeichnet. An die Nordwestecke der westlichen Anlage angelehnt kam ein Prellstein zum Vorschein, der zum Schutz des Gebäudes wahrscheinlich gegen die Wagen diente. In ihrem südlichen Theil wird die Gasse durch einige aus dem westlichen Gebäude hervortretende Ausbauten ziemlich verengt. Von dem Pflaster sind noch einige Kalksteinplatten erhalten.

Von den beiden Anlagen, die diese Gasse bilden, wollen wir in erster Reihe die westliche beschreiben. Ein Wohnhaus, das dieselbe Eintheilung hat, wie die Häuser in Pompeii, wird wohl in Aquincum kaum entdeckt werden. Höchstens die Lage des einen oder des anderen Raumes kann

eine Analogie finden unter den Räumen, die das römische Haus charakterisieren. Ein solcher Raum in unserer Anlage ist der auf dem Plan mit 1 bezeichnete. Derselbe entspricht nach seiner Lage und nach dem Verhältnisse zu den benachbarten Räumlichkeiten einem Atrium, ohne jedoch die Einrichtung desselben zu haben. Man gelangt in dasselbe durch eine

Osten.

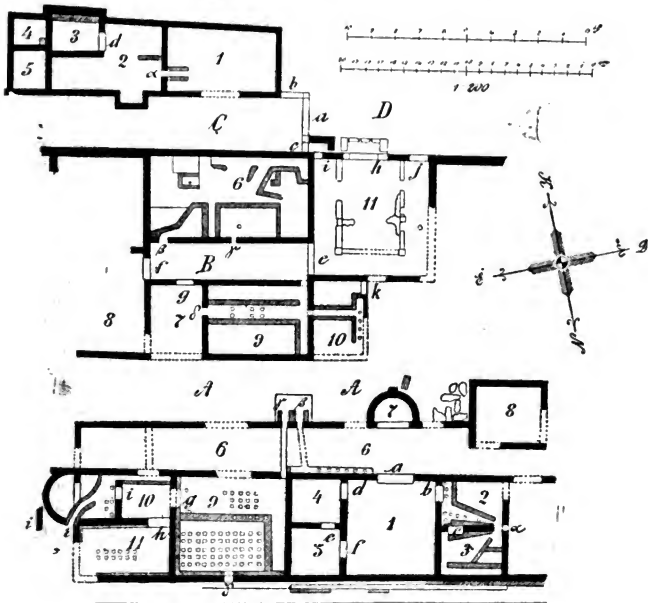


FIG. 43. GRUNDRISS ZWEIER WOHNHÄUSER.

Thüröffnung (*a*), deren Schwelle (2·80 m) noch in situ liegt. Sie war durch zwei Flügel verschließbar. Das Atrium war ein zum Theil unbedeckter Raum, in dessen Mitte eine Vertiefung, das Impluvium sich befand. Keines dieser Merkmale lässt sich bei unserem Räume constatieren. Schon der geringe Flächeninhalt (7·60 × 7 □m) widerspricht der Annahme, dass hier eine Säulenhalle Platz gehabt hätte. Von einem Impluvium kann noch viel weniger die Rede sein, da der Fußboden ohne Unterbrechung mit Ter-

razzo bedeckt daliegt. Es muss der ganze Raum vielmehr ganz überdeckt gewesen sein. Andererseits liegen jedoch an den beiden Seiten je zwei kleine Räume, wie dies für die Atrien der pompeianischen Häuser charakteristisch ist.

An der Südseite ist bloß eine Thüröffnung vorhanden gewesen, deren Schwelle bei *b* liegt. Sie führte in den Raum 2, der wieder mit dem Raume 3 durch die Thüröffnung *c* in Verbindung stand. Für beide Räume, die ungefähr die gleiche Größe haben, ist die Heizvorrichtung charakteristisch. Der gemeinschaftliche Ofen ist in der Südmauer bei *a* errichtet worden, die warme Luft drang von hier in sich allmählich erweiternde Canäle, oberhalb deren die Fußböden auf Trachytpfeilern ruhten (Fig. 44). Aller Anschein spricht aber dafür, dass diese Hypocausten erst nachträglich errichtet worden sind. Wo solche mit der Aufführung eines Gebäudes zu gleicher Zeit erbaut worden, liegen die Fußböden, obwohl sie unterhöhlt sind oder eine massive Unterlage haben, auf gleichem Niveau. Nun ist dies bei diesen zwei Räumen nicht der Fall. Die Schwellensteine *b* und *c* liegen um 52 cm höher, als der Fußboden des Atriums. Diese Höhe hatten nämlich die Hypocausten. Dass ursprünglich der Boden, auf welchem man später die Trachytpfeiler aufgestellt hat, als Fußboden galt, dafür genügt, dass der Verputz der Seitenwände der Hypocausten genau derselbe ist, wie der oberhalb des Hypocaustums, ferner bemerkt man in den Ecken dieselben Leisten, die den Fußboden der übrigen Räume, wo kein Hypocaustum vorhanden ist, umsäumen.

Will man auf Grund des Vorhandenseins der Hypocausten die Räume 2 und 3 für Schlafstuben ansehen, so mögen die beiden, auf der entgegengesetzten Seite liegenden Räume 4 und 5 hauptsächlich zum Aufenthalt der Familie den Tag über gedient haben. Von einer Unterheizung ist in denselben keine Spur. Die mit Terrazzo überzogenen Fußböden liegen auf einem festen Untergrund. Ihr Niveau ist dasselbe, wie das des Atriums. Beide Räume hatten ihren separaten Eingang. Die Schwellensteine liegen bei *d* und *f* noch in situ. Wie jedoch die Schwelle bei *e* beweist, waren diese Räume auch miteinander in Verbindung. Was endlich ihre Größe betrifft, so war diese etwas geringer, als die der Räume 2 und 3.

Hinter dem Atrium eines römischen Wohnhauses folgt gewöhnlich ein zweiter Hofraum, das Peristylum. Bei unserer Anlage endet mit dem Atrium selbst das Gebäude. Der Abschluss wird durch den aus Ziegelplatten errichteten Abzugscanal, der da mit der Westmauer des Atriums parallel läuft, hinlänglich bezeugt. Dagegen hat diese Anlage einerseits Räume, die hinter den Stuben 4 und 5 liegen und das Gebäude in einer Richtung erweitern, wie dies bei den sonst bekannten römischen Wohnhäusern nicht vorkommt, andererseits aber liegt vor dem Eingange (*a*) des Atriums statt des Vestibuls ein Corridor, der sich das ganze Gebäude entlang hinzieht und gleichfalls

ohne Analogie dasteht. Zu bestimmen, welche Bedeutung dieser letztere Raum (6) hatte, wäre schwierig. Soviel ist sicher, dass es keine offene Säulenhalle war. Dagegen sprechen die Ueberreste der Heizung, welche zwar ungenügend war, um den langen Corridor, der eine Breite von 3·50 m hat, gehörig zu erwärmen, doch zur Linderung der Temperatur beitragen musste. Es lassen sich zwei Oefen constatieren, die beide knapp aneinander außerhalb der Ostmauer auf der Gasse A, etwas tiefer als deren Niveau war, liegen.



FIG. 34. ANSICHT DER SÜDLICHEN RÄUME DES EINEN WOHNHAUSES.

Von dem einen, der mit γ bezeichnet ist, läuft der Heizungsanal quer unterhalb des Fußbodens und mündete in den Raum 9. Erst nachträglich wurde diese Mündung vermauert. Der zweite Ofen (β) war schon ursprünglich zur ausschließlichen Erwärmung des Corridors bestimmt. Der Wärmeleitungsanal dieses Ofens hat eine Abzweigung, die sich entlang der Westwand bis zum Eingang (a) des Atriums zieht. In diesem letzteren Theil ruhte der Fußboden auf Trachytpfeilern, die nothwendig waren, damit die Wärme einen Zugang in die, an der Wand befestigt gewesenen Hohlziegel habe. Von denselben haftet noch eine Reihe zum Theil an der Wand. Ein weiterer Beweis, dass der Corridor kein offener sein konnte, ist sein Fuß-

boden. Derselbe war nämlich mit biscuitförmigen Ziegeln ausgelegt, die Stellen, an welchen dieselben mit Terrazzo ersetzt sind, gehören einer Renovierung an. Unbegreiflich wäre endlich auch der halbkreisrunde Ausbau 7, da derselbe die Ueberreste eines Bassins vorstellt. Sein mit Ziegelplatten ausgelegter Boden ist fast unversehrt erhalten, von den Stufen sind die Spuren bemerkbar. Ueber den Raum 8, der bis zur Hälfte des Corridors hervortritt, lässt sich nichts Gewisses sagen.



FIG. 45. ANSICHT DER VOM ATRIUM 1 NÖRDLICH GELEGENEN RÄUME.

Was die übrigen Räume betrifft, die nördlich vom Atrium 1 liegen, müssen wir uns lediglich auf eine kurze Beschreibung derselben beschränken. Ihre Bestimmung ist nämlich höchst fraglich; da Spuren von Zugängen weder auf der Südseite von den Räumen 4 und 5, noch auf der Ostseite von dem Corridor 6 aus constatierbar sind, kann man weder behaupten, dass diese Räume der Wohnanlage, deren Haupttheil das Atrium 1 ist, angehörten, noch, dass sie eine eigene Anlage bildeten und im letzteren Fall, ob diese ein Bad oder ein Privathaus war. Jedenfalls ist es auffallend,

dass alle drei Räume 9, 10 und 11 Hypocausten hatten (Fig. 45). In dem Raume 9, welcher noch größer ist, als das Atrium 1 — sein Flächeninhalt beträgt 7.60×7.70 m — erstreckte sich das Hypocaustum unter dem ganzen Fußboden hin. Wahrscheinlich um einer Senkung des Terrains vorzubeugen, stellte man einen Theil der Trachypfeiler, die den Fußboden stützten, auf eine gemauerte Unterlage, welche im Plan schraffiert dargestellt ist. Aus demselben Grunde mag wohl auch die Sockelmauer bis zur Höhe des Fußbodens an der Nord- und Westwand errichtet worden sein. Trotz alledem litten diese Mauern sammt dem Boden eine bedeutende Senkung. Ursprünglich erhielt dieser Raum seine Wärme, wie bereits bemerkt wurde, von dem Ofen γ . Die Ueberreste eines zweiten Ofens kamen auf der entgegengesetzten Seite bei δ zum Vorschein. Ob dieser erst, nachdem der Wärmeleitungschanal des ersteren vermauert wurde, errichtet ist, oder ob beide zu gleicher Zeit erbaut worden sind, lässt sich nicht entscheiden. War eine Thüre vorhanden, die diesen Raum mit dem benachbarten 10 verband, so muss diese bei g , wo die Mauer eine Lücke hat, gewesen sein. Von dem Raum 10 öffneten sich nach zwei Seiten Thüren. Links gelangt man in den Raum 11. Von der Thüre ist bei h der Schwellenstein erhalten. Auch dieser Raum war heizbar. Der Boden des Hypocaustums liegt 75 cm tiefer, als die Schwelle. Von dem Trachypfeilern, auf denen der Fußboden ruhte, stehen noch manche aufrecht. Das Hypocaustum scheint einen eigenen Ofen g gehabt zu haben, der nur an der noch unausgegrabenen Nordwestecke des Raumes zu suchen ist. Die zweite Thüre i , von welcher die Schwelle gleichfalls noch in situ liegt, führte in einen Raum, welcher einen halbkreisrunden Abschluss hatte. Mehr als wahrscheinlich ist es, dass diese Apsis als Bassin diente. Heizbar war aber hauptsächlich nur der Vorraum, dessen ganzen Fußboden Trachypfeiler trugen. Die warme Luft drang hieher durch einen schmalen Canal von dem bei ϵ sich befindlichen Ofen. Die überflüssige Wärme wurde zur Heizung des Raumes 10 verwendet, unter dessen Fußboden sie ein 40 cm breiter Canal empfing. Im übrigen Theile hatte der Fußboden eine feste Unterlage und war mit Terrazzo bedeckt.

Die von der Gasse *A* östlich gelegene Anlage wird durch zwei corridorartige Zwischenräume in drei Tracte getheilt, denen sich südlich ein Säulenhof anschließt. Die einzelnen Tracte konnten eventuell als abgesonderte Wohnabtheilungen gedient haben, ihre Zusammengehörigkeit wird jedoch durch den Umstand hinlänglich erwiesen, dass die Corridore entweder an ihrem einen Ende, oder an beiden verschließbar waren.

An dem Südende des Corridors *C* sind die Ueberreste dreier Thüröffnungen vorhanden. Die mittlere, 3 m lange Schwelle (*a*) gehörte dem

Haupteingänge an, welcher nach einem offenen Platz (*D*) führte. Derselbe hatte eine Thüre mit doppelten Flügeln. Die Seiteneingänge, von denen der westliche (*c*) mit dem Haupteingang in gerader Linie liegt und dessen Schwelle aus einem Stück Kalkstein mit der des Haupteinganges besteht, der östliche (*b*) aber einen rechten Winkel zum letzteren bildet, haben eine Breite von 90 cm und konnten durch je einen Thürflügel verschlossen werden. Von dem Tracte, der östlich von diesem Corridor liegt, lässt sich nichts besonderes sagen. Der Raum 1 scheint heizbar gewesen zu sein. An seiner Nordseite, bei *a* kamen die Ueberreste eines Ofens zum Vorschein. Die übrigen Räume sind hauptsächlich in ihren Umrissen erkennbar. Der Schwellenstein bei *d* beweist bloß soviel, dass die Räume 2 und 3 mit einander in Verbindung standen. Mit dem Tract an der Westseite desselben Corridors steht es nicht viel besser. Nach den geringen Ueberresten zu schließen, handelt es sich eigentlich um einen einzigen Raum (6), dessen Länge 12·50 m, die Breite 6·40 m beträgt. Die Mauerzüge innerhalb dieses Raumes scheinen ohne Unterschied dem Hypocaustum angehört zu haben, sie sind aber leider so sehr zerstört, dass der Gang und Zusammenhang der Wärmeleitungsanäle nicht mehr constatierbar ist. Spuren von Oefen sind sogar an zwei Orten erkennbar. Beide Orte sind in der Westmauer, die eine bei *β*, die andere bei *γ*. Dagegen kann nirgends eine Thüröffnung entdeckt werden.

Der 3 m breite Corridor *B*, der diesen Tract westlich begrenzt, hatte an seinen beiden Enden Thüröffnungen, wie dies die bei *f* und *e* liegenden Schwellensteine beweisen. Die Thürflügel öffneten sich nach innen. Die dritte Thür bei *g* führte in den westlichen Tract. Der Raum 7, wohin man durch diese Thüre gelangt, scheint als Vorraum gedient zu haben, von dem auch die Heizung der von ihm südlich liegenden Räume 9 und 10 geschah. Die Ueberreste des Ofens liegen bei *δ*, die warme Luft drang von hier in einen 1·15 m breiten Canal, der am Südende des Raumes 9 sich in zwei Arme theilt. Die Oeffnung in der Südmauer gegenüber dem Ofen gestattete, dass die überflüssige Wärme sich auch unterhalb des Fußbodens des Raumes 10 in ähnlich angelegten Canälen, wie im vorherigen Raume, verbreite. In dem Raume 9 liegt der auf der festen Unterlage ruhende Fußboden 80 cm oberhalb des Bodens des Hypocaustums. Oberhalb der Canäle war derselbe auf Trachytpfeilern gelegt. Die Höhe des Hypocaustums im Raume 10 wird durch die Schwelle bei *k* bestimmt. Die Thüre, der dieselbe angehörte, war mit zwei, nach innen sich öffnenden Flügeln versehen.

Dieser westliche Tract hat nach Süden ohne Zweifel eine Fortsetzung gehabt, die den Säulenhof 11 westlich und südlich umschloss. An der Nordseite liegen der mittlere Tract und der Corridor *B*, der durch die Thüre *e* mit ihm in directer Verbindung stand. Oestlich befand sich ein freier Raum *D*. Drei Eingänge führten von dieser Seite in den Hofraum. Die

Schwelle des Haupteinganges (*h*) ist 3·45 m lang. Die zwei Thürflügel drehten sich auf Zapfen, der Verschluss geschah mittelst eines in die Schwelle schiebbaren Riegels. An der Außenseite liegen an den beiden Enden je eine Basis aus Kalkstein, die wahrscheinlich zur Verzierung des Thores Säulen oder Gedenksteine trugen. Von den Schwellen der Seiteneingänge misst die mit *i* bezeichnete 1 m, die südliche *j* 1·40 m. Beide waren durch doppelte Thürflügel verschließbar. Vor der Thüre *i* erbaute man nachträglich einen kleinen Raum, der den Zweck scheint gehabt zu haben, die Verbindung der beiden Thüren *i* und *c* herzustellen. Die Seiteneingänge führten in den Säulengang, während vor dem Haupteingange unmittelbar der unbedeckte Mittelraum lag. Die Breite der Porticus wird durch die zum größten Theil erhaltenen Basen, welche die Säulen trugen, bestimmt. Sie beträgt 1·90 m. An den beiden Langseiten erhoben sich je 3 Säulen; dass auch an der Schmalseite zwischen den Endsäulen eine Säule in der Mitte stand, ist mehr als wahrscheinlich, obzwar von dieser keine Spur erhalten. Seiner Einrichtung nach könnte dieser Säulenhof mit Recht für ein Peristylum angesehen werden. Um dies jedoch mit Gewissheit sagen zu können, müsste vorher seine Umgebung südlich bloßgelegt werden.

VIII. Die Funde.

An Funden sind die Ausgrabungen von Anfang an ärmlich gewesen. Die zahlreichen Aquincumer Inschriften, die das National-Museum und das Local-Museum von Aquincum besitzen, stammen zum größten Theil von Alt-Ofen her. Uebrigens sind die römischen Funde, soweit es sich nicht um Steindenkmäler handelt, selbst in Alt-Ofen selten. Die Bewohner Aquincums mussten ihre Stadt erst nach und nach verlassen haben, so dass sie genug Zeit hatten, ihr Hab und Gut mitzunehmen. Bloß das, was für sie bereits keinen Wert mehr hatte, nämlich Fragmente von Hausgeräthen, oder was ihrem Blick verborgen blieb, ließen sie zurück. Der Mangel an Steindenkmälern lässt sich leicht erklären. Das Ausgrabungsgebiet war bis in die neueste Zeit den Plünderungen der Altöfner ausgesetzt. Die römischen Mauern wurden mit Gewalt zerstört, um Material für die Häuser dieses Ortes zu gewinnen. Selbstverständlich waren da die Steine von regelrechter Form in erster Reihe willkommen.

Die kleineren Funde bestehen zum größten Theil aus Fragmenten von Gegenständen, die der häuslichen Einrichtung angehörten. Dieselben hier aufzuzählen, erachte ich für umso weniger angemessen, als sie überall, wo eine römische Stätte vorhanden war, dieselben sind. Diejenigen Funde, die zu den baulichen Ueberresten die geringste Beziehung haben, wurden im Zusammenhang mit der Beschreibung derselben angeführt. Hauptsächlich gilt dies von den inschriftlichen Denkmälern. Es wäre bloß übrig, jener

Funde noch zu gedenken, die an und für sich von irgend welcher Bedeutung sind. Leider sind solche eben die rarsten gewesen. Ich beschränke mich auf die kurze Anführung folgender drei Gegenstände:

1. Der Fuß (Fig. 46) einer reich vergoldeten Bronzstatue, die ohne Zweifel einen Kaiser darstellte. Derselbe hat eine Länge von 26·5 cm. Haupt-



FIG. 46. DER FUSS EINER STATUE AUS BRONZ.

sächlich wegen seiner Verkleidung verdient er eine genauere Betrachtung. Diese ist nämlich der *calceus senatorius*, mit den Riemen, wie man sie an den Füßen der Imperatorenstatuen sieht. Eigenthümlicher Weise hängen aber die Enden dieser Riemen hier nicht frei herab, sondern scheinen in einander verschlungen zu sein. Ferner waren die am Vorderfuße beginnenden

Riemen nicht gleich breit, der untere hat die dreifache Breite des oberen, dieser scheint wieder mit je zwei Schnallen versehen sein, die sonst nicht vorkommen.

2. Der Kopf (Fig. 47) einer Statue oder einer Büste aus Kalkstein.



FIG. 47. KOPF AUS KALKSTEIN.



FIG. 48. EINE VICTORIA AUS KALKSTEIN.

32 cm hoch. Die Nase und der linke Theil der Stirne sind verstümmelt. Dass es sich um ein Portrait handelt, liegt außer Zweifel. Die individuellen Gesichtszüge sind unverkennbar. Diesen oder jenen Kaiser aber darin erkennen zu wollen, würde eine alzu kühne Sache sein.

3. Das Rundbild (Fig. 48) einer Victoria aus Kalkstein; der Kopf, die Flügel und zum Theil die Füße fehlen. Es hat die Höhe von 44 cm. Die Haltung und Kleidung sind die typischen. DR. VALENTIN KUZSINSZKY.

(Schluss.)

TÜRKISCHE VOLKSROMANE IN KLEIN-ASIEN.

Wir sind zur dritten Stufe der Volksromane angelangt, zum Roman durch die Laute. Die Helden der Romane kämpfen nicht mehr mit dem Schwerte und auch der verliebte Wanderer braucht sich nicht mehr mit dem bewaffneten Feinde zu schlagen. Ihre Kraft ist in ihrer Laute und ihre Laute ist zugleich auch ihre Waffe. Auf eine wundersame Art werden auch diese geboren, wie die übrigen Helden, nur ist der Liebestrank, der ihren Körper durchzieht, kräftiger und die Kraft der Laute ist mächtiger, welche Wonnetrunke in sie gezaubert. Das Ziel, weshalb sie sich auf den Weg machen, ist kein heldenhaftes Abenteuer, sondern das Bild des Mädchens, das sie entweder im Traume oder auf einem Gemälde erblicken. Und je größer die Herrschaft der Laute ist, umso schwächer wird die Kraft des Schwertes und der klingende Ton des Einen wird nur selten vom rauhen Klirren des anderen unterbrochen. Allmählich hört der blutige Kampf mit den Helden und Deven auf, und damit erlischt zugleich die Sehnsucht nach Macht und derselbe Arm, der so heldenhaft das Schwert geschwungen, sinkt und statt der Waffe greift die Hand nach der Laute. Der Königssohn verlässt für immer das Schah-Serail seines Vaters und vertauscht die Krone seines Landes mit dem Kranze des Sängers. Er nimmt einen anderen Namen an, er beginnt eine neue Lebensweise. Das Derebeithum ist zu dieser Zeit schon im Verfall und nur hie und da erhebt es sich zur größeren Macht. Die großen Kämpfe und die welterschütternden heldenhaften Kriege sind zu Ende.

Und es entsteht statt des Kampfes des Schwertes der der Laute, der Zweikampf der Dichter. Der Kampf wird in die Kaffeehäuser verlegt und der Lorberkranz des siegreichen Sängers ist der Applaus der Zuhörer, das Geschenk der Mädchen. Den Platz des Pehlivan (Kämpfer) nimmt der Asik (Sänger) ein, den des Kämpfers der Liebe der Dichter. Das Singen wird zum Geschäft und es entsteht das Kaffeehaus der Sänger, mit Preisen und Geldhonorar. Auch der Held der Sänger-Romane leidet zwar viel, wegen des Gegenstandes seiner Liebe irrt er Jahre hindurch umher, aber er gelangt leichter an's Ziel, als die Truppen des Ismail und gewinnt leichter die schöne Liebe seines Herzens, die prangende Rose des fernen Landes. Aber nicht nur aus den Nachkommen des Padischah werden die Sänger. Auch der Kaufmann und der Sohn des armen Mannes kann in Liebe entflammen und nicht bloß die Sultan-Fräuleins können feenhaft schön werden, sondern auch die Töchter gewöhnlicher Menschen. Aber alle stehen unter dem Schutz des Pir, und der Geist der Liebe lässt sie in gleicher Art an's Ziel gelangen.

Ein Kaufmanns-Sohn war auch Garib, der Altmeister: sämtlicher Sänger. Mit seinem Schwesterchen wird er frühzeitig Waise, und sie gelangen unter Schwindler, die ihr Vermögen verzehren. Der arme Garib erlernt ein Handwerk, aber er findet dabei nicht sein Fortkommen. Er geräth in ein großes Kaffeehaus, auf den Unterhaltungsplatz der Sänger und kaum merkt er, dass auch der Meister unter denselben ist, verdingt er sich sofort als Lehrling. Die erste Nacht schläft er bei Gesang ein und siehe da, im Traume erscheint ihm ein Geist, der gütige Pir der

Sänger, von dem er nach Tiflis geführt wird, wo man ihm Sinem mit ihrem glänzenden Gesichte, die Tochter des Hadschi Sinan zeigt und sie leeren vereint jenen Becher mit dem Zaubertrunk, der wie ein Feuer brennt und die Herzen entflammt. Der Becher bleibt in der Hand des Träumenden und sobald er am anderen Tage die Laute nimmt, ertönt sie in seiner Hand so schön, so herrlich sang er dazu, dass sich die vielen Menschen an seiner Leistung kaum sättigen konnten. Am meisten staunte der Lauten-Meister selbst.

Aber die Liebe treibt den Jüngling, er verlässt die Sänger und das Kaffeehaus, nimmt seine Mutter und Schwester und geht mit ihnen nach Tiflis. Unterwegs schließen sie sich einer Karavane an und als sie in die Stadt gelangen, placiert er sie in den Hof eines Dsami (Tempel), bis er einen besseren Platz für sie findet. Dort lassen sie sich an einer Mauer nieder unter den übrigen Armen. Garib hingegen kehrt in ein Kaffeehaus ein, mengt sich unter die Tifliser Sänger und fordert sie zum Sängerkampf auf. Sie nehmen die Laute zur Hand und beginnen den Wettgesang. Während nun der Kampf zwischen ihnen dauert und sie um den Preis ringen, hört Hadschi Sinan, der Vater der schönen Sinem, die Stimme Garib's. Sein Konak war dem Kaffeehause gegenüber, und er ging sofort unter die Kämpfer, wo Garib seine Kameraden bereits besiegt hat. Der reiche Hadschi beschenkt den Sänger, ladet ihn ein, in seinen Konak zu kommen und lässt seine Mutter und Schwester hinbringen, damit sie bei ihm, in seinem gastfreundlichen Hause wohnen.

So werden die beiden Verliebten zusammengeführt. Kaum erblickte Sinem den Sänger, begann die Glut der Liebe sie zu beunruhigen. Sie erkannte den Jüngling ihres Traumes, mit dem sie den Becher der Liebe geleert hat. Der Jüngling beginnt zu singen und als er zur Fontaine hingeht, um sich nach dem Essen zu waschen, schießt ein Strahl aus dem Wasser. Sinem's Gesicht strahlte dorthin, dessen Glanz strahlte zurück. An jenem Abend hat Garib so schöne Lieder gesungen und hat damit den alten Sinan derart erfreut, dass dieser dem Sänger seine Tochter zusagte. Nur das eine hatte er sich bedungen, dass er sich vorher vierzig Börsen voll Dukaten verschaffe. Von verschiedenen Seiten werden sie ihm zugesagt, aber der Sänger nimmt sie nicht an, er will sie sich mit der Laute verdienen. Er verabschiedet sich von seiner Mutter und Schwester, gibt Sinem eine Schale zum Andenken, hängt eine Laute an die Wand, mit dem Bedenten, dass man, so lange sie nicht von der Wand reißt und die Saite nicht springt, für sein Leben nicht zu fürchten hat.

Damit macht sich der Dichter-Sänger auf den Weg und verdient mit seiner Laute Geld. In Aleppo lässt er sich nieder und bezaubert das viele Volk mit seinem Spiele derart, dass man förmlich in das Kaffeehaus strömt. Auch die Sänger des Pascha vernehmen dies, kommen hin und fordern den fremden Dichter zum Wettkampf auf. Sie geben ihm die Lied-Frage auf, er antwortet auf alles im Liede, sobald aber die Reihe an ihn kommt und er die Lösung singt, bleiben die beiden Menschen aus dem Palaste stumm. So gelangte Garib in das Serail des Pascha, als Hofsänger anstatt der Besiegten.

Ein Mann aus Tibriz war zu jener Zeit in Aleppo anwesend, der schon längst ein Auge auf Sinem geworfen und den der Brief, welchen Garib durch ihn an seine Geliebte nach Hause schicken wollte, sehr unangenehm berührte. Er

vernichtete den Brief und trägt statt dessen ein blutiges Hemd mit sich nach Tiflis, und erzählt der Mutter des Sängers, dass ihr Sohn bereits auf dem Heimweg war, aber von Räubern festgenommen und vernichtet worden sei und nur sein blutiges Hemd sei erhalten geblieben. Der Kummer der Mutter und Schwester war groß. Sinem jedoch glaubt dies nicht, denn seine Laute ist noch dort an der Wand und die Saiten sind noch unversehrt. Sie dingt einen Kaufmann und lässt durch ihn Garib suchen. Sie gibt ihm die Schale, trägt ihm auf, überall Serbet zu vertheilen und wer die Schale als sein Eigenthum reclamieren wird, der würde ihr Garib sein. Der Kaufmann geht nach Erzerum, von dort nach Aleppo und theilt so lange Serbet aus, bis er den Sänger findet und dieser seine Schale erkennt. Der Pascha gibt ihm viele Schätze mit auf den Weg und so geht er nach Hause. Der Geist der Sänger, Pir, begleitet ihn auf seinem Wege und bald mit geschlossenem, bald mit offenem Auge fortwandelnd, gelangt er eines Tages nach Tibriz. Die vierzigtägige Hochzeit fand statt und noch sehr lange ertönten die Liebeslieder des berühmtesten Aschik.

Und das Schwert, das in den Händen der Helden nur zuhauen konnte, wird zur Laute des Aschik, zur Kaffeehaus-Unterhaltung. Die Deven und die Riesen verschwinden und eine machtlose Alte-Weibergruppe ist der Feind, der den Verliebten den Weg verstellt. Bloß die Macht der Laute und das Erscheinen des Pir bleibt wunderwirkend.

In Korassan geschah es zur Regierungszeit des Padischah Osman. Zwei reiche Kaufleute wohnten in der Stadt, der eine hieß Mahmud, der andere Mehemed, und jeder hatte einen Sohn. Eines Tages wird der Padischah auf sie böse, lässt sie tödten und ihre Kinder auf die StraÙe werfen. Dies erblickt ein befreiter Sklave des Mahmud, und nimmt beide Kinder, Abdi und Redseb, zu sich ins Haus. Er hält sie dort, bis sie groß gewachsen sind. Mit der Zeit machen sich beide Knaben auf den Weg und wandern solange, bis sie nach Isfahan gelangen. Dort kehren sie in ein Kaffeehaus ein, um nachzagrübeln, wie sie ihr ferneres Fortkommen am besten finden. Beide erlernten ein Handwerk, waren fleißig, ihr Meister sprach sie bald frei und sie errichteten sich ein Geschäft. Bald darauf heirateten sie und bekommen zur rechten Zeit Kinder — Abdi einen Sohn, Redseb eine Tochter. Der Name des Knaben war Derdi-jok, der des Mädchens hingegen Zulfusijah, d. h. : «Sorglos» und «Schwarzhaar». Sie sind die Helden unserer Geschichte. Die beiden schönen Kinder wachsen heran, gehen zusammen in die Schule und sind überhaupt unzertrennlich. Mit der Anzahl ihrer Jahre wächst auch ihre Liebe, und kaum war der Knabe zwölf Jahre alt, so flammte schon in ihm die Liebe. Der Knabe ist Tag und Nacht traurig, und nur dann öffnen sich seine Lippen zu einem süßen Lächeln, wenn die kleine Schwarzhaar bei ihm ist. Auf alle Weise sucht man die Ursache seines Kummers zu erforschen, sein Vater nimmt ihn einmal mit in das Kaffeehaus, vielleicht findet sich dort unter den vielen Menschen jemand, der den Zustand seines Sohnes versteht. Gerade versammelten sich im Kaffeehaus die Sänger und nehmen die Laute zur Hand, um den Wettkampf zu beginnen. Der Knabe postiert sich hinter den Sängern, und mag man ihn wie immer rufen, er kann sich vom Gesange auch nicht für einen Augenblick trennen. Dort schläft er beim Gesange ein, und kaum schließt der Schlaf seine Augen, erscheint vor ihm Peri. Ein volles Glas gibt er ihm in die

Hand und lässt es ihn bis zur Neige leeren. In Folge des brennenden Trunkes wacht der Knabe auf, seine Augen brennen in Feuer, er entreißt dem Dichter die Laute, und singt so schön, dass die Augen Aller voll Thränen waren. Die Sänger küssen ihm nacheinander die Hand, nennen ihn ihren Meister, und schämen sich fast, vor ihm zu singen. Zu dieser Zeit ward auch das Mädchen traurig geworden und als sie zu Allah fleht, ihren Schmerz zu lindern, übermannt sie der Schlaf. Auch ihr erscheint Peri, überreicht ihr den Zaubertrank, zum Wohle des Derdi-jok ihr Glas zu leeren. Im Trinken lässt sie den Becher fallen, und wie sie erwacht, ist Peri nicht mehr da. Auch das Mädchen greift zur Laute, und damit lindert sie den Schmerz. Seither singen Beide ununterbrochen, verrathen aber das Geheimniss ihrer Herzen nicht, eher welken sie von Tag zu Tag, im Erblassen der Rose ihres schönen Gesichtes immer mehr.

Inzwischen wird es doch offenkundig und der Vater des Jünglings sendet die Nachbarn, um die Hand des Mädchens anzuhalten. Redsebs willigen ein und lassen die Hochzeitsgeschenke: Ringe, Ohrgehänge, dem Jüngling die Uhr, vertheilen. Der Jüngling singt vor Freude, bald über das Geschenk, bald über die Hochzeit, und kann sich an dem Namen seiner Geliebten kaum sättigen, ununterbrochen nennt er sie im Gesang. Auch dann vergisst er ihrer nicht, als sein Vater stirbt und er ihn in den Kaffeehäusern betrauert. Seine Lippe ist der trauernde Zülfü-sijah, seine Laute ist der verliebte Zülfü-sijah. Die Eltern des Mädchens erfahren, dass Derdi-jok ein Sänger geworden und im ganzen Lande den Namen ihrer Tochter nennt. Sie lassen den Knaben nicht mehr in ihr Haus und weisen seine Liebeswerbung zurück. Sie verlassen sogar die Stadt, ziehen nach Kesan, damit die Liebenden sich nicht begegnen können. Aber das Mädchen wird durch die Laute zur Verrätherin, und während sie in ein anderes Land wandern, folgt ihnen auch der Jüngling. In der Nähe der Stadt hält die Familie Rast, und während sie sich um eine Wohnung umschauf, bleibt Zülfü-sijah in einem grünen Zelte zurück, und dort erreichte sie der Jüngling mit seiner traurig gestimmten Laute. Hierbei wird es in der Stadt bekannt, dass ein Fremder in die Stadt gekommen, man führt ihn zum Herrn der Stadt, damit er ihm seine Absichten mittheile. Der Mann klagt sein Leid, dass seine Tochter vor dem Sänger keine Ruhe hat und verlangt Soldaten, um den Jüngling gefangennehmen zu können. Mit den Soldaten geht er in das Zelt zurück, lässt Derdi-jok gefangen nehmen und in den Kerker werfen. Aber seine Lieder sind so ergreifend, sie erweichen derart das Herz der Wachen, dass sie es dem Herrn der Stadt melden und die Lebensgeschichte des Jünglings erzählen. Die Hilfe ist schon zu spät, denn kaum merkten dies die Eltern des Mädchens, als sie sich auch schon auf den Weg machten, um sich anderswo niederzulassen. Endlich verhilft ihm seine Laute zum Triumph, und nach längerem Umherirren trifft er mit einem Derwisch zusammen, dem Wohlthäter der Liebe. Er weist den Jüngling nach Korasan unter den Schutz des Ejub-Schah, und dort begegnet er wieder seiner Geliebten, um nie mehr von ihr zu scheiden.

Ab und zu begegnet es auch dem Sohn des Padischah, dass er das Land seines Vaters verlässt und zum umherirrenden Sänger wird, obzwar der Sohn des Padischah geboren wurde, nachdem dieser auf Rathschlag eines Derwisch ein Dschami und Quelle bauen ließ. Auch er sieht einen Traum, trinkt den Liebes-

trunk und wird um der Tochter des Schah von Hindostan Willen zum Sänger der Welt. Am Hofe des Schah wird er gefangen gehalten, denn ein schwarzer Diener hat ihn verrathen, und schon will man über ihn den Stab brechen, als ihm der Profet zu Hilfe eilt. Er erscheint im Kerker des Derwisch, bringt auch das Mädchen dahin und während der Zeit, als er auf sein Geheiß die Augen schließt und wieder öffnet, sind sie beide im Reiche des Jünglings. Dies ist die kurze Geschichte von Raznihan, dem Königssohn, und Mah-Firuze, dem Sultanfräulein.

Viel länger dauerte die Haft des Sitemkjar, des Sohnes eines Padischah, dessen Laute von der schönen Gül erklang, der Tochter des Heerführers seines Vaters. Die Beiden liebten einander, aber die Mutter des Königssohnes dachte ihn einer anderen zu, und wollte mit aller Gewalt, dass Dsevri, ein Sklavenmädchen aus fernem Lande, sein Weib werde. Die Hochzeit wird auch abgehalten, aber dreimal erscheint dem Königssohn der Schatten der armen Gül, und dreimal will er die Unterhaltung unterbrechen. Endlich wird das Mädchen davongejagt, verkleidet sich als Dervisch, nimmt eine Laute zur Hand und geht in die weite Welt. Der Königssohn folgt ihr und beide gelangen an den Hof eines Schah und unterhalten dort die Gäste. Aber den beiden Verliebten eilt der Padischah nach, diesem auch der Heerführer, und beide kehren zurück, um die Liebe der jungen Leute zu vereinigen. Die Frau des Schah war noch immer gegen die Ehe, läßt die arme Gül gefangen nehmen und in den Kerker werfen. Sieben Jahre hindurch war das Mädchen im Kerker, der Jüngling ebenfalls sieben, endlich vereinigte sie der Profet zu einer ewig dauernden Glückseligkeit. Auch sie haben die vielen verliebten Paare vermehrt, die sich um Ismail scharen und die auch in der anderen Welt an den Stufen seines Thrones sitzen.

Die Unglücklich - Verliebten gelangten abermals an einen anderen Ort. Auch sie waren Allah's Sänger, aber ihre Glückseligkeit erreichten sie nicht auf Erden, sondern in der anderen Welt. Als die Kämpfer in Heldenromanen würden sie unglücklich, aber nicht Kriegeskampf verursachte ihren Tod, sondern meuchlerische Waffe oder die Gluth ihrer Leidenschaften. Sie sterben, ohne an das Ziel gelangt zu sein und gelangen in die andere Welt als die Märtyrer der Verliebten. So gingen zugrunde Tahir, der Sohn eines Padischah, und Zöhre, die Tochter des Heerführers dieses Padischah. Die zwei Väter haben zwar ihre Kinder gegenseitig zgedacht, nur die Frau des Schah dachte anders. Damit sie durchsetze, dass auch ihr Mann den Jüngling hasse, nahm sie Erde vom Friedhof, gab sie in den Serbet und ließ davon den Schah trinken. In derselben Nacht hatte auch Tahir einen schlechten Traum, er sah einen, seine Spuren verfolgenden schwarzen Hund, und als er am anderen Tag in den Harem gehen wollte, vertraten ihm die Männer des Schah den Weg. Vom Zaubertrank gezwungen hasste auch der Schah den Jüngling, und damit man vor ihm das Mädchen besser bewachen kann, ließ er ihr einen Kösk (Kiosk) bauen. Der arme Tahir konnte sonst nichts machen, als des Nachts bei der Thüre des Kösk zu erscheinen und so sang er seiner Zöhre seine hoffnungslose Liebe vor. Aber der arabische Diener war ihm auch dessen neidisch, verrieth ihn beim Schah, der ihn nach Merdin verbannte und dort auf sieben Jahre einsperren ließ. Hier sang er jene bitteren Lieder, die in alle Welt hinkamen, und wer sie nur sang, ist verliebt geworden. Die Menschen sammelten sich unter dem Fenster des Kerkers an, und so gingen die Lieder von Mund

zu Mund, von Herz zu Herz. Selbst den Profeten ergriffen die Lieder und er erscheint eines Tags im Kerker, macht ihn frei, und er steht wieder dort vor dem Kösk, am Fenster seiner geliebten Zöhre. Vierzig Tage dauerte ihr Glück, vierzig Nächte hindurch konnte er ihr von der Liebe singen. Der Araber verrieth ihn abermals dem Schah, dieser verfolgt ihn mit Soldaten, seine Hände und Füße werden gefesselt, und so wird er auf ein Floss gelegt am offenen Meere. Die Wellen treiben ihn in das Reich des Rosen-Schah, die Fischer holen ihn halbtodt ans Ufer und führen ihn so vor den Schah. Dieser Padischah hatte drei Töchter, alle haben den Königssohn liebgewonnen, und jede von ihnen wollte ihn zum Manne. Der Königssohn konnte ihre Liebe nicht erwidern, wodurch er sie so sehr gegen sich aufbrachte, dass sie ihm Rache schworen und nach dem Leben trachteten. Abermals kam der Derwisch um ihn, er gelangte abermals vor Zöhre's Kösk. Das Mädchen wollte man gerade damals verheiraten, und als die Hochzeit beginnt, legt sich der Königssohn Frauenkleider an, und geht so hinein zu seiner Zöhre. Sie besprechen, dass sie das Palais verlassen, als sie aber hinaus wollen, verstellt ihnen der Araber den Weg und zeigt sie dem Schah an. Der Padischah lässt sie durch seine Soldaten fangen, lässt dem unglücklichen Tahir den Kopf abschlagen und ihn am Hofe des Palastes begraben. Auch Zöhre konnte nicht länger leben, sie geht hin zum Grabe ihres Tahir und tödtet sich mit einem Handschar. Aus den zwei Gräbern wuchsen zwei Rosen, eine weisse und eine rothe, und die beiden Blumen haben sich umschlungen, zu einem neuen Leben im Jenseits.

Gerade solch ein trauriges Ende hatte der Sohn eines Kaufmannes, den sein Vater mit sich nahm nach Mekka. Unterwegs sind sie von Räubern überfallen worden und nur der kleine Knabe konnte sich retten, den ein Diener im Wald verborgen hatte. Ein Mann hat diesen Knaben aufgefunden, nahm ihn mit sich nach Hause nach Mus, wo er eine Frau und eine kleine Tochter hatte. Das Mädchen hieß Kamber, der Knabe Arzu. Dieser Mann hatte einen Bruder, der nach orientalischen Sitten Kamber mit seinem Sohne schon längst verlobt hat und nach Jahren den Wunsch äußerte, dass die öffentliche Verlobung stattfinden möge. Unterdessen waren Arzu und Kamber in die Schule gegangen, und als sie einmal nach Hause kommen, haben sie sich zufällig einander in den Mund geathmet. Ein Funke sprang aus dem Herzen des Einen in das des Anderen hinüber, und es entstand eine so leidenschaftliche Liebe in ihnen, dass sie auch keinen Augenblick ohne einander sein konnten. Sie waren, sozusagen, verzaubert und die gegenseitigen Geschenke, die sie sich gaben, haben ihre Leidenschaft noch mehr gesteigert. Der Knabe nimmt eine Tambura zur Hand, und so irrt er in den Wäldern umher. Es geschah bei einer solchen Gelegenheit, dass sich der Knabe zufällig den Arm brach, und darüber konnte Kamber so sehr verzweifeln, dass sie sich einen Finger abschnitt, damit sie wenigstens auf diese Art Arzu's Schmerz theile. In Liedern trösteten sie sich gegenseitig, und das Lied milderte ihre Schmerzen. Die Mutter des Mädchens wollte von dieser Liebe nichts wissen und schon hatte sie die Idee gehabt, Arzu zu vergiften. Auch Kamber's Bräutigam ist angelangt, und sie setzten den Hochzeitstag fest, den Todetermin der beiden unglücklichen Verliebten. Zum letzten Male wollten sie sich im Leben begegnen, und als sie sich am Waldesrand umarmten und ihre Lauten ein Abschiedslied geseufzt, sind sie beide todtsammen gebrochen. Wie man sie aufgefunden, gerade so hat man sie begraben,

und zwei weiße Tauben entstiegen dem gemeinsamen Grabe, die reinen Seelen der zwei unschuldigen Verliebten.

Aber die Leiden Aller überragte um Vieles die herzerschütternde Geschichte des Meisters der Sänger, des im Feuer der Liebe verkohlten Kerem. Er verließ das Palais seines Vaters, des Schah, um ein umherirrender Sänger zu werden, und folgte stets den Spuren seiner Geliebten, Aszli, der Tochter des armenischen Priesters. Jahre hindurch dauerte sein Umherirren, und Jahre hindurch sang seine Laute die bittersten Klagen. Und als er schon seine Aszli umarmen konnte, dann wurde er vom Feuer der Liebe verzehrt. Flammen schlugen aus seinem Busen empor, und den traurigen Verlauf seines Lebens erzählen die Aschiken der türkischen Dörfer folgendermaßen :

Es war irgendwo ein mächtiges großes Land, und dieses Land hatte einen mächtigen Padischah. Er hätte jedoch alle seine Schätze und sein ganzes Vermögen hingegeben für ein Kind, wenn ihn hiemit Allah gesegnet hätte. Sein Schatzmeister war ein armenischer Priester, auch dem gab Gott keinen Nachfolger.

Eines Tages wurde ein schöner Garten im Palaste gebaut, und als einmal die beiden Frauen spazieren gegangen sind, erscheint vor ihnen ein Derwisch, sein Bart ist schneeweiß, grün sein Mantel und Turban. In seiner Hand hält er einen Apfelbaum und einen Kittenbaum, und er gibt den Apfelbaum der Sultantin und den Kittenbaum der Priesterin. Sie pflanzen die zwei Bäume in den Garten, und warten vergebens, es wächst kein Obst auf denselben. Die zwei Frauen sehen wieder einen Traum, beide zu gleicher Zeit. Der Derwisch ist ihnen erschienen und schickt sie in den Garten, da auf den Bäumen Frucht gewachsen ist. Sie gehen in den Garten, reifen je ein Stück Obst vom Baume, essen es und besprechen untereinander, dass, wenn die Sultantin einen Sohn bekommt und die Priesterin eine Tochter, sie aus ihnen ein Paar machen werden.

Ihr Spruch kam in Erfüllung. In neun Monaten und zehn Tagen wird dem Padischah ein Sohn, dem Priester eine Tochter geboren, und die Freude hierüber ist im Serail so groß, dass die Opferung von Lämmern und die Befreiung der Sklaven gar kein Ende nehmen will. Die beiden Kinder wuchsen so schön heran, dass, wer sie nur anschaute, vom großen Glanz erblinden musste. Zusammen gingen sie in die Schule, zusammen wurden sie im Serail erzogen. Dem Priester und seiner Frau that inzwischen ihr Versprechen leid, denn der Knabe gehörte dem Islam, das Mädchen dem Christenthum an, und passten nicht zu einander. Der Armene wendet sich an eine List und kaum wird das Mädchen flügge, wird das Mädchen todtgesagt und sie bitten den Padischah, sie zu entlassen, da sie aus dem Lande ziehen wollen. Mit reichen Geschenken entfernten sie sich aus dem Serail und machten sich in Zengi ansässig.

Unterdessen hat auch der Königssohn seine Studien vollendet und mit einem Collegen namens Sofu irren sie stets in der Wildnis umher, um Wild aufzutreiben, Vögel zu fangen. In einer Nacht sieht der Königssohn einen Traum. Der Sultan Kara erscheint ihm mit einem Mädchen, in der Hand mit dem Liebesbecher, und lässt ihn den Jüngling bis zur Neige leeren. Die Liebe beherrscht nun sein Herz, ein unbekanntes süßes Empfinden. Stets sehnt er sich in die Berge hinaus, und ohne dass er verstünde, was ihm fehlt, wird er infolge des Traumes sehr krank, dass er auch keine Minnte Ruhe mehr hat.

Eines Tages machte er sich mit seinem Collegen Sofu auf den Weg, sie schlederten bis Zengi und kehren als Gäste beim armenischen Priester ein. Auch dort verbringen sie ihre Zeit mit der Jagd, und eines Tages, als er im Walde einen schönen Vogel erblickt, sendet er den Falken nach, damit er ihn erbeute. Er verfolgt den Vogel über Berg und Thal und dieser verschwindet vor ihm in einem Garten, neben dem Hause des Priesters. Der Königssohn tritt ein, und es schien ihm, als wäre er in das Feenreich gelangt. Blühende Rosen, singende Lerchen, eine einsame Hecke, in der Hecke eine Fee, und der Vogel ist dort auf ihrer Schulter. Als würde der Königssohn seinen Traum sehen, er erkennt das Mädchen, stürzt hin und umarmt sie, küsst sie. Auch das Mädchen erkennt den Auserwählten ihres Herzens, denn in derselben Nacht ist auch ihr der Königssohn im Traume erschienen, aber aus Furcht vor ihrem Vater, dem armenischen Priester, getraut sie sich nicht lange dort zu verweilen. Im Liede verabschieden sie sich von einander, sie besingen ihre Liebe und einigen sich darin, dass der Liebesname des Königssohnes Kerem, der des Mädchens hingegen Assli sei.

Der Königssohn kehrt in das Palais seines Vaters zurück, aber an seiner Liebe erkrankte er so sehr, dass es selbst der Aufmerksamkeit des Padischah nicht entgehen konnte. Vergebens fragt man ihn nach seiner Krankheit, vergebens führt man zu ihm so viele Hodsen, sie können von ihm nichts erfahren. Nur seine Laute nimmt er immer hervor und klagt über seine Liebe, «dass er im Garten des Priesters seine Fee erblickt, er ist hin, denn sie nahm ihm den Verstand, als ihre schönen Haare auf ihre Schulter fielen. Im Garten des Priesters erblickte er ihre Gestalt, diesen auf die Erde gestiegenen Stern des Himmels, die ihn verließ und die er vielleicht nie wieder sehen wird, die ihm den Verstand geraubt. Im Garten des Priesters seufzt der arme Kerem, in der Hand die Laute, auf der Schulter einen Köcher mit Pfeilen, sie bekennt die Religion Jesu; er ist hin, denn er kann seine Religion nicht ändern».

Ein altes Weib erfährt dennoch von ihm das Geheimnis. Sobald die Sache dem Padischah bekannt gegeben wird, lässt er den Priester in das Serail holen und befiehlt ihm, wie es die Frauen schon längst besprochen, seine Tochter seinem Sohne zur Frau zu geben. Nein kann er nicht sagen, nun wendet sich der Armenier abermals zur List. Er bittet sich zur Vorbereitung ein Monat aus, und kaum gelangt er nach Zengi zurück, nimmt er Frau und Tochter und sie flüchten vor der Hochzeit in eine andere Stadt, in ein anderes Land. Der Padischah erfuhr erst von der Sache, als man nach Verlauf des Monats das Mädchen holen wollte. Der arme Kerem wendet sich abermals zu seiner Laute, dieser klagt er sein Leid, aber es ist niemand, der ihn verstehen würde. Vergebens verspricht man ihm eine schönere, sogar mehrere Bräute, Niemanden hört er an. Der Padischah wird der Sache endlich überdrüssig, und da er sieht, dass schöne Worte nichts nützen, jagt er seinen Sohn aus dem Serail. Selbst das Bitten der Mutter hilft nichts mehr.

Der Königssohn macht sich auf die Wanderschaft, in seiner Begleitung ist Sofu, der getrene Kamerad, und er schaut noch einmal in den Garten, vielleicht findet er dort seine Aszli. Aber die Rosen sind im Verwelken, und die Blumen im Absterben. Der wandernde Sänger nimmt seine Laute zur Hand und klagt über sein Schicksal: «Ich kam in den Garten des Priesters, von wo meine Einzige fort ist; die Rose des Gartens ward zum Dorne, mein Glück ist dahin. Ach könnte ich

ihr in das schöne Auge schauen, meine Seele würde sich sättigen an ihrem Anblick, an ihrem schwarzen Haar, an ihrem Mondscheingesicht; aber meine Liebe ist fort. Wohin soll ich, wo soll ich sie suchen, oh Du Handschar, tödte mein Herz; meine Glückseligkeit ist dahin».

Und damit beginnt er jene lange, lange Wanderung, indem er seine geliebte Aszli von Stadt zu Stadt, von Land zu Land sucht. Der Fels ist sein Ruheplatz, der Wald seine Wohnung. Von Zengi wandern sie nach Huj, von da nach Genes, im Kaffeehause ruhen sie die Ermüdung aus und schöpfen aus dem Gesang neue Kraft. Nach Genes kommt Revan, hernach Adsur, dort übernachten sie, dort sucht er die Verlorene. Wenn ein Vogel kommt, von diesem fragt er: «Ihr Vögel, die ihr über den Wolken fliegt, woher kommt ihr, wohin führt euer Weg? Ich schrieb Liebesworte an meine Geliebte, gebet sie ihr, wenn ihr dorthin zieht».

Wenn eine Wolke dahin-schwebt, ist sie sein Bote, und selbst das Wild hält er mit seinem Gesange auf. In Csildi findet er wieder ihre Spur, und hört dort, dass man die Familie des Priesters in Szek gesehen hat. Sofort eilen sie dorthin, und als sie in die Stadt gelangen, begegnen sie einem Hochzeitzug. Auch sie kehren in das Hochzeitshaus ein, und nachdem sie gegessen, getrunken und aus dem Tschibuk geraucht haben, fordern sie die Gäste zum Gesang auf. Der Sohn des Padischah wird für einen Asik (Sänger) gehalten, wie es solche Wandersänger giebt. Voll Thränen im Auge nimmt er die Laute zur Hand, aber nur traurig ist sein Lied, und auch die Gäste fragt er nach Aszli. Es sind etwa fünfzig Tage her, dass sie hier war, sagen die Dorfbewohner, und zeigen ihm die Richtung nach Urhan.

Nahе der Stadt spielte eine Schar Mädchen auf der Wiese, und weil eine der Aszli ähnlich war, spricht er sie folgendermaßen an: «Rosenmädchen bei der Blume, Dein Blick ist geradeso wie der von Aszli; Dein Lächeln zeigt eine Perlenschnur. Dein Auge hat einen schönen Bogen, gerade wie Aszli».

Das Mädchen merkt den Irrthum des Sängers und erwidert: «Ich bin der Cypressenzweig meiner Mutter, kenne Deine Aszlim nicht; ich bin die Rose meines Geliebten und Deine Aszlim niemals».

Sie wenden sich in die Richtung nach Kars und über Oltun nach Bajazid, von da gelangen sie nach Merkiz, aber nur in Erzerum halten sie längere Rast, in einem Kaffeehause der Stadt. Die vielen Aga's und Bej's begrüßen sie, bieten ihnen Kaffee an, und laden sie als Gäste ein. Dem Kaffeehause gegenüber bereiten sich die Menschen zur Hochzeit vor und als er in den Gassen herumging, kamen die Hochzeitsgäste gerade aus dem Bade. Die Braut war mit den Frauen im Bade, und fast fiel der arme Kerem in Ohnmacht, als er unter diesen Aszlim erkannt hat.

«Aus dem Bade kommt ihr schwebender Schritt, Aga's, Bej's ich habe meine Geliebte gefunden: ihr Gang, ihr Blick ist der des Engels Huri, Aga's, Bej's, meine Geliebte habe ich gefunden.»

Aber kaum erkennen sie den Königssohn, eilen schon die Priesterin und ihre Tochter vor ihm und flüchten in eine andere Gegend. Wie der Schatten folgt ihnen Kerem und ganz außer sich erreicht er sie endlich in Kajszeri. Hier hat sich auch Aszli mit ihren Angehörigen niedergelassen, und damit man sie nicht so leicht finde, beschäftigte sich die Priesterin mit Zahnziehen. Aber auch so fand Kerem ihre Spuren und geht eines Tages in das Haus, indem er angibt, sich einen Zahn ziehen lassen zu wollen. Die Frau heißt den Jüngling sich setzen und ruft

auch Aszli herein, damit sie dem Kranken den Kopf halte. Und damit sie noch besser zum Zahn zu kann, legt sie seinen Kopf auf das Knie ihrer Tochter und fragt ihn nach dem schmerzenden Zahn. Kerem zeigt den einen und als ihn die Frau zieht, war der Zahn ganz gesund. Er zeigt den zweiten, den dritten und um länger an seiner Aszli ruhen zu können, lässt er alle zweiunddreißig Zähne reißen. Erst dann bemerkt er, dass sein Mund voll Blut ist und kaum zieht er das Seidentuch hervor, das er noch von Aszli bekam, erkennen sie beide den Königssohn.

Die Frau eilt weg, um ihrem Manne Mittheilung zu machen, das Mädchen aber fällt Kerem um den Hals und bittet ihn, sich vor dem Zorn ihres Vaters zu flüchten. Lieber soll er zu Mitternacht zurückkommen und dann wollen sie beide fliehen. Kerem erscheint mit Szofu, und als sie das schlafende Mädchen mit Gesang wecken wollen, wird er von den lauernden Männern des Priesters ergriffen und in das Gefängnis des Konak gebracht. Und wieder ist es das Lied, wo er Trost sucht und als der Pascha dem Gesange zuhört, lässt er den Gefangenen zu sich rufen und von diesem seine Lebensgeschichte erzählen. Der Pascha sieht, dass eine göttliche Liebe aus dem Sänger spricht, um sich jedoch noch mehr zu überzeugen, lässt er vierzig Mädchen putzig ankleiden, Aszli hingegen in Fetzen kleiden und Kerem wird unter diese geführt. Auch nicht einen Blick wirft er einer anderen zu, nur seiner geliebten Aszli. Der Pascha ordnet daraufhin an, dass der Priester seine Tochter hingeben muss, bis man sie jedoch am anderen Tage holen will, sind sie aus der Stadt verschwunden.

Wieder beginnt die Wanderschaft, und sie gehen und gehen so lange, bis sie nach Aleppo gelangen. Flammen lodern aus dem Munde Kerem's, sobald er zu singen beginnt und er erweicht durch seinen Gesang derart den Pascha der Stadt, dass ihm das Mädchen sicher zugesagt wird. Der Priester findet unterdessen für seine Tochter einen armenischen Bräutigam, lässt sie in der Kirche trauen, als sie aber herauskommen, entreißen die Männer des Pascha das Mädchen. Der Priester wusste nicht, was er thun soll, und er wandte sich wieder zu einer List. Endlich gab er das Mädchen dem Königssohn, ließ sich aber im Geheimen von Aszlim das Versprechen geben, dass sie in der Brantnacht ihren Fisztan (Mantel) nicht aufknöpfe, sondern Kerem darum ersuche. Die Hochzeit fand dann statt, als hätte auch Kerem das längst gesuchte Glück. Als das junge Paar nach Hause kommt, bittet Aszli ihren Bräutigam, ihren Mantel aufzuknöpfen. Mit der Hand oder mit dem Liede, fragt der glückliche Kerem und die Antwort gar nicht abwartend sagt er: «Auf Schneebergen in Urwäldern gieng ich, erlebte die großen Schmerzen des Jenseits, und Allah ließ mich die größte Sehnsucht meines Lebens erreichen. Öffne Dich also, meiner Aszli Perlenmantel. Mein Kummer führte mich aus einem Urwald in den andern, mein Seufzer stieg bis zum blauen Himmel empor, mich schmerzte die tödtende Glut der Liebe. Öffne Dich also, meiner Aszli Perlenmantel. Vom Blut meiner Thränen ward mein Kleid roth, mein goldbefranster Gurt ward zerrissen, mein Wort stockte, meine Zunge wurde stumm. Öffne Dich also, meiner Aszli Perlenmantel».

Und die Kraft seiner Worte öffnet zwar den Fisztan, der Zauber aber des Priesters knöpft ihn wieder zu. Der Armenier verzauberte den Mantel und so oft Kerem einen Versuch machte, sei es mit seiner Laute, oder mit der Hand, er konnte den Zauberspruch nicht brechen.

Ein Seufzer entsteigt dem Herzen des Jünglings, und mit dem Seufzer schlugen Flammen aus seinem Munde. Voll Verzweiflung versucht Aszlim das immer weiter um sich greifende Feuer zu löschen, aber ihre Thränen beleben es mehr und immer wilder schlagen die Flammen empor. Selbst seine Laute ist schon ganz Feuer, und vor der Einäscherung spricht er zuletzt:

«Lasse, meine Aszli, lass das Weinen, ich brenne, meine Aszli, das Feuer zehrt, aus meinem Herzen entsprang der Funke; ich brenne, meine Aszli, das Feuer zehrt. Die Flamme leckt an meinem Körper, ein Glanz ergießt sich über meine Augen, die Liebe gräbt mich in das Feuer; ich brenne, meine Aszli, das Feuer zehrt. Die Welt soll sich ein Beispiel an mir nehmen, der Name Kerem sei ewig, meine brennende Seele geht in den Himmel; ich brenne, meine Aszli, das Feuer zehrt.»

Dort verbrannte er vor Aszli, nur seine Asche blieb zurück. Man kann sie nicht von seinem Staube trennen, stets beweint sie die theure Asche. Vierzig Tage und vierzig Nächte dauert ihre Trauer, und als sie mit ihren Haaren Kerem's übrig gebliebene Asche zusammenkehrt, entspringt daraus ein Funke in ihr Haar, es flammt auf und sofort steht auch sie in Flammen. Nur in ihren Aschen konnten sie sich in Liebe vereinigen.

So wurde der Sänger Kerem zum Altmeister der Aschik-Truppe. Seine Lieder werden noch jetzt gesungen, und es gibt kaum eine Ortschaft in Kleinasien, wo die Lieder des unglücklichen Kerema von den kleinen Nachkommen des großnamigen Aschik nicht gesungen würden. Aber diese Sänger haben Epigonen und diese Epigonen gebrechliche Lauten. Jene zusammengetrocknete, komische, vielprechende Gestalt mit dem großen Turban und dem weiten Schalvar, der die Kaffeehäuser der Reihe nach aufsucht und überall eine Geschichte vorsingt, es ist nur der moderne Aschik der kleinasiatischen Türken. Bloß die Geschichte ist alt, was er erzählt und hie und da mit seiner Laute begleitet. Die Räubereien des heldenhaften Körölu, die Abenteuer des Königssohnes Ismail und das traurige Ende des Sängers Kerem, sind es, mit denen er seine empfindlichen Zuhörer weinen macht. Im weinerlichen Ton erzählt er ihre Lebensgeschichten, und nur dort läßt er seine Laute hören, wo sich die Erzählung zum Liede verfeinert. Denn in Prosa besteht der größte Theil dieser Volksbücher, hauptsächlich jene vielen Einzelheiten, in denen die Lebensgeschichte und das Umherirren des Helden erzählt wird. Nur dort geschieht die Erzählung in Form von Versen, wo der Strom der Empfindung den Darsteller packt, und wo er die Laute zur Hand nimmt, um sein Leid zu klagend und alle diese Verse sind rhythmisch, wie die wirklichen Volkslieder. Hauptsächlich sind die Zeilen mit dreizehn und acht Silben die gebräuchlichsten, die erstere Verszeile mit drei (vier + vier + drei), die letztere hingegen mit zwei (vier + vier) Takten. Nun möge hier ein Kerem-Lied im Originaltext folgen, das Aszli singt. In diesem Vers beweint sie Kerem, und sie richtet die letzten Worte an ihre Mutter, warum nicht ihre Thränen stets zu fließen aufhören:

«Nidse dajannjëm ben bu haszrete,
Ana, Kerem jandë deje ahlarëm.
Szevidsejim beni szaldë bu derde;
Ana, Kerem jandë deje ahlarëm.»
«Lejla icsün, Medsnun dahlara dustu.

Ferhad icsün Sirin kajalar deldi,
 Bize bu ajrêlêk Allahdan geldi;
 Ana, Kerem jandê eje ahlarêm.*
 «Kesis babam bu ise szebeb oldu.
 Kerem atesi üzerime szaldê,
 Bizim kavusmamêz mahsere kaldê,
 Ana, Kerem, jandê deje ahlarêm.»
 «Ben Aszli-jim görnüs-îdim düsümü,
 Akêttêm gözümde kanlê jasêimê,
 Jar icsün cœktirdi otuz disini;
 Ana, Kerem jandê deje ahlarêm.»

Wörtlich übersetzt heißt dies :

«Wie werde ich diese ewige Scheidung aushalten können! Oh Mutter, ich weine deshalb, weil Kerem verbrannt ist. Meine Liebe verursachte mir den großen Schmerz. Ich weine deshalb, Mutter, weil Kerem verbrannt ist. — In den Bergen ist Medanun um seine Lelja zugrunde gegangen, Ferhad hat Felsen gespalten um seine Sirin, diese unsere Scheidung hat gleichfalls Allah angeordnet. Ich weine deshalb, Mutter, weil Kerem verbrannt ist. — Mein Vater, der Priester, ist schuld an meinem Unglück, Kerem's Feuer zündete mich an; nur in der anderen Welt, wenn wir zusammen kommen. Ich weine deshalb, Mutter, weil Kerem verbrannt ist. — Ich bin Aszli, ich sah meinen Traum, ich weinte aus meinen Augen blutige Thränen, meinewegen ließ man sich zweiunddreißig Zähne ziehen. Ich weine deshalb, Mutter, weil Kerem verbrannt ist.»

So gehen die Lieder der türkischen Barden von Mund zu Mund, und so blieben sie, nach Jahrhunderten, bis heute erhalten. In alten Zeiten entstanden Volksbücher in Versen und Prosa gemischt und soweit man aus der Sprache und dem Gegenstand folgern kann, ist ihre ursprüngliche Heimat jener Fleck der Erde, wo die Azerbajdsanen, d. h. die iranischen Türken wohnen. Diese Volksbücher sind eigentlich turkmensche Heldensagen, welche, je nachdem sie auf iranisches oder türkisches Gebiet gelangen, sunnische oder aber siitische Farbe bekennen. So gelangten die turkmenschen Sagen zu den Azerbajdsanen, zu den türkischen Dialekt sprechenden und von Turkmeneu abstammenden Siiten* und von da unter die kleinasiatischen Stämme, zu den anatolischen Türken. Sogar die heutigen Volksbücher sind, so wie sie sind, Werke von Menschen azerbajdsanischer Abstammung. Hiefür spricht theilweise die Sprache der so ziemlich abgemagerten Sagen, welche eher azerbajdsanisch als kleinasiatisch ist, obzwar zwischen diesen zwei Dialekten der Unterschied nicht groß ist, besonders dann, wenn es aus dem Buche gelesen wird. Aber auch die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, dass diese Heldensagen turkmenscher Abkunft auch in Anatolien vorhanden waren, und dass die Autoren der azerbajdsanischen Volksbücher diese gerade so umgearbeitet haben, wie die kleinasiatischen Heldensagen. Denn dass sie von volksthümlichem Ursprung waren, und dass fast alle Helden-Romanzen volksthümlichen Ursprungs waren, daran ist gar kein Zweifel. Man singt ja diese

* Siehe Hermann Vámbéry: *A török faj ethnologiai és ethnographiai tekintetben.* 5-ter Abschnitt.

Lieder auch separiert, und in manchen Gegenden hörte ich und zeichnete solche kleinasiatische Lieder auf, wo man die Volksbücher nicht einmal vom Hörensagen kennt. Ueber Körölu haben z. B. die iranischen Türken ein ganzes Epos, und eine ganze Reihe von Gedichten kennen sowohl die Perser, wie die Turkmenen. Wieder anders sind die Lieder des kleinasiatischen Körölu, des Helden der Volksbücher, und wieder anders sind die selbständigen Romanzen, die gleichfalls an dem Namen Körölu's haften. Hie und da kommen in den Volksbüchern auch Uebersetzungen vor, aber der Unterschied zwischen der originalen arabischen oder persischen Sage und der azerbajdschaner Bearbeitung ist so groß, dass sie auch als eine selbständige Arbeit gelten darf.

Diese Volksbücher sind heute schon sehr selten und nur noch dort bekannt, wo der wirkliche Aschik nicht hervorkam. Diese Epigonen der Kerem's und Garib's sind ebenfalls im Aussterben, und ihre Plätze nehmen Schriftunkundige und Unwissende ein, die die alten Volksbücher entweder nicht kennen, oder derart verdrehen, dass man sie mit der Zeit gar nicht mehr erkennen kann. Die Heldensagen werden zu Volksbüchern, die Volksbücher jedoch zu farblosen Erzählungen. Etwa noch dreißig solche Texte sind im Umlauf, auf kaum lesbaren Stein-druckblättern, und mit primitiven Zeichnungen versehen. Die meisten wurden in Konstantinopel gedruckt, ihre Abschreiber sind jedoch in Stambul ansässig gewordene iranische Türken, d. h. Azerbajdsanen. Die Helden der alten Zeiten sind heute schon in Vergessenheit gerathen, und selbst die Melodien der Lieder ertönen bloß hie und da, am Fuße des Csamlibel, hinter den Ruinen von Körölu's Schloss. Die alten Troubadoure sind verstummt, und die anatolische Räuber-Romantik und die mit Pehlivanen bevölkerte Liebespoesie ist erloschen.

(Schluss.)

Dr. IGNAZ KUNOS.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

Ungarische Akademie. Vortragssitzung der I. Classe am 10. April. Nachdem Classenpräsident Anton Zichy die Sitzung eröffnet, hielt zuerst das correspondierende Mitglied *Oskar Aszóth* seinen Antrittsvortrag «über die slavischen Wörter in der ungarischen Sprache». Vor Allem erörterte Vortragender, was unter altslowenisch zu verstehen ist, und weshalb wir berechtigt sind, die Sprache, aus welcher das Gros der slavischen Elemente in das Magyarische gekommen ist, bei Mangel direkter Quellen, mit dem Altslowenischen, d. h. mit der alten Kirchensprache der Slaven, zu identificieren. Darauf legte er dar, welche lautlichen Kriterien an den aufgenommenen Lehnwörtern für die Entlehnung aus jener, uns sonst unbekanntem Sprache sprechen, und deutete, ebenfalls an der Hand einer eigenthümlichen Lauterscheinung, auf einen jedenfalls schon sehr alten kroatisch-serbischen Einfluss hin, dessen Umfang sich aber nicht näher bestimmen lässt. — Hierauf las das correspondierende Mitglied Wilhelm Pez seine Abhandlung über «Die neugriechische Sprache» vor. Nach einer kurzen Einleitung spricht Vortragender über die Geschichte der neugriechischen Sprachforschung und über den gegenwärtigen Stand derselben. Dann behandelt er, nach der Charakterisierung der einzelnen Epochen der griechischen Sprache, die Dialekte der heutigen

Sprache, die sich in denselben zeigenden fremden Einflüsse, die Literatursprache und die damit zusammenhängende Sprachfrage. Nach der Hervorhebung des zwischen Alt- und Neugriechisch vorhandenen Unterschiedes geht er zur Besprechung der Gründe über, welche das Studium des Mittel- und Neugriechischen in Hinsicht auf das Altgriechische, die alt-, mittel- und neugriechische Literatur, Antiquitäten und Geschichte, allgemeine Sprachwissenschaft und ungarische Interessen, namentlich auf ungarische Geschichte als nothwendig erscheinen lassen. Er behandelt auch die Frage der Aussprache und betont die Berechtigung dessen, dass die neugriechische Literatursprache neben dem Lateinischen die internationale Sprache der classischen Philologie sei.

— Vortragssetzung der II. Classe am 17. April. Den Vorsitz führte in Vertretung des Classenpräsidenten Franz Pulszky das älteste ordentliche Mitglied Lorenz Tóth. Die Reihe der Vorträge eröffnete das ordentliche Mitglied *Ludwig Láng* mit seinem „Ungarns Steuerstatistik“ betitelten Antrittsvortrage, welchem wir in Kürze Folgendes entnehmen: Dem Steuersystem Ungarns geben die indirecten Steuern das Gepräge, indem sie 60%, die directen Steuern dagegen 40% unserer Gesamtsteuer betragen. Unsere Gesamt-Steuerlast beträgt per Kopf 14 fl. 57 kr. Davon entfallen, nach Steuerdirectionen beachtet, auf die Hauptstadt Budapest 82 fl., auf Fiume 34 fl., auf Pressburg 23 fl., auf Kaschau 21 fl., auf Zombor, Debreczin, Hermannstadt 19 fl., auf Temesvár, Oedenburg, Stuhlweissenburg, Szegedin, Raab 18 fl. Die kleinste Steuerlast zeigen Mármaros-Sziget mit 7 fl., Torda, Beregszász, Deés, Trencsén mit 8 fl., Székely-Udvarhely, Alsó-Kubin, Schässburg, Lugos, Nagy-Károly mit 9 fl. Ungefähr ähnliche Proportionen zeigen sämtliche indirecten Steuern, von welchen die Landesbelastung kopfweise 18 fl. 89 kr. beträgt. Die directe Steuer belastet die Bevölkerung vornehmlich im Verhältnisse der Grundsteuer. Die directe Steuerlast ist kopfweise in der Hauptstadt 25 fl., in Fiume 13, in den zehn meistbelasteten sonstigen Bezirken 9 fl. 31 kr. bis 7 fl. 39 kr., in den zehn mindestbelasteten 2 fl. 75 kr. bis 4 fl. per Kopf. Die Haussteuer weist die größten Extreme auf: in der Hauptstadt 7 fl. 28 kr., in dem mindest belasteten Bezirk Torda 10 kr. Die übrigen übergelend, geht Vortragender zu den Steuerrückständen über. Diese betragen in den einzelnen Bezirken 5 bis 60 Prozent des Jahresbetrages und die größten Rückstände zeigen sich nicht immer in den meistbelasteten Bezirken. — Hinsichtlich der Stempel und Gebühren weist Vortragender aus, dass erstere vornehmlich die Proportionen der Consumsteuer zeigen. letztere dagegen sich mehr der directen Steuer entsprechend vertheilen, was dadurch motiviert wird, dass die Gebühren zum größten Theil nach dem Grundbesitz gezahlt werden. Beim Tabakgefälle weist Vortragender nach, dass der kleinere oder größere Betrag des daraus fließenden Einkommens nicht so sehr vom Wohlstand, sondern vielmehr davon abhängt, wo der Tabak producirt wird. Denn sehr viele Bezirke, welche ein sehr geringes Einkommen liefern, gehören zu den wohlhabenderen und consumieren dennoch wenig Aerial-Tabak; es sind diejenigen, welche die größte Tabakproduction aufweisen. — Bezüglich des Lottos weist Vortragender nach, dass dasselbe für das ungarische Aerar von sehr geringer Bedeutung sei, insofern unter den Provinzbezirken auf den meistbelasteten Hermannstädter 53 Kreuzer per Kopf entfallen. Wie wenig die Lotterie den Neigungen unseres Volkes entspricht, beweist die Thatsache, dass dies die einzige

Steuerleistung ist, in welcher nicht die Hauptstadt die größte Ziffer zeigt, sondern Fiume, in dem sie dort kopfweise 2 fl. 13 kr., dort aber 2 fl. 85 kr. beträgt. Schließlich weist Vortragender, die Wirkung der älteren Consumsteuer und die Schanksteuer belehrend, darauf hin, dass die Schanksteuer als neue Steuer noch immer weit entfernt ist, von solch' proportioneller Wirkung zu sein, wie die ältere Consumsteuer. Diesbezüglich führt er die Städte mit geregelter Magistrat an. — Hierauf hielt das correspondierende Mitglied *Julius Nagy* seinen Antrittsvortrag unter dem Titel: «das öffentliche Notariat im Mittelalter». Das mittelalterliche öffentliche Notariat hat sich in Italien, namentlich im sogenannten Exarchat, aus der Institution der römischen Tabellionen in der Zeit der byzantinischen Herrschaft entwickelt. Die Institution hat sich in Ungarn erst im XIV. Jahrhundert im Wege der kirchlichen Gerichte auszubreiten angefangen, aber während sie z. B. in Deutschland zu einer mit dem römischen Rechte aufgenommenen Institution wurde, blieb sie bei uns immer fremd und kam außer den in den Rechtskreis der geistlichen Gerichte gehörigen Angelegenheiten nirgends zur Geltung, umso mehr, weil die ungarische Societät derselben neben den *loci credibiles* gar nicht bedurfte. Den mittelalterlichen Charakter gab der Institution das Papstthum und das Kaiserthum; die Auffassung nämlich, dass der Papst und der Kaiser die Herren der ganzen Christenheit seien, andererseits der Connex des kirchlichen und des römischen Rechtes erzeugten die Ansicht, dass eine authentische Urkunde nur von einem solchen Notar ausgestellt werden könne, welcher seine notarielle Berechtigung entweder vom Papst oder vom Kaiser erhalten hat; ferner, dass solche Notare dann das Recht haben, ohne locale Beschränkung wo immer zu fungieren; daher die Institution der «*auctoritate imperiali*» oder «*auctoritate apostolica*» fungierenden Notare.

— **Ungarische Historische Gesellschaft.** Vortragssitzung am 3. März unter dem Vorsitz des Vicepräsidenten Koloman Thaly. Der Generalsecretär Alexander Szilágyi meldete den Eintritt der Bibliotheks-Commission des Abgeordnetenhauses als gründendes Mitglied mit 200 fl. und den Eintritt von 23 Jahresbeiträge zahlenden Mitgliedern. Hierauf las Béla Pettkó die Denkrede Alexander Márki's auf das Anschlusmitglied Haan. Haan wurde 1818 als Sohn des Békés-Csabaer evangelischen Pfarrers Johann Haan geboren, absolvierte die philosophischen und theologischen Studien am evangelischen Collegium in Eperjes, besuchte die Universitäten Jena und Berlin, bereiste Deutschland, war hierauf durch sechs Jahre Lehrer und Hilfsprediger in Csaba, dessen Geschichte er damals auch schrieb, im Freiheitskampfe war er Nationalgardist, wurde 1849 Prediger in Nagy-Lak, dessen Geschichte er ebenfalls schrieb; 1855 aber, als sein Vater starb, wurde er an dessen Stelle Prediger in Csaba, welches Amt er 36 Jahre führte. Er schrieb 1858 «*Jena hungarica*» gelegentlich des 300jährigen Jubiläums dieser Universität, 1860 chronologische Tabellen zur Geschichte der evangelischen Kirche in Ungarn, worauf 1866 die Geschichte des ungarischen Protestantismus folgte, 1867 bei Gründung der Ungarischen Historischen Gesellschaft wurde er Ausschussmitglied derselben und blieb dies bis zum Tode. 1870 erschien sein Werk: «*Békésvármegeye hajdana*» (2 Bände). 1877 zum Akademiemitglied gewählt, las er als Antrittsvortrag seine «*Biographie des Mathias Bél*». 1874 schrieb er den «*Ursprung Albrecht Dürer's, ursprünglich Ajtósy*». 1885 betraute ihn das Comit

Békés mit der Verfassung der Geschichte des Comitats für das Millennium. 1883 edierte er sein Werk: »Die Generalconvente der evangelischen Kirche.« Er starb am 12. August 1891. — Nachdem hierauf der Generalsecretär den monatlichen Cassenausweis vorgelegt hatte, folgte der Bericht der Millenniums-Commission der Gesellschaft. Die Fünfer-Commission stellte in ihrer am 19. Februar gehaltenen Sitzung vor Allem den Text der Preisausschreibung für die mit dem Graf Eugen Zichy 300-Dukatenpreis zu krönende populäre Geschichte der Landnahme fest. Es wird eine auf der Höhe der heutigen Forschung stehende, aber gemeinfasslich gehaltene Darstellung der Geschichte der Landnahme von ihrem Beginne bis zu ihrer Stabilisierung unter Herzog Géza gefordert und als Einsendungstermin der letzte Mai 1895 festgesetzt. Zweitens beschloss die Commission zu beantragen, dass die Gesellschaft keine selbständige Millennialfeier veranstalte, sondern an dem retrospectiven Theile der Landesausstellung mitwirke. Den angenommenen Antrag ergänzte Präsident Koloman Thaly mit der Mittheilung, dass der die Ausstellungsangelegenheit leitende Minister demnächst die Gesellschaft zur Entsendung einiger Vertreter in die Landes-Commission auffordern werde. Drittens theilt die Commission dem Plenum den Antrag Julius Pauler's mit, die Gesellschaft möge in Ergänzung der von der Akademie vorbereiteten kritischen Millennial-Ausgabe der Geschichtsquellen der Landnahme, die in unserer Kriegsgeschichte erhaltenen Traditionen der alten ungarischen Kriegführung für die Millenniumsfeier zusammenstellen. Diese Arbeit übernimmt auf allseitiges dringendes Zureden Vicepräsident Koloman Thaly.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

A magyar sz. korona országainak közigazgatási és közlekedési Térképe (Administrations- und Verkehrskarte der Länder der h. Stefanskrone). Budapest, 1893. Eggenberger. 1 Blatt.

Csiky Gergely és Abrányi Emil, Toldi (Toldi, Operntext nach Johann Arany's Epos von Gregor Csiky und Emil Ábrányi. [Musik von Edu. v. Mihalovitch]). Budapest, 1893. Pfeifer 64 S.

Csorba Ferencz dr., A katolikus országos autonómia (Die Landesautonomie der Katholiken von Dr. Franz Csorba). Budapest, 1893. Franklin-Verein 32 S.

Erdélyi Gyula, A múlt (Die Vergangenheit. Roman von Julius Erdélyi). Budapest, 1893. Lesehalle des Athenäum. X. Bd. 174 S.

Földrosi statisztikai havi füzetek, szerkeszti Körösi József (Statistische Monatshefte, herausgegeben vom statistischen Bureau der Haupt- und Residenzstadt Budapest. Red. v. Josef Körösi). XX. Jahrgang. Budapest, 1892. K. Grill. 460 S.

Gerő Károly A vadonban (In der Wildnis, Tragödie in 3 Aufzügen von Karl Gerő). Budapest, O. Nagel jun. 85 S.

Gonda Dezső, Agnes, Irgény (Agnes. Roman von Desider Gonda). Budapest, 1893. Singer und Wolfner 128 S.

* Mit Ausschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Dr. Harasz Rezső, Magyar földrajzi könyvtár. Bibliotheca Geographica Hungarica. Bibliographia librorum de regno Hungariae, quovis sermone compositorum, itemque eorum librorum, quos scriptores Hungarici quavis lingua conscriptos et in quocunque geographiae argumento versantes ediderunt; cum praefatione historiam literarum huc spectantium illustrante. Scripsit et in aeras, quam Academia Linguarum Hungarica die VII. mensis Maii A. MDCCCLXXXVIII. fecerat, exposuit *Rudolphus Havass*, Phil. Dr. Prof.). Budapest, 1893. Paul Franke in Comm. XXVII und 532 SS.

Herczeg Ferencz, A Gyurkovics-lemnók (Die Töchter der Familie Gyurkovics. Novellen von Franz Herczeg). Budapest, 1893. Singer und Wolfner. 214 S.

Ipolyi Arnold Beszédei (Arnold Ipolyi's Reden). Neue Ausgabe. Budapest, 1893. M. Ráth's Familienbibliothek. LXXXII. Bd. 387 S.

Karczag Vilmos, Lemondás (Entsagung, Schauspiel in 5 Akten von Wilhelm Karczag). Budapest, 1892, Hornyánszky, 157 S.

Kortólott birtokok kímútátsá és Magyarország területének mivelési ágak szerinti megosztása (Ausweis der Güter mit beschränktem Verkehr und die Vertheilung des ungarländischen Gebietes nach den Zweigen der Bodencultur. Im Auftrage des k. u. Ackerbauministers von der Section für Feldpolizei und Statistik dieses Ministeriums). Budapest, 1893. Otto Nagel in Comm. 4^o 45 S.

Koslenszky Géza dr., Nemzeti politika a felvidéken (Nationalpolitik in Oberungarn von Dr. Géza Koslenszky). Budapest, Singer und Wolfner. 95 S.

Kudora Károly, Könyvtárta (Bibliothekenlehre von Karl Kudora mit 3 Textillustrationen und einem Titelbilde). Budapest, 1893. Dobrowsky und Franke. XIX und 208. S.

Mátray Lajos, Hulló levelek (Fallende Blätter, Gedichte von Ludwig Mátray). Szatmár, 1893. J. Reiszler, 160 S.

Mészáros István költeményei (Stefan Mészáros' Gedichte. Aus dem Nachlasse herausgegeben von der Witwe). Erlau, 1893. St. Blay in Comm. 121 S.

Pongrácz Lajos, Epigramm-koszorú (Epigrammenkranz von Ludwig Pongrácz). Budapest, 1893. Hornyánszky, 62 S.

Szabó Jenő, Verseik (Gedichte von Eugen Szabó. 1883—1892). Nagy-Enyed, 1893. K. Baldi, 215 S.

Szerencs János, A főrendiház szervezete. Megvilágítva a fennálló törvények, szabályok és rendeletek által (Die Organisation des ungarischen Oberhauses [Magnatenhauses]. Beleuchtet durch die bestehenden Gesetze, Regulative und Verordnungen von Johann Szerencs). Budapest, 1893. Selbstverlag d. Verf. (Kanzlei des Oberhauses). XXVII. u. 256 S.

Szomaházy István, Az újság. A hírlapírás műhelyéből (Die Zeitung. Aus der Werkstätte der Journalistik von Stefan Szomaházy. Mit Illustrationen von Ludwig Gerő). Budapest. 1893. Administration des «Pesti Napló» 182 S.

Vadona János, Az öt világérszéből. Szézezer mértföld rizen és szárazon. Három év, hét és fél hóra terjedt utazás tollrajza (Aus den fünf Welttheilen. Hunderttausend Meilen zu Wasser und zu Land. Federzeichnung einer Reise von drei Jahren und siebeneinhalb Monaten). Budapest, Hornyánszky, 1893. 900 S.

Vikár Béla, Az arany ember és a rongyos bankó (Der Goldmensch und die lumpige Banknote von Béla Vikár). Budapest, 1893. Grill 32 S. Eine poetische Darstellung der vom gegenwärtigen Ministerpräsidenten und Finanzminister Dr. A. Wekerle durchgeführten Valutaregulierung (d. h. Einführung der Goldwährung) in köstlichem, volksthümlichen Tone. Für das schlechte Volk ebenso instructiv, als amusant. Preis 10 kr.

LIII. GENERALVERSAMMLUNG DER UNGARISCHEN AKADEMIE.*

Eröffnungsrede des Akademie-Präsidenten Baron Roland Eötvös.

Geehrte Versammlung!

Die Statue Arany's steht bereits vor dem Museum, die Fahnen sind gehisst, welche die Feier der Enthüllung verkünden und auch wir, die wir uns in dieser Stunde zur feierlichen Sitzung der Akademie hier versammelt haben, können uns nur mit seinem Andenken beschäftigen.

Ein treuer Freund von ihm wird zu uns von seinen lyrischen Dichtungen sprechen, sein Nachfolger in seinem Amte in der Akademie wird uns einige charakteristische Züge aus seinem Lebensbilde vor Augen führen und an seinen Namen werden sich auch die wenigen Worte knüpfen, mit welchen ich die Sitzung eröffne.

Seiner großen Gestalt entspricht diese bescheidene Form der Erinnerung besser, als die überschwellende Fluth lobpreisender Reden, denn die Bescheidenheit war ja nicht allein eine Zierde seiner Person, sondern bleibt auch eine ewige Lehre seiner Dichtung.

In der That erscheint uns sein ganzes Leben, seine ganze Dichtung als eine große Lehre, und es kommt nur auf uns an, aus denselben für Geist und Gemüt Grundsätze herauszulesen.

Ein wahrer Dichter, wie er, reißt seine Leser nicht nur mit sich in die Wolken empor, sondern er läßt sie auch auf den rauhen Pfaden des Lebens nicht ohne Licht wandeln. Verstünden es nur recht Viele, diesem Lichte zu folgen, welches Demjenigen, der auf der Erde nach dem Schönen, Guten strebt, die einzuschlagende Richtung sicherer zeigt, als hundert und hundert Gebote der Staatsgesetze und der Schulerziehung. Denn wie es unzweifelhaft ist, dass ohne edle Empfindung und ideale Auffassung noch nichts Großes auf dieser Erde zu Stande gekommen ist, ebenso gewiss ist es auch, dass nur Derjenige die Erdschlacken von sich abschütteln kann und

* Die alljährliche feierliche Generalsitzung der Akademie verband sich diesmal mit der Enthüllungsfeier des Arany-Denkmal's und war demzufolge ihre gesammte Tagesordnung dem Andenken des großen nationalen Dichters gewidmet.

großer Thaten fähig sein wird, der, wenn er sich zur Entscheidung anschickt, in der Reihe seiner Rathgeber auch dem Dichter Raum gibt.

Achten wir denn unser ganzes Leben hindurch auf das Wort des Dichters und nicht allein in den Momenten der leidenschaftlichen Aufwallung der Jugend, sondern auch später in den gleichmäßig dahingehenden Tagen der Pflichterfüllung, denn wir können auch dann noch lieben, wenn wir nicht mehr verliebt sind, wir können dem Vaterlande auch dann noch Opfer bringen, wenn wir nicht mehr fähig sind, das Schwert zu schwingen, und wir bedürfen des Glaubens und der Hoffnung ebenso während der Arbeit, wie in den Stunden der Verzweiflung.

Die Muse hat Arany von der Wiege bis zum Grabe begleitet, sie hat ihm seine Lieder inspiriert, seine Thaten geleitet. Das poetische Erbe, welches er uns hinterlassen hat, umfasst die Träume des Jünglings, das Handeln des Mannes und die Rückerinnerungen des Alters.

Er hat vor uns eine reiche Phantasiewelt aufgethan, in welcher wir nicht bloß sehen können, wie wir unter imaginierten Verhältnissen sein könnten, sondern aus der wir auch lernen können, wie wir in der Wirklichkeit sein sollen, und weil die Welt seiner Phantasie doch nur eine ungarische Welt ist, darum spricht die Lehre seiner Dichtung am verständlichsten zu uns Ungarn.

Sein Held — brauche ich Toldi zu nennen? — ist nicht allein eine Riesengestalt des Traumes der herrlichen Vergangenheit, sondern noch mehr eine Personification jener Tugenden, welche dem Ungarn in der Wirklichkeit eine herrliche Zukunft sichern können.

Toldi wurde als Edelmann geboren, dennoch stärkte Arbeit seinen Arm zur Führung des Schwertes, er diente treu seinem Herrn und König, erniedrigte sich aber nie zum Schleppträger, er drängte sich nicht vor, ging aber im Kampfe immer voran, er prahlte nie, war aber heikel auf seinen guten Ruf, er überlegte, was er auf sich nahm, doch was er auf sich genommen hatte, führte er auch aus, er zürnte bisweilen, aber er intriguierte nie, und wenn er fehlte, wusste er die Folgen seines Fehlers als Buße zu tragen und was die Hauptsache ist, mit all' diesen Tugenden war er in Herz und Seele Ungar, er liebte sein Vaterland, wiewohl er von demselben gar wenig redete, da der wirklich tugendhafte Mensch, wie den Namen Gottes, so auch den des Vaterlandes nicht unnütz im Munde führt.

Die ungarische Nation lebt ihr Mannesalter, sie hat auf allen Gebieten Männer nöthig, die ihre Pflicht in der Arbeit so erfüllen, wie Toldi sie in der Schlacht erfüllt hat.

Verstehen wir die Mahnung des Dichters, prahlen wir nicht fortwährend mit unserer Vaterlandsiebe, sondern gehen wir an die Arbeit, denn, wahrhaftig, nationale Kultur, nationale Politik, nationaler Genius verhalten nur als leere Worte, so lange wir nicht die Pflugsterze ergreifen,

nicht mit starkem Arm den Hammer schwingen, so lange nicht Jeder von uns mit seinem Werkzeuge und mit seiner Fähigkeit die ihm als Antheil zugefallene Arbeit verrichtet.

Und es ist schade, unthätig zu sein, denn die Nation, aus deren Tugenden der Dichter die Gestalt seines Helden zu schaffen vermocht hat, kann, wenn sie ernstlich dazu sieht, noch große Dinge leisten.

Johann Arany hat das Seinige gethan, thun auch wir das Unsrige! Damit eröffne ich die 53. feierliche Generalversammlung der Akademie.

Arany's Lyrik

VON JOSEF LÉVAY.

Die Pietät der Akademie hat es gewollt, dass der heutige Tag der Tag Johann Arany's sei; dass jene anspruchslose, schlichte Gestalt, von welcher so viel Glanz auf unsere Poesie und Akademie ausgeströmt ist, nunmehr verklärt und verherrlicht zwischen diesen prunkvollen Wänden noch einmal an uns vorübergehe, bevor die anerkennende Nation dieselbe in Erz verewigt schaut.

Sein Leben und Wirken wurde mehrfach geschildert und auch an dieser Stelle durch berufene Talente in Denkrede gefeiert. Seine Dichtergroße wurde in Gedichten verherrlicht. Mit seinem allgemeinen literarischen Wert haben sich Kunstkritiker befasst.

Ich habe in diesem Augenblick nur die Aufgabe, die Aufmerksamkeit auf seine lyrischen Dichtungen zu lenken, in diesen, wie in einem Spiegel, seine Gestalt, die individuellsten Eigenheiten seiner Dichtung sehen zu lassen. Ist ja doch die Lyrik der unmittelbarste Ausdruck des inneren Lebens, der Gefühls- und Gemüthswelt des Dichters.

Und mir thut es wohl, Hand in Hand mit ihm, dem Vorbilde und Freunde meiner Jugend, jenes Feld zu durchwandeln, welches seine Meisterhand mit unverwelklichen Blumen bepflanzt hat.

Bekanntlich hat sein meteorartiges Auftauchen in unserer Literatur nicht mit lyrischen Gedichten stattgefunden, sondern mit seiner epischen Dichtung Toldi. Dieses Werk war eine hinreißende Erscheinung in unserer poetischen Literatur; in Ton, Sprache, Composition abweichend von alldem, was wir bisher als Epos oder poetische Erzählung gekannt hatten. Eine gewisse selbstständige Eigenart, naive Frische ergoss sich über das Ganze, eine zauberische Verschmelzung des Alten und des Neuen, in welcher Toldi, diese halb mythische Gestalt unserer nationalen Vergangenheit, mit unauslöschlichen Zügen gleichsam lebendig vor unseren Geist trat.

Nach diesem Anfang erwarteten wir mit Sehnsucht: was und wie diese originale gewaltige Leier tönen werde, wenn der Dichter seine individuellsten Gefühle dolmetschen würde? Ob der zarte Erguss des Liedes der Kraft,

dem Wert jener sieghaften poetischen Erzählung die Wage halten werde? Ob sie im Herzen des Leserpublikums einen entsprechenden Widerhall zu wecken vermögen werde?

Jetzt, wo wir Arany's poetisches Wirken in seiner vollen Gänze sehen, können wir ohne Zaudern auf diese Fragen antworten. Was er an lyrischen und balladenhaften Gedichten geboten hat, ist in seiner Art eben so wertvoll, wie seine längeren epischen Werke.

Die poetische Literatur der dreißiger und vierziger Jahre wuchs und blühte vor seinen Augen, aber sie wirkte auf das, vom literarischen Centrum fern in der Einsamkeit vegetierende große Talent weder mit ihrer Richtung, noch mit ihrer Sprache, oder mit ihren Formen so ein, dass dasselbe den schon ausgetretenen Pfad beschritten hätte. Es war eine besondere Gunst Gottes für seine Muse und unsere Nation, dass Arany dem einfachen, echten Ungarvolke entsprossen ist. Nur aus diesem Boden konnte der Zauberbaum seiner Dichtung sich so breitkronig, blühend und kraftvoll entwickeln. Nur an den Brüsten des Volkslebens konnte er jenen reinen, unverfälschten volksnationalen Geist in sich saugen, welcher seine Dichtung in Hinsicht auf Idee, Auffassung, Sprache und Form durchdringt. Er hing mit starker Liebe an der Scholle, aus der er spross, am Volke, an dessen Brust er gelegen, aber diese Liebe war bei ihm zugleich die Liebe zum Vaterlande und zur Nation.

Demgemäß war unser Arany sowohl durch seinen Ursprung, als auch durch seine Situation, seine Neigung und seine Studien darauf hingewiesen, ein im edleren Sinne genommener Volksdichter zu werden; ein solcher, der die Poesie durch die bewusste Anwendung der reinen Volkselemente und sprachlichen Ursprünglichkeiten nicht erniedrigt, sondern erhöht, der die unverfälschte Inspiration des nationalen Genius versteht und treu befolgt, und die Himmelsgabe besitzt, dieselbe seiner Nation treu zu verdolmetschen. Er kannte unmittelbar jene Quelle, welche im Laufe der Zeiten auch bei uns nie aufgehört hat, zu fließen: die Quelle der Volksdichtung, und sozusagen vor seinen Augen fand der triumphatorische Einzug des Volksthümlichen in die Halle unserer Kunstdichtung in Petöfi's von Feuer überschwellenden Liedern statt. Diese Wahrnehmung übte unzweifelhaft Einfluss auf Arany's poetische Thätigkeit, aber nicht in solchem Sinne, dass sie derselben die Richtung gegeben oder ihn in irgend einer Hinsicht zur Nachahmung gereizt hätte. Er erhielt von ihr vielmehr nur den Impuls, seiner eigenen selbstständigen Richtung zu folgen. Denn es zeigt sich nirgends eine Verwandtschaft zwischen der Lyrik und Individualität der beiden hervorragenden Sänger, außer in dem Einen, dass Beide mit übereinstimmender Vaterlandsliebe das Aufblühen unserer Dichtung auf volksnationaler Basis anstrebten. Zwei Fixsterne, aber in zwei verschiedenen Himmelsgegenden.

Die Volksthümlichkeit in der poetischen Literatur hat einen doppelten

Zweck. Einerseits den, die Eigenschaften des Volksgeistes und Volkscharakters zu einem, durch Kunst und Geschmack begrenzten Ausdruck zu bringen und der Poesie dadurch Kraft, Verjüngung, individuell-nationale Selbstständigkeit zu geben; andererseits den, die derart gekräftigte Literatur in näheren Contact mit dem Gros des Volkes zu bringen und damit auf dessen sittliche und geistige Hebung hinzuwirken.

Wie sehr Arany diese Auffassung des Volksthümlichen in der Poesie theilte, beweist seine gesammte poetische Thätigkeit. Er selbst erklärt gleich am Beginn seiner poetischen Laufbahn: «Der Volksdichter hat nicht die Aufgabe, sich unter das rohe Volk zu mengen und dessen Manieren anzunehmen, sondern die, auch die höchsten poetischen Schönheiten in einer auch für das Volk fasslichen Form darstellen zu lernen. Dies hat mir vorgeschwebt, als ich den Toldi schrieb, und auf diesem Wege wandle ich auch fürderhin.» In «Murány ostroma» («Die Belagerung Murány's») aber will er «eine Sprache versuchen, welche gleichsam die Mitte zwischen Literatur- und Volkssprache hält, um so einerseits der poetischen Diction mehr Volksthümlichkeit zu verschaffen, andererseits das Volk an eine höherstehende Lektüre zu gewöhnen.»

Bei dieser klaren Auffassung von Aufgabe und Mittel der Poesie ist es kein Wunder, dass er sich in seinen Dichtungen als ein Sprachkünstler erwies, auf den die ungarische poetische Literatur noch lange als auf ein Muster hinweisen wird. Der Zauber und die Kraft seiner Sprache kommt in seinen lyrischen Gedichten ebenso, wie in den epischen zur Geltung. In diesen bietet zwar die Natur der Kunstgattung, die Schilderung der mannigfachen Situationen und Charaktere dafür mehr Raum; aber in jenen gibt ihm sozusagen sein Herz mit natürlicher Kraft und Ursprünglichkeit das Wort auf die Lippen. Es stehen ihm ungesucht und in Fülle Worte und Wendungen zu Gebote, welche, wiewohl sie die lebende Volkssprache und die ältere Literatur vielleicht bewahrt hat, uns doch im Lichte einer wohlthuenden Neuheit erscheinen. Sein poetischer Stil ist demnach ein eigenartiger, individueller, mit dem sich keiner unserer Dichter vergleichen lässt. Er ist nicht stereotyp, steif, maniert, sondern lebendig, frisch, charakteristisch. Er ist einfach und doch so edel. Ganz er selbst. — Der Stil steht bei Arany in vollem Einklang mit dem Inhalt. Ueberhaupt gibt ja der Inhalt dem Stil den wahren Wert. Ohne denselben ist er, was der Glaube ohne gute Werke. Der Inhalt seiner Lyrik ist immer edel, tadellos und tief. Die Originalität des ungarischen Genius wirft in der Sprache und im Denken ihren Glanz auf ihn, so dass seine Dichtung in der That als ein treuer Ausdruck des abgeklärten Charakters, der geläuterten charakteristischen Eigenthümlichkeiten unserer Nation betrachtet werden kann.

Es ist unleugbar, dass Arany durch seine Neigung und sein Talent mehr zur epischen, als zur lyrischen Dichtung hingezogen wurde. Seine

schöpferische Kraft empfand das lyrische Gebiet als eng, unzureichend. Auch wenn er, von größeren Schöpfungen ausruhend, kleinere Gedichte schafft, wendet er sich mit Vorliebe der Ballade und der Erzählung zu. Und dennoch wäre es schwer, zu entscheiden, welcher von beiden Gattungen sich die Wage seines poetischen Sinnes zuneigt. Wer seine Lyrik mit empfänglichem Herzen, eindringendem Geiste eingehend betrachtet, muss gestehen, dass Arany auch in ihr mit den ersten Dichtern der Weltliteratur concurriert. Die Würdigung seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete fordert, dass wir dieselbe in chronologischer Aufeinanderfolge betrachten.

Seine ersten Lieder erklingen in dem, der Revolution unmittelbar vorangehenden Jahre. Diese Zeit ist für ihn nicht mehr die Periode des gährenden Herzens. Jene sieben-acht Gedichte, welche die glänzende Reihe der übrigen einleiten, sind schon mehr der Wiederhall des in sich selbst versenkten ruhigen Gemüthes.

Seine Seele, dieser stille, tiefe See, wird auch von den folgenden stürmischen Tagen nicht so aufgewühlt, dass er, entgegen seiner Natur, seine Wogen himmelan schleudern und sein Tosen in den Riesenkampf der Elemente mische. «Unter der Aufregung der Jahre 1848—49 habe ich wenig gearbeitet, denn ich brauche dazu Ruhe. Einige Lieder, kleinere Erzählungen waren Alles.»

Trotzdem lässt sich nicht sagen, dass die Sturmrufe der Freiheit unserer Nation seine Leier nicht ergriffen hätten. Wie, hätte zu einer Zeit, wo beim Vernehmen dieser Rufe Halbtodte lebendig, Kinder zu Kämpfern, Greise zu Jünglingen, Jünglinge zu Halbgöttern wurden, er, der Dichter, dessen Herz voll Vaterlandsliebe war, kalt bleiben können? Er begeisterte, anspornend, aneifernd, und später ließ er klagend, wie der verwundete Singvogel, in sein verborgenes Nest zurückgezogen, seine Lieder über den Trümmern ertönen. Arany's Revolutionslieder sind voll Feuer, dessen Lodern aber von seiner individuellen Natur und seinem Geschmack gemäfigt wird. Sie mahnen die Nation zur höchsten Kraftanspannung, da ihr Fortbestand auf dem Spiele stehe. Volksthümliche Form und Sprache, wertvoller poetischer Inhalt charakterisieren sie, doch können sie im Waffengetöse, wo statt der Dichter der Nation ihre Kanonen sprechen, nicht zur Geltung und auf die Lippen der Nation gelangen.

«Nach der Revolution» — sagt Arany — «habe ich weniger gearbeitet, als vor der Revolution; ich verfiel in eine gewisse lyrische Stimmung, ohne dass meine Lyra einen vollen Ton gäbe.» Diese Periode legte sich mit bleierner Wucht auf seine Seele. Die öffentlichen Zustände, Privatverhältnisse, physische Leiden störten seine Thätigkeit. Alle seine Versuche, seine begonnenen größeren poetischen Unternehmungen mit ganzer Ausdauer zur Vollendung zu bringen, endigten, wie er selbst sagt, in schmerzlicher Unbefriedigung. «So wurde ich» — sagt er — «meiner Meinung, meiner

Richtung, meinem Arbeitsdrange entgegen zum subjectiven Dichter, indem ich meine schmerzende Seele in einzelne lyrische Seufzer zerbröckelte.»

Aber die aus ihrer Betäubung allmählich zu sich kommende Nation lauschte mit Entzücken und Hoffnungsfreude der poetischen Ausgestaltung dieser Seufzer. Während jener bitteren zehn Jahre kam die Literatur der niedergetretenen Nation, wie schon so oft, zur Hilfe. Ihre Dichter kehrten, wie die verscheuchten Singvögel, mit schüchternen Versuchen nacheinander in die verwüsteten Haine zurück. Arany's und Tompa's Lieder erklangen. Bald offen, bald verhüllt, liehen sie dem Kummer der Patrioten, später der Hoffnung und Ermuthigung Ausdruck. Die poetische Natur Beider war wie geschaffen dazu, den Gefühlen der unterdrückten Nation Worte zu leihen, sich sinnend in das Anschauen der Bilder der unverdienten Verwüstung zu versenken und unseren Glauben an eine bessere Zukunft zu wecken und zu nähren. In Arany's in dieser Zeit entstandenen gewaltigen Gedichten (*A költő hazája*, *A dalnok baja*, *Hiú sovárgás*, *Összszel*, *Visszatekintés*, *Enyhülés*) («Des Dichters Heimath», «Des Sängers Schmerz», «Vergleichliches Sehnen», «Im Herbst», «Rückblick», «Linderung») spiegelt sich das Bild jener traurigen Periode durch das Gemüth des Dichters hindurch so treu wieder, wie das Antlitz des umwölkten Himmels im Spiegel des Sees.

Von da an beschenkt ihn die lyrische Muse seltener. Es fehlte ihm die Ruhe, die harmonisierende gesunde Kraft und elastische Thätigkeit des Körpers und der Seele. Auch jetzt hängen einige seiner gewaltigen Schöpfungen am Schicksale des Vaterlandes. In seiner hochfliegenden classischen Ode «*Széchenyi emlékezete*» («Das Andenken Széchenyi's») gelangt die Verherrlichung des größten Ungars, die Würde der seiner gedenkenden Nation und die Geisteshoheit des Dichters zu erhabenem, vereintem Ausdruck. Er mahnt fortwährend zu unerschütterlichem, selbstlosem Patriotismus und in seiner Einsamkeit beginnt seine düstere Patriotensorge sich allmählich durch den Strahl der anbrechenden besseren Zeit zu erhellen. Aber es kam ein Jahr, ein gesegnetes Jahr für Arany's Dichtung: 1877. Ein kurzes Jahr von der Wichtigkeit einer ganzen Periode, wie seine gesammte lyrische Thätigkeit kein zweites aufweist. Von den Fesseln des Amtes befreit, verjüngt sich sein Geist, beherrscht er den gebrechlichen Körper und seine Schöpfungskraft streut in erstaunlicher Fülle ihre einander an Reiz überbietenden Blüten. Als ob ihn eine geheime Mahnung zu rascher Arbeit getrieben hätte, ein Vorgefühl, welches ihm zuflüsterte: «Jetzt ist noch Tag, aber es kommt die Nacht, wo Niemand wirken kann.» Die Erzeugnisse dieses gesegneten Jahres zeigen nicht nur keine Spuren der Ueberhastung oder der Abnahme der poetischen Kraft, vielmehr manche, besonders die balladenartigen, ein Steigen derselben.

Seine Lyrik übt auf uns eine tiefe und bleibende Wirkung. Die Quelle

dieser Wirkung ist ebenso im Adel des Inhalts, wie in der besonderen Kraft und Anmuth der Sprache und in der Vollkommenheit der Form zu suchen. Da ist nichts Triviales, kein rohes oder beleidigendes Detail. Alles ist der Ausfluss eines tief empfindenden Herzens, eines hohen edlen Geistes, welcher nur veredelt und erhebt. Die Idee oder der Gegenstand, den er auf seine Leier zu nehmen würdigt, ist dessen auch wirklich würdig. Seine Künstlerhand zaubert selbst das Geringe in ein Interessantes, ja Bedeutendes um. Trotzdem ist in seinen Dichtungen Alles so aufrichtig und wahr. Kein Atom von der Aufrichtigkeit seines Gefühls fällt der Redefloskel, oder dem Schwung des Ausdrucks zum Opfer. Aber dort, wo es am Platze ist, kann keiner mit glänzenderen Farben malen, als er. Bei ihm beleuchtet oft ein einzelner Zug eine ganze Situation. Sein scharfer Blick und feiner Sinn findet leicht die eigenartigsten Ausdrücke zur Charakterisierung des Gegenstandes. Müßige, gewöhnliche Epitheta oder leere Bilder bleiben ihm fern. Was da ist, gehört Alles hin. Alles ist ohne Ueberfluss oder Mangel, mit gutem Augenmaß bemessen.

Seine Poesie durchzieht ein gewisser Ernst, man könnte sagen ein düsterer Ernst. Als ob ihm die Himmlischen die Leier in Flor gehüllt in die Hand gegeben hätten. Er ist düster, aber auch durch seine Düsterkeit schimmert die Kraft und das Selbstvertrauen, ja oft auch ein wohlthuender Strahl des Humors hindurch. Zweifel, herznagende Pein lagern sich, wie ein beklemmender schwerer Nebel, erst später auf ihn, als mit der Zahl der Jahre auch seine physischen Leiden zunehmen.

So wie den Geist seiner poetischen Sprache, hat er auch die Formen derselben vielfach vom Volke genommen. Er folgte bei der Anwendung derselben nicht dem Ungefähr, auch nicht bloß seinem Triebe. Tiefer, als irgend Jemand vor ihm, beobachtete und studierte er die Erscheinungen der Volkspoesie, zugleich die Eigenthümlichkeit unserer Volksmusik und die Reste unserer alten Literatur.

Er nahm die Volksliedformen in Gebrauch; kombinierte auf Grund derselben neue Formen, dennoch kann man nicht sagen, dass seine Gedichte Beispiele derselben in überwiegender oder ansehnlicher Zahl aufweisen. Es ist mehr der Geist, welcher ihm auch in dieser Hinsicht die Richtung gab. Die Volksliedform war auch nicht ausnahmslos für die Darstellung jedes Gegenstandes passend und befriedigend. Die Abwechslung und der Inhalt forderte die westlichen Versformen. Der Einfluss der Volksdichtung kommt am meisten in seinen Balladen zur Geltung: später benützt er auch in diesen, freilich mit meisterhafter Originalität, die Muster der nordischen Balladen. Alles zusammengenommen kann man kühn behaupten, dass die volksnationale und künstlerische Verschmelzung von Sprache, Form und Geist bei keinem unserer Dichter mit solcher Anmuth und Kraft auf uns wirkt, wie in Arany's Lyrik.

Seine Einwirkung auf die Dichter seiner und der darauf folgenden Zeit ist nicht zu leugnen. Wenn schon nichts Anderes, konnte den jungen Poeten doch jene Formvollendung, welche bei ihm durch den edelsten Inhalt gehoben wird, als nachstrebenwertes Vorbild dienen.

Arany's Lyrik lässt den Dichter und den Menschen in vollem Einklang erscheinen. Für uns, die wir seine Individualität und sein Leben aus der Nähe mit sympathischer Aufmerksamkeit verfolgen konnten, existiert keinerlei Dissonanz zwischen den beiden. Es ist die einfache Wirklichkeit, ohne äußeren Firniss oder Farbensmuck. Das schweigsame Verdienst, welches auch stumm sagt: ich bin mehr, als ich zu sein scheine. Tiefe Vaterlandsliebe erfüllt dieses bangende, empfindungsreiche Herz. Die warme Theilnahme am Geschieke seiner Nation gibt ihm auch dann noch Laute auf die Lippen, als er unter der Wucht der Leiden halb gebrochen keucht und noch seine letzte Kraft zusammennimmt.

Jeder Nerv in ihm steht zwar in Verbindung mit den Bestrebungen seiner Nation, aber seine sich in sich selbst versenkende Natur gestattet ihm, Gott sei Dank, nicht, in der Strömung der äußeren Bewegungen unterzugehen. Er schlägt auch seine Laute weder zur Verherrlichung, noch zur Verunglimpfung der neuen Zeiten. Aber als ihm auch in seiner Zurückgezogenheit die widerlichen, beleidigenden oder extravaganten Scenen der unter dem Titel des Patriotismus aufgeführten Kämpfe vor Augen treten, kann er sich nicht enthalten, hie und da einen Funken seiner Abneigung oder seines Humors auf die Lärmmacher, auf die Interessenjäger, auf die, die Patrioten spielenden Maulhelden abzuschleßen.

Seine Seele ist von Güte erfüllt ebenso für die Gegenstände der Natur, wie für die Menschen. Im Menschen betrachtet und achtet er den Menschen, das Innere, ohne alle äußere, zufällige Zubehör. Die ehrbare Armut ist ihm wertvoller und wünschenswerter, als der herrschaftliche Comfort und Prunk. Es interessieren ihn nicht allein die höheren Schönheiten der Natur; seine Aufmerksamkeit fesselt auch ein kleiner Falter, der im Staube der Strafe vor ihm schwebt. Sein Lied vom Falter stellt sich würdig Burns' Liedern von der Feldmaus und vom Tausendschön an die Seite.

Aber dieses eines besseren Loses würdige Herz wird später auch in seiner Stille von ewigem Zweifel und Schmachten verzehrt. Jenen Theil seiner Lyrik, in welchem er deshalb sozusagen «die zerrissenen Stücke seiner Seele» ausseufzt, ist es unmöglich, ohne tiefe Rührung zu lesen.

Indem wir dem Schmerze dieses Schmachten, welcher unseren Dichter mit den fortschreitenden Jahren immer mehr ergriff, unsere volle Theilnahme zollen, sind wir doch nicht geneigt, dafür das Schicksal und die Verhältnisse entschieden zu verdammen. Wir mögen uns gern glauben machen, dass dies zum Ganzen seiner Poesie gehört hat.

Wie es immer sei, Eines erscheint uns als gewiss: dass Arany seine

ganze Seele, sein ganzes Leben seiner Muse und durch sie seinem Vaterlande geweiht hat. Auch in seinen Leiden suchte er in der Poesie Linderung und Trost. Die irdischen Fesseln, die ihn in seinem Fluge abwärts zogen, trieben ihn nur mehr an, mit angespannter Kraft aufwärts zu streben. Die Schätze seines Strebens und Leidens bilden das Erbe und den Stolz der Nation und darum wird unsere Nation immer eine dankbare Hüterin seines Namens und Andenkens bleiben. Er wird uns von Generation zu Generation entzücken und lehren, mahnen und erheben.

Seine Erzstatue umgeben Gestalten aus seinem Toldi, als ob sie sinnbildlich andeuten wollten, dass der Toldi-Sagenkreis den Namen Arany's bleibend mache. Aber mich bedünkt, dass über dieser Statue und diesen Gestalten auch jene Glorie strahlt, welche aus Arany's Lyrik entspringt und welche am unmittelbarsten Dasjenige beleuchtet, was in ihm ewig ist: — seinen unsterblichen Geist.

Johann Arany als Sekretär der Akademie.

Vom Generalsekretär KOLOMAN VON SZILY.

Dieser Platz hat ihm gehört! Hier erschien der so zurückgezogen lebende alljährlich einmal vor der großen Oeffentlichkeit und ließ seinen melancholischen Blick über die dichten Reihen des Publikums streichen, welches von seinen Lippen auch die dürren Daten des Jahresberichtes mit Andacht hörte. Er erschien vor uns von Jahr zu Jahr gebrochener; es sind sechzehn Jahre, dass wir ihn hier zum letzten Mal sahen, und mehr als zehn Jahre, dass er uns für immer verlassen hat.

Aber sein Geist ist heute wieder unter uns. Seinen Geist hat soeben die Rede des berufenen Dolmetsch und treuen Freundes heraufbeschworen. Und heute werden wir seine Erzgestalt schauen, wir werden ihn sehen in voller Schaffenskraft, zurückgezaubert durch die Intuition des Künstlers.

An einem solchen Feste ist es vielleicht auch dem Chronisten gestattet, seines Amtes zu vergessen und dem Andenken seines großen Vorgängers ebenfalls einen bescheidenen Kranz zu weihen.

Am 18. Juli 1864 hatte die Akademie eine traurige Sitzung. Der unerwartete Tod ihres geliebten und verehrten Sekretärs Ladislaus Szalay wurde angemeldet. Durch sein Ansehen war der Sekretärssitz von einem Glanze bestrahlt, wie nie vor ihm und nie nach ihm.

Wer soll sein Nachfolger werden? Vicepräsident Baron Josef Eötvös nannte den Namen Johann Arany's. Die Idee fand allgemeinen Anklang. Arany genoss nicht allein als Dichter, sondern auch als Redakteur der literar-ästhetischen Zeitschrift «Koszoru» («Kranz») und als unermüdlich eifriger Director der Kisfaludy-Gesellschaft allgemeine Verehrung. Aber wird er wohl für die Stelle zu gewinnen sein? Es war bekannt, dass Arany,

der Alltagsarbeit für den Broderwerb müde, sich nach unabhängiger Ruhe sehne. Er sehnte sich nach seinem Geburtsort, der großen ungarischen Alfoldstadt, wo seine Kinder und sein Toldi geboren wurden, seine Tochter an den Pfarrer verheiratet war. Neben der Pfarrwohnung wollte er einen Grund kaufen, ein Häuschen bauen und die beiden Gärten zum Zwecke gegenseitigen Besuches der Alten und Jungen durch eine Thür verbinden. Hier dachte er nach Herzenslust wirklich für sich selbst arbeiten zu können. Von diesem Plan musste Arany abgeredet werden; Eötvös nahm es auf sich. Eötvös beschwichtigte die Bedenken der Bescheidenheit Arany's und redete ihm zu, die Stelle wenigstens auf so lange anzunehmen, bis er seinen Plan verwirklichen könne. Arany gab endlich nach.

Am 26. Jänner 1865 wurde er mit 30 von 42 Stimmen zum Akademie-Sekretär gewählt. Arany erklärte angesichts dieser ansehnlichen Majorität, sich dem Willen der Akademie beugen, aber andererseits seine Anstellung nur als provisorische ansehen zu wollen. Ein, höchstens zwei Jahre würden zeigen, ob er fähig sei, sein wichtiges Amt auszufüllen, ein, zwei Jahre würden auch der Akademie genügen, sich nach einer, für diese Stelle passendere Persönlichkeit umzusehen.

Aus den kurzen ein, zwei Jahren wurden lange zwölf Jahre mit wenig Freude und Zufriedenheit, aber umso mehr Qual und Bitterkeit.

Gleich am Tage seiner Wahl musste er eine schwere Kränkung erfahren. Der Direktionsrath beschloss aus Sparsamkeit, die in dem, damals in Bau begriffenen Akademiepalast für Szalay bestimmt gewesene Sekretärswohnung zu vermieten und dem neuen Sekretär eine bescheidenere Wohnung im Zinshaus oder einen entsprechenden Miethzins anzubieten. Arany war von diesem Vorgehen sehr gekränkt; er sprach nicht, klagte nicht, blieb auf seiner Wohnung auf der Uellöerstrasse, verschloss sein gekränktes Selbstgefühl in die Tiefe seiner Brust und legte seine schmerzlichen Eindrücke in einem Liede voll bitteren Humors nieder, welches in seinem Nachlass gefunden wurde: (*A tudományak háza vagyon.* «Die Wissenschaft hat ihr Haus.»)

Indessen dauerte dieser Zustand nicht lange; 1867 forderte ihn der damalige Präsident Baron Eötvös selbst auf, die Amtswohnung zu beziehen, und 1870 hob der Direktionsrath auch den, bis dahin für dieselbe gezahlten geringen Miethzins auf.

Am 11. December 1865, anlässlich der Eröffnung des Akademiepalastes in feierlicher Generalversammlung, erschien Arany zum ersten Male als Akademie-Sekretär vor dem großem Publikum. In der Einleitung seines Jahresberichtes entwickelte er sehr interessant das Verhältnis zwischen dem Kosmopolitismus der Wissenschaft und der Liebe zum Vaterlande.

An demselben Tage erhielt er die telegraphische Nachricht von der

schweren Erkrankung seiner Tochter in Szalonta. Er möchte «hinfliegen wie der elektrische Funke, aber sein Wille ist ihm gekettet, Hand und Fuß in schwerer Fessel.» In der Fessel des Amtes! Er hat nach der Geschäftsordnung der Akademie binnen drei Tagen das Protocoll auszufertigen, binnen acht Tagen die Beschlüsse zu effectuieren und am 18. December auch noch eine Plenarsitzung zu halten. Er spricht nicht, er klagt Niemandem; er verfasst das Protocoll, führt die Beschlüsse durch, wartet die Plenarsitzung ab und reist erst am 19. December zur schwerkranken Tochter, die bereits mit dem Tode rang und nach wenigen Tagen in seinen Armen verschied. Die bescheidenen Träume des armen Dichters waren vollständig vernichtet; das kleine Häuschen neben der Pfarrwohnung und damit die so ersehnte unabhängige Ruhe blieben ein unausgeführter Plan.

Seine zur Schwermuth neigende Natur wurde noch schwermüthiger und er behielt «das Dejanira-Gewand auf seinen Schultern»: das Akademie-Sekretariat. Einen pünktlicheren, gewissenhafteren, sozusagen pedantischeren Sekretär als Johann Arany hatte die Akademie nie. Sommer und Winter, Tag für Tag hielt er pünktlich seine Amtsstunden; ihnen opferte er seine Vormittage, den übrigen Theil des Tages aber verdarben ihm oft die Sorgen um kleinliche Agenden.

Auch kleine Unannehmlichkeiten vexieren ihn mitunter. So verging ihm der größte Theil seiner kostbaren Zeit mit kleinlichen Dingen. Seit der Preiskrönung von «Buda's Tod» gab Arany's Muse kein Lebenszeichen mehr von sich. Auch das große Publikum suchte die wahre Ursache davon im Sekretärsamte und hätte den Dichter gern von dieser Last befreit gesehen. Unter den Mitgliedern des Ingenieurvereins und der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft begann eine Bewegung, um dies zu ermöglichen. Sie wussten damals noch nicht, dass zuerst unter der Unterrichtsministerschaft des Barons Josef Eötvös, dann unter jener Theodor Pauler's Schritte geschehen waren, dass das Parlament dem gefeierten Dichter der Nation ein Jahresgehalt bewillige. Beide Male protestierte Arany dagegen.

Die 1870 ins Leben gerufenen neuen Akademiestatuten erleichterten einigermaßen die Agenden des bisherigen Sekretärs, fortan Generalsekretärs. In Folge der Autonomie der Classen und Commissionen wurden seine Arbeiten weniger und sein Wirkungskreis enger.

Er führte, in sein Schicksal stumpf ergeben, mit voller Resignation sein Amt weiter. Er versah seine Amtsgenden, ehe seine Gesundheit zu verfallen begann, zwar lust- und freudlos, aber pünktlich. Im Juni 1876 aber reichte er, in Folge der fühlbaren Abnahme seiner Kräfte, seine Demission ein. Die Akademie nahm dieselbe nicht an und bat ihn, weiter im Amte zu verbleiben. Arany zog die Demission nicht zurück und erneuerte seine Bitte bei der 1877er Generalversammlung, nachdem zu seiner sonstigen Gesundheitsschwäche ein hochgradiges Augenleiden hinzugekommen

war. Die Generalversammlung nahm die Motive der Demission mit lebhaftem Bedauern zur Kenntnis, die Demission selbst aber auch jetzt nicht an, sondern dispensierte den Generalsekretär auf ein, dann noch auf ein Jahr von sämmtlichen Amtsagenden und ließ ihn statutengemäß vertreten.

Von seinem Amte befreit, genoss er mit voller Seele die langersehnte unabhängige Ruhe, und unter den Eichen der Margarethen-Insel lächelte ihm die Muse noch einmal. Damals vollendete er den zweiten Theil seiner Toldi-Trilogie, «Toldi's Liebe», und seine Aristophanes-Uebersetzung und dichtete auch mehrere lyrische Gedichte und Balladen. Er erklärte, dass er nun, selbst wenn es seine Kräfte gestatteten, nicht mehr in sein Amt zurückkehren werde. 1879 reichte er der Generalversammlung zum viertenmal seine Demission ein.

Die Generalversammlung war nun gezwungen, die ganz decidierte und unwiderrufliche Resignation anzunehmen, beschloss aber im Sinne der Statuten, dass Arany das Generalsekretärsgehalt lebenslänglich beziehen solle. Arany erklärte hierauf sofort entschieden: wie er das Generalsekretärsgehalt seit seiner Beurlaubung nicht behoben habe, werde er es auch ferner nicht beheben, weil es ihm nicht zukomme. Csengery, Lónyay und Andere wiesen umsonst auf die klare Bestimmung der Statuten hin. Arany blieb unbeugsam. Aus der am folgenden Tage gehaltenen Directionsrathssitzung begab sich unter Führung des Kronhüters Baron Nikolaus Vay eine Deputation zu ihm, um der Bitte der Akademie diejenige des Directionsraths hinzuzufügen. Baron Vay, selbst gerührt, trug rührend die Bitte des Directionsraths vor. Arany selbst traten Thränen in die Augen, er blieb aber unbeugsam: «er könne es nicht thun, sein Gewissen erlaube es ihm nicht.» Judex Curiae Georg Mailáth, der als Directionsraths- und Ehrenmitglied beiden Sitzungen beigewohnt hatte, brach in die Worte aus: «In meinem Leben habe ich so einen Menschen nicht gesehen!» Auf dem, der Festsitzung folgenden Banket erhob Derselbe, den man für eine kalte, stolze Natur hielt, sein Glas begeistert auf die Gesundheit des abwesenden Arany, «bei dem nicht nur der Name Gold bedeute, sondern auch der Charakter Gold ist.»

Er war es in der That! Die einfache Hoheit seines Charakters rührte auch jenen erlauchten Prinzen tief, auf dessen Besitzthum «des Ortes alte Nachtigall ihr letztes Lied erklingen ließ». Die zarte Aufmerksamkeit des hohen Herrn schickte einen Kranz von den Eichen der Margarethen-Insel nicht nur auf den Sarkophag des Dichters, sondern auch alljährlich am Allerseelentage auf das Grab desselben, gleichsam als traurige Erinnerung an die dort verlebten angenehmen Tage.

Redner schloss mit den Worten: «Sein, im Generalsekretariat meinem Arbeitstisch gegenüberhängendes Porträt scheint mich in Momenten

der Unlust oder Entmuthigung vorwurfsvoll anzublicken, als wollte es sagen: auch Du klagst noch?! — Nein, ich klage nicht. Dein Vorbild stärkt den Schwachen und ermuthigt den Muthlosen. Gesegnet sei Dein heiliges Andenken!»

ÜBER DAS FORTUNATUS-MÄRCHEN.

I.

Unter den im Mittelalter verbreiteten sogenannten Volksbüchern war die Geschichte des Fortunatus eines der beliebtesten. So z. B. verkaufte der Frankfurter Buchhändler Harder auf der Messe im Jahre 1569: 196 Exemplare dieses Werkes, welches demnach, was den Absatz betrifft, die dritte Stelle einnimmt. Und waren doch seit 1480 — dem Erscheinen des Buches — bereits 89 Jahre verflossen!

Diese Geschichte, welche in der deutschen, italienischen spanischen, französischen, englischen, dänischen, norwegischen, holländischen, irländischen und ungarischen Sprache erschienen war, weist in den verschiedenen Bearbeitungen auch mehrere geringfügige Abweichungen auf. Ja es wurde die Geschichte, wie wir bei Steinschneider lesen (Ueber die Volk litt. d. Juden. II. 182.) auch im jüdisch-deutschen Jargon veröffentlicht und war so eine der beliebtesten Lecturen des Ghetto. Auch entstanden, theils aus dem Werke entlehnt, theils sich auf die Motive der Geschichte beziehend, Sprichwörter. So z. B. «Jeder wollt gern Fortunatus Säckel und Hütlin haben, dass er hett, was er wünscht und wäre wo er wollt.» Oder: «Er heißt ja Fortunatus», was sagen will: er ist ein Glückskind. (Dander, Deutsche Sprichw. Lex. I.). Dennoch, obzwar man im Deutschen 1025 Sprichwörter speciell über das Glück hat, bezieht sich kein einziges direct auf Fortunatus. Wohl findet man aber Beziehungen auf einzelne seiner Situationen in Sprichwörtern, wie bei Ballagi (Samml. ung. Sprichwörter Nr. 7006) «Das Geschenk des Glückes ist ein Traumschatz»; dem entspricht das deutsche Sprichwort: «Glück kommt im Schlafe» vollkommen. Auch dem Fortunatus ist die Göttin des Glückes, Fortuna im Traume erschienen. Und wir wännen noch den Seufzer zu hören, welcher der Brust des Lesers entflohen, während dem er in der Geschichte des Fortunatus blättert: «ein gefüllter Säckel ist doch der beste Reisegefährte», und siehe, wir finden dieselbe Bemerkung auch Wort für Wort bei Ballagi.

Beliebtheit, Verbreitung und Berühmtheit verdankt das Märchen sich selbst, denn es ist eines der schönsten mittelalterlichen Märchen und erntete

allgemeinen Beifall im Kreise der Romantiker noch am Anfange des XIX. Jahrhunderts. Es wurde auch mehrfach dichterisch bearbeitet. Abgesehen von einer ungarischen versificierten Bearbeitung (aus dem XVI. Jahrh.) wurde es von Decker in englischer Sprache, von den englischen Comödianten, einem Kasseler Anonymus, von Hans Sachs und von zwei Dichtern des Marionetten-Spieles, von Tieck, Bauernfeld, Collin in deutscher Sprache dramatisirt. Uhland bearbeitete es in epischer Form. In seiner Bearbeitung blieb es aber nur ein Bruchstück.

Die Hauptmotive des Volksbuches sind die folgenden :

Fortunatus wird auf Cypern in der Stadt Famagusta als das Kind verarmter Eltern geboren. Er will seinen Eltern nicht zur Last fallen und tritt in die Dienste eines flandrischen Grafen, der ihn bald liebgewinnt. Hiedurch facht er den Neid seiner Kameraden an und einer derselben, Rupert, gelobt, ihn zu vertreiben, was ihm auch gelingt. Fortunatus tritt dann in die Dienste des Londoner Kaufmannes Jeronimo Roberti ein.

Hier schweift die Erzählung etwas ab. Der Sohn eines Florentiner Kaufmannes, Andreas geht nach Brügge, um dort Einkäufe zu besorgen, doch statt dessen verprasst er alles, was er besitzt. Er macht sich auf den Heimweg und erfährt in Turin, dass man dort einen Engländer gefangen hält, den weder seine Angehörigen, noch der König auslösen wollen. Andreas besucht ihn. Der Gefangene klagt über sein Loos, bittet ihn, er möge zurückkehren und Roberti in London bewegen, dass dieser ihn anlöse. Nicht nur dass die Auslagen dreifach zurückgezahlt werden, ihm selbst verspricht der Gefangene überdies eine gute Anstellung. Andreas willigt ein, fährt zu Roberti, der ohne einen Gutsteher die Summe nicht vorstrecken will. Andreas geht zum königlichen Hof, bekommt auch dort keinen Gutsteher, hört indessen, dass der König einen Edelmann betraut hat, seiner Braut an dem französischen Hof kostbares Geschmeide zu überbringen. Andreas ersinnt eine hässliche List. Er stellt sich dem Edelmann als Juwelier vor und bietet ihm seine Geschmeide zum Kauf an, lockt ihn in das Haus Roberti's, ermordet denselben und wirft die Leiche ins Privet. Mit dem Ring des Edelmannes geht er zu dessen Frau und verlangt das Juwelen-Kästchen, doch wird dasselbe nicht gefunden. Aus Furcht, dass er entdeckt wird, entflieht der Mörder. Der Tod des Edelmannes wird natürlich bekannt und Roberti mit seinem Gesinde, also auch Fortunatus verhaftet. Fortunatus war aber zur Zeit des Mordes gar nicht in London und entgeht demnach dem Gehängtwerden, welchem Lose alle Uebrigen verfallen. Das Kästchen findet sich bei dem Umstellen eines Bettes vor und wird von der Witwe des Edelmannes dem Könige zurückerstattet, der sie hiefür an einen Jüngling verheiratet. Fortunatus greift zum Wanderstab, gelangt in einen Urwald, geräth mit einem Bären in Kampf, den er erschlägt, worauf er ermüdet in einen tiefen Schlaf verfällt.

Als er aus dem Traume erwacht, steht Fortuna vor ihm, beschenkt ihn mit einem Zaubersäckel, in welchem Eortunatus, so oft er nur hineingreift, stets 10 Goldstücke finden wird. Fortuna zeigt ihm den aus dem Walde führenden Weg. Er miethet einen Diener, mit dem er dann weiter reist. In Famagusta angelangt, heirathet Fortunatus und es werden ihm in dieser Ehe zwei Söhne geboren: Empedo und Andalosia.

Jetzt erwacht in ihm aufs neue die Reiselust; er bereist den Orient, raubt in Alexandrien dem Sultan eine Mütze, die unsichtbar macht und zum Fliegen befähigt. Vor seinem Tode macht er seinen Söhnen von der geheimen Kraft des Säckels und der Mütze Mittheilung. Nach dem Tode des Vaters begibt sich Andalosia auf Reisen und nimmt den Säckel mit. Er gelangt nach London, wo er sich in Agrippina, die Tochter des Königs, verliebt und dieselbe mit Geschenken überhäuft. Durch seinen großen Aufwand erweckt er den Neid des Königs, welcher seine Tochter bittet, sie möge den Ursprung seines Reichthumes ausfindig machen. Agrippina entspricht dem Wunsche ihres Vaters und entlockt Andalosien das Geheimnis und raubt ihm den Säckel. Durch List bekommt er aber denselben zurück und er kehrt heim.

Bei dem königlichen Hofe in Famagusta spielt er bald eine große Rolle und verhilft den Königssohn zum Besitz Agrippinas. Bald darauf tödten ihn seine Neider, vor Gram stirbt auch sein Bruder. Diese wären also die Hauptmotive des Märchens von Fortunatus und seinem Glücks-Säckel.

II.

Sowohl in den Litteraturgeschichten, als auch zerstreut in einzelnen Mittheilungen finden wir bezüglich des *Ursprunges des Märchens von Fortunatus* abweichende Meinungen.

In deutscher Sprache erschien das Märchen zuerst im Jahre 1480, allein der Verfasser nannte sich nicht. (Herford: *Studies in the literary rel. of Eng. and Germ.* S. 210) Wer also derselbe war, das blieb unbekannt, was er jedoch war, das erhellt theils aus dem Geiste der Historie, theils können wir es aus anderen Umständen folgern. In erster Linie wollen wir also ergründen, wo der Ursprung des Märchens gewesen und dürfen wir die hierauf bezüglichen Hypothesen in vier Haupt-Gruppen theilen. Betrachten wir dieselben einzeln und erwägen wir deren Begründung.

a) Spanischer Ursprung.

Quadrio (Della Storia e della ragione d'ogni poesia IV. p. 408.) meint, das Märchen wäre darum spanischen Ursprunges, weil es zuerst in dieser Sprache erschienen ist und weil aus derselben Signor d'Alibray zwischen dem Jahre 1550—1600 die französische Uebersetzung besorgt hat. Dem entgegen lässt

sich anführen, dass die Geschichte des Fortunatus bereits früher deutsch erschienen ist und es ist überdies fraglich, ob die französische Uebersetzung nach der spanischen Ausgabe besorgt wurde. *Görres* (Die deutsch. Volksbücher) ist aus äußeren Gründen für den spanischen Ursprung. Für eine solche äußerliche Ursache hält er folgende Verse, die der französischen Uebersetzung vorangehen :

Si Fortunatus doit sa gloire
 A celui qui est son Auteur,
 Il n'en doit, à ce q'on peut croire,
 Guerres moins à son Traducteur,
 Car l'un est cause qu'il sérvole
 Dans la Région Espagnole.
 L'autre de plus vive voix
 Par sa célèbre élégance,
 Qui donne seconde naissance
 Dans se territoire François.

Zacher (Ersch und Grubers Encyklopädie) hat nachgewiesen, dass von dieser französischen «Elegance» im Französischen kaum etwas zu finden ist. *Görres* führt einige Namen an, die einen spanischen Klang haben, so auch das Wort *zoyelier* (Juwelier, Pretiosenhändler), das er aus dem spanischen *joyelero*, oder richtiger *joyero* ableitet. *Zacher* weist dem gegenüber und ganz richtig nach, dass das Wort vom italienischen *giocelliere* herrührt, und dass zu jener Zeit italienische Juweliere Deutschland bereisten, wie auch, dass das deutsche Wort *Juwelier* eben italienischen Ursprunges ist.

Valentin Schmidt (Notizen zu der deutschen Uebersetzung des Fortunatus Drama's von Thomas Decker) tritt auch für den spanischen Ursprung des Märchens ein und beruft sich auf die spanische Stadt *Alamania*, wo man — wie es der Sultan im Volksbuche erzählt — die Zauberei lehrt. Darf aber dies für einen Beweis des spanischen Ursprunges gelten? Schon *Zacher* erwähnt, dass man im Mittelalter Spanien, hauptsächlich aber Toledo für den Sitz der Schwarzkunst gehalten hat und auch *Alamania* erfreute sich diesbezüglich einer hinreichenden Berühmtheit. (Siehe: Zeitschrift f. d. Myth. IV. 185.) Auch in der *Magica* von *Delrius Disquis* (II. 1657) lesen wir :

Denn viele in der Stadt Toledo wandten
 Zum Studium sich der Nikromantie
 Und öffentlich lehrten die da kannten
 Die Zauberkunst und die Pyromantie u. s. w.

Also auch diese Beweisführung *Schmidt's* kann der Kritik gegenüber nicht bestehen, und wir finden außer *Koberstein* kaum mehr Jemand, welcher den spanischen Ursprung verfißt. *Koberstein* meint wohl in seiner

«Deutschen Literaturgesch.» das deutsche Volksbuch wäre die Uebersetzung eines französischen Volksbuches, welches seinerseits auf einem spanischen Original beruht. Später (Grundriss I. 433) ändert jedoch auch er seine Meinung und geht in das Lager Jener über, welche für den französischen Ursprung eintreten, allein auch diesmal äußert er sich ganz allgemein, ohne seine Meinung zu motivieren.

Aus dem bisher Gesagten wird es also klar, dass kein einziger annehmbarer Beweis für den spanischen Ursprung spricht.

b) Englischer Ursprung.

Görres, welcher von äußeren Beweggründen geleitet, dafür eintrat, dass die Franzosen, Italiener und Deutschen das Märchen dem Spanischen entnommen haben, erwähnt jedoch in seinem Werke auch innere Ursachen, die dafür sprechen sollen, dass das Märchen englischen Ursprunges wäre. Welches sind aber diese inneren Ursachen? Als solche erwähnt er, dass in dem Volksbuche mit einer gewissen fieberhaften Hast vom Geld die Rede ist; dass die Handlung desselben zumeist in England spielt und dass sehr häufig englische Verhältnisse beschrieben werden und dass das Märchen zuerst in England dramatisiert wurde. Diese Ansicht theilt auch *Tieck* (*Phantasia* III. 240). Obwohl Görres schon vorsichtigerweise bemerkt, dass «gewisse Thatsachen dieser Annahme doch widersprechen.» Gewisse Thatsachen? Kann man doch eben dasselbe, was Görres von unserem Volksbuche behauptet, auch von vielen anderen mit eben solchem Rechte sagen, und auch die Faust-Sage wurde um vieles früher in England dramatisiert, als in Deutschland; aber behauptet deshalb Jemand, dass die Faust-Sage englischen Ursprunges sei? In England blühte die Schauspielkunst und lebten ausgezeichnete Dramendichter schon lange bevor, während Deutschland noch eine geraume Zeit auf Goethe, Schiller und Kleist warten musste.

c) Französischer Ursprung.

Wilhelm Schlegel spricht in seiner, im Jahre 1803 gehaltenen Vorlesung (*Geschichte der rom. Literatur* p. 150) mit großem Entzücken von unserem Volksbuch und nennt es einen «französischen Roman». Er begnügt sich mit dieser Bezeichnung, obzwar er auch so nebenbei bemerkt, dass in demselben auch einige orientalische Motive enthalten sind. Nach Schlegel spricht sich freilich auch *Gervinus* (*Gesch. d. d. Dicht.* II. p. 353.) in ähnlichem Sinne aus, ohne aber seine Meinung irgendwie zu motivieren. Wahrscheinlich unter dem Einflusse von Gervinus bekennt sich auch *Koberstein* zu dieser Ansicht, allein dieselbe ist ganz unhaltbar. Wir können keinen einzigen Grund dafür ins Treffen führen, dass das Märchen französischen

Ursprunges wäre, denn die Behauptung *Zachers*, wonach der Wald, in welchem Fortunatus den Zaubersäckel aus den Händen Fortunatas empfängt, lebhaft auf den im berühmten Breziliande-Gebirge gelegenen Fontain de Berenton erinnern würde, ist grundfalsch und entbehrt jeglicher Grundlage. Jene Beschreibung ist gar nicht charakteristisch, das Volksbuch spricht einfach von einem wilden Urwald, der in England liegt. Demnach können wir weder den englischen, oder französischen, noch den spanischen Ursprung als den wirklichen anerkennen, da, wie wir sehen, all' diese Annahmen willkürlich sind und einer jeglichen Basis entbehren.

d) *Deutscher Ursprung.*

Die vierte Hauptgruppe tritt für den deutschen Ursprung des Märchens ein. *Zacher*, der sich mit dieser Frage am eingehendsten befasst hat, ist der Verfechter des deutschen Ursprunges. Er stellt ganz richtig zwei Hauptfragen auf: 1. Wo hat das Märchen seine gegenwärtige Gestalt angenommen? 2. Was sind dessen Elemente? Die erste Frage beantwortend, meint er, dass das Volksbuch seinem Geiste und seiner gegenwärtigen Form nach schon darum *deutschen* Ursprunges sein müsse, weil es in keiner anderen Sprache früher, als in der deutschen aufzufinden ist, und da einzelne Episoden, wie z. B. das Niedersteigen des Fortunatus in die Höhle des heiligen Patricius, die Erwähnung des Wojwoden *Drakul*, Motive sind, die nicht nur in Deutschland allgemein bekannt waren, sondern eben in Deutschland mehr Interesse erwecken konnten, als etwa in England, Spanien, oder Frankreich. Betrachten wir nun diese Ansicht etwas näher. Auch wir sind der Meinung, dass *Zacher* im Rechte ist, wenn er behauptet, dass das Volksbuch in seiner gegenwärtigen Form in Deutschland geschrieben wurde. Aber es wäre irrig zu glauben, dass das Niedersteigen des Fortunatus in die St. Patricius-Höhle in Deutschland mehr Interesse erweckt hätte, als bei den Spaniern; war doch eben in Spanien der Sinn für Legenden am meisten entwickelt, und hat doch eben der Spanier *Calderon* diese Legende dramatisiert. *Calderon* hat sich aber nicht an das spanische Volksbuch, sondern an die gemeinsame Quelle, die *Aurea-Legende* gehalten. Das wäre also kein entscheidender Beweis, sowie auch die Thatsache, dass uns kein Volksbuch in einer andern Sprache und älteren Datums erhalten wurde, diese Ansicht nicht unterstützt. Es ist ja doch nicht ausgeschlossen, dass ein solches vorhanden war, aber uns verloren gieng. *Tittmann* (Notizen zu der Fortunatus-Ausgabe englischer Komödianten) hält unser Volksbuch für deutschen Ursprunges, da dessen Kern: *die Beschenkung*, nach seiner Meinung in der Wustansage wurzelt. Später werden wir sehen, dass auch diese Motivierung unrichtig ist. Nach

unserer Meinung hat das Märchen *nur seine jetzige Form in Deutschland erhalten.*

• • •

Außer diesen vier Hauptgruppen finden wir noch isolierte Meinungen. So erwähnt *Grässè* (Litter. Gesch. II. 1.) einzelne, ähnliche, orientalische Märchen, bemerkt aber gleich, dass er unser Märchen doch *nicht für orientalischen Ursprunges hält. Bobertag* (Geschichte d. Romans) meint, dass der Ursprung griechisch wäre, ähnlicher Ansicht ist *Gustav Heinrich*, (Deutsche Litteraturgeschichte in ung. Sprache, II. p. 169.) der den Ursprung für dunkel, keinesfalls aber für spanisch oder englisch, am wahrscheinlichsten für griechisch hält. Wir finden wohl auch bei *Fortunatus* das bunte Nacheinander von Abenteuern, dieses Hauptmerkmal griechischer Romane, aber sonst auch nichts, was für den griechischen Ursprung sprechen würde. Weder Namen oder Ort der Handlungen, noch endlich auch deren technische Zusammenstellung berechtigen zu dieser Annahme. Die Liebe spielt im Märchen eine zu geringe Rolle; es fehlt der breite, platte Stil der sophistischen griechischen Romane, die Beschreibung von Volk, Gegend, Unterhaltungen und Gebräuchen; die Handlungen sind realistisch und die Figuren entbehren eines jeglichen idealistischen Zuges. Auch das stimmt nicht, was *Kohde* (Der griechische Roman, pag 7.) über die griechischen Romane schreibt: «Wie die blutlos durchsichtigen Schemen einer Zauberalaterne schwebt und schwankt das Alles in wunderlichem Zuge an uns vorüber.» In unserem Volksbuche finden wir keine Intrigue, welche ungeschickt oder lahm wäre, wie wir es in den griechischen Romanen lesen; die Gefühle spielen keine Rolle, ja auch die Abenteuer sind hier ganz anderer Natur, als bei den Griechen, und ist auch von keinem Seesturme die Rede, welcher zwei Liebende trennen würde. Und auch dieses Motiv der Griechenromane — ich meine die Irrfahrten — ist ja indischen Ursprunges. (*Benfey: Panchatantra* I. p. 287.) Seit den Reisen des *Skylax*, *Ktesias* und *Magasthenes* in Indien, wurden die Formen indischer Romane auch in Griechenland bekannt. Bei den ethnographischen Beschreibungen lässt man der Phantasie freieren Lauf, und es entstehen die prosaischen Reisebeschreibungen, später auch Romane voll von Abenteuern. Die Form, sowie auch mehrere andere Elemente entnahmen die Griechen den Indern. *Liebrecht* (Dunlop: Gesch. des Romans. Uebersetzt von Liebrecht p. 478.) hält unser Volksbuch für indischen Ursprunges, ohne aber diese Behauptung zu begründen.

Dies wäre also die Kette der Annahmen, die wir mit Bezug auf den Ursprung des *Fortunatus-Märchens* kennen, des Märchens eines «fremden Helden», wie ihn *Scherer* nennt. Wie es schon aus den einzelnen kritischen Bemerkungen, mit denen wir die verschiedenen Gruppen anführten, hervorgeht, werden wir uns in Ermangelung einer sicheren Grundlage keiner einzigen Gruppe anschließen.

Wir stellen Zachers Fragen in umgekehrter Reihenfolge auf. Zuerst suchen wir: was sind die Elemente, und in zweiter Linie, welcher Art ist der das Ganze durchwehende Geist? Und wenn wir Alldies beantwortet haben, werden wir finden, dass das Volksbuch seine gegenwärtige Form in Deutschland erhalten hat, und dass es aus sehr vielen und ganz verschiedenen Elementen besteht. Bevor wir aber in die Untersuchung der Elemente eingehen würden, betrachten wir einmal den Namen: *Fortunatus!* Sofort sehen wir, dass er lateinisch und «durch das Glück Beschenkter» bedeutet. Als Vorname kommt er sowohl bei den Römern, als auch Italienern oft vor. *Faustus* ist auch ein lateinischer Name und bei *Martialis* kommen einmal beide zugleich vor. (Epigramme II. p. 14.)

«Nec Fortunati speruit, nec balnea Fausti!» Aber auch in den, an die Corinthier gerichteten Brief (XVI. Vers 17.) des St. *Paulus* findet sich der Name «Fortunatus». Dasselbst steht nämlich: «Und ich freue mich des Kommens von Stefana, Fortunatus und Akhaikus», die als Gesandte den Brief nach Corinth trugen.

Gehen wir nun zu den einzelnen Motiven über!

§ I.

1. Fortunatus verlässt das elterliche Heim, stellt sich in den Dienst eines Grafen von Flandern, von wo ihn der Neid eines Kameraden hinterlistig entfernt.

2. In London geräth er in schlechte Gesellschaft, in deren Kreis er sein Geld vergeudet und von denen er nachher verlassen wird.

3. Der Fall Jeronimus Roberti's.

4. Die Gattin des ermordeten Edelmannes heirathet bald wieder und grämt sich nicht lange wegen des toden Gatten.

Die ersten drei Motive sind außschliesslich *europäischer Färbung*, ausgenommen Ruperts List, welche auf einer orientalischen Fabel basiert. Das Zweite scheint eine italienische Novelle zur Quelle zu haben, und wir finden in mehreren Moralisationen ähnliche Erklärungen mit sittlichem Hintergrunde. Das dritte Motiv ist eine vollkommen alleinstehende Erklärung, welche gewiss nach einer italienischen Novelle geschrieben wurde. Das vierte Motiv ist stark verbreitet, in seiner ursprünglichen Form chinesisch, in der jetzigen aber europäisch. Es ist eine Variation der berühmten Geschichte der Witwe von Ephesus, welche seit *Petronius* alle Satyriker Europas bearbeiteten (Griesbach: «Ein chinesisches Märchen.»)

Sehr richtig bemerkt Zacher, dass unsere Erzählung in zwei Theile zerfällt: die Geschichte Fortunatus und die seiner Söhne. Wir unterscheiden auch in diesen zwei Theilen kleinere selbständige Abtheilungen.

§ II.

5. Fortunatus geräth in einen Wald. Sein Kampf mit dem Bären. Beliebtes Abenteuer. Wir finden dieselben Motive in dem III. Theile der Geschichte des Poncianus (p. 48); sie sind orientalischen Ursprunges.

6. Fortuna beschenkt den aus dem Traume erwachten Fortunatus mit einem Zauberbeutel.

Sowohl Zacher als auch Tittmann heben hervor, dass dieses Motiv den Kern des Märchens bildet.

Das Motiv besteht eigentlich aus zwei Bestandtheilen: aus dem Erscheinen der Fortuna und aus dem Zaubermittel. *Zacher* sagt, dass das Los der Göttin, die dem Fortunatus den Zauberbeutel spendet, von der Constellation abhängt, was eher auf keltischen, als deutschen Ursprung deutet. *Tittmann* hingegen behauptet, es wäre germanisch-mythologischen Ursprunges. In der Macht Wuotan's, der auch der Gott des «Wunsches» war, stand der Reichthum und das Verleihen desselben durch die Göttin Saelda. Wie das Volksbuch erzählt, erhält Fortunatus den Beutel von einer Göttin, — deren Weg von dem Gange der Sterne abhängt, — das heißt vom Gotte selbst. Derselben Meinung ist *Simrock* (Deutsche Mythologie). *Grimm* (Deutsche Myth.) hält es für das Füllhorn der lateinischen Fortuna-Mythe. Aber schon *Tittmann* hat auf die wesentlichen Unterschiede zwischen der deutschen und lateinischen Fortuna-Mythe hingewiesen. Die Fortuna der Römer ist bekanntlich blind, während sie hier dem Fortunatus bloß im Traume jugendlich schön erscheint. Die Fortuna-Mythen können wir aber weder für deutschen, noch keltischen Ursprunges halten, weil deren fremder u. zw. *orientalischer Ursprung* heute schon bewiesen ist. In den griechischen Romanen finden wir schon die Gestalt Tyché's, der Göttin des Zufalls, die Homeros noch nicht kannte. Sie regiert nach ihrer Laune, macht Alles, wann und wie sie will: ihr Entstehen verdankt sie der Phantasie des Volkes, aber sie geht in die Poesie und Philosophie über, und später erscheint sie, Gutes und Böses verleihend, als eine Macht und bei Thukydides ist sie schon die Leiterin der Weltgeschichte. (*Allégre*, Etude sur la déesse grecque Tyché, Paris, 1891). Aus ihr entstand die lateinische Fortuna, diese launenhafte, blinde Göttin, die auch in das Christenthum übergehend, bei *Dante* schon vollkommen entwickelt erscheint. In den Zeilen VII. 62—96 der «Hölle» sehen Virgil und Dante die Verschwender und Harpagone, wie sie unter Fluchen und Verwünschungen schwere Fässer rollen und auf Fragen Dantes führt ihm Virgil Fortuna, die Göttin der blinden Laune, vor, welche Klagen gegenüber taub bleibt. Das Motiv, dass Fortunatus sein Glück im Traume findet, sehen wir auch bei dem griechischen Tyché-Mythos (Rhode, Der griechische Roman p. 280), dies ging in die christliche Auffassung über und wurde sprichwörtlich (Im Traume kommt das Glück!) *Uhland* (Schriften 3.

264—267) leitet die Entwickelung dieser Mythe von den Neujahrswünschen ab, deren Nutzlosigkeit einsehend (Wünschen ist kurze wil, Und wirt sin niempt gebessert ze kainem zil), man sich zu Feen-Göttinnen wendete, denen man mehr Zutrauen schenkte und von ihnen Zaubermittel verlangte. Diese Hypothese ist — wenn sie auch für den ersten Augenblick geistreich zu sein scheint, — nicht stichhältig. Die Menschen bekommen die Zaubermittel weder von Göttinnen, noch erfüllten sich ihre Wünsche; auch ist der Glaube, dass man Gegenstände, die eine Zauberkraft inne haben, austheilt, ebenso wenig christlichen, oder lateinischen, als griechischen oder germanischen Ursprunges. Dass Saxo den Wuotan einen Zauberer nennt, kann für uns heute, — wo wir seinen Wert und dessen Verhältnis zu fremden Schriftstellern, wie z. B. zu *Galfrid* von Monmouth, kennen — nicht maßgebend sein. (Bugge: Studien über die Entstehung der nord. Götter- und Heldensage p. 123). Wir können es rückhaltlos behaupten, dass die griechisch-lateinisch-christliche Tyché-Fortuna-Mythe *orientalischen Ursprunges* ist. Dies beweist der Zeitpunkt, in welchem sie nach Europa verpflanzt wurde; es war dies die letzte Periode Griechenlands, in der die orientalischen Märchen auch den griechischen Roman ins Leben gerufen haben. Aber auch die Thatsache, dass der Orient einen wohlthätigen Geist, den Pir kennt, der seinen Außerwählten im Traume erscheint und sie mit Zaubermitteln beschenkt, (*Kunos*: Einleitung zur Sammlung türkischer Volksmärchen, Herausgeb. von der Ung. Akad.); ferner der Umstand, dass die Indier einen besonderen Glücksgott haben, den sie sich in einer kleinen, unteretzten Gestalt vorstellen und der seinen Begünstigten Zaubermittel schenkt, können als Beweise gelten. Solcher Zauberdinge kennen wir vielerlei. Den *nie erschöpflichen Beutel* finden wir in dem Märchen «Tausend und eine Nacht,» in dieser (nach Einigen) von dem persischen Dichter *Rasti*, oder (nach Anderen) von *Hasar Afsaneh* verfassten Märchensammlung (Erdélyi: Allg. Lit. Gesch. p. 185). In der «Geschichte des *Nurredin Ali* und *Bedreddin Hassan*» wird von einem Beutel erzählt, der in Folge Vorsorge der Geister stets gefüllt blieb. Einen noch schlagenderen Beweis für die orientalische Abstammung bildet eine Erzählung des *Tuti Naméh* (II, 24. 9.), in welcher von einem Beutel die Rede ist, dessen Inhalt nie ausgeht, wie oft und wie viel man demselben auch entnimmt. (*Varnhagen*: Ein indisch. Märchen, p. 9). Eine Variation des Beutels ist die Tintenflasche des *Simpli-cissimus*, aus welcher derselbe Gold, theuere Kleider, Kostbarkeiten etc. mit einem Worte alles, was er will, entnehmen konnte. Selbst *Grimmelshausen* schreibt, dass dieses Fass «mich allerdings an das Fortunati-Säckel gemahnete.» Nach alledem können wir also getrost behaupten, dass auch der zweite Bestandtheil dieses Motives auf *orientalischen Ursprung* hinweist.

7. Fortunatus reist.

Auf Grund dieses Motives halten *Bobertag* und *Gustav Heinrich* das

Volksbuch für griechisch. Schon oben haben wir unserer Ansicht Ausdruck gegeben, dass unser Volksbuch kein griechischer Roman sein könne, obzwar wir es nicht leugnen können, dass *dieses* Motiv mit den griechischen Romanen Gemeinschaftliches hat. Müssen wir aber bei dem Suchen einer so sehr verbreiteten Form so weit zurückgehen? Ist es so unmöglich, dass unserem Verfasser die Ritterromane, die orientalischen Reisebeschreibungen vorge-schwebt haben? Ja sogar das Buch *Maundevilles* wurde von ihm theilweise benützt, und so schreiben wir das Entstehen dieses Motivs theils dem Einflusse der Ritterromane und Maundeville's, theils der Neuigkeitshascherei zu, die besonders nach den Kreuzzügen rege geworden ist. Nachdem aber dieses Motiv den *Geist* des Buches bildet, werden wir darauf später zurückkehren.

8. Fortunatus steigt in die Höhle des St. Patricius hinab.

Dieses Motiv ist griechisch und entstand auf Grund der Aurea-Legende; und, wie schon bemerkt, hat Calderon dieses Motiv dramatisirt.

9. Fortunatus wird von einem Wirte ausgeraubt, der aber den Zauberbeutel zurücklässt, der Wirt wird erwischt und getödtet.

Dasselbe ist in Europa sehr verbreitet, und auch Herzog *Heinrich Julius* von Braunschweig benützte es bei seinem Schauspiele »Tragica Comœdia von einem Wirte.«

10. Fortunatus heiratet, indem er von drei Schwestern die jüngste nimmt. Volksthümliches Motiv orientalischen Ursprunges (*Kunos*: Türkische Volksmärchen, p. 87.)

§ III.

11. Fortunatus stiehlt dem türkischen Sultan die Zauberkrone, welche unsichtbar und des Fliegens fähig macht.

Dies wäre das zweite wichtige Motiv des Märchens, welches wieder aus zwei Theilen besteht: Wie Fortunatus dazu gelangt und das Zauberding selbst. Bei Behandlung des sechsten Motivs haben wir gesehen, dass man im Orient zu solchem Gegenstande durch ein vom guten Geist erhaltenes Geschenk zu gelangen hoffte. Das war aber nur die eine Art. Auch auf falschem Wege, durch List ist es möglich, ein Zauberding zu erringen; z. B. bei dem Fall der sich über die Zauberdinge zankenden Teufel, wobei dieselben gewöhnlich einem Dritten zufallen. Trotzdem giebt es Einzelne, die auch hier ein germanisch-mythologisches Element suchen. *Grimm* (Myth. p. 126.) meint, dass der Hut Odins (Wuotans) eine unsichtbar machende Kraft besaß, und aus Wuotanshut wurde Wunschhut gebildet! *Simrock* ist derselben Meinung. *Zacher* erwähnt die Fabel Saxo's von einem alten Mann, der seinen Schützling in einem Mantel hielt, und so von Ort zu Ort geflogen ist. Aus diesen mythologischen Elementen wäre dieses

Motiv des Fortunatus entstanden. Und doch ist dieses Motiv zweifellos *orientalisch*! Es ist wohl wahr, dass man dasselbe in Europa schon seit Langem kennt, denn es spielt auch im Niebelungenlied eine Rolle, auch der Zaubermantel des Faust besitzt eine ähnliche Kraft, Zwerge und Kobolde können ihn gleichmäßig benützen, aber der Ursprung ist orientalisch. Zu uns gelangte es auf dem Wege der Griechen, weiß doch schon Plato von einem unsichtbar machenden Ringe zu erzählen, während in griechischen Romanen, wie z. B. in dem des Antonius Diogenes, in welchem die Abenteuer eines verliebten Paares erzählt werden, gesagt wird, dass dieselben, in den Mond gelangend, von einer unbekanntem Macht die Befähigung erhalten, in einem Augenblicke dorthin zu gelangen, wohin sie nur wollen. (Rhode p. 270). Diese Form steht jener ganz nahe, welche wir in unserem Volksbuche finden. In den Erzählungen der Buddhisten spielt das Fliegen in der Luft eine große Rolle (Benfey I, 159.), in Tuti-Nahme ersetzen die Stiefelsohlen unsere Kappe, der Zauberring macht unsichtbar und lässt alle Wünsche erfüllen (*Mackenzie*: Collection I. 96, ferner Tuti-Nahme II, 297—98.). In den türkischen Märchen von Kunos spielen Turban, Peitsche und Teppiche vereint dieselbe Rolle, wie die Kappe des Fortunatus; wer den Turban aufsetzt, den sieht Keiner; wer sich auf den Teppich legt und mit der Peitsche eins knallt, fliegt gleich einem Vogel. (p. 85.) (Jahrbuch für röm. Literatur III, 147.). Aber auch in den Erzählungen »Tausend und eine Nacht« finden wir die Mütze, welche Mazin stiehlt, und deren Besitzer rauben kann, ohne erkannt zu werden. Brauchen wir also noch Beweise anzuführen dafür, dass auch dieses Motiv *orientalischen Ursprunges* ist?

§ IV.

12. *Der Fall Andalosias mit Agrippina*. Schon Zacher wies ganz richtig auf den 120. Abschnitt der Gesta Romanorum, als die Quelle dieser Abtheilung des Volksbuches hin. Was sind die Gesta Romanorum? Eine Sammlung prosaischer Werke, die lange vor Erfindung der Buchdruckerkunst erschienen und deren Hauptcharakteristikon die moralische Grundidee, oder wenigstens die von derselben abgeleitete Moralisation ist. Das Volk erhielt in die Hülle der Religion gekleidete Märchen, und auch die biblischen Geschichten wurden in einer gefälligeren Form erneuert, die Legenden und heiligen Historien mit dem Motivenreichtume der Volksmärchen, der Alles durchstömende Zauber der christlichen Mystik, die wunderbare Welt des Romanticismus und der orientalischen Phantasie, die antike Welt im Kleide und im Geiste des Mittelalters, der schwärmerische Glaubenseifer den katholischen Heiligen: Alldies bildet das Wesen der Märchen in den Gesta Romanorum. Sie sind aus vielen Seiten zusammengestellt. Werke von Geschichtschreibern, Philosophen, Kritikern, Reisebeschrei-

bungen, Naturwissenschaft, biblische Erzählungen, erdichtete Fabeln und wahre Begebenheiten, Legenden und orientalische Märchen: Alldies zu einer Sammlung zusammengefügt, und was die Hauptsache ist, in *einem* Geiste! Diese interessanten Erzählungen sammelten Mönche, um sie bei ihren Predigten zu benützen, oder wie Pelbart sagt: »um das entschlummernde Volk zu erwecken.« Zur Moralisation gesammelt, wanderte das Buch von Kloster zu Kloster, und obzwar im Anfange die moralische Lehre die Hauptsache war, wurde aus demselben die Fabel, und zuletzt wurde die Moralisation ganz verdrängt. Diese Sammlung entstand im Anfang des XIV. Jahrhunderts — wie Oesterley nachgewiesen — in England, und kam von dort bald nach Deutschland: im Druck erschien sie zuerst im Jahre 1472, und zählte 181 Abschnitte. In deutscher Sprache erschien das Werk im Jahre 1489 («Der Römertat»); ins Ungarische verpflanzte es Johann Haller (1682).

Der 120. Abschnitt der Gesta Romanorum ist eine *orientalische Fabel*, deren Motive und Geist ganz orientalisches sind. Aehnliche Fabeln könnten wir sehr viele aufweisen, ohne aber ihre unmittelbare Quelle ergründen zu können. Dass das Mädchen dem Jüngling die begehrten Gegenstände hinterlistig wegnimmt und dieser dieselben nur durch List zurückerhält, ist ein Lieblingsmotiv der orientalischen Märchen. In den Gesta Romanorum geschieht die List nicht durch Aepfel (welche Körner wachsen und dann wieder verschwinden lässt) sondern durch Zauberwasser. Wer würde nicht die Wirkung der Lethe kennen, an welche die Griechen glaubten? In Norwegen glaubt man, dass das Wasser des Odrenir Jugend und Lebenskraft verleiht. Finnische Zauberlieder erwähnen Zauberwässer, doch diese sind die Fluthen des Jordanstromes, und es scheint, dass dieser Glaube aus dem Evangelium des Johannes nach Europa verpflanzt wurde. So taufen die Lappen z. B. ihre Kinder, so oft dieselben nur krank werden, da sie an die Wunderwirkung und Heilkraft des Weihewassers glauben. Aber auch im Orient glaubt man an das wunderthätige Wasser. Kunos erwähnt auch dieses Motiv in dem Vorworte der durch ihn übersetzten Volksromane; in seiner Sammlung osmanisch-türkischer Volksmärchen (II. 77.) spricht er von einem Wunderwasser, das zum Leben erweckt. Diesen Glauben an die Wunderwirkung des Wassers, sowie auch den an das wunderthätige Obst, müssen wir für *orientalischen Ursprunges* halten. Wir finden zwar auch einzelne Mythen über wunderthätige Bäume in Europa; so z. B. erzählt die norwegische Iggrasil-Mythe von Bäumen mit goldenen Blättern und Früchten, von solchen, die Gesundheit und Siechthum erzeugen, und auch vom Baumriesen, die bis an den Himmel reichend, die Erde mit ihrem Schatten bedecken (*Bugge*: Studien p. 543). Die Griechen glaubten an die Wunderwirkung einzelner Obstgattungen, und auch in der norwegischen Sage beschenken die »Nymphen« den Balderus mit wunderthätigen Speisen, bevor er in den Kampf zieht (*Bugge*: *ibidem* p. 125). Auch Kunos erzählt

von Zauberäpfeln, nach deren Genuss dem kinderlosen Königspaaire ein Sohn geboren wird. Bei *Firdusi* lesen wir von solchem Obst, welches heilt und zum Leben erweckt (Max Müller: Wandern der Fabeln p. 310). Auch die Frucht der indischen Asvattha hat Zauberkraft (*Kelly Curiosities etc.* VII. Cap.). Solche Motive könnten wir noch in größerer Anzahl aufzählen, um zu beweisen, dass der 120. Abschnitt der *Gesta Romanorum orientalischen* Ursprunges ist und dass unser Volksbuch sich an denselben anlehnt. Auf Grund des bisher Gesagten können wir das Resultat aussprechen, dass von den 12 Motiven unseres Buches sieben orientalisches, drei europäisches sind und bei zweien bleibt es unentschieden, ob dieselben aus orientalischen oder europäischen Quellen stammen. Der Ausspruch *Holzmanns* (Orient und Occident I. p. 34.) dass «die Ritterromane ihre Heimat nicht bei den britischen Völkern haben, wie noch allgemein gelehrt wird, sondern im *Orienten*», wird durch dieses neue Beispiel nur bestätigt.

Dieses Volksbuch erschien zuerst deutsch in Augsburg im Jahre 1480. Wann wurde es verfasst? Diesen Zeitpunkt hat bereits Zacher richtig auf die Mitte des XV. Jahrhunderts fixiert, denn Cyprus war bloß bis zum Jahre 1489 ein christliches Königreich, Konstantinopel war nur bis 1453 in den Händen der Christen, Bretagne hat nur bis 1491 einen selbständigen Fürsten, Granada war bloß bis zum Jahre 1492 in den Händen der Mauren und schließlich die Höhle des St. Patricius durfte man bloß bis zum Jahre 1492 besuchen, zu welcher Zeit es der Papst verbot. Den Zeitpunkt, in dem das Volksbuch, vielleicht in Augsburg, *jedenfalls* aber in Deutschland geschrieben wurde, können wir also auf 1440 festsetzen.

Oben erwähnten wir bereits, dass wir dem Geiste nach, der das Ganze durchweht, zu folgern wagen, dass das Märchen in Deutschland verfasst wurde. Wir bemerkten auch, dass der Autor die Reisebeschreibung des Sir John Maundeville gekannt habe, und dass die große Verbreitung dieses Buches ihn zum Gebrauche jener Form verleitete, welche er auch bei seinen Vorgängern, besonders aber bei den Ritterromanen vorfand. Aber nicht nur die Form Maundeville's hatte auf ihn einen Einfluss, auch einzelne Beschreibungen entnahm ihm unser Autor, so z. B. die Beschreibung Konstantinopels mit der Sofienkirche, die kurze Beschreibung des Landes vom Priester *Johannes* u. s. w. Die Religiosität, die realistische Denkungsart, die geläuterte Weltanschauung, sowie die klaren Erläuterungen sprechen dafür, dass das Buch in Deutschland, vielleicht in Augsburg geschrieben wurde, welche Stadt sowohl mit England, als auch Italien, speciell mit Florenz in unmittelbarer Verbindung stand.

Die Frage: wer war der Autor? haben wir vorsätzlich für den Schluss vorbehalten. Dieselbe können wir aber nur annähernd beantworten. Wissend,

dass die Verfasser und Uebersetzer der anderen Volksbücher vornehme Frauen (Elisabeth von Lothringen, Eleonore von Schottland) oder Gelehrte (von Eybe, von Wyle, Steinhövel) waren, können wir annehmen, dass auch unser Verfasser ein gelehrter Mann war, obzwar für diese Auffassung nichts Anderes spricht, als dass er das Leben der Bürger und Ritter kennt, vielleicht auch bei vornehmen Höfen erschienen war, und dass er in sein Werk hie und da kurze Betrachtungen eingeflochten hat.

Das Ergebnis unserer Untersuchungen ist also: *Das Volksbuch wurde in Deutschland — vielleicht in Augsburg — von irgend einem gelehrten und weltverfahrenen Manne in der Mitte des XV. Jahrhunderts geschrieben, indem er in ein orientalisches Märchen europäische Motive verflocht!*

DR. BÉLA LÁZÁR.

SPRACHWISSENSCHAFTLICHE MITTHEILUNGEN.

(Nyelvtudományi Közlemények.)

In Auftrage der sprachwissenschaftlichen Commission der Ung. Akademie d. W. redigiert von Siegmund Simonyi. — 1893. II. Heft.

Das zweite Vierteljahrsheft dieses neuen Jahrganges bringt zum Theil Fortsetzungen der im ersten Hefte begonnenen Abhandlungen.

An erster Stelle beendet Josef Balassa seinen Aufsatz über die *Entwicklung der Sprache des Kindes*. Er unterscheidet in dieser Entwicklung drei Perioden. In der ersten hört das Kind und bildet auch Laute, es verbindet aber weder mit den gehörten, noch mit den selbstgebildeten Lauten bestimmte Bedeutungen. In der zweiten versteht es schon die vernommenen Laute, ist aber selbst noch nicht fähig, die Laute zum Ausdruck von Gedanken zu verwenden. In der dritten verknüpft es schon ständige Bedeutungen mit den gesprochenen Lauten, und dann erst kann man sagen, das Kind fange zu sprechen an. Die beiden ersten Perioden sind von verschiedener Dauer: der Sohn des Verfassers begann schon im 11. Monat die vernommenen Laute zu verstehen, wogegen Preyer's Kind erst im 13. dahin gelangte; des Verfassers Sohn erreichte mit 13—14. Monat schon die dritte Periode, der Sohn Preyer's erst im 20—22. — Im weitem Verlauf erörtert der Verfasser, wie sich das Kind nach und nach die Aussprache, den Wortschatz und die Wortbedeutungen, endlich die Bildung von Sätzen aneignet.

Der zweite Aufsatz bringt den Schluss von Julius Zolnai's *Syntaktischen Forschungen* (die Abschnitte III.—V.). Der III. Abschnitt behandelt die Fälle, in denen ganze Sätze als Attribute, Ergänzungen, Bestimmungen, mithin als Satztheile gebraucht werden; z. B. *a nem szeretem dolog* (wörtlich ‚die ich-liebe-sie-nicht Sache‘), *az Eb-kérdi csárta* (das ist die ‚ein Hund fragt danach‘ Schenke), *a térj-meg utca* (die ‚kehr-zurück‘ Gasse, d. h. Sackgasse) u. s. w.; dann solche,

wie *talán* ‚vielleicht‘ aus *találom* ‚ich finde‘, *hiszen* ‚ja, doch‘ aus *hiszem*, ‚ich glaube‘, *jöllehet* ‚obwohl‘ aus *jöl lehet* ‚wohl möglich, kann sein‘ u. s. w.

Der IV. Abschnitt handelt über die Verschiebungen in der Function der Satztheile, die sogen. Kategorienveränderungen: so z. B. wenn in dem Satz *éjjel volt* ‚es war Nacht‘ das erste Wort, das ursprünglich eine Zeitbestimmung ist (*éj-vel* Nacht-s), zum Subjekt wird, so dass ein neues Substantiv entsteht: *az éjjel, a nappal, a reggel*. Umgekehrt ist in dem Satze *most négy éve voltam ott* ‚vor vier Jahren war ich dort‘ die Zeitbestimmung ursprünglich ein ganzer Hauptsatz: *most van négy éve, hogy ott voltam* ‚jetzt sind es (dessen) vier Jahre, dass ich dort war‘.

Im V. Abschnitt endlich behandelt der Verf. die Grenzfragen der Sätze, wie z. B. aus den begrenzenden Satzelementen Bindewörter entstehen, wie das Vorderglied von *úgyhogy* ‚so dass‘ oder *ámde* ‚aber‘ (= ja, aber) eigentlich ein Theil des Vordersatzes gewesen u. s. w. Hier erklärt er auch das erste Element der Relativformen *a ki, a mi*, und entwickelt die Ansicht (die er nachträglich auch in J. Arany's Schriften und in Simonyi's Werk über die Bindewörter vorfand): dass dieses Demonstrativelement ursprünglich das Subjekt des Hauptsatzes war, z. B. *af(z) ki el akar menni, elmehet* ‚wer gehen will, kann gehen‘ = *az, ki el akar menni, elmehet*.

Nun folgt unter dem Titel *Modus- und Tempesformen* ein Capitel aus J. Budenz' Ugrischer Formenlehre (vom Redacteur aus den für Universitätszwecke gedruckten autographischen Heften herausgegeben). In einer kurz gehaltenen allgemeinen Einleitung werden die in den ugrischen Sprachen unterschiedenen Modus- und Tempuskategorien besprochen, sodann werden die einzelnen gemeinsamen Formen verglichen und erklärt (Præs. und Præt. Ind., Potential und Imperativ).

Gedeon Petz bietet die Fortsetzung seiner Darstellung des hentigen Standes der *indogermanischen Lautlehre*, und zwar den Abschnitt über die Liquida und Nasale. •Die indogerm. Ursprache kannte diese Laute sowohl in sonantischer, als in consonantischer Function. Die Theorie der silbenbildenden Nasale und Liquiden ist eine Errungenschaft der neuern Sprachforschung. Ihre Elemente finden wir wohl schon in frühern Werken vor. Miklosich z. B. sprach einmal die Ansicht aus, dass das silbenbildende *r* der slavischen Sprachen sammt dem indischen *r*-Vocal der Abkömmling eines ursprachlichen sonantischen *r*-Lautes sei. Der germanischen Ursprache hat Amelung solche Sonanten zugesprochen. 1876 stellt Osthof den alt-indischen *r*-Vocal mit der Silbe *pa* im Griechischen und *ru* im Gotischen in eine Reihe. Die Theorie der ‚nasalen Sonans‘ hat dann Brugmann vollständiger entwickelt, indem er die Hauptargumente aus dem Verhältnisse der thematischen und athematischen Flexion, aus den parallelen Wandlungen der *ei* und *eu*-artigen Lautverbindungen und aus den theilweise übereinstimmenden Lauterscheinungen der arischen, griechischen und germanischen Nasallautgruppen schöpfte. Derjenige Theil der Sonantentheorie, der die sonantischen Nasale und Liquiden vor Consonanten betrifft, ist trotz der neuern Anfechtungen für gesichert zu halten, während derartige Sonanten vor andern Sonanten dem Zweifel eher unterworfen sind.•

In der Rubrik der Anzeigen findem wir vor allem die Anzeige Emil Setälä's

über Wilhelm Thomsen's großes Werk: *Berührungen zwischen den finnischen und den baltischen Sprachen* (1890. in dänischer Sprache). — Im zweiten Aufsatz vertheidigt Ignaz Halász seine Bezeichnung *süd-lappischer Laute* gegen die Kritik Wicklund's (im *Journal de la Société Finno-Ougrienne.*) — Karl Sebestyén gibt einen Auszug aus Noreen's und Johansson's Abhandlung über Sprachrichtigkeit (in Brugmann's und Streitberg's Indogermanischen Studien). — Josef Balassa bespricht eine Anzahl von Werken, die über experimentale Phonetik erschienen sind. (*Krzywicki*: Ueber die graphische Darstellung der Kehlkopfbewegungen beim Sprechen und Singen. *Wendeler*: Ein Versuch die Schallbewegungen einiger Consonanten mit dem Hensen'schen Sprachzeichner graphisch darzustellen. *Ph. Wagner*: Verwendung des Phonographen zu phonetischen Untersuchungen. Derselbe: Französische Quantität, unter Führung des Albrecht'schen Apparats. *L'abbé Rousselot*: Les modifications du langage étudié dans le patois d'une famille.) — Dr. Johann Jankó zeigt zwei Abhandlungen an, deren eine finnische, die andere ungarische Sternnamen betrifft (die erste von A. Petrelius, die andere von L. Kálmány, dem eifrigen ungarischen Folkloristen). — Julius Zolnai schreibt über Stowasser's interessante Abhandlung «Das Verbum *tare*», in der einzelne lateinische Beispiele der Wortschöpfung durch Rückbildung oder Abstraction erörtert werden. — Endlich werden von S. Simonyi und A. Kálmár Berichtigungen und Erklärungen zum Glossar von Besztercze mitgetheilt.

In den «kleinern Mittheilungen» ist der französische Ministerialerlass von 1891 in Sachen der Orthographie seinem ganzen Wortlaute nach übersetzt. — A. Kálmár theilt Gabelentz' Ansicht über die nach Stammauslauten geordnete Deklination mit. — S. Simonyi erklärt wieder eine Anzahl ungarischer Wörter aus dem Italienischen: *bitó* Schandspahl = *bitta*, **bitto* Pfahl; *boklyó* Quaste = *boccolo* Knopf, Knospe; *bolyóka* Maulaffe = *balocco*, dasselbe; *borbolya* Sauerdorn = *berbero*; *bufa* aufgeblasen, Backe = *buffo* aufgeblasen; *buzerál* = *buserare* Sodomiterei treiben; *czédula* = *cedula* Zettel; *czibere* Fastensuppe = *ciureo* Ragout; *czipelló* Schuh = *zoppello* hoher Schuh (für einen Hinkenden).

DIE REGIERUNG BÉLA'S DES VIERTEN.

Nach urkundlichen Quellen bearbeitet.

III. Wiederaufrichtung des Reiches und äussere Verwicklungen.

1.

Als König Béla durch ausgesandte Kundschafter sichere Nachricht erhalten, dass die Tataren sich aus dem gesammten Lande entfernt, ließ er die Königin sammt ihren Kindern in Klissa zurück, er selbst aber, von den Johannitern und den Frangepan begleitet, begab sich unverzüglich nach Ungarn. In welchem Zustande er sein Reich gefunden, spottet jeder Be-

schreibung. Es genüge hier die Zeichnung des Erzdechanten Thomas; »Da keine Lebensmittel vorhanden waren, fielen die Einwohner, gepeinigt von den Qualen des Hungers dahin. Unzählige Menschenleichen lagen auf den Feldern und auf den Landstraßen. so dass man leicht glauben durfte, es habe die Hungersnoth die ungarische Nation nicht weniger decimiert, als die blutgierige Grausamkeit der Tataren. Dazu erschienen, wie aus der Höhle des Teufels, zahlreiche Wölfe, die in ihrem Durste nach Menschenblut sich nicht etwa hinterlistig, sondern direct in die Häuser stürzten und die Säuglinge von den Brüsten der Mütter rissen und selbst bewaffnete Männer, rudelweise sie angreifend, furchtbar zerfleischten.«

Béla's erste Aufmerksamkeit musste sich daher auf die Ordnung der inneren Angelegenheiten concentriren.

Es hieß den Hungernden und Obdachlosen Nahrung und Obdach geben, dem Besitzer Schutz zu bieten und die entvölkerten Stätten neu zu colonisiren; dazu musste sich natürlich die Regelung der durch die Kriegswirren und Todesfälle ungeheuer derangirten Besitzverhältnisse gesellen.

Wie viele Jahre Bela gebraucht, bis er dies Alles und die einzelnen Momente der Reconstruction ins Geleise gebracht, sind wir bei dem diesbezüglich spärlich fließenden Quellenmateriale nicht in der Lage, anzugeben; wir können bloß einige allgemeine Daten bieten.

Zur Bevölkerung der öden und verlassen Striche, sowie zur Hebung der Population überhaupt zog er aus aller Herren Ländern sowohl Ackerbauer, als Kriegsheute heran.¹ Dies gelang, insoferne er die Kumanen zu beiden Seiten der Theiß ansiedelte und eine große Menge Deutscher seinem Rufe Folge leistete. Selbstverständlich wurden den neuen Ansiedlern gewisse Begünstigungen zu Theil, die im Vereine mit dem durch Bela jetzt sehr gepflegten Städtewesen den eigentlichen »Bürger«-Stand in Ungarn ins Leben riefen.

Zur Hebung der Widerstandsfähigkeit seines Landes gegen feindliche Angriffe trachtete er nach Möglichkeit, an hierzu besonders geeigneten Punkten feste Plätze anzulegen, da sich solche selbst den Tataren gegenüber ziemlich bewährt hatten; auch suchte er seine Magnaten auf alle Weise anzuregen, auf ihren Besitzungen befestigte Schlösser zu erbauen.²

Zur Regelung der Besitzverhältnisse sandte er Commissionen im ganzen Lande herum, die sich mit der Prüfung der Besitztitel der jeweiligen

¹ Fejér IV. 3. 438, wo Béla angibt, dass er damals das unbewohnte Udvard einem deutschen Kriegsmanne Ressel gegeben habe. Die von den Reisenden daselbst einzuhebenden Abgaben verließ er einem anderen Kriegsmanne Seyfried.

Aus »terra latina« kamen neue Einwohner nach Gran. Fejér IV. 2. 375.

² Fejér IV. 2. 320, 374. — Wenzel VII. 162. So hatte z. B. Königin Maria damals Schloss Visegrád erbaut; vgl. Wenzel VII. 501.

Besitzer oder der den Besitz Reclamierenden zu beschäftigen hatten, und schließlich ergänzte er die durch die feindliche Invasion stark gelichteten Reihen des Adels, indem er zahlreiche Hörige für ihre, während der Kriegswirren an den Tag gelegten Verdienste in den Adelstand erhob.³ Selbstverständlich erneuerte er Allen und Jedem, der sich legitimieren konnte, die während der Invasion in Verlust gerathenen oder vernichteten Dokumente.

Wenn wir Béla's reorganisatorische Thätigkeit betrachten, fällt uns unwillkürlich die Frage ein, woher er denn die hierzu unbedingt nöthig gewesenen, sehr bedeutenden Geldmittel genommen; die Frage ist umso berechtigter, als wir wissen, dass ihn Friedrich von Oesterreich nach der Schlacht von Mohi aller seiner Habe beraubt, dass ihm während seines Aufenthaltes in Kroatien und am Littorale keine Schätze zugeführt wurden und Ungarn selbst kurz nach Abzug des Feindes am allerwenigsten im Stande war, der königlichen Casse irgendwelche Hilfsmittel zufließen zu lassen. Die Frage ist aber dennoch beantwortbar. Vor Allem müssen wir wissen, dass Béla, nachdem er Friedrich's Klauen entronnen, während seines Aufenthaltes in Ungarn, wo er jeden Moment zu einer Flucht bereit sein musste, wohl bedacht war, sich für einen solchen Fall mit allem Gelde und Geldeswerte zu versehen trachtete, dessen er nur habhaft werden konnte. Diese Schätze nahm er nun mit sich nach Kroatien und der Küstengegend und bewachte sie noch in jenem Momente, als er im Angesichte des Feindes, im offenen Meere auf einem Kahne rudern, dem Tode entgegenseh. Diese Schätze standen ihm also nach seiner Rückkehr zur Verfügung. Auch hatte Königin Marie einen Theil ihrer Habe vor den gierigen Händen Herzogs Friedrich zu retten gewusst. — Ferner hatten ihm die Brüder Friedrich und Bartholomäus Frangepan, Herren von Veglia, noch während seines Aufenthaltes am Littorale Summen in der Höhe von 20,000 Mark vorgestreckt,⁴ von denen er wohl einen guten Theil noch nach Hause gebracht und schließlich entlehnte er von jenen seiner Unterthanen, die noch etwas errettet, kleinere und größere Summen, die er wohl in den meisten Fällen mit Latifundien zurückzahlte.⁵

2.

Kaum hatte das Land nach Abzug des Feindes, resp. nach Rückkehr des Königs sich nur ein wenig von den mitgemachten Schrecknissen erholt,

³ Wenzel VII. 135.

⁴ Wenzel XI. 477. — Fejér IV. 3. 109.

⁵ So z. B. hatte der Russe Maladik, der aus der Gefangenschaft der Tataren sich flüchtend, seine mitgebrachte Habe glücklich errettete, dem Könige 30 Mark vorgestreckt; er erhielt dafür 1262 das im Turóczer Comitatus gelegene Tarnóca. Hazai okmánytár VII. 83. Ferner wissen wir, dass Königin Maria von der Martinsberger Abtei 800 Mark entlehnte, die sie zur Bekämpfung den Tataren verwendete. (Wenzel III. 42.)

als Béla auch schon sein Volk zu den Waffen rief, um es in auswärtigen Kriegen zu beschäftigen. — Die Nachwelt hätte ein Recht, es ihm sehr zu verübeln, dass er sozusagen einige Stunden nach der furchtbaren Heim-suchung, die sein Land betroffen, die Kräfte desselben in auswärtigen Kriegen vergeudetete, — aber das mitfühlende Gemüth verzeiht es ihm, dass er den Moment nicht erwarten konnte, in dem er an dem Herzoge von Oesterreich für dessen perfides Benehmen Rache nehmen sollte.

Béla theilte seine Heerkraft in zwei Theile. Er selbst stellte sich an die Spitze der einen Abtheilung, rückte gegen das von den Oesterreichern besetzte Sopron vor und nahm es in Belagerung. Gelegentlich eines von den Belagerten gemachten Ausfalles bot sich dem gewandten Detre dg. Ákos Gelegenheit zur Auszeichnung. Mit geschwungener Lanze an der Spitze seiner Abtheilung stürzte er den Ausfallenden entgegen und zwang sie, sich in die Festung zurückzuziehen; von zwei feindlichen Wurfspießen getroffen entging er fast kaum dem Tode.⁶

Die zweite Heeresabtheilung war unterdessen unter Commando Achilles v. St. Georgen und Bösing, dessen Bruder Kosmas sich noch immer in österreichischer Gefangenschaft befunden, von Preßburg aus in österreichisches Gebiet eingefallen und hatte die ganze Gegend bis Wien verwüstet.

Friedrich rückte auf die Kunde von dem Vorgefallenen mit seinem Heere an die Leitha, wo es bei Neustadt zum Gefechte kam. Andreas, Sohn des Thomas, durchbohrte einen sich auf ihn stürzenden Oesterreicher mit seiner Lanze, erhielt aber auf der Schulter und an der Brustwarze je eine Verwundung. Unter den Oberoffizieren Béla's befand sich hier auch sein nachmaliger Schwiegersohn Rostislav von Halics.

Das unter Béla's Commando stehende Hauptheer hatte sich von Sopron aus gegen alle übrigen, von den Oesterreichern besetzten festen Orte gewendet; schließlich kam es vor Kőszeg, dem Hauptquartiere der Oesterreicher, zur entscheidenden Schlacht, wo Herbold dg. Osl, der eben mit der königlichen Familie aus Klissa heimgekehrt war, durch Einnahme des Castells den Sieg errungen; hierbei wurden zehn Leute seines Gefolges verwundet.⁷ In demselben Feldzuge zeichneten sich auch die Trencsener Schlossunterthanen aus dem Dorfe Weiczló: Nemer, Buda, Orcirad, Rásó, Radila und Domoszló,⁸ ferner die Mitglieder des Geschlechtes Csem aus, die die Grenzen bei Eisenburg in der Nähe von Óvár vertheidigten und von denen die Oesterreicher einen sicheren Roland

⁶ Fejér IV. 1. 289. Auch Marcell v. Pága und Seyfried von Szánta haben sich um diese Zeit ausgezeichnet. Sopronmegyei okmánytár I. 20.

⁷ Fejér IV. 2. 31.

⁸ Wenzel VII. 135. — Fejér IV. 2. 295. Am 4. Juni 1243 erhebt sie Béla zu Unterthanen des heil. Stephan.

und Seyfried getödtet.⁹ — Auch Benedikt von Ürmény hatte an diesem Zuge Theil genommen.¹⁰

Der Feldzug endete mit einem Friedensschlusse,¹¹ in welchem Béla die verpfändeten Comitata Sopron, Mosony und Vas zurückbekam; denn schon am 16. November 1242 stoßen wir auf den Obergespan von Sopron, den Tavernikus Matheus (dg. Csák), jenen von Vas, den Oberküchenmeister Sol, am 5. Juni 1243 auch schon auf jenen von Wieselburg: den Oberrichter Demetrius,¹² was doch entschieden für ungarische Verwaltung in diesen Comitaten spricht.

Der günstige Ausgang dieses Krieges ermuthigte Béla die Wehrkraft des Landes auch für seine Familieninteressen zu verwerthen, durfte er ja hoffen, dass die Nation, angesichts der durch den österreichischen Feldzug erwachsenen materiellen Vortheile, sich gegen eine solche Verwendung nicht missliebzig aussprechen werde.

Herzog Boleslav V. von Groß-Polen, der sich schon 1239 mit Béla's erster Tochter Kunigunde vermählt hatte, war seit dem Einfalle der Tataren in Polen und Schlesien als Flüchtling an Béla's Hofe geblieben. Während er sich hier — unbekümmert um die Angelegenheiten seines Landes — aufhielt, wählten die Polen den Herzog von Liegnitz, Boleslav den Kahlen zu ihrem Fürsten; da sich diesem aber Konrad von Masovien, ein Vatersbruder Boleslav's V. entgegenstellte, brach zwischen den beiden Prätendenten der Krieg aus, in dem Konrad das Uebergewicht behielt. Dies rüttelte endlich Boleslav V. aus seiner Ruhe auf. Mit einem ungarischen Hilfsheere, an dessen Spitze der bereits vor Jahren in Polen und Bulgarien diplomatisch thätig gewesene Bogomér stand, kehrte er nach Polen heim und behielt dank der energischen und erfolgreichen militärischen Intervention Bogomér's die Oberhand gegen Konrad.¹³

Gleich nach dieser Episode oder doch kurz vor ihr, war aber ein ernster Conflict Béla's mit der venetianischen Republik ausgebrochen.

Béla hatte nämlich seinen Aufenthalt am Littorale auch dazu benützt, um daselbst nach Möglichkeit die ungarische Herrschaft zu befestigen. Er verlieh Privilegien, bestätigte alte Freiheitsbriefe seiner Vorgänger¹⁴ und

⁹ Wenzel VII. 161. 162.

¹⁰ Fejér VII. 5. 274.

¹¹ Cont. Saueruc. II. SS. IX. 641. Cont. Garst. SS. IX. 597.

¹² Fejér IV. 1. 264. 294.

¹³ Wenzel VII. 174. Urkunde Béla's, mittels der er ihm am 23. Mai 1244 das im Trencséner Comitate gelegene Pruska schenkt.

¹⁴ Privilegium für Trau do. 16. Mai 1242. Fejér IV. 1. 246. 250. Wenzel VII. 131. für Zara do. 1242. Wenzel II. 143, für Nona do. 1243. Wenzel II. 146, für Pago do. 30. März 1244. Wenzel II. 149, für Pharo do. 10. Mai 1242. Fejér IV. 1. 252, für die Trauer Kirche Wenzel VII. 130, für die Herren von Subić Fejér IV. 2.

erhielt dafür Zusagen. So hatte er u. A. zu Klissa im Jahre 1242 der Stadt Zara den mit seinem verstorbenen Bruder Koloman vordem abgeschlossenen Vertrag erneuert, laut welchem den Zaratiner ein Gebietszuwachs zugestanden wurde. Die auf ungarischen Schutz nun rechnenden Zaratiner wurden übermüthig, schafften sich eine Armee an und begannen offene Feindseligkeiten gegen Venedig zu üben. Die Venetianer sandten gegen die Uebermüthigen eine Flotte aus. Die Zaratiner wandten sich nun an Béla um Hilfe. Dieser schickte ihnen im Sommer 1243 den erprobten Dionys von Szentgrót, Ban von Kroatien und Herzog von Slavonien mit einem aus Ungarn und Slaven (Kroaten) bestehenden Heere zu Hilfe, so dass sie den Angriffen der Venetianer gegenüber Stand hielten. Acht oder zehn Tage nach Eintreffen des ungarischen Hilfskorps wurde aber Dionys durch einen Spieß am Halse verwundet,¹⁵ worauf er sich durch seine Leute aus der Stadt hinausragen ließ. Die Zaratiner, in der Meinung, der Ban sei getödtet und wohl wissend, dass sie ohne ungarische Hilfe sich nicht halten könnten, geriethen in eine derartige Panik, dass sie sich in kopfloser Ueberstürzung aus der belagerten Stadt flüchteten. Die Venetianer zogen darauf ohne Schwertstreich ein und gewährten Jedem freien Abzug.¹⁶

Da die flüchtigen Zaratiner sich auf ungarisches Gebiet, nämlich nach Nona begaben, fand der ungarisch-venetianische Krieg seine Fortsetzung, da die Venetianer jetzt Nona belagerten. Zwar gelang es hier dem ungarischen Commandanten, dem uns schon bekannten Bechend, Sohne des Nikolaus, ihnen eine Niederlage beizubringen,¹⁷ Béla — der sich unterdessen persönlich ins Küstengebiet begeben — fand es aber doch gerathen, die Sache friedlich beizulegen und sandte Nikolaus von Szúd mit einem Schreiben nach Venedig, worauf ihm derselbe eine Antwort von dort brachte.¹⁸

Am 30. Juni schloss er mit den Abgesandten des Dogen Jakob Tiepolo: Stefan Justiniano und Peter Dandolo im Lager »juxta castrum Galas« Frieden, worin er Zara den Venetianern abtritt.¹⁹ Der Doge ratifizierte den Frieden am 6. August in Venedig. Er verpflichtet sich, insbesondere der Witwe Andreas' II., Beatrix, und deren Sohne (Stefan) auf dem ganzen Gebiete der Republik keinerlei Vorschub zu leisten und zwei Theile

106. Ferner für die Frangepán: do. 1242. Fejér IV. 1. 268. Wenzel XI. 325. 370. 476. Hazai okmánytár VIII. 39. do. 1260. Fejér IV. 3. 13, do. 1263. Fejér IV. 3. 108. IV. 2. 98. 308.

¹⁵ Wenzel VII. 153.

¹⁶ Thomas AD. c. 43.

¹⁷ Nikolaus erhält dafür am 31. März 1247 die Ortschaft Sárkány. Fejér IV. 1. 445.

¹⁸ Hazai okmánytár IV. 28. Wenzel VII. 163 do. 22. April 1254.

¹⁹ Fejér VII. 5. 263.

des Zaraer Hafenzolles an Béla abzuliefern.²⁰ 1247 erfolgte dann noch seitens Zara's die endgültige Huldigung und Unterwerfung an Venedig.²¹

Die Ursache dessen, dass Béla trotz seiner militärischen Erfolge sich dennoch mit Venedig aussöhnte, war der zwischen Spalato und Trau ausgebrochene Streit.

Die Spalatiner hatten, kurz nachdem Béla sich nach dem Abzuge der Tataren nach Ungarn begeben, einige Orte annectiert, die Béla den Trauern geschenkt hatte. Obzwar die daraus entstandene Fehde bereits am 11. September 1243 auf gütlichem Wege beigelegt wurde,²² hörten die Nergeleien seitens der Spalatiner doch nicht auf und die Spannung zwischen beiden Städten artete bald wieder in offenen Kampf aus. Langsam gestaltete sich aber die Sache derart, dass sich der Kampf zu einer Fehde der ungarischen und antiungarischen Partei entwickelte. Trau, Stephko von Brebir, die Nelipicse etc. waren Béla treu geblieben, Spalato mit dem Herzoge Andreas von Chlm, den Polizzanern, den Boljaren Brativoj und Vulxa standen an der Spitze der antiungarischen Partei. Das Ende der Sache war, dass das stolze und übermüthige Spalato zur See von den Trauern vollständig geschlagen wurde. Da sie nun die Strafe Béla's für ihren Abfall fürchteten, riefen sie den mit Ungarn gleichfalls auf gespanntem Fuße befindlichen Ban von Bosnien, Ninoslav zu Hilfe, der mit ihnen vereint zwei Wochen hindurch die Saatfelder und Weingärten Traus verwüstete. Da er wohl einsah, dass er gegen Trau nicht viel ausrichten werde, ernannte er zu seinem Stellvertreter in Spalato seinen Verwandten, den Calabreser Rizado und einen seiner eigenen Söhne als Commandanten einer Abtheilung Cavallerie. — Die Trauer sandten jetzt eine Deputation zu Béla, um ihn von dem Geschehenen in Kenntniss zu setzen.

Béla war sofort entschlossen, sowohl an Spalato, als an dem bosnischen Bane Rache zu nehmen. Dionys v. Szentgrót, Ban von Kroatien und Herzog von Slavonien, erhielt Befehl, sofort mit seinem Heere gegen Spalato vorzurücken und strenge Strafe zu üben. Mit ihm zogen der Bischof Bartholomäus von Fünfkirchen, Phile, Probst von Agram, Obergespan Michael von Varasd und andere Würdenträger; Béla selbst stellte sich aber an die Spitze eines gegen Ninoslav zu ziehenden Heeres.

Als die Spalatiner die Kunde von dem Anrücken des Bans Dionys vernahmen, sandten sie ihm eine Deputation entgegen mit der Bitte sie zu verschonen. Dionys war auch dazu bereit, wenn sie ihm Geißeln und eine gewisse Geldsumme übergeben würden. Statt dem erhielt er aber zur Ant-

²⁰ Wenzel II. 156.

²¹ Wenzel XI. 349.

²² Wenzel VII. 149.

wort, die Spalatiner seien durch königliche Freibriefe von solchen Leistungen für immer befreit.

Nun machte der Ban Ernst; am 12. Juli (1244) stürmte er, unterstützt von den Kroaten des Probstes Phile, den Trauern und den Truppen des Castellans von Klissa die Stadt. Die ortskundigen Trauer schlugen eine Bresche in die Mauern, worauf die Belagerer in die Vorstadt stürzten und mit den Einwohnern sich ins Handgemenge einließen. Nikolaus' Sohn Bessend — der sich schon vor Nona ausgezeichnet — erstürmte einen Thurm der Bastei und nahm alle dort anwesenden Rebellen als Geiseln.³³ Die Verluste waren auf keiner Seite groß: unter den gefallenen Ungarn befand sich auch Tristan, Bruder des Leibarztes Béla's: Tiburtius.³⁴

Erst als der Ban die im Bannkreise der Mauern befindlichen hölzernen Gebäude eingeschert, und die Spalatiner befürchten mussten, dass sich das Feuer auf die ganze Stadt ausdehnen könne, entschlossen sie sich am Abende desselben Tages, den Ban um Frieden anzusuchen. Am nächsten Morgen eröffnete Dionys die Unterhandlungen, am 19. Juli brachte er im Vereine mit den oben genannten ungarischen Würdenträgern den Vergleich zwischen Trau und Spalato zu Stande. Die Spalatiner mussten in diesem Friedensinstrumente sich zu Treue und Ergebenheit für den König von Ungarn erklären; sie mussten zur Bürgschaft dieser Treue sechs ihrer Bürger als Geiseln und 600 Mark Geldes liefern; dem Könige von Ungarn war das Recht eingeräumt worden, das von ihnen gewählte Stadtoberhaupt nur dann zu bestätigen, wenn der Erwählte ein treuer Anhänger des Königs sei. In den Frieden wurden mit Ausnahme des Bans von Bosnien, des Herrn von Chlm, der Poljicer und der beiden Boljaren Brativoj und Vuksa alle sonstigen Anhänger Traus und Spalatos eingeschlossen. Béla ratificierte diesen Vertrag am 14. October 1244.³⁵ Eine weitere Folge dieser ungarischen Intervention war später die Wahl des Ungarn Ugrin zum Erzbischofe von Spalato.³⁶

Nach dem Tode des Erzbischofes Ugrin von Spalato (1248) richtete sich die Aufmerksamkeit der Suffraganbischöfe auf den Ungarn Johann, einen Prediger-Mönch, der kurz vordem zum Bischofe von Scardona gewählt wurde. Man schickte zu dem in Lyon residierenden Papste eine Deputation, um ihm dies zu melden; sollte ihm Johann nicht genehm sein, so möge er einen anderen hierzu ersehen. Innocenz ernannte am 30. April 1249 (50) hierzu den uns schon bekannten Roger, der nach seiner Befreiung aus den Händen der Tataren wieder Hofkaplan des Kardinals Johann von Toledo

³³ Fejér IV. 1. 445.

³⁴ Hazai okmánytár VII. 64.

³⁵ Fejér IV. 1. 319. Thomas A. D. c. 47.

³⁶ Fejér IV. 1. 325. do. 2. 10. 375.

geworden und als dessen Legat häufig nach Ungarn gekommen war. Bela, wenn auch unger, feindete Roger's Wahl nicht an und so nahm dieser seine Würde Fasten 1251 ein, die er bis zu seinem Tode (14. April 1266) inne hatte. Bald darauf bereiste Béla Kroatien und Slavonien und besuchte auch Spalato, wo er im Hause des Nikolaus Duymo Absteigequartier nahm. Nachdem es hier den Bürgern gelungen war, ihn in Betreff der Wahl Roger's gänzlich zu versöhnen, schied er von hier im besten Einvernehmen mit der Bevölkerung.

Dieses wurde 1257 durch die hochmüthige Königin Maria gestört.

Maria hatte nämlich im Interesse ihres Lieblingssohnes, des Prinzen Béla eine Reise nach Kroatien, Slavonien und die Küstengegend unternommen, um sich daselbst von der Stimmung der Bevölkerung ihrem Sohne gegenüber persönlich Ueberzeugung zu verschaffen. In Begleitung einer respectablen Schar von Magnaten und Militär schlug sie ihre Residenz in der Festung Tinni auf, und berief hieher die Notabeln dieser Gegend, um mit ihnen zu berathen.

Während sie hier residierte, fiel es einigen Wachsoldaten der Festung Klissa aus Uebermuth ein, zur Erntezeit nach Spalato zu ziehen und hier an der Ernte einigen Schaden zu verursachen. Kaum hatten die Spalatenser dies vernommen, so liefen auch schon aus freien Stücken einige tollkühne Jünglinge hinaus, und begannen mit den Klissensern ein Handgemenge, in welchem zwei Ungarn getödtet wurden.

Maria hatte kaum Nachricht von dem Geschehenen erhalten, als sie Tinni sofort verließ und racheschnaubend gegen Spalato zog. Vergebens schickten ihr die Bedrohten eine Deputation entgegen, die ihre Unschuld an dem Tode der beiden Ungarn ihr demonstrierte und sie um Gnade bat; sie — die es für praktisch fand, zur Hebung des Ansehens ihres Sohnes, hier ein Beispiel der königlichen Macht zu statuieren — zog, racheschwanger, in die Festung Klissa. Erzbischof Roger, der sie hier behufs Versöhnung aufsuchte, wäre — da sie ihn als Urheber des Ganzen betrachtete — fast seines Lebens nicht sicher gewesen; sie konnte eben nicht vergessen, dass man bei seiner Ernennung ihren Gemahl nicht befragt hatte und dem rachgierigen Weibe schwebten die Spalatoer Scenen von 1241 noch immer vor. Ungeachtet aller Bitten der Spalatenser ließ sie es ruhig geschehen, dass ihre aus Ungarn, Slaven und Kumanen bestehenden Soldaten allerlei Beute machten, Häuser in Brand steckten, Saaten vernichteten und Alles was, ihnen in die Hände kam, zerstörten. Nun ergriffen aber auch die Spalatiner ernste Vertheidigungsmaßregeln.

Da das geriebene Weib einsah, dass mit Gewalt hier nichts zu erzielen sei, änderte sie urplötzlich ihr Benehmen.

Sie heuchelte den Abgesandten Spalato's gegenüber die Versöhnte, erwähnte den Tod der beiden Ungarn nicht mehr und zeigte sich zur Ver-

söhnung bereit. Sie sandte also mit den Vertretern der Stadt drei oder vier ihrer Würdenträger mit ca. 30 Mann Militär ab, ließ diese ganz leicht sich bewaffnen, als ob es bloß ein Spaziergang sei, und gab ihnen die geheime Ordre, die aus der Festung herausgelockten Bürger gefangen zu nehmen und sie nach Klissa zu bringen, wo nicht, sie ohne Erbarmen zu tödten.

Da die Ungarn erklärten, nicht in die Stadt gehen zu wollen, damit durch ihr Erscheinen das Volk nicht unnöthigerweise in Aufruhr gebracht werde, gingen die Stadtväter auf den Leim. Kaum waren sie außerhalb der Festungsmauern erschienen, als sich die Ungarn auf ein gegebenes Zeichen auf sie stürzten, einige verwundeten und fünf gefangen nahmen: es waren dies der greise Richter Dessa Michieli, sein Sohn Nikolaus, sein Enkel (oder Neffe) Michael (Sohn Leonards), der Richter Johann Vitalis und der Richter Peter, Sohn des Cernata.²⁷ Maria ließ, trotzdem König Béla auf die Kunde ihres bisherigen Vorgehens sie nach Ungarn zurückbeordnete, die Gefangenen in einen finstern Kerker werfen; den an sie oft genug abgeschickten Deputationen der Spalatiner, die um Freilassung der unschuldig Eingekerkerten baten, gab sie die heuchlerische Antwort, sie mögen sich nur an den König wenden, *sie werde ihre Angelegenheit bei ihm aufs kräftigste unterstützen*. Hierauf ließ sie die Gefangenen nach Tinni transportieren und begab sich nach Ungarn zurück.

Sofort folgte ihr eine aus dem Erzdechant Thomas und Marino Bonajuncta bestehende Deputation nach, um bei Béla Audienz zu nehmen. Ganz entgegen ihrem, den Spalatensern gegebenen Versprechen, beschuldigte das wortbrüchige Weib jetzt vor Béla die Spalatiner und die Deputation konnte nichts anderes erlangen, als dass der von seiner Gattin ganz beherrschte König einwilligte, gegen Stellung von 26 vornehmen Geiseln die Sache irgendwie zu ebnen. Als dann der Ban Roland den Spalatinern persönlich diese Entschließung des Königs mittheilte, kam man überein, dass der König sich mit mindestens 12 durch ihn selbst zu erwählenden Geiseln begnüge.

Bald darauf kam Béla mit Maria nach Bihács und dort übernahmen sie aus den Händen des Erzdechanten, des Kasaro Duymo und Nikolaus Duymo die 12 Geiseln, worauf die Gefangenen nach fast zweijährigem Schmachten die Freiheit erhielten (Ostern 1259).

Von dem Zuge, den unterdessen Béla gegen den Ban Ninoslav geführt, haben wir keine näheren Nachrichten. Am 15. und 30. Juni (1244)²⁸ befindet er sich im Lager bei der Stadt Glaz an der Grenze von Usora, und da er bereits am 20. Juli 1244 dem Bischofe von Bosnien Privilegien ver-

²⁷ Die drei hier genannten Richter kommen urkundlich am 14. März 1257 ap. Wenzel VII. 478 vor.

²⁸ Fejér IV. 1. 318, VII. 5. 265.

leicht, den Besitz seiner Kirche in und außerhalb Bosnien bestätigt und aus seiner Urkunde ersichtlich ist, dass Ban Ninoslav mit alledem sozusagen einverstanden ist,²⁹ dürfen wir mit Fug und Recht annehmen, dass Béla's Expedition von einem vollständigen Erfolge gekrönt war. Die Details desselben sind uns unbekannt. Wir wissen bloß, dass auch Nikolaus Sinister (1249 Obertavernikus des Thronfolgers und Obergespan v. Dobicha, später kgl. Oberküchenmeister) an diesem Feldzuge Theil genommen.³⁰

3.

Es ist wahrlich höchst bemerkenswert, dass Béla die ersten Jahre nach seiner Rückkehr aus der Küstengegend fast ununterbrochen mit kriegerischen Unternehmungen ausfüllte. Man sollte meinen, dass er Jahre lang mit dem Aufbaue des total ruinierten Landes beschäftigt, absolut nicht die Möglichkeit hätte haben können, Kriege zu führen. Wenn er es doch gethan, sind wir mit Recht neugierig zu wissen, was bewog ihn dazu und wie war es ihm möglich?

Auf die erste Frage haben wir schon oben einigermaßen geantwortet und dabei auf den stark ausgeprägten Familiensinn Bélas, — soweit er sich auf seine directe Nachkommenschaft erstreckte — hingewiesen, in dessen Interesse er sich rasch in einen Krieg verwickeln ließ. Auf die zweite Frage können wir nur sagen, dass nicht so sehr der etwa so rasch zurückgekehrte Wohlstand des Reiches ihm dies ermöglichte, sondern vielmehr seine seit der Reconstruction des Reiches erzielten militärischen Erfolge und die durch die Auflehnung seiner Unterthanen nicht mehr so untergrabene Autorität, wenigstens ist uns von Szenen, wie sie sich in dieser Richtung vor und während der Tatareninvasion abgespielt, nichts bekannt.

Mit den Ereignissen in der Küstengegend und in Bosnien waren die militärischen Actionen Bélas in den Jahren 1243 und 1244 durchaus nicht abgethan; schon 1243 hatte er sich in ein anderes kriegerisches Unternehmen eingelassen, dessen Substrat ein rein dynastisches gewesen.

Wir wissen, dass Béla, als er in der ersten Hälfte 1242 sich nach Ungarn zurückbegab, seine Gattin und seine Kinder in Klissa zurückließ, um sie wenn für ihre Sicherheit in Ungarn genügend gesorgt sein werde, nach Hause zu bringen. Ein anderer Grund dürfte aber auch darin zu suchen sein, dass Königin Maria damals mit der im Jahre 1271 im Geruche der Heiligkeit gestorbenen jüngeren Margarethe schwanger war.

In Klissa selbst waren zum Schutze und zum Dienste der königlichen Familie einige vornehme Ungarn zurückgeblieben und war die Obsorge über den Kronprinzen Stefan speciell der Umsicht Herbords dg. Osl überlassen,

²⁹ Theiner, Mon. Slav. Merid. I. 297. 298.

³⁰ Fejér IV. 2. 51.

der in einem unmittelbar an die Residenz der königlichen Familie resp. des Kronprinzen anstoßenden Hause deshalb seine Wohnung nehmen musste. In Klissa starben aber die beiden jüngeren Töchter des Königs, Katharina und Margarethe, letztere bereits mit Bela's Vetter Wilhelm von St. Omer verlobt. Auch dieser hatte — am 20. April 1242 — hier den Tod gefunden. Die Leichen der beiden Königstöchter wurden nach Spalato in die dortige St. Domniuskirche überführt und daselbst zur Ruhe bestattet.

Im September 1242 verließ die königliche Familie Klissa und kehrte nach Ungarn zurück. Wahrscheinlich hielt man auch jetzt es noch nicht rathsam, den Kronprinzen an einem nicht befestigten Orte weilen zu lassen, weshalb man ihn für eine kurze Zeit in das von dem bewährten Andreas dg. Huntpázmán, dem Abnherrn der Forgách, gegen die Tataren so erfolgreich gehaltene feste Turóczer Schloss schickte.⁵¹ Sicherlich begab sich auch die ganze Familie des Königs dahin.

Von Béla's Töchtern war Kunigunde, die älteste, damals bereits vermählt; nach der als Braut verstorbenen Margarethe — wie alt Katharina gewesen, als sie starb, wissen wir nicht — war nun Prinzessin Anna die nächst heiratsfähige Tochter und die Eltern fanden es auch gut, sie im Jahre 1243 mit dem russischen Prinzen Rostislav zu vermählen.

Dieser Rostislav war 1238 durch seinen Vater Michael von Tschernigov zum Theilfürsten von Halics erhoben worden, nachdem es ihm gelungen war, den rechtmäßigen Herrn des Landes, den uns schon bekannten Daniel einigermaßen zu schwächen. Daniel, von Ungarn unterstützt⁵² vertrieb jedoch schon im folgenden Jahre seinen Gegner, der ein Jahr später also 1240 in Begleitung seines Vaters am ungarischen Hofe erschien und — um gegen Daniel das Uebergewicht zu erhalten — die Hand der Prinzessin Anna ansuchte.

Die stolze Mutter der Letzteren, Königin Maria, fand den entthronten Fürsten nicht würdig, eine so vornehme Verbindung einzugehen und schlug das Ansuchen ab. Rostislav kehrte also in seine Heimat zurück und erhielt von seinem Vater das Fürstenthum Tschernigov. Doch lange sollte seine Herrlichkeit nicht dauern; der Einfall der Tataren in Russland zwang ihn die Flucht zu ergreifen und so finden wir ihn 1242 abermals am Königshofe in Ungarn und in der an der Leitha gegen Herzog Friedrich von Oesterreich operierenden Armee thätig.

⁵¹ Fejér IV. 2. 54. do. 1249. Es heißt hier: Zur Zeit der Noth und Bedrängung des Reiches ist er (Andreas) im Castell Turóc an der Seite des jungen Königs Stefan ein treuer Anhänger gewesen, indem er denselben mit seinen Bewaffneten geschützt hat. — Einen anderen Zeitpunkt für den Aufenthalt des Thronerben im Turóczer Kastelle können wir nicht leicht finden.

⁵² So sagen die russischen Quellen. Directe Beweise dafür finden wir in den ungarischen Urkunden nicht.

Der Tatareneinbruch hatte aber die hochmüthigen Aspirationen Marias, die sie mit Bezug auf die Verheiratung ihrer Töchter hegen mochte, um ein Bedeutendes herabgestimmt; was vor drei Jahren abgeschlagen wurde, bewilligte man jetzt und so erhielt Rostislav 1243 die Hand der Königstochter.

Der königlichen Familie war es selbstverständlich daran gelegen, das neue Familienmitglied nach Möglichkeit glänzend zu versorgen.

Anfangs musste man sich mit einem leeren Titel begnügen; Prinz Koloman, der vor Jahren den königlichen Thron von Halics inne hatte und den Titel eines Königs auch nach seiner Entthronung fortgeführt, war an seinen am Sajó erlittenen Wunden noch 1241 gestorben; man verlieh also den in Erledigung gekommenen Titel eines Fürsten von Halics dem neuen Schwiegersohne und benützte den Umstand, dass Daniel von Halics in der durch die Tataren bewirkten allgemeinen Verwirrung als verschollen galt, dazu, um die alten Ansprüche des ungarischen Königshauses auf die Krone von Halics nunmehr mit bewaffneter Hand zu Gunsten Rostislavs geltend zu machen.

Man schickte Rostislav mit einem ungarischen Corps gegen Halics ab; an seiner Seite befand sich Kemény's Sohn Lorenz, der nachmalige Palatin.

Daniel war auf die Kunde von dem Heranrücken des Prätendenten schleunigst in sein Land zurückgekehrt und erwartete den feindlichen Angriff in der Festung Jaroslav. Gelegentlich eines Ausfalls der galizianischen Truppen erlitt Lorenz eine schwere Verletzung, da ihm eine feindliche Lanze das Knie durchbohrte. — Die Verletzung war aber noch nicht vollkommen geheilt, als Daniel den Gegner in offener Feldschlacht angriff. Hier bot sich Lorenz nun Gelegenheit, seinen vor der Festung erlittenen Misserfolg wett zu machen. In die Mitte der feindlichen Reihen sich stürzend, gelang es ihm, einen halicser Magnaten mit wohlgezieltem Lanzenwurfe niederzustrecken und den Gefangenen dem Prinzen Rostislav zuzuführen, der denselben köpfen ließ. Und als im ferneren Laufe des Gefechtes das Pferd des Prinzen getödtet worden, war es Lorenz, der mit Gefährdung des eigenen Lebens das von ihm gerittene Pferd dem Prinzen zur Verfügung stellte und den Kampf zu Fuße fortsetzte. Nach übereinstimmender Relation Rostislavs und zahlreicher anderer Anwesender entwickelte Lorenz im Handgemenge eine erstaunliche Bravour.⁸³

Trotzdem mussten die ungarischen Truppen unverrichteter Sache abziehen. Daniel behauptete das Schlachtfeld und Rostislav musste sich vorläufig noch immer mit dem leeren Titel eines Herzogs von Halics begnügen. Von jetzt an blieb er, einem naturalisierten Ungarn gleich, am Hofe Béla's und entwickelte in den Angelegenheiten seines zweiten Vaterlandes eine

⁸³ Fejér IV. 1. 396.

rege Thätigkeit. Am 2. Juni 1247 ist er Ban von Slavonien.⁸⁴ 1249 versuchte er zum letzten Male sein Glück gegen Daniel; da er aber am 17. Dezember am Sanfflusse von Daniel aufs Haupt geschlagen wurde, gab er von nun an jeden Versuch zur Wiedereroberung Halics' auf.⁸⁵

4.

Nach Beendigung der Feindseligkeiten mit Spalato, Venedig und Bosnien ruhten Béla's Waffen nahe an zwei Jahre. Am 30. Juni 1244 ist Béla noch in Bosnien, vom 26. August angefangen bis 10. Sept. ist er in Ofen, dann hält er sich vom 2. Oktober angefangen bis 15. Dezember in verschiedenen Gegenden Ungarns auf.

Allem Anscheine nach hat er sich während dieser Zeit einzig und allein mit internen Angelegenheiten beschäftigt; die einzige Vermuthung, dass er auch nach Außen hin thätig gewesen, gründet sich darauf, dass er seinen Arzt Tibor und den Agramer Bischof Filipp an den päpstlichen Hof und zum Könige Konrad als Gesandte schickte.⁸⁶ Den Zweck der Mission kennen wir nicht.

Sein Verhältnis zur Curie ist während dieser Zeit überhaupt ein sehr wechselndes. Am 29. Apr. 1243 z. B. ermahnt ihn Papst Innocenz IV., dass er der Martinsberger Abtei die durch ihn entfremdeten Güter und Einkünfte zurückstelle,⁸⁷ am 20. Dezember 1244 ermahnt er ihn nochmals und wendet sich in derselben Angelegenheit an die Erzbischöfe in Gran und Kalocsa,⁸⁸ hingegen befreit er die königliche Familie am 27. Febr. 1244 vom Banne und erlaubt seinem Beichtvater, ihm die Absolution zu ertheilen.⁸⁹ Der Papst geht am 28. Febr. 1244 sogar so weit, dass er für Béla gegen die Prälaten Ungarns Stellung nimmt. Entgegen dem bisherigen Gebrauche, dass die Wahl eines Kirchenfürsten nur mit Bestätigung des Königs endgiltig erfolgen konnte, hatten die Veszprémer Domherren ohne Béla's Gutheißung ihren Collegen Zland dg. Kaplyon zum Bischofe von Veszprem gewählt und hatte der Graner Erzbischof die Wahl, nachdem er es der Curie gemeldet, bestätigt. In der, in dieser Angelegenheit vom Papste erlas-

⁸⁴ Fejér IV. 1. 454.

⁸⁵ Wahrscheinlich geschah es um diese Zeit, dass der Ban Phile von den Russen gefangen und in der Gefangenschaft sein Leben eingebüßt. Fejér IV. 2. 66. do. 1250. Ebenso dürfte es der Fall gewesen sein mit Michael dg. Huntpázmán, Ahnherrn der Bachányi, der einige Jahre sich in russischer Gefangenschaft befunden. Hazai okmánytár VI. 139.

⁸⁶ Hazai okmánytár VII. 64.

⁸⁷ Wenzel II. 157.

⁸⁸ Wenzel II. 159. 160; es handelte sich um die Ortschaften Billa, Gönyö und Udvari.

⁸⁹ Fejér IV. 1. 359, 360.

senen Verordnung, wo er eine strenge Untersuchung anbefiehlt, bemerkt der Papst gleichzeitig, dass auch andere Prälaten und kirchliche Personen die Rechte des Königs von Ungarn in kirchlichen Dingen schmälern wollen und dass er dem nicht zustimmen könne.⁴⁰

Einen weiteren Beweis seiner Willfährigkeit zeigt Innocenz am 21. August 1245. Béla hatte, als er sich nach Kroatien geflüchtet, Kaiser Friedrich um Hilfe gegen die Tataren angesucht; für den Fall als er oder sein Sohn Konrad ihm diese Hilfe innerhalb einer bestimmten Frist leisten würden, hatte er dem Kaiser den Lehnseid zugesagt. Da aber weder Friedrich, noch Konrad diese Hilfe geleistet, bat Béla, der Papst möge das seinerzeit von Béla gegebene Versprechen ungültig erklären; Innocenz erfüllt diese Bitte sehr bereitwillig,⁴¹ da er den Kaiser am 17. Juli d. J. des Thrones verlustig erklärt hatte.

Andererseits aber sorgte der Papst gerade um diese Zeit für den nachgeborenen Sohn Andreas' II., den Prinzen Stefan, dessen Mutter Beatrix jetzt gestorben war.⁴²

Im ersten Viertel 1245 finden wir Béla in Kroatien und der Küstengegend, in welcher letztere ihn wichtige Geschäfte riefen⁴³ — so sagt er in einer seiner Urkunden —. Bei dieser Gelegenheit bestätigt er am 23. März der Stadt Trau nochmals ihre Privilegien.⁴⁴ Vom 18. Mai 1245 bis 10. Jänner 1246 ist er wieder in Ungarn und schleift die Waffen zu neuem Kriege.

Béla war nicht der Mann, den es gelüstete, sich den Lorber des großen Schlachtenlenkers um die Heldenschläfe zu winden, er zog in den Krieg nur, wenn es sich um die Interessen seiner Person und Familie oder um Gewinn handelte. — Als er 1246 neue Waffen schmiedete, waren beide Faktoren gleichzeitig maßgebend.

Béla war von den über Herzog Friedrich von Oesterreich Ende 1242 errungenen Vortheilen noch durchaus nicht zufrieden gestellt; er konnte die schmäbliche Behandlung des perfiden Mannes, die er ihm zur Zeit seiner größten Noth und Verzweiflung zu Theil werden ließ, absolut nicht vergessen und sann unaufhörlich nach gründlicher Rache. Andererseits müssen wir aber auch nicht vergessen, dass auch Friedrich die Schlappe von 1242 nicht leicht hinnahm und sicherlich jede passende Gelegenheit benützte, die es ihm ermöglichte, an der ungarischen Grenze sein Müthchen zu kühlen. Béla ist über ihn so erbost, dass er ihn nie anders — selbst noch lange nach des Verhassten Tode — als seinen »Kapitalfeind« nennt, und als er

⁴⁰ Fejér IV. 1. 364.

⁴¹ Fejér IV. 1. 374.

⁴² Fejér IV. 1. 367. — Wenzel II. 183.

⁴³ Wenzel VII. 188.

⁴⁴ Wenzel I. c.

am 7. Sept. 1245 den siebenbürgener Bischof Artolf dem Papste als Candidaten für den zu besetzenden Raaber Bischofssitz empfiehlt, hebt er hervor, dass Artolf als Verwandter zahlreicher Reichswürdenträger der geeignete Mann sei, um mit deren Hilfe die Raaber Diöcese, die in der Nähe des feindlichen Volkes liege, vor dessen immerwährenden Einfällen und Plünderungen zu schützen.⁴⁵ Also fehlte es durchaus nicht an Zündstoff zum Anfachen der Kriegsflamme.

Der Zeitpunkt schien Béla anfangs 1246 ganz gelegen. Friedrich hatte nämlich 1242 dem Böhmenkönige Wenzel I. die Hand seiner Nichte Gertrud für dessen Sohn Wladislaw zugesagt; Wenzel dachte nämlich, dass bei der Kinderlosigkeit und dem Mangel an männlichen Erben Friedrichs Prinz Wladislaw Oesterreich durch Gertruds Hand erhalten könne. Als aber auch Kaiser Friedrich II. von denselben Intentionen ausgehend, sich um Gertruds Hand bewarb, vergaß Friedrich sein dem Böhmenkönige gegebenes Versprechen und trat mit dem Kaiser in Unterhandlungen ein. Der über diesen Vertragsbruch erbitterte Wenzel überzog im Jänner 1246 Oesterreich mit Krieg, wurde aber Ende Jänner von Friedrich geschlagen. — Da aber auch das Project der ehelichen Allianz mit dem Kaiser an Gertruds Widerstande scheiterte, hatte Herzog Friedrich jetzt an zwei Höfen — dem böhmischen und dem kaiserlichen — es gründlich verdorben; Béla war daher sicher, dass Friedrich von keinem dieser Beiden jetzt auf Unterstützung gegen einen feindlichen Angriff rechnen könne.

Béla hatte diesmal eine sehr starke Heeresmacht aufgeboden und waren in derselben auch die Kumanen vertreten,⁴⁶ dass aber Rostislaw v. Halics seinem Schwiegervater aus den Ländern im Norden der Karpathen Kriegsvolk zugeführt, wie ein österreichischer Historiker meint⁴⁷ ist unrichtig. Rostislaw — der allerdings am Feldzuge theilgenommen — war damals nur Titularherzog von Halics und hatte keinerlei Unterthanen, die er Béla hätte zuführen können; er war nur mit einem höheren Commando betraut.

Am 15. Juni Morgens — an einem Freitage⁴⁸ — kam es bei Neustadt zum Zusammenstoße der beiden Heere. Friedrich, den Bannerträger Heinrich von Liechtenstein an seiner Seite, feuerte seine Truppen eben an, als der Vortrab der ungarischen Armee den Angriff eröffnend, das Handgemenge begann. Erne (dg. Ákos (nachmals Ban u. Oberstallmeister) streckt einen österreichischen Oberoffizier mit einem Lanzenstoße nieder, trennt ihm den Kopf vom Rumpfe und übersendet ihn dem Könige.⁴⁹

⁴⁵ Fejér IV. 1. 379.

⁴⁶ Mon. Germ. SS. IX. 559.

⁴⁷ Ficker, Herzog Friedrich II. 1884. p. 127.

⁴⁸ Mon. Germ. SS. IX. 727.

⁴⁹ Fejér IV. 2. 92.

Simon dg. Boxa, Ahn der Sóos, von Sóvár (und anderer Familien) stürzt vor Béla's Augen auf den Feind, durchbohrt einen Gegner, wird aber dann mehrfach verwundet und geräth in die Hände des Feindes.⁵⁰ Der durch einen Speer in der Nähe des Auges verwundete Herzog stürzt vom Pferde und stirbt im Getümmel der um und über ihn Kämpfenden.⁵¹

Solange die Oesterreicher den Tod ihres Herzogs nicht erfuhren, setzten sie den Kampf unter Heinrich's von Liechtenstein Führung fort; es gelang ihnen manchen hervorragenden Gegner gefangen zu nehmen. Als aber der herzogliche Schreiber Heinrich den seiner Rüstung beraubten Leichnam des Fürsten auf dem Schlachtfelde fand, löste sich das Heer in Schmerz und Klage auf; die Ungarn blieben die Herren des Schlachtfeldes. Unter den in Gefangenschaft gerathenen Ungarn befand sich auch Bertrand, ein Ahn der Nagymartoni — Fraknoi,⁵² Nikolaus dg. Nádásd,⁵³ der oben erwähnte Simon dg. Boxa,⁵⁴ Paul, der nachmalige Oberrichter mit noch anderen sieben Adeligen.⁵⁵ Auch Kemény's Sohn Lorenz, der Held von Jaroslaw (Ahn der Matusinai) hatte an dem Gefechte theilgenommen. Als ihm sein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde, vertheidigte er sich zu Fuße und kehrte nach Beendigung des Feldzuges unversehrt nach Hause. Desgleichen finden wir unter den Gefallenen dieser Schlacht Lónyai und dessen Sohn Gyurka. Fejér IV. 1. 392.

5.

Friedrich's Tod hatte das Rachegefühl Béla's gegen die Person des Herzogs gestillt, aber die von Béla gehegte Absicht, die Rache durch Eroberungen österreichischen Gebietes voll zu machen oder doch wenigstens von Friedrich große Geldsummen zu erpressen, wurde durch den Tod des Herzogs nicht nur nicht aufgehoben, sondern in ganz neue Bahnen gelenkt. Béla hätte mit Blindheit geschlagen sein müssen, um sich der Erkenntnis dessen zu verschließen, dass mit Friedrich's Tode seiner aggressiven Politik Thür und Thore geöffnet seien. Friedrich war nämlich als der letzte seines Hauses gestorben und im Sinne der deutschen Reichsverfassung mussten Oesterreich und Steiermark an den deutschen Kaiser als in Erledigung gekommene Reichslehen fallen. Da aber Kaiser Friedrich II. mit dem

⁵⁰ Hier blieb er zwei Jahre hindurch. Hazai okmánytár VIII. 85.

⁵¹ Keine einzige urkundliche Quelle nennt den Namen dessen, durch den der Herzog gefallen. Hanthaler hat nach eigenem Gutdünken einen Frangepán dazu gemacht. (Fast. Campilil. I. 1318). Es ist undenkbar, dass Béla sich des Mannes in seinen Urkunden nicht erinnert hätte!

⁵² Fejér IV. 2. 428.

⁵³ Hazai okmánytár VI. 44. VIII. 49.

⁵⁴ Hazai okmánytár VIII. 85.

⁵⁵ Wenzel VII. 284. Paul hatte sich und seine Genossen später für 1000 Mark losgekauft. Paul wurde in der Schlacht schwer verwundet.

Papste Innocenz IV., der ihn am 17. Juli 1244 als abgesetzt erklärte und am 22. Mai 1246 den Landgrafen Heinrich von Thüringen als seinen Gegenkönig aufstellte, vollkommen zerfallen war, wusste Béla ganz gut, dass seine Aspirationen auf des Herzogs Erbe beim Papste wohlwollende Aufnahme finden würden.

Deshalb wandte er sich schon im November 1246 an Innocenz und setzte ihn von seinen Absichten in Kenntnis. Es kam wie er erwartete. In seinem vom 30. Jänner 1247 datierten Antwortschreiben⁵⁶ nimmt Innocenz freudigst von Béla's Absicht Kenntnis und verspricht ihm seine diesbezügliche Unterstützung und fordert gleichzeitig den Gegenkönig Heinrich auf, Béla, der mit Vorbehalt der Rechte des deutschen Reiches, sowie der königlich böhmischen Familie Oesterreich besetzen wolle, mit Allem an die Hand zu gehen.⁵⁷

Trotzdem machte Béla dennoch keine Anstalten, seine Absichten mit Waffengewalt zu realisieren. Was ihn abgehalten, wissen wir nicht; wahrscheinlich müssen die schon damals circulierenden Gerüchte über eine abermalige Bedrohung Ungarns durch die Tataren im Umlaufe gewesen sein.⁵⁸ Es ist aber auch möglich, dass er erst seine Vorbereitungen treffen wollte, allenfallsige Bundesgenossen suchte etc.

Infolge dieser zögernden Haltung Béla's ergriff Innocenz die Partei der Nichte Herzog Friedrich's, Gertrud, die sich mit einem Neffen Herzog Otto's von Baiern, dem Markgrafen Hermann von Baden vermählte; er bestätigte dem Markgrafen am 14. September 1248 den Besitz von Oesterreich und forderte den von ihm (am 3. October 1247) eingesetzten deutschen Gegenkönig Wilhelm von Holland auf, den neuen Landesherrn in optima forma zu belehnen.⁵⁹

⁵⁶ Theiner vet. Mon. Hung. I. 203.

⁵⁷ Theiner l. c. 202. Cod. Moraviae III. 66.

⁵⁸ Am 24. Juni 1248 beauftragt Innocenz die Hospitaliter in Ungarn, im Falle einer Tatareninvasion in Ungarn Alles zum Schutze des Landes zu thun; Wenzel II. 205.

⁵⁹ Lorenz in seiner Geschichte Ottokars II. (p. 106) gibt an, der Papst hätte als Ersatz für Oesterreich dem Könige Béla, resp. dessen Sohne Stephan einige der schönsten Besitzungen der Staufer im Königreiche Sicilien angeboten und dass die Ungarn den Köder im südlichen Italien nicht anfassten. Als Quelle citiert er auch Fejér VIII. 5. 285, do. ad. 1251 ohne Datum.

Das ist ein recht arger Misgriff von Lorenz.

Die von ihm citierte Notiz (nicht Urkunde!) in Fejér VII. 5. 285 sagt allerdings, dass der Papst einem Stephan die Grafschaften Laureti, Conversano, Terlize etc. zuertheilt, aber wenn Lorenz die Urkunde des Papstes vom 15. Feber 1251 bei Fejér IV. 2. 72. und Theiner I. 207 gelesen hätte, müsste er aus ihr ersehen haben, dass die Grafschaften Loreto, Conversano, die Ortschaft Soletto etc. *nicht Béla's Sohne Stephan, sondern dem nachgeborenen Sohne Andreas II. Stephan, dem Sohn der Beatrix v. Este durch den Papst verliehen worden sind.*

Die Verhältnisse blieben in Oesterreich und Steiermark bis gegen Ende 1250 ungeklärt; die beiden Länder waren in verschiedene Parteien gespalten, die sich gegenseitig bekriegten und zu einer förmlichen Anarchie führten. Da starb am 4. October 1250 Gertrud's Gatte Hermann von Baden mit Hinterlassung eines einjährigen Sohnes; am 13. December 1250 starb Kaiser Friedrich II., nachdem er seinem Enkel Friedrich, einem Sohne Margarethe's, Herzog Friedrich's Schwester, testamentarisch das Erbe seines Oheims vermachte. Als aber auch dieser Anfangs 1251 mit Tod abgieng und König Konrad nach Italien zog, war die hohenstaufische Reichspartei, sowie jene der Herzogin Gertrud, resp. die päpstliche ohne Haupt und es war der geeignetste Zeitpunkt für die benachbarten Fürsten von Ungarn, Böhmen und Baiern gekommen, sich der herrenlosen Länder zu bemächtigen. — Von diesen war der Baiernherzog Otto, durch Vermählung seines Sohnes Heinrich mit Béla's Tochter (um 1247), ganz auf ungarischer Seite und trat jetzt wenigstens nicht offen als Candidat auf, so dass bloß die Könige von Böhmen und Ungarn als solche zurückblieben.

Béla hatte die Einleitung zur Gewinnung des babenberg'schen Erbes schlecht bewerkstelligt. — Zwischen ihm und den Magnaten Oesterreichs und Steiermarks war es noch vor Eintritt des oben erwähnten günstigen Momentes zu blutigen Zusammenstößen gekommen. Hätten diese nun gelegentlich dieser Zusammenstöße ein gewinnendes Bild von der ungarischen Herrschaft erhalten, so hätte Béla sicherlich jetzt unter ihnen zahlreiche Anhänger gehabt, die ihm die Erreichung seines Zieles erleichtert hätten; er dachte aber nicht daran, sich solche zu schaffen.

An Gründen zu feindlichem Auftreten gegen Friedrich's Länder fehlte es Béla zu jener Zeit nicht. Es ist selbstverständlich, dass während der anarchischen Zustände seit 1246 die raublustigen Herren Oesterreichs und der Steiermark es bequem fanden, hie und da die ungarischen Grenzortschaften mit kleinen Raubzügen heimzusuchen, um, bevor sie noch die Strafe treffen konnte, mit Raub beladen sich in ihre Heimat zurückzuziehen; sie thaten es jetzt umso bereitwilliger, als ihnen Herzog Friedrich lange genug darin ein Beispiel gegeben.

Es kam dahin, dass mancher Gutsbesitzer an der österreichischen Grenze, da er sich vor den Angriffen der Oesterreicher nicht schützen konnte, seinen Besitz dem Könige gegen einen weniger exponierten zum Tausche gab ⁶⁰. Da machte sich denn Béla im Sommer 1250 mit großer Heeresmacht auf und überschritt die österreichisch-steierische Grenze. Die außerungarischen Quellen ⁶¹ berichten von entsetzlicher Grausamkeit, mit der Béla's

⁶⁰ Wenzel II. 223 do. 12. Aug. 1252.

⁶¹ S. S. IX. 508. 546. 599. 600. 642. 643. 647. 655. 792.

Heere in den österreichischen Ländern gehaust; viele Ortschaften und Kirchen wurden verbrannt, die in letztere geflüchteten Menschen fanden hier in den Flammen ihren Tod, andere wurden gemordet, verstümmelt, Frauen und Mädchen geschändet. — Jedenfalls enthalten diese Berichte, wenn sie auch manches vielleicht übertrieben, viel Wahres; ⁶² dies war eben damals die Art des Kriegsführens und keine einzige europäische Nation jener Zeit hat in dieser Beziehung eine Ausnahme gemacht.

Die ungarischen Quellen bieten kaum einige Details aus diesem Feldzuge. — Wir wissen nur, dass damals Thomas' Sohn Andreas, der sich schon 1242 an der Leitha ausgezeichnet, den Feldzug mitgemacht und bei der Belagerung des festen Kryzlag den Heldentod gefunden. Hieher hatten sich nämlich, nachdem Béla mehrere Burgen eingenommen hatte, zahlreiche Große Oesterreichs geflüchtet. ⁶³

Wir wissen ferner, dass Béla das in Niederösterreich gelegene Schloss Waltersdorf eingenommen und vollständig zerstört; hier hatte Peters Sohn Oltoman sich besonders hervorgethan. Eine unter Commando des nachmaligen Palatins Moys gestandene Abtheilung hatte bei Schloss Korsalach einen Kampf zu bestehen, in welchem obiger Oltoman am rechten Arme sehr schwer verwundet wurde. ⁶⁴ — Das interessanteste Detail aber bieten uns zwei Urkunden Béla's, do. 7. Juli und 17. November 1251, aus denen ersichtlich wird, dass ein Preußel (es ist dies Bernhard), Commandant des Schlosses Himberg, sich mit geschwungener Lanze auf Erne dg. Ákos warf, dass es diesem gelang, dem Angreifer den Spieß zu entreißen, ihn mit seiner eigenen Lanze zu durchbohren; und als das feindliche Corps den Tod seines Führers erfuhr, löste es sich in wilder Flucht auf; kaum dass es ihm gelang, mit

⁶² Dies beweist u. A. das Schreiben des Papstes an Béla do. 27. Juni 1252 worin er bittet, den Klosterneuburger Convent für die öfteren Verwüstungen von dessen Besitzungen doch zu entschädigen. Der Convent — heißt es in diesem Schreiben — sei ansonst an irdischen Gütern sehr reich gewesen. Durch Béla's Verwüstungen sei es dahin gekommen, dass Probst und Convent kaum mehr im Stande seien, von den Einkünften ihrer Güter sich zu erhalten. 1255 schreibt der König von Böhmen an den Papst, dass das Kloster von Tischnovitz sowohl durch die Tataren, als auch durch die Ungarn und Kumanen verwüstet worden sei. Fejér IV. 2. 345.

⁶³ Fejér IV. 2. 315. Ob dieses Kryzlag mit dem später vorkommenden Korsalach identisch ist, weiß ich nicht. Fejér irrt, indem er es für Kosseg (Köszeg = Gtins) nimmt. Huber meint, es könne Krieglach im Mürzthale sein. Da aber Béla angibt, dass er Kryzlag mit seiner gesammten Armee belagerte, diese aber ihr Operationen auf österreichischem Gebiete geführt, ist es wahrscheinlicher, dass Kryzlag in Oesterreich gelegen und dem heutigen *Kirchschlag* entspricht.

⁶⁴ Wenzel VII. 339. Urkunde Bélas, womit er am 22. April 1252 auf der Ofener Haseninsel obigem Oltoman die Ortschaft Oszlár schenkt. Datum und Ausstellungsort der Urkunde bezeugen, dass die Kämpfe bei Waltersdorf und Korsalach noch vor dem großen Kriege von 1252 erfolgt sind.

Hinterlassung zahlreicher Todter und Gefangener, sich in die Festung zu retten.⁶⁵

Nichtsdestoweniger wissen wir doch nichts davon, dass Béla, trotz seiner militärischen Erfolge in Oesterreich oder Steiermark 1250 Fuß gefasst hätte; er gab den Feldzug auf und wir finden ihn 1251, sowie in der ersten Hälfte 1252 in Ungarn. Was ihn bewogen, 1250 Oesterreich zu verlassen, wissen wir nicht; die meisten Autoren meinen, der Böhmenkönig habe sich ins Mittel gelegt; glaubwürdig ist dies aber nirgends angegeben, mehr Wahrscheinlichkeit hat die Annahme, dass der Papst hier die Hand im Spiele gehabt.

Der Feldzug von 1250 mit seinen von ungarischer Seite inscenirten Gräueln war also durchaus nicht geeignet, die österreichischen und steierischen Magnaten zur Unterstützung von Béla's Aspirationen auf Friedrich's Herrschaft anzuregen; es zeigten sich auch bald die Früchte des Missgriffes. Auf eine an ihn von Seiten zahlreicher österreichischer Magnaten ergangene Einladung nahm Prinz (Przemysl) Ottokar, des Böhmenkönigs Wenzel Thronerbe, damals Markgraf von Mähren, den Titel eines Herzogs von Oesterreich an und Ende 1251 hatte er schon factisch die Regierung Oesterreichs in Händen. Um sich diese aber noch mehr zu sichern, vermählte er sich am 11. Febr. 1252 mit der bedeutend älteren Margarethe, der Schwester Herzogs Friedrich's und Witwe des Hohenstaufen Heinrich. In kurzer Zeit nach der Vermählung war fast das ganze Land in seinen Händen und als selbst Wiener-Neustadt, wo ihm bisher die stärkste Opposition gemacht wurde, sich ihm anschloss, konnte er schon daran denken, den anderen Theil der Erbschaft, Steiermark, an sich zu bringen.

Nun war aber für Béla die dringendste Nothwendigkeit herangetreten, seinen Annexionsgelüsten thatsächlichen Ausdruck zu verleihen; jetzt nichts thun, wäre mit dem Aufgeben seiner jahrelang gehegten Pläne identisch gewesen. Zudem hatte er eben wenig zuvor sich einen neuen Bundesgenossen erworben, indem er seine Tochter Konstanze mit Leo, dem Sohne des Fürsten Daniel von Halics vermählte; er konnte somit, außer seinen Kumanen, noch auf polnische Truppen seines Schwiegersohnes Boleslav (V), auf Halicser seitens Daniels rechnen.

Am 11. Mai 1252 befand sich Béla noch auf der Haseninsel; am 2. Juni campierte er schon vor Pressburg, am 15. Juni war er schon im Lager vor Wien;⁶⁶ dort treffen wir ihn noch am 20. Juni. — Abermals wissen die

⁶⁵ Wenzel VII. 322. Fejér IV. 2. 95. Erne ist am 7. Juli 1251 kgl. Oberstallmeister und Obergespan von Szolagyör; am 17. Nov. desselben Jahres Obergespan von Varasd.

⁶⁶ An diesem Tage nimmt er daselbst seinen Holzfuhrmann Miloszt und dessen Söhne Budul und Damian aus Dejter in die Reihen seiner Krieger auf. Er sagt

außerungarischen Quellen von den großen Plünderungen der Ungarn und Kumanen zu erzählen, die mordend und sengend das Land aufwärts bis Tulln durchzogen und unzählige Gefangene mitgeschleppt. — Der Schrecken, den sie einjagten, pflanzte sich bis nach Prag fort.

Aber nicht zufrieden, dem Gegner mit Waffengewalt entgegenzutreten, bestrebte sich Béla ihm auch in anderer Beziehung Schach zu bieten. — Ottokar hatte, wie wir wissen, um seiner Usurpation den Nimbus der Legitimität zu verleihen, sich mit Margarethe, Herzog Friedrich's Schwester vermählt; Béla suchte ihn jetzt durch denselben Kniff auszuspielen, indem er Daniels von Halics jüngeren Sohn Roman, den Bruder seines Schwiegersohnes Leo (der junge Prinz war wahrscheinlich mit galizischen Truppen Béla zu Hülfe gekommen), mit der verwitweten Nichte Friedrich's, Gertrud, vermählte. Nicht für sich — hieß es jetzt — wolle er Friedrich's Länder Ottokar entreißen, sondern für die einzige legitime Erbin des Verstorbenen, resp. für deren neuen Gemahl . . . Dass Roman bereits im nächsten Jahre Gertrud verließ, änderte in der Folge Nichts an Béla's Entschlüssen, — ein Beweis, dass die Heirat nichts Anderes, als ein dem Momente abgelauchtes Manöver war.

Nichtsdestoweniger hatte der Feldzug des Jahres 1252 Béla keinerlei Vortheile gebracht; die Details desselben sind so unbekannt, dass wir absolut nicht wissen, warum Béla den Rückzug angetreten; Thatsache ist, dass er Ottokar von seiner Absicht, die Hand nach der Steiermark auszustrecken, diesmal nicht abhalten konnte; Ottokar gelangte Ende August 1252 in den Besitz von Schloss und Stadt Steier und zog ohne jedes Hindernis bald darnach in Graz ein.

Möglich ist es allerdings, dass Béla's sämtliche Bundesgenossen im Sommer 1252 vielleicht noch nicht zu ihm gestoßen waren; denn als er 1253 den Krieg fortsetzte, finden wir sie schon alle zusammen. Der Plan war: Béla solle mit der Hauptarmee in Mähren einfallen, ein ungarisches Corps soll gegen Oesterreich ziehen, der Baiernherzog mit seinen Söhnen (darunter Béla's Schwiegersohn Heinrich) solle nach Oberösterreich dringen, um sich mit dem in Niederösterreich operirenden ungarischen Corps zu vereinigen, — die Galizianer und Polen (unter Herzog Boleslav von Krakau und Uladislaus von Oppeln) sollten gegen Troppau ziehen. Zudem konnte er auf mehrere österreichische und steierische Magnaten rechnen, die sich ihm jetzt angeschlossen hatten.

Nach den österreichischen Quellen hätte ein kumanisches Corps schon am 25. Juni in der Olmützer Gegend mehrere Tausend Menschen getödtet,

hier ausdrücklich, dass er gegen den Markgrafen P(rzemysl) von Mähren zu Felde ziehe. Mit ihm ist im Lager vor Wien Bischof Job (dg. Zách) von Fünfkirchen, sein Vicekanzler (Weuzel VII. 342.)

während unzählige Flüchtige ihren Tod in den Fluthen fanden. Béla's Hauptheer — das wahrscheinlich viel später in Mähren eingefallen⁶⁷ — wüthete nach diesen Berichten fast so schlimm, als zehn Jahre früher die Tataren.

Die ungarischen Quellen schildern allerdings diese Grausamkeiten nicht, bieten aber zur Geschichte der Campagne 1252—1253 mehr pragmatische Daten.

Vor Allem können wir durch dieselben feststellen, dass die ungarischen Operationen in *Oesterreich, Mähren und Steiermark wahrscheinlich aber auch am äußersten Rande Böhmens* vor sich gegangen.⁶⁸ — Das aber erfahren wir von einigen in den außerungarischen Quellen nicht genannten Etappen.

Kemény's Sohn Lorenz hatte nämlich den Feldzug mitgemacht und eine Urkunde Béla's schildert dessen Thätigkeit während der ganzen Campagne in nachstehender Reihenfolge:⁶⁹

1. Als das ungarische Heer sich nach der *Belagerung von Olmütz* zu weiteren Operationen anschickte, fiel Lorenz die Aufgabe zu, eine (in der Urkunde nicht genannte) Festung einzunehmen. Hier erhielt er aber, trotz seiner löwenartigen Tapferkeit, äußerst schwere Verletzungen, die Béla gelegentlich eines Besuches bei den Verwundeten persönlich in Augenschein nahm.

2. Kaum hergestellt nahm Lorenz an dem vor der Festung *Parduch* stattgefundenen Gefechte theil. Gelegentlich eines seitens des Feindes heimlich geplanten Ueberfalles warf er sich einer starken feindlichen Abtheilung entgegen und streckte einen Gegner, der es auf einen Einzelkampf mit ihm abgesehen hatte, sammt dessen Pferd nieder.

3. Im weiteren Verlaufe dieses Feldzuges bot sich Lorenz Gelegenheit, vor Béla's Augen seine Tapferkeit zu manifestieren, indem er von seiner Stellung am oberen Thurme der Festung *Karchalag* glücklich kämpfte.

4. Vor *Grinhous* wurde ihm sein Pferd unter dem Leibe getödtet, wie dies dem Könige durch Augenzeugen gemeldet wurde.

Wir erfahren ferner aus einer Urkunde Béla's do. 1259 (Hazai okmánytár VI. 97), dass Prsemysl und Nosk, Trencsener Schlossunterthanen unter Commando des Obergespanns von Trencsén Bogomèr damals das Schloss gegen die Feinde an der mährischen Grenze geschützt und dass, als Béla

⁶⁷ So schließt Huber l. c. 531, weil die Baiern frühestens Ende September Oberösterreich angriffen, was Ottokar am 20. September am Lager vor Weikersdorf (nördlich vom Marchfelde) urkundet.

⁶⁸ Urkunde Bélas do. 1255, wo er den Herrand dg. Héder für seine Verdienste, die er sich in Oesterreich, Mähren und Steiermark erworben, doniert. Hazai oklevéltár 27.

⁶⁹ Fejér IV. 3. 198. 199.

seine Armee nach Mähren dirigierte, Rostislav von Halics, sein Schwiegersonn die Deckung der ungarischen Grenze an Mähren übernahm. Es kam mit dem Feinde zum Gefechte, in welchem vor Rostislav's Augen Nosk gefallen. Prsemysl kam nachher im Gefolge Rostislav's zu Béla und präsentierte einen Feind, den er sammt dessen Waffen gefangen hatte. — Ferner sagt uns eine Urkunde do. 1268 ap. Fejér IV. 3. 465, dass Alexander, nachmaliger Ban von Severin, sich um diese Zeit gegen Böhmen ausgezeichnet und vor Olmütz fünffach verwundet worden.

Dass sich die Operationen Béla's wahrscheinlich bis an die böhmische Grenze erstreckt, beweist ein Diplom do. 1254, in welchem er Ramszlo's Sohne Johann dafür, dass er im königlichen Heere während des Krieges im Königreiche Böhmen wacker gedient, die im Turóczer Comitete gelegene Ortschaft Kis-Mois verleiht.⁷⁰

Die Dauer und die Folgen des Krieges wären unabsehbar gewesen, wenn sich nicht die Curie ermannt und die Vermittlung zwischen den kämpfenden Parteien übernommen hätte.

Innocenz' Stellung war eine äußerst schwierige. Beide streitende Parteien waren ja ergebene Söhne der Kirche, mit keinem von ihnen konnte er es verderben. Lange hatte er gezögert, zwischen Beiden Schiedsrichter zu sein.

Endlich that er es doch. Am 1. Juli 1253 wandte er sich an Ottokar's Vater, den Böhmenkönig Wenzel mit der Aufforderung, die beiden Parteien von der Fortsetzung des Krieges abzuhalten und avisierte er ihm gleichzeitig, dass er seinen Pönitentiar Velascus zur Vermittlung des Friedens auf den Kriegsschauplatz senden werde.⁷¹ In ganz gleichem Sinne schrieb er am 5. Juli d. J. dem Bischof von Freisingen.⁷²

Velascus war in seiner Mission bei Ottokar von Erfolg gekrönt. — Am 17. September 1253 schwor Ottokar der Curie, sowie dem deutschen Könige Wilhelm, so lange dieser der Curie ergeben bliebe, Hilfe zu leisten,⁷³ dafür erhielt er jetzt den päpstlichen Dispens für seine Heirat mit der ihm verwandten Margarethe. — Den Ungarnkönig aber bewog der päpstliche Legat zur Räumung Mährens.⁷⁴

Dass Béla sich dazu verstanden, hatte mehrere Gründe. Ottokar's Vater Wenzel war nämlich am 22. September 1253 gestorben, Ottokar also dadurch in die Lage versetzt, die ganze Armee des Königreichs Böhmen gegen ihn aufzubieten; dann dürfen wir es mit apodiktischer Sicherheit

⁷⁰ Fejér IV. 2. 241.

⁷¹ Fejér IV. 2. 196. 197. — Thiener I. 222.

⁷² Fejér IV. 2. 198.

⁷³ Cod. Morav. III. 173.

⁷⁴ Canon. Prag. Cont. Cosm. 175.

annehmen, dass ihm der päpstliche Legat schon damals Namens des Papstes die Versicherungen gegeben, dass der Einfluss der Curie ihm in dem zu schließenden Frieden ihn zufriedenstellende Resultate erzielen werde. Für Ottokar war aber — ganz abgesehen davon, dass er durch seinen Schwur vom 17. September mehr als je sich dem Willen der Curie willfährig zeigen musste — der Umstand maßgebend, dass zahlreiche mächtige Magnaten Steiermarks sich selbst der ungarischen Partei angeschlossen hatten.⁷⁵

Während Innocenz noch am 2. April 1254 seinen *ad hoc* exmittierten Legaten Bernard (erwählten Bischof von Neapel, päpstlichen Caplan) sämtlichen Prälaten Ungarns, Böhmens, Oesterreichs, Steiermarks und Mährens empfohlen,⁷⁶ kamen am 3. April 1254 zu Ofen die Abgesandten beider Monarchen behufs Schließung der Präliminarien zusammen. Die Vertreter Béla's waren Benedikt, Erzbischof von Kalocsa, königlicher Kanzler, Roland dg. Ratold, Palatin und Obergespan des Pressburger Comitates, Stephan dg. Gutkeled, Herzog von Slavonien und Csák dg. Buzád-Hahold, Oberstkämmerer und Obergespan des Oedenburger Comitates; Ottokar's Vertreter waren Bruno, Bischof von Olmütz, Vitko v. Neuhaus, Otto von Meissau, Radolt von Waise, Wykhard von Terna.

Die Hauptpunkte der Präliminarien lauten :

1. Ottokar behält Oesterreich.
2. Béla behält Steiermark, tritt aber an Ottokar jenen Theil ab, der nördlich des Semmering und des von diesem westwärts bis nach Baiern sich hinziehenden Gebirges liegt. Wiener-Neustadt und Pütten im Osten, der Traungau im Westen werden zu Oesterreich geschlagen.⁷⁷
3. Béla muss Gertrud, der von allen ihren Besitzungen außer Himberg Nichts geblieben ist, Ottokar hingegen Margarethe, falls er vor ihr sterben sollte, entschädigen.
4. Beide Könige werden an einem von beiden Parteien festzusetzenden Tage und Orte diese Präliminarien ratificieren.⁷⁸

Nach einigen ziemlich gereizten Pourparlers zwischen beiden Fürsten kam endlich Anfangs Mai 1254 die Entrevue zwischen Beiden in Pressburg zu Stande und wurden die Abmachungen von Ofen ratificiert. Unter den in

⁷⁵ Huber 533. Dass gerade damals die Tataren in Ungarn eingefallen waren, Béla's Lage also eine verzweifelte gewesen, die Ottokar benützen hätte können — wie Lorenz 114 — ist wohl nicht richtig. Das von ihm citierte Document Fejér IV. 2. 218. seqq. sagt nur, dass Ungarn durch die Tataren in eine isolierte Stellung gebracht worden ist.

⁷⁶ Fejér IV. 2. 245. VII. 5. 309. vgl. Wenzel II. 251—252. Am 13. Juli 1254 gibt er ihm neue Weisungen. Fejér IV. 2. 249.

⁷⁷ Huber 534.

⁷⁸ Fejér VII. 5. 310 (falsch datiert 1253). VII. 1. 300 richtig von 1254 datiert.

den Frieden eingeschlossenen Fürsten befanden sich auch die Herzoge von Kärnten.⁷⁹

7.

Wir haben schon oben gesehen, dass Béla, trotzdem er bald nach Herzogs Friedrich Tode aus seinen Absichten, sich dessen Nachlass anzueignen, durchaus kein Geheimnis machte, doch bis 1250 wartete, ehe er in Oesterreich einfiel und dass er dann wieder nahe an zwei Jahre verstreichen ließ, ehe er mit der vollen Wucht seiner Macht gegen Ottokar zu Felde zog.

Während dieser Pausen musste er seine Aufmerksamkeit Dingen zuwenden, die für die Entwicklung der bisher geschilderten Ereignisse nicht ohne Bedeutung waren.

Die Tatarenfurcht war nicht nur Béla, sondern der gesamten bedrohten Christenheit so sehr in die Beine gefahren, dass man auf das bloße Gerücht ihrer Annäherung hin über Hals und Kopf sich zu schützen suchte. Schon am 21. Juli 1243 fordert Innocenz IV. den Patriarchen von Aquileja auf, selbst und durch Andere den Kreuzzug gegen einen allenfallsigen Einbruch der Tataren in Ungarn zu predigen.⁸⁰ Desgleichen meldet er am 3. August 1243 dem Erzbischof von Nidwos, dass er auf Wunsch des Herzogs K. von Norwegen denselben von seinem Kreuzgelübde entbehe, doch müsse er die hierzu zu verwendenden Kosten zur Unterstützung Ungarns gegen die Tataren — *falls sie innerhalb eines Jahres nach Ausstellung dieses Schreibens in Ungarn einfallen sollten* — anweisen.⁸¹

Eben zwischen 1247 und 1249 machten sich wieder solche Gerüchte geltend.⁸² Béla, der seit 1242, wo es ihm nur irgendwie möglich war, sein Reich gegen ihren allenfallsigen Einfall zu schützen suchte, war jetzt mehr denn je von der Absicht beseelt, nach dieser Richtung Alles aufzubieten.

Am 2. Juni 1247 übergab er dem Großmeister der Johanniter Rembald die ganze Severiner Gegend mit Ausnahme der Knezschafft des walachischen Wojwoden Lithon, nur behielt er die Hälfte der Einkünfte dieses Gebietes für sich zurück. Dazu erhielten die Johanniter noch die Einkünfte Kumaniens mit Ausnahme jener des walachischen Wojwoden Stenezlaus, dafür mussten sie selbstverständlich sich verpflichten, gegen alle Feinde und

⁷⁹ Palacky, Gesch. Böhmens 1866. II. 161.

⁸⁰ Theiner I. 187.

⁸¹ Fejér IV. 1. 303.

⁸² Der Papst ermahnt am 4. Feber 1247 Béla, er möge ihn sofort von einem allenfallsigen Einfalle der Tataren — was er doch durch fleißiges Bewachen der Grenze wissen müsse — benachrichtigen und verspricht ihm alle Kreuzfahrer des Continents zu Hilfe zu schicken. Theiner I. 203. Am selben Tage ermahnt er die ungarischen Erzbischöfe, an geeigneten Orten feste Plätze zu errichten, in die sich das Volk vor den Tataren flüchten konnte. Theiner I. 204.

Angreifer Ungarns eine gewisse Anzahl Streiter zur Verfügung zu stellen.⁸³ Diese Abmachung wurde am 20. August 1251 vom Papste bestätigt.⁸⁴ Das klarste Licht über Béla's Wirksamkeit gegen die Tatarengefahr bietet uns sein an Innocenz IV. aus Patak am 11. November 1248⁸⁵ gerichtetes Schreiben.

Vor Allem betont er, dass Ungarn durch den Einfall der Tataren von 1241 förmlich isoliert dastehe und wie ein Schafstall von einer Menge ungläubiger Völker umringt sei; so z. B. im Osten Russen, Kumanen und Brodnici, im Süden Bulgaren und bosnische Häretiker, *gegen welche letztere er sogar jetzt sein Heer in den Kampf geführt habe*. Im Norden und Westen seien es die Oesterricher (Deutschen), von denen er, da sie desselben Glaubens seien, wie er, doch Nutzen zu erwarten berechtigt sei; statt dessen *überfallen sie jählings sein Land und ziehen mit Raub beladen sich zurück*; am meisten gefährlich seien aber die Tataren, die fürchten zu lernen nicht nur er, sondern alle Länder, die sie durchzogen haben, genug Gelegenheit hatten. Er und seine Rathgeber seien mit sich darüber einig, dass man sich da nur an Christi Statthalter wenden könne. Dann heißt es wörtlich: Tag für Tag kommen uns beunruhigende Nachrichten über die Tataren zu. Nicht nur gegen uns sind sie am meisten eingenommen, weil wir trotz so großer Niederlage uns ihnen nicht unterworfen haben, wo doch andere Nationen, gegen die sie ihre Kräfte erprobt, sich ihnen tributär unterworfen, namentlich jene, die östlicherseits an unser Reich grenzen, wie Russland, Kumanien, Brodnici, Bulgarien, die also größtentheils vordem unserer Herrschaft unterlegen waren, — sondern sie haben es auf die ganze Christenheit abgesehen und haben wir von ganz vertrauenswürdiger Seite erfahren, dass sie in Kurzem entschlossen seien, ihr unermessliches Heer gegen ganz Europa zu senden. Wir fürchten, dass, wenn dies eintreten sollte, unsere Unterthanen, theils aus Unvermögen ihnen zu widerstehen, theils aus Unlust, ihre feindliche Grausamkeit zu ertragen und aus Furcht vor ihrem Joche sich ihnen unterwerfen werden, wie es schon viele ihrer oben-erwähnten Nachbarn gethan, — wenn nicht unser Reich durch apostolische Vorsicht umsichtiger und fester zum Troste seiner Einwohner geschützt

⁸³ Fejér IV. 4. 447—454.

⁸⁴ Fejér IV. 2. 75.

⁸⁵ Allgemein setzt man dieses mit keiner Jahreszahl versehene Schreiben in das Jahr 1254. Ich halte dies für unrichtig, weil Béla darin von einem damals sich abgespielten Kampfe gegen Bosnien spricht, weil er von der kurz vorher erfolgten Belehnung der Johanniter mit der Severiner Gegend spricht und weil er auf Ludwigs von Frankreich Kreuzfahrt anspielt. Ludwig schiffte sich am 25. Aug. 1248 ein und landete am 17. Sept. in Cypren an. Am 7. Sept. 1254 war er schon wieder in Paris. Nov. 1254 hätte er nach dem Feldzuge gegen Ottokar, wo er bereits die Steiermark erhalten, in keinem so verzweifelten Tone gesprochen.

wird. Wir schreiben dies hauptsächlich, damit man uns weder im Punkte des Könnens, noch in jenem der Nachlässigkeit beschuldigen könne. Was den ersteren anbelangt, haben wir alles, was wir nach unserer Erfahrung als im Bereiche der Möglichkeit liegend gehalten haben, nicht unversucht gelassen, indem wir uns dabei der Macht und den uns noch unbekanntem Plänen der Tataren ausgesetzt haben. Der Nachlässigkeit dürfen wir wahrlich nicht geziehen werden. Wir haben schon damals, als die Tataren in unserem Lande gegen uns gekämpft, in dieser Angelegenheit die drei vorzüglichsten Höfe, nämlich den Ew. Heiligkeit, den die Christenheit für den Herrn und Meister aller Höfe hält, dann den kaiserlichen, dem wir uns sogar zu unterwerfen entschlossen hatten, wenn er uns während der Zeit dieser Landplage seine Hilfe und Unterstützung bieten wolle — und auch den französischen Hof angesucht; von allen haben wir außer schönen Worten keinen Trost und keinerlei Unterstützung erhalten. Wir haben deshalb zu dem unsere Zuflucht genommen, was in unserer eigenen Macht gestanden; wir haben zum Wohle der Christenheit unsere königliche Majestät erniedrigt, indem wir zwei unserer Töchter an russische Prinzen, eine dritte aber einem polnischen Fürsten in die Ehe gaben, damit wir durch sie und durch andere Anhänger im Osten über alle, die Tataren betreffenden, uns unbekanntem Neuigkeiten benachrichtigt werden, und so ihren raffinierten Versuchen und Plänen desto leichter die Spitze bieten können. Wir haben auch außerdem die Kumanen in unser Land wieder aufgenommen und müssen wir leider gestehen, dass Heiden heute unser Reich vertheidigen und wir durch Heiden die Feinde der Kirche zermalmen. Wir sind noch weiter gegangen, indem wir zur Vertheidigung des christlichen Glaubens unserem erstgeborenen Sohne eine Kumanin vermählt haben, um dadurch viel Aergerem auszuweichen und eine Gelegenheit zu ergreifen, wo wir dieses Volk, wie wir es schon öfters gethan, leichter zum Taufbecken bringen zu können. Durch dies und anderes hoffen wir Ew. Heiligkeit genug überzeugt zu haben, dass uns in so drückender Lage kein einziger christlicher Fürst Europas und kein einziges Volk unterstützt hat, ausgenommen die Hospitaliter, die über unser Ansuchen neulich zur Vertheidigung unseres Reiches und des christlichen Glaubens die Waffen ergriffen gegen die Heiden und Schismatiker; wir haben sie auch deshalb an einem mehr ausgesetzten Orte, nämlich an der kumanischen Grenze jenseits der Donau und der Bulgaren angesiedelt, da eben an dieser Stelle zur Zeit der Invasion unseres Reiches das Tatarenheer seinen Eintritt genommen; wir hoffen und streben, dass dieser Ort, wenn Gott unser und der Hospitaliter Gebaren unterstützt, und der apostolische Stuhl ihnen seine Gunst erweist, uns zu Verfechtern des katholischen Glaubens, soweit sich die Donau bis zum Konstantinopler Meere erstreckt, durch sie machen werde und wir dadurch dem romanischen Kaiserreiche und dem heiligen Lande

namhafte Vortheile zuwenden können. Wir haben sie nämlich theilweise in der Mitte unseres Reiches zur Vertheidigung jener Festungen angesiedelt, die wir an der Donau erbauen ließen; unser Volk ist eben zu dieser Vertheidigung nicht geeignet, wir aber setzen unser ganzes Vertrauen erfahrungsgemäß darein, dass es für uns und ganz Europa am heilsamsten sei, wenn die Donau durch Festungen geschützt wird. Sie ist der Strom des Widerstandes; hier hat sich Heraklius zur Vertheidigung des römischen Reiches dem Cosroes entgegengestellt und hier haben wir, so unvorbereitet wir auch waren, trotz unserer enormen Niederlage den Tataren zehn Monate hindurch Widerstand geleistet, wo doch unser Reich damals fast keine Festungen und Vertheidiger hatte. Wenn die Tataren — was Gott verhüten möge — sich unseres Reiches bemächtigen, sind ihnen dadurch die Thore zu anderen christlichen Ländern geöffnet, denn einerseits hindert sie von hier aus gegen die christlichen Länder kein Meer, und andererseits können sie ihre Familien und ihren unzähligen Viehstand hier bequemer als anderswo unterbringen. Attila mag uns hier als Beispiel vorschweben, der, als er vom Orient auszog, sich den Occident zu unterwerfen, seine Residenz in der Mitte Ungarns aufschlug; auch die Cäsaren, wenn sie vom Occidente zu Kriegen in den Orient zogen, haben ihre meisten strategischen Vorkehrungen innerhalb der Grenzen unseres Reiches getroffen. Ew. Heiligkeit möge also über dies wachen und bedenken, dass man einer Wunde, noch bevor sie vernarbt, ein Pflaster auflegen muss. Die große Menge der klug Denkenden bewundert es, dass unter den jetzigen Umständen Ew. Heiligkeit es dem Könige von Frankreich, einem so vornehmen Mitgliede der Kirche, ermöglicht hat, außerhalb der Grenzen Europas zu weilen; man kann nicht genug bewundern, dass die päpstliche Gnade für Viele sorgt, z. B. für das Reich von Konstantinopel und für die überseischen Länder, die, wenn sie — was wir nicht wünschen — verloren gingen, den Bewohnern Europas beizweitem nicht jenen Nachtheil bringen würden, der aus der Occupation unseres Reiches durch die Tataren entstehen müsste. Wir wenden uns daher an Gott und an die Menschen; die Nothwendigkeit und die Größe des hier zu Geschehenden ist so groß, dass wir, wenn die Gefahren der Reise uns nicht abhielten, nicht nur Boten — die wir jetzt absenden — geschickt hätten, sondern uns persönlich zu den Füßen Ew. Heiligkeit geworfen hätten, um im Angesichte der ganzen Kirche uns zu rechtfertigen und falls uns Ew. Heiligkeit keine Hilfe bieten sollte, uns die Erlaubnis zu erwirken, im Falle der Nothwendigkeit, uns, so ungern wir es auch thäten, mit den Tataren ins Einvernehmen zu setzen. Wir bitten also, Ew. Heiligkeit möge, wenn schon nicht unsere, so doch die Verdienste unserer heiligen königlichen Vorgänger in Betracht nehmen, die von Ehrfurcht und Ergebenheit erfüllt, sich und ihr durch Verbreitung des orthodoxen Glaubens unterworfenen Volk unter allen anderen Fürsten der Welt in Reinheit des

Glaubens und des Gehorsams hervorgethan, weswegen ihnen und ihren Nachfolgern, so lange diese in ihren Wegen wandeln, der apostolische Stuhl alle Gunst und Gnade für die Zeit der Noth zugesagt. Da diese Zeit der Noth jetzt ganz bestimmt eingetreten ist, möge der heil. Vater sein väterlich Herz öffnen und seine hilfreiche Hand dem, der in so bedrängter Zeit zur Vertheidigung des Glaubens und der allgemeinen Interessen nach Hilfe ruft, entgegenstrecken; denn sonst — wenn uns, was wir nicht glauben, in einer so gerechtfertigten und für die Gläubigen der römischen Kirche so dringenden Angelegenheit die Hilfe versagt wird, wären wir — nicht mehr Söhne, sondern Stiefkinder der Kirche — gewissermaßen als aus der väterlichen Gemeinschaft ausgeschlossen.

Gegeben zu Patak am Tage des heil. Bischof und Märtyrers Martin, den 11. November.⁸⁶

Unter demselben Datum stellt er den in vorigem Schreiben avisierten Gesandten, dem Bischofe Bartholomäus von Fünfkirchen und Simon, dem Ahnherrn der Nagymartoni-Fraknói ihre Creditive aus.⁸⁷

Béla's Befürchtungen gingen nicht in Erfüllung, sonst hätte er weder 1248 gegen Bosnien, noch 1250—1253 gegen Oesterreich, Mähren und Steiermark den Krieg führen können.

Ueber den in seinem obigen Schreiben angedeuteten Feldzug gegen die bosnischen Patarenen fehlen uns alle näheren Details. Jedenfalls bezieht sich auf ihn das am 30. Jänner 1247 seitens des Papstes an Béla ergangene Schreiben,⁸⁸ worin er zum Feldzuge gegen die Häretiker Bosniens ermuntert. Ob aber Béla damals, resp. vor 1250 oder erst 1254 — wie Klaić 113 behauptet — sich Bosnien und Chl'm unterworfen, und ob er in letzterem Jahre die Banschaft Usora-Soli von dem eigentlichen (Ober) Bosnien getrennt, läßt sich nicht apodiktisch behaupten.⁸⁹ Sicher ist nur, dass die bosnischen Bane in der Mitte der fünfziger Jahre unter ungarischer Oberhoheit standen.

Béla's Machtstellung in Bosnien wurde aber noch durch einen anderen aktor erhöht. Er hatte nämlich — wann? wissen wir nicht — östlich von Usora und Soli im heutigen Nordserbien, zwischen den Flüssen Drina, Save, Donau und Morava ein nach der gleichnamigen Stadt benanntes selbstständiges Banat Macsó gebildet, als dessen erster «Herr» uns am 28. Juni 1254 Béla's Schwiegersohn Rostislav, Titularfürst von Halics entgegentritt. Es hat allen Anschein, dass die Creirung dieses Banates mehr

⁸⁶ Theiner I. 230.

⁸⁷ Fejér IV. 1. 298.

⁸⁸ Fejér IV. 1. 461.

⁸⁹ Klaić begeht hier den Fehler, dass er die Urkunde do. Patak 11. Nov. mit Bestimmtheit auf 1254 setzt.

aus Rücksichten für Béla's Lieblingstochter Anna, Rostislavs Gemahlin, erfolgt ist.

Um seine Bundesgenossen im Osten zu vermehren, dort, von wo ihm am ehesten ein Einfall der Tataren drohte, ging Bela eheliche Allianzen ein. — Da war in erster Linie Daniel von Halics, auf den sich Béla's Aufmerksamkeit concentrirte. Dieser, durch die Schule des Lebens hart mitgenommene Mann, der als Knabe das ungarische Asyl genossen, dann als Ungarns Gegner Béla's Truppen besiegt, wusste durch Geschmeidigkeit und Ausbeutung der jeweiligen Verhältnisse sich eine so angesehene Stellung zu verschaffen, dass die Curie und die westlichen Mächte mit ihm als einem maßgebenden Factor zu rechnen angingen.

Er war der einzige europäische, resp. christliche Fürst, der es verstanden, mit den Tataren einen *modus vivendi* ausfindig zu machen. 1245 huldigte er dem Khane von Kaptschak und seitdem wusste er so gut auf dem Vulkane zu tanzen und herumzulavieren, dass er sogar das Wohlwollen und Vertrauen des Hordenchefs erlangte.

Die römische Curie, von jeher groß in der Kunst, alle Elemente, von denen sie einen Vortheil zu erwarten hatte, nach Möglichkeit sich zu attachieren, war nicht blind in der Taxierung des im Osten aufgehenden Gestirnes. Innocenz IV. nahm schon am 3. Mai 1246 Daniels Rath und Hilfe für den in Angelegenheit der Tatarengefahr reisenden Legaten in Anspruch und stellte dafür ihn und sein Reich unter seinen speciellen Schutz;⁹⁰ am 27. Aug. und 7. Sept. 1247 räumt er Daniel und dessen Bruder Wassilko besondere kirchliche Vorrechte ein⁹¹ und als nun gar Daniel Ende 1250 sich fast einen Monat hindurch am Hofe des Tatarenkhans aufhielt und von diesem sehr gnädig in seine Heimat entlassen wurde, wusste der schlaue Daniel die Bedeutung dieses Besuches und seine dabei erzielten Resultate so hoch anzuschlagen und sie so sehr zur allgemeinen Kenntnis gelangen zu lassen, dass alle Fürsten jetzt in ihm den mächtigen Günstling der Horde und den sicheren Hüter gegen die Gefahr erblickten.

Einer der Ersten, der auf die Kunde dieses großen Ereignisses sofort einen außerordentlichen Gesandten (Nikolaus v. Szúd) zu Daniel schickte und sich durch diesen aufs Genaueste von Daniels Erlebnissen und Errungenschaften Bericht erstatten ließ, war König Béla;⁹² und als der Bericht Daniels Ansehen in ein recht günstiges Licht gestellt, beeilte sich Béla, die wahrscheinlich schon einige Jahre vordem geschlossene Verlobung seiner

⁹⁰ Wenzel VII. 210, 211.

⁹¹ Wenzel VII. 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240.

⁹² Wenzel VII. 164. Die Urkunde ist hier schlecht datiert; da es ausdrücklich heißt »regni autem nostro vicesimo» und Daniels Reise darin erwähnt wird, kann es nicht 1244, sondern muss es 1254 heißen.

Tochter Konstanze mit Daniels Thronerben Leo jetzt endgiltig durch Vermählung des Paares zu besieghn.⁹³

7.

Der Pressburger Friede vom Jahre 1254 hatte — wie wir oben gesehen — den Árpáden einen Zuwachs ihrer Herrschaft gebracht; die deutsche Steiermark war in ihre Hände gelangt.

Béla, der sofort seinen Titeln den eines Herzogs von Steiermark beifügte,⁹⁴ setzte schnellstens zum Generalcapitän der neuen Provinz den tüchtigen Stefan dg. Gutkeled, Ban v. Slavonien ein⁹⁵ und dieser blieb in dieser Würde die ganze Zeit hindurch, während welcher die Steiermark unter ungarischer Herrschaft geblieben.

Bald nach Erhalt der neuen Provinz erfolgte die factische Vermählung des bereits seit ca. 10 Jahren zum Könige gekrönten Kronprinzen Stefan mit der schönen Kumanin Elisabeth. Sei es nun, dass Béla die mit der ungarischen Herrschaft unzufriedenen steirischen Elemente durch den Schimmer eines ihnen gebotenen Hofes blenden wollte, oder dass die hochmüthige Königin Maria die ihr durchaus nicht ebenbürtig erscheinene, nur durch Nothwendigkeit aufgedrängte Schwiegertochter recht ferne von sich haben wollte, oder dass vielleicht Stefan selbst jetzt eine größere Selbständigkeit suchte: genug an dem, dass man das junge Paar gegen 1258 nach Steiermark schickte,⁹⁶ wo es in Pettau seinen Hof hielt und die Rolle eines souverainen Herzogspaares von Steiermark spielte.

Die fünf Jahre der ungarischen Herrschaft in Steiermark sind merkwürdigerweise sowohl in den ungarischen als außerungarischen Quellen so spärlich beleuchtet, dass wir uns von dem Gebaren und Gange der Regierungsmaschine dieser Zeit kaum ein Bild schaffen können. Es liegt auf der Hand, dass die beiden Stefan — der Herzog und der Ban — die wichtigsten Verwaltungsposten theils mit Ungarn, theils mit ungarisch gesinnten

⁹³ Nur so können wir Béla's Angabe in dem am 11. November (1248) in Patak an den Papst gerichteten Schreiben erklären. Er spricht dort von zwei, an russische Prinzen vermählten Töchtern. Anna war die eine; Konstanze wahrscheinlich die andere, aber ihrer Jugend halber wohl nur verlobt. 1256 (Katona VI. 251) doniert Béla den Jordán, Sohn Arnolds, Obergespans v. Szepes dafür, dass er des Königs Aufträge als Gesandter in Russland und Polen zufriedenstellend ausgeführt. Wahrscheinlich negociierte er die Vermählung Konstanzas mit Leo. Ueber die Genealogie der Béla'schen Familie siehe übrigens mein Werk «az Árpádok családja története» 1892.

⁹⁴ Urkunde do. 1255 ap. Wenzel VII. 387. Fejér IV. 2. 290.

⁹⁵ Dieser kommt schon am 10. Sept. 1254 auf einer in Graz ausgestellten Urkunde als General-Capitän vor. Wenzel II. 253.

⁹⁶ Gelegentlich seines Einzuges in Steiermark belagerte er Schloss Marburg; hierbei zeichnete sich Andreas v. Nádasd, Ahn der Pető de Gerse aus. Hazai okmánytár VII. 80.

einheimischen Großen besetzten, wie dies urkundlich nachweisbar ist;⁹⁷ es ist ferner anzunehmen, dass Ungarn bei Besetzungen von höheren Posten vorgezogen wurden, dass manche in Ungarn herabgekommene Elemente durch Protection der ungarischen Machthaber in Steiermark auf Kosten der Einheimischen sich restauriert haben konnten, — es ist festgestellt, dass die ungarische Regierung ihre Hauptstütze im Klerus gesucht, aber von all den, von außerungarischen Schriftstellern supponierten Uebergreifen und Gewaltacten, die das geknechtete Volk zum Aufstand gereizt haben sollen, ist weder urkundlich, noch in einem ernst zu nehmenden gleichzeitigen Chronisten etwas nachzuweisen. Die Ungarn haben hier nicht besser und nicht schlechter gewirtschaftet, als welch andere Nation immer, die statt ihrer sich das Land unterworfen hätte. Die wahre Ursache dessen, dass eine antiungarische Opposition sich gebildet, ist darin zu suchen, dass die Deutschen — die sich in Ungarn unter den Árpáden sehr wohl gefühlt — auf ihrem eigenen Boden es durchaus nicht überwinden konnten, dass Nichtdeutsche ihre Herren und Gebieter sein sollten und dass jedenfalls Ottokar schon von allem Anfang an die Funken der Opposition nicht erlöschen ließ.

Eine anscheinend unbedeutende Affaire fachte den Funken zur wild auflodernden Flamme an.

Im Jahre 1246 wurde Philipp, Sohn des Herzogs Bernhard II. von Kärnten, ein Verwandter Ottokars⁹⁸ zum Erzbischofe von Salzburg erwählt. Zehn Jahre später (1256) setzte ihn das Kapitel ab und wählte statt seiner den Bischof Ulrich von Seckau. Während nun Ulrich nach Rom zog, um dort seine päpstliche Bestätigung zu erwirken, überfiel Philipp, unterstützt von den Truppen seines Veters Ottokar, die Güter seiner weltlichen und geistlichen Gegner, und hauste auf denselben in gar nicht priesterlicher Weise.

⁹⁷ So sind 1255 Gottfried von Marburg Landrichter; Friedrich von Pettau jun. Marschall; Fejér IV. 2. 358. (1256 Gottfried noch Landrichter. Fejér IV. 2. 399.)

Am 26. Mai 1259 sind des Herzogs Würdenträger:

1. Stefan dg. Gutkeled, Ban von Slavonien,
2. Bá, Obertavernikus, Obergespan v. Trencsén,
3. Dionysius Oberküchenmeister, Obergespan v. Zala und Capitán von Pettau.
4. Nikolaus, oberster Hofrichter.
5. Wolfing v. Stubenberg, Provincialrichter.
6. Bernhard und Ulrich von Phanberg.
7. Ulrich von Lichtenstein (Fejér IV. 2. 485.)

⁹⁸ Die Verwandtschaft ist folgende:

Ottokar I. von Böhmen.			
Kg. Wenzel I. † 1253	Jutta (Bohuslawa) — Bernhard II, Hg. v. Kärnten		
Ottokar II.	† 1256.		
	Hg. Ulrich III. † ²⁷ / ₁₀ . 1269.	Philipp, Erzbischof v. Salzburg † 1279.	

Ulrich war erst 1258 aus Rom nach Hause gekommen, nachdem er in Rom sich zur Zahlung von 4000 Mark Silber für die Bestätigung seiner Wahl verpflichtet hatte. Statt nun seinen Sitz behaglich einnehmen zu können, musste er zusehen, wie Philipp unter Ottokars Aegide die Herrschaft weiter ausübte.

Herzog Stefan war eben mit der Belagerung der Stadt Pettau beschäftigt,⁹⁹ als sich Ulrich an ihn wandte. Der salzburgische Dienstmann Hartnid von Pettau hatte im Bunde mit einigen steierischen Edelleuten dem Ban Stefan gegenüber sich Feindseligkeiten zu Schulden kommen lassen, weshalb der Herzog Pettau belagerte. Ulrich gab nun das seinem Stifte gehörige Pettau Stefan zum Pfande, wofür ihm dieser ein steierisches Corps gab, mit dem er gegen Salzburg zog. Die Expedition missglückte, da Philipps Bruder, Herzog Ulrich von Kärnten das steierische Corps bei Radstatt schlug und es zum Rückzuge zwang. Ulrich's weitere Schicksale haben für uns kein Interesse.

Der Radstatter Kampf hatte böse Folgen. Herzog Stefan konnte die Schmach seiner Truppen nicht verschmerzen und fiel im Jahre 1259 mit einem aus Ungarn und Kumanen bestehenden Heere in Kärnten ein,¹⁰⁰ wobei sich natürlich Scenen wilder Soldateska abspielten. Da die Herzoge von Kärnten im Frieden von 1254 mit eingeschlossen waren, fand Ottokar jetzt erwünschte Gelegenheit, Stefan's Friedensbruch auszubeuten. — Er setzte sich mit der steierischen Opposition, die Stefan's Niederlage bei Radstatt gleichfalls für ihre Zwecke auszubeuten wusste, in Verbindung und sandte Ende 1259 ein österreichisches Corps unter Commando Otto's von Hardeck nach Steiermark. Kaum war dies auf steierischem Boden, so brach überall der Aufstand gegen die Ungarn aus und in ganz kurzer Zeit waren die Ungarn aus den steierischen Städten und Castellen verdrängt, nur Pettau, Stefans Residenz, blieb noch den Ungarn.

Béla mobilisierte in Folge dieser Ereignisse Anfangs März 1260 seine Armee und zog an die österreichische Grenze. Ottokar kam ihm entgegen; da aber um diese Zeit die Wiesen noch kein Futter liefern konnten, schlossen beide Theile mit Rücksicht auf ihre Cavallerie einen Waffenstillstand bis zum 24. Juni.

Diesen Zeitraum benutzten beide Gegner, um mit krampfhafter Anstrengung, sowohl ihre eigenen Streitkräfte auf den denkbar besten Stand der Kriegstüchtigkeit zu bringen, als auch sich der Mithilfe zahlreicher Bundesgenossen zu versichern. Béla erhielt auch den Succurs von Daniel von Halics, Boleslav V. von Krakau und Leszek von Lančitz. — Rechnen

⁹⁹ Stefan V. adelt 1260 die pacsauer Schlossunterthanen Jonas, Vid u. A. und sagt: *«Ferissimam et durissimam peruecucionem regis Bohemiae habebamus, multa et meritoria ac lasdabilia servicia in confinio regni nostri impendissent et specialiter sub castro Pethoviensi quod per theotonicos contra nos detinebatur, strenue dimicassent, letalia vulnera coram nostre majestatis oculis sustinendo.»* Zalai okmánytár I. 37.

¹⁰⁰ Chron. Austral. ap. Freher I. 460. Cont. Cosm. Prag 393—394.

wir nun noch außer den Ungarn die Kumanen, Bosnier, Kroaten, Székler, Deutsche und Walachen dazu, so dürfen wir behaupten, dass Béla's Streitmacht den seinerzeitigen Verhältnissen entsprechend eine enorme war. Ottokar hatte seine Verwandten: die Herzoge von Kärnten, Breslau, Oppeln und die Markgrafen von Brandenburg und Meissen an seiner Seite und da seine Armee aus Böhmen, Mähren, Steirern und Oesterreichern bestand, so konnte sie nicht um vieles kleiner sein, als die seines Gegners. — Kein Wunder, dass in Folge der aus so verschiedenen Gegenden zusammengeströmten Bundesgenossen beider Gegner sich das Interesse für diesen gewaltigen Krieg bis in die entlegensten Gegenden fortpflanzte.

Ottokar hatte seiner Streitmacht die Ordre gegeben, sich am 24. Juni 1260 in Laa zu concentriren, hatte aber nicht dafür Sorge getragen, dass falls es im Momente des Ablaufes des Waffenstillstandes zu einem feindlichen Angriffe käme, Alles vorbereitet sei. — Dies rächte sich denn auch. Kronprinz Stefan, der schon den Zusammenstoß nicht erwarten konnte, stieß mit seiner ungarisch-kumanischen Abtheilung am 26. Juni auf ein unter Anführung der Brüder Otto von Hardeck und Konrad von Playen stehendes österreichisches Corps von 400 Mann, südöstlich von Laa bei Staats. Die Oesterreicher, die trotz ihrer geringen Zahl sich dem Feinde entgegengestellt, geriethen in einen Hinterhalt und wurden theils gefangen, theils getödtet.¹⁰¹ — Ottokar, der die böse Nachricht von diesem Gefechte eben erhielt, als er mit den Fürstlichkeiten an der Tafel saß, zog sofort, gefolgt von den brandenburg'schen Truppen, zu Hilfe, konnte aber nur mehr die Leichen der Gefallenen antreffen. Unverrichteter Sache zog er sich zurück.

Am 4. Juli setzten sich Ottokars Scharen in Bewegung, indem sie von Laa die March abwärts in jenen Winkel zogen, den die March mit der Donau bildet. Auf den Anhöhen zwischen dem Weidenbach und Russbach erblickte Ottokar zuerst die ungarischen Lagerzelte am linken Ufer der March. Beide Heere waren jetzt nur durch die March von einander getrennt.

Ungefähr eine Woche standen sich die beiden Heere Auge gegen Auge und es kam zu keiner Action, denn um eine solche zu beginnen, hätte erst die March überschritten werden müssen, dies wagte aber keine der beiden Parteien im Angesichte des gegenüberstehenden Feindes zu thun. Als aber diese Unthätigkeit Ottokar unhaltbar schien, schickte er Otto v. Meißau ins ungarische Lager mit der Proposition, Béla möge sich vom linken Marchufer ein wenig zurückziehen, dass die Bohmen ungestört den Fluss über-

¹⁰¹ Hier dürfte sich Györs Sohn Torda ausgezeichnet haben, von dem Stefan V. 1260 sagt, dass er gelegentlich der Vertheidigung des Schlosses Leuka (oder ist dies das Eisenbreger Léka?) viele Oesterreicher getödtet. Hazai okmánytár VI. 105.

setzen könnten, dann solle man auf einem von Béla zu bestimmenden Orte eine Hauptschlacht eingehen; sollte es aber Béla vorziehen, diese Schlacht am jenseitigen Ufer, d. h. am Marchfelde zu schlagen, so wolle er, Ottokar, sich zurückziehen und den Ungarn den ungestörten Uebergang ermöglichen.¹⁰² Was Béla bewogen, letztere Proposition anzunehmen, wissen wir nicht, wahrscheinlich hielt er selbst diesen Rückzug, der doch nur dem Feinde Gelegenheit bieten sollte, die March zu übersetzen, für etwas nicht Ehrenvolles; hätte er aber Ottokars Armee übersetzen lassen, so hätte er nicht den Nachtheil gehabt, den Fluss — wie am Marchfelde — hinter seinem Rücken zu haben.

Die durch Otto v. Meißau eingeleiteten Bedingungen lauteten dahin, dass bis zum Mittag des 12. Juli Waffenstillstand einzutreten habe. Im Sinne der Abmachungen zog sich Ottokar noch am 11. Juli zurück, worauf das Gros der ungarischen Armee unter Führung des ungeduldigen Kronprinzen Stefan unweit Schlosshof die March übersetzte; Béla blieb mit kleinem Gefolge noch am linken Marchufer, ihm zur Seite Heinrich Preussel, der Anfangs der 50-er Jahre in ungarische Dienste getreten war.

Ottokar sagt nun in seinem an den Papst Alexander IV. gerichteten Schreiben, dass der jüngere König Stefan einen Friedensbruch begangen, insofern er den Abmachungen zuwider statt am Mittage des 12. Juli — wo der Waffenstillstand hätte ablaufen sollen — schon am Morgen dieses Tages sein Centrum angegriffen.

Hätte Ottokar die Schlacht verloren, so würden wir diese Beschuldigung als seine eigene Erfindung betrachten, mit der er seine Niederlage zu entschuldigen gesucht; da er aber als Sieger sie ausspricht, haben wir keinen Grund, ihr keinen Glauben zu schenken. Es lässt sich übrigens die Sache auch anderseitig recht plausibel machen.

Kronprinz Stefan konnte seine Schlappe von Steiermark nicht verschmerzen und brannte deshalb von Ungeduld, an dem Feinde Rache zu nehmen; andererseits aber spielte sich schon jetzt ein Stück des später eingetretenen Familienzwistes ab. Wir dürfen annehmen, dass es nach der unglücklichen steirischen Campagne zwischen dem alten und jungen Könige zu ernstern Auseinandersetzungen gekommen und dass Stefan um diese Zeit mehr als je von der Absicht beseelt war, durch irgend eine besonders tüchtige Leistung sein Ansehen dem seines Vaters gegenüber vor aller Welt zu heben; da sich nun jetzt im ungarischen Heere so viele fremde Fürsten befanden, wollte er diese passende Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens benützen; um nun dem Feinde gegenüber sicher zu gehen, kam

¹⁰² Nach Horneck c. 60 war es Otto v. Haslau, der Ottokar diesen Rath gegeben.

ihm die unglückliche Idee, die durch den Waffenstillstand vermuthete Sorglosigkeit des Feindes so lange auszubeuten, ehe noch Béla mit dem Reste der Armee aufs rechte Marchufer getreten.

Alles hing jetzt natürlich von Stefans Angriffe ab; gelang es ihm, die angegriffene feindliche Abtheilung zu schlagen, war für ihn Alles gewonnen. Zu seinem und des Landes Unglücke warf er sich aber auf Ottokars aus schweren Kürassieren formiertes Centrum, das bei Kroissenbrunn stand. Ottokar hatte kaum noch Zeit, seine Streitkräfte zu concentriren. Stefan warf sich mit seiner Reiterei auf Ottokars Kürassiere; diese von oben bis unten mit Panzern bedeckt, hielten nicht nur dem Angriffe Stand, sondern schlugen die sie anstürmende leichte ungarische Cavallerie in die Flucht. Wok von Rosenberg war der erste, dem Ottokar dies zu verdanken hatte. Während dies im Centrum bei Kroissenbrunn sich abspielte, waren nach und nach auch auf allen anderen Punkten die nachgerückten böhmischen und ungarischen Truppen ins Gefecht gelangt und zog sich dasselbe von Kroissenbrunn bis an jene Stelle, wo wenige Jahre später Marchegg erbaut wurde, hin. Der auf das Centrum missglückte Angriff Stefans war aber für die Ungarn verhängnisvoll; die Kunde desselben durchflog das ganze Schlachtfeld, die Böhmen anfeuernd, die Ungarn entmuthigend. Vergebens waren die Bravouren Einzelner,¹⁰⁸ die Schlacht endete mit einer der schwersten Niederlagen, die die Ungarn je erlitten; die sich flüchten konnten, ertranken zumeist in den Fluthen der March — dies war die Folge davon, dass Béla das Marchfeld zur Schlachtstätte angenommen hatte. Als Béla die allgemeine Flucht sah, war er anfangs der Meinung, es seien die Feinde; Heinrich Preussel war es beschieden, ihm die betrübende Aufklärung zu geben, dass dies die Reste seiner geschlagenen Armee seien. Sein Entsetzen wurde dadurch gesteigert, dass ihm Anfangs Niemand über das Schicksal seines Sohnes Stefan Aufschluss geben konnte; endlich erhielt er von Batyz dg. Nigol, Ahnherrn der gömöri, Batizfi die Nachricht, dass es

¹⁰⁸ Hippolit v. Vásárd war einer Derjenigen, die, während die meisten Uebrigen die Flucht ergriffen, an Béla's Seite ausgehalten, er hat viele Gegner getödtet, ist aber selbst schwer verwundet worden. Hazai okmánytár VI. 109. Fejér IV. 3. 48.

Theodors Sohn Nikolaus und Dorozlč, Ahnen der Kumy, haben sich hier gleichfalls ausgezeichnet. Hazai okmánytár VIII. 77.

Comes Kosmas v. Koazna (im Gefolge des Bischofs Philipp v. Agram) wurde vor Béla's Augen am rechten Fuße verwundet. (Wenzel VIII. 1.)

Herbord v. Hetés wurde vor den Augen des Königs, des Palatins und Obergespans v. Pressburg Roland, des Bans Stefan von Slavonien, des Judex Cur. und Obergespans v. Somogy Heinrich gefangen genommen. Die Feinde schnitten ihm das halbe Ohr ab und zogen ihm zwei Zähne aus; um sich zu befreien, musste er 100 Mk. zahlen und seinen Sohn und Neffen als Geiseln stellen. Hazai okmánytár VII. 87.

dem Kronprinzen gelungen, unversehrt aus der Schlacht zu entkommen,¹⁰⁴ wohin aber? — wissen wir noch heute nicht.

Ottokar übersetzte die March, nahm Besitz vom ungarischen Lager, verfolgte aber seinen Sieg nicht so, wie man es nach einem solchen Erfolge erwarten durfte.

Er selbst giebt in seinem Schreiben an den Papst zu, dass er jetzt Ungarn hätte erobern können, dass er aber erwogen, wie er durch Schwächung dieses Landes nur den Tataren wieder leichtes Spiel gemacht hätte, in Ungarn und dadurch in andere christliche Länder einzudringen; deshalb habe er jeden Annexionsplan aufgegeben und es vorgezogen, sich den geschlagenen Feind durch einen Frieden lieber zum Freunde zu machen.

Es ist aber wahrscheinlicher, dass Ottokars Geneigtheit zum Frieden anderen Motiven entsprungen. Die Erfahrung hatte es bewiesen, dass noch ärgere Niederlagen, als die von Kroissenbrunn, Ungarn nicht den Garaus gemacht; Béla's Auftreten Friedrich von Oesterreich gegenüber unmittelbar nach dem Abzuge der Tataren lag noch durchaus nicht so ferne, als dass man sich dessen nicht mehr erinnert hätte; trotz Kroissenbrunn waren also die Umstände durchaus keine solchen, dass man Ungarn ohne Weiteres hätte erobern können; der Hauptgrund aber, der Ottokar hier geleitet, liegt in den Worten seines Schreibens »da wir hofften, dass die Versöhnung uns jetzt einer umso innigeren Freundschaft mit unseren nächsten Verwandten entgegenführen werde«; wie wir bald sehen werden, war dies — obwohl er es hier dem Papste nicht deutlich sagt — auf eine *eheliche* Allianz gemünzt, da Ottokar von den schönen Prinzessinen an Béla's Hofe jetzt schon sichere Kenntnis hatte.

Palatin Roland dg. Ratold, der mit Béla's Friedensanträgen kam,¹⁰⁵ fand daher bei Ottokar williges Gehör. Im Vereine mit Herzog Ulrich von Kärnten und dem Markgrafen Otto von Brandenburg wurden nun die Friedenspräliminarien geschlossen, die aus folgenden Punkten bestanden:

a) Béla und Stefan entsagen zu Ottokar's Gunsten dem Besitze von Steiermark und ziehen aus Pettau ihre Garnison heraus.

b) Béla's zweiter Sohn, Prinz Béla, heirathet Kunigunde, Tochter Otto's von Brandenburg und der Schwester Ottokar's.

c) Der Papst müsse diesen Frieden sanctionieren und hat die ihn verletzende Partei mehrere Tausend Mark Silber an den Papst auszahlen.

d) Am nächsten Osterfeste soll zwischen den beiden Königen auf einer in Wien abzuhaltenden Entrevue der Freundschaftsbund persönlich

¹⁰⁴ Fejér IV. 3. 185.

¹⁰⁵ Brief Ottokars an den Papst. Fejér IV. 3. 15—18.

befestigt werden und hat Béla bis dahin vier seiner Magnaten als Geiseln zu stellen.¹⁰⁶

In einem wahrscheinlich geheim gehaltenen Punkte musste sich Bela principiell für eine im gegebenen Falle durch Ottokar gewünschte eheliche Verbindung desselben mit einer ungarischen Prinzessin geneigt erklären.¹⁰⁷

Diese Präliminarien wurden durch König Béla und den Prinzen Bela und durch die Königin Maria, als den Hauptbetheiligten, sigilliert, worauf sie Ottokar dem Papste zur Bestätigung schickte.¹⁰⁸ Béla hielt sicherlich seine Versprechungen, da er sich gewaltig fürchtete, dass die Tataren auf die Kunde seiner Niederlage einen Einfall in Ungarn machen würden.¹⁰⁹ — Ottokar's Benehmen gab ihm aber Anlass zu Beschwerden. Am 4. September (1260)¹¹⁰ beklagt sich Béla in einem an den Bischof von Passau Otto von Lonsdorf gerichteten Schreiben, dass Ottokar den ungarischen «princeps», den er ihm als Geisel geschickt, noch immer nicht entlasse, trotzdem er (Béla) allen seinen Verpflichtungen vollständig nachgekommen. Auch haben nach Abschluss des Friedens Ottokar's steirische Truppen, als sie in ihre Heimat zurückzogen, einen großen Theil des Warasder Comitatus grausam verwüstet und schließlich sei ihm jene Burg in Ungarn, die schon seine Ahnen seit undenklichen Zeiten besessen, noch nicht zurückgegeben worden.¹¹¹ Er bittet also den Bischof, in allen diesen Punkten bei Ottokar die Vermittlung zu übernehmen.

Die Spannung zwischen beiden Fürsten löste sich aber bald in Wohlgefallen auf, das «ewig Weibliche» war auch hier wieder einmal das versöhnende Princip.

Ottokar, der von seiner alten Gemahlin Margarethe keinen Erben zu erhoffen hatte, ging schon 1256 mit dem Plane um, die Scheidung von ihr bei der Curie durchzusetzen.¹¹² Jetzt am Gipfel seiner Macht angelangt, trat das Bedürfnis nach einer jungen ebenbürtigen Gattin mehr denn je in den Vordergrund. Ob er Béla's 1242 geborene Tochter Margarethe, die sich 1260 im Nonnenkloster auf der Haseninsel für den Heiligenschein vorbereitete, verlangt hat und ob ihn diese mit Hinweis auf ihren himmlischen

¹⁰⁶ Chron. Chlaustroneob u. Anonymus ap. Rauch I. 93. II. 250.

¹⁰⁷ Nur so werden Béla's Worte in der Urkunde do. 7. Jänner 1264 (Fejér IV. 3. 101) verständlich: «da wir auf keine andere Weise zur Versöhnung gelangen konnten, als indem wir zwischen uns und dem erwähnten Böhmenkönige eine Verwandtschaft schlossen dadurch, dass wir ihm unsere Enkelin zur Gattin gaben.»

¹⁰⁸ S. seinen Brief. Fejér IV. 3. 18.

¹⁰⁹ Fejér IV. 3. 101.

¹¹⁰ Fejér IV. 3. 30—33.

¹¹¹ Es kann dies wohl kein anderes als das Pressburger Schloss gewesen sein. Dieser Punkt ist bisher den Schriftstellern entgangen. Fejér IV. 3. 338—341.

¹¹² Cont. Garst. 600.

Beruf zurückgewiesen, ist uns urkundlich nicht bekannt; Thatsache ist, dass Tobias v. Bogod, Propst von Agram, Kanzler des Prinzen Béla, durch König Béla an den Papst abgeschickt wurde, dass dieser die Enkelin Béla's, Kunigunde, Tochter Rostislavs v. Macsó und der Lieblingstochter Béla's, Anna, von den sie an einer Vermählung mit Ottokar hindernden Verwandtschaftsumständen¹¹³ dispensiere. Als nun Tobias seine Mission erfolgreich ausgeführt, beeilte sich Ottokar durch einen seiner Bischöfe seine Ehe mit Margarethe auflösen zu lassen.

Die faszinierend schöne Kunigunde war schon Ende März 1261 mit Ottokar in Wien bekannt geworden. Damals war Béla im Sinne der Präliminarien von Pressburg behufs Ratification derselben nach Wien gereist und wurde dort der Friede endgiltig abgeschlossen, wobei die Bischöfe von Passau, Olmütz und Prag für Ottokar die Bürgschaft übernahmen (31. März), dass er Béla gegenüber seine Verpflichtungen einhalten werde.¹¹⁴

Vom Anblicke des schönen Mädchens berauscht, beeilte sich Ottokar sie als Gattin heimzuführen. Am 18. Oct. 1261 verließ Margarethe das Königsschloss († 28. Oct. 1267) und eine Woche später am 25. October führte Ottokar die reizende Braut in Pressburg zum Altare; von hier zog das neue Ehepaar nach Wien, am 23. Dezember kam es in Prag an, wo es zwei Tage später am Weihnachtstage im dortigen Dome gekrönt wurde.

Mit Kunigundes Vermählung hörten für Béla, so lange er lebte, die Feindlichkeiten mit Ottokar auf; ihre Stelle nahmen jedoch neue ein, die sein Gemüth vielleicht mehr betrübten, nämlich solche im Schoße seiner eigenen Familie.

Dr. MORIZ WERTNER.

¹¹³ Die Verwandtschaft war:

Béla III.	
Andreas II.	Konstanze.
Béla IV.	— Ottokar I. von Böhmen.
Anna.	Wenzel I. † 1253.
Rostislav von Macsó.	|
Kunigunde	Ottokar II.

¹¹⁴ Wenzel III. 10. 11.

DIE HOCHWASSER- UND WASSERBAU-ANGELEGENHEITEN UNGARNS.*

II.

Außer den beiden, im Jahre 1885 geschaffenen Gesetz-Artikeln, deren ersterem hauptsächlich das Schifffahrts-Interesse an der oberen Donau- Strecke, — letzterem hingegen das möglichst rasche Entgegentreten der, die Culturen des unteren Raabthales bedrohenden Hochwasser-Gefahr zu Grunde lag: beschäftigte die ungarische Legislative noch im selben Jahre ein überaus wichtiger Gesetz-Entwurf, durch welchen endlich auch in das Dunkel der wasserrechtlichen Verhältnisse Licht gebracht und dadurch den unzähligen Calamitäten, welche durch die, in diesem Dunkel sich immerwährend wiederholenden Collisionen der verschiedenen Interessen verursacht wurden, endgiltig abgeholfen werden sollte.

Man hatte im königl. ung. Ministerium für Agricultur schon seit längerer Zeit die Organisierung eines Cultur-Ingenieur-Amtes beschlossen. Mit der Durchführung säumte man nicht lange und das neue Amt begann auch alsbald seine Thätigkeit in verschiedenen Theilen des Landes mit mehr oder weniger Erfolg. Von dem Wirken des, anfangs bloß im beschränkten Maßstabe organisierten Amtes, dessen Zweckdienlichkeit allgemein anerkannt wurde, erwartete man nun die Herstellung einigen Einklanges zwischen dem bereits sehr fortgeschrittenen Hochwasserschutz und der, demgegenüber noch ziemlich vernachlässigten Ausnutzung des Wassers.

Die Thätigkeit dieses noch jungen Amtes stieß jedoch unausgesetzt auf neue, unvorhergesehene Hindernisse, welche sich mit der Erweiterung des Wirkungskreises desselben anhäuferten. Es trug daran, abgesehen von denjenigen Hindernissen, welche eine eben erst erstandene, den speciellen Verhältnissen erst anzupassende Institution in der Regel anfangs zu überwinden hat, hauptsächlich der Mangel an sozusagen jedweder gesetzlichen Präcisierung des Wasser-Benützungs-Rechtes Schuld, welcher Mangel sich in umso größerem Maße fühlbar machte, als mit dem Fortschritt und der Vervollkommnung der Hochwasser-schutz-Bauten nun auch die Ausnutzung der Wasserkräfte etc. immer mehr an Bedeutung gewann.

Um nun die, der Aufsicht des Cultur-Ingenieur-Amtes unterstehenden so wichtigen Unternehmungen nicht schon im Entstehen scheitern zu lassen, schien das Zustandekommen des ohnehin schon seit langem vorbereiteten Gesetzes umso dringender geboten. Das Project war sogar schon im Jahre 1882 ausgearbeitet, und lag auch noch im Laufe desselben Jahres den Wasserschutz-, sowie auch den übrigen interessierten Genossenschaften, dann der Budapester Gewerbe- und Commercialbank, sowie dem Central Comité der Theißthal-Genossenschaften und

* Vgl. den ersten Aufsatz Ung. Revue 1891. S. 681.

dem ung. Ingenieur- und Architekten-Verein zur Begutachtung vor. Dieser Gesetzentwurf kam erst im Jahre 1885 vor die Legislative, erhielt jedoch bereits nach kurzer Zeit als G.-A. XXIII v. J. 1885 die allerhöchste Sanction. Er erstreckt sich auf das *gesamte Wasserrecht*; man wollte dadurch vermeiden, dass die einzelnen, in Rechtskraft befindlichen Bestimmungen in verschiedenen Gesetz-Artikeln zerstreut seien und vereinigte, nachdem man gleichzeitig alle noch rechtsgiltigen dießbezüglichen Gesetze einer genauen Revision unterzogen hatte, sämtliche, das Wasserrecht betreffenden Bestimmungen in einem Gesetz. Es fanden sogar auch solche allgemeine Rechtsprincipien Aufnahme in dasselbe, welche gewöhnlich in dem bürgerlichen Privatrecht am Platze sind und man motivierte dies damit, dass einestheils die Codification des ungarischen Privatrechtes sich derzeit noch in den ersten Stadien der Verhandlungen befände, andererseits aber die zur Berathung desselben einberufene Enquête bereits im Vorhinein erklärte, in den ung. Privatrecht-Codex keine, das Eigenthumrecht der Gewässer betreffenden Bestimmungen aufzunehmen.

Der insgesamt 196 Paragraphen umfassende Gesetz-Artikel ist (außer den allgemeinen Bestimmungen) in neun Capitel getheilt, und zwar: I. Ueber die Wasserbenützung; II. Ueber Wasserbauten; III. Servituten; IV. Die Hochwasserschutz- und Wasserbenützungsgenossenschaften; V. Wasserpolizeiliche Bestimmungen; VI. Behörden und Verfahren; VII. Strafrechtliche Bestimmungen; VIII. Uebergangs-Bestimmungen; IX. Schluss-Bestimmungen. Den wichtigsten Theil bildet unstreitbar das erste Capitel des Gesetz-Artikels, durch welches die Nutzungsrechte an den Gewässern zum ersten Mal umfassend gesetzlich geregelt werden. Obwohl aus dem bisherigen Mangel an dießbezüglichen gesetzlichen Verfügungen viel Nachtheil erwuchs, war dem Lande doch andererseits der Umstand, dass die Praxis hier der Gesetzgebung voranging, insoferne von Nutzen, als man in der Lage war, bei der Anarbeitung des Gesetz-Entwurfes auf Grund der practischen Erfahrungen vorzugehen, folglich sich nicht der Gefahr aussetzte, durch im Vorhinein festgesetzte theoretische Grundsätze dem Gedeihen der Wasser-Benützungen Hindernisse in den Weg zu legen.

Die Nutzungsrechte betreffend lag die Idee zu Grunde, dass die verschiedenen Kräfte und Eigenschaften des Wassers thunlichst in je vollkommenerer Weise sollen ausgenutzt werden können, und zwar so weit als möglich ohne dem einen oder dem anderen Zweig der Benützung den Vorrang zu geben, sondern vielmehr um für die commerciellen, industriellen und Agricultur-Zwecke in möglichst gleicher Weise Sorge zu tragen. Alle dießbezüglichen Bestimmungen wurden jedoch bloß in ihren Grundzügen als vorherrschende Leitideen in das Gesetz aufgenommen. Die Details blieben den ministeriellen Verordnungen vorbehalten, da sich späterhin voraussichtlich noch zahlreiche, derzeit unbekannte Schwierigkeiten ergeben mußten, welche ein fortwährendes Umändern des Gesetzes selbst zur Folge gehabt haben würden. Das Bestimmen der entsprechenden Leitideen war umso leichter zu bewerkstelligen, als einestheils Bestimmungen über das Eigenthumrecht der Gewässer im ungarischen Rechte nur sehr sporadisch enthalten waren, andererseits aber auch die gewohnheitsrechtliche Entwicklung der Wasserbenützungen der Wahl der Ersteren kein wesentliches Hindernis in den Weg legte.

Die rechtliche Natur des Wassers durch eine starre theoretische Distinction

zu bestimmen, davon wurde aus gewissen Gründen abgesehen. Man umging die Frage: inwieferne das Wasser als Gemeingut, inwieferne es als Privateigenthum betrachtet werden sollte und begnügte sich damit, die Gewässer vom practischen Gesichtspunkte aus in zwei Categorien einzuthellen. Die eine Categorie bilden die *zur freien Verfügung stehenden Gewässer*. Es sind das die Quellenwasser, Grundwasser und Niederschlagswasser, über welche dem betreffenden Grundbesitzer insoferne das freie Verfügungsrecht zusteht, als das Wasser auf seinem Grund und Boden verbleibt. Alle übrigen Gewässer unterstehen *der behördlichen Disposition*. Man ging dergestalt jenen Conflicten aus dem Wege, welche sich bei jeder anderen strikten Benennung ergeben hätten. Es wurde wohl viel zu Gunsten der Auffassung sämtlicher Gewässer als Gemeingut plaidiert, andererseits wurden aber auch einzelne Stimmen laut, welche diese Auffassung entschieden perhorrescirt, gleichviel wo die Grenze zwischen denjenigen Gewässern, deren allgemeiner Gebrauch frei stünde, und jenen, deren Gebrauch ausschließlich dem Grundeigenthümer vorbehalten wäre — gezogen sein würde. Die letztere Fraction wäre geneigt gewesen, aus dem Dunkel der älteren gesetzlichen Bestimmungen ein volles Eigenthumrecht der Grundherrn auf jedes, ihr Besitzthum berührendes Gewässer herauszufinden, (insoferne natürlicherweise der Begriff des Eigenthums mit der Natur des Wassers vereinbar ist) und folglich in der Erklärung der Gewässer als Gemeingut eine Confiscation des Privateigenthum-Rechtes zu sehen. Es wäre jedoch nicht angezeigt gewesen, den Aufschwung eines Culturzweiges von so eminenter staatswirtschaftlicher Bedeutung, wie es die Wasserbenutzung gerade in diesem Lande ist, der Gewinnsucht oder den Launen Einzelner preisgeben, — ganz abgesehen davon, dass weder die älteren Gesetze die Gewässer strikte als Privateigenthum behandeln, noch der Geist der späteren Gesetze, sowie auch die Judicatur der kön. Curie und des kön. ung. Communications-Ministeriums auf eine derartige Auffassung schließen lassen.* Durch das Vermeiden der strikten

* Die in Verböczy's *«Tripartitum iuris consuetudinarii etc.»* über die rechtliche Natur des ungarischen Grundbesitzes und der Gewässer enthaltenen Dispositionen sind folgende:

P. I Tit. 13: *«Quoniam omnes Domines Prælati, Barones, Magnates, Nobilesque et Proceres totius regni Hungariæ, nec non regnorum eidem incorporatorum, ac partium sibi subjectorum, cuiusque status, conditionis, dignitatisque, et præminentie existant, universa eorum jura possessionaria, ex donationibus Serenissimorum Dominorum Regum Hungariæ habent, atque possident.»* Und zur Erklärung der iura possessionaria: P. I Tit. 24. § 1.: *«Nomine autem iuris possessionarii generaliter intellige, castra, castella fortilitia, civitates, oppida, villas, possessiones, terras, sylvas, et prædia»* und im § 8.: *«Pertinentiarum siquidem nominatione, communiter, intelliguntur, et continentur omnia illa, quæ ad civitatem, oppidum, aut villam aliquam spectant, prout sunt: terræ arabiles cultæ, et incultæ, agri, pontes, foenilia, pascua, campi, sylvæ, virgulta, nemora, moutes, vellas, vineæ, promontoria, aquæ, fluvii, piscinæ, piscaturæ, aquarum decursus, et molendina ac corundem loca etc.»*

Dem staatsrechtlichen Charakter der königlichen Donationen nach waren also weder das den Gegenstand des ius possessionarium bildende Grundstück, noch die als pertinentiæ zu dem Letzteren gehörigen Gewässer Privateigenthum des Grundherrn und war folglich bezüglich beider bloß das Benutzungsrecht des Grundherrn einge-

Unterscheidung und Benennung als «Privateigenthum» und «Gemeingut» hatte man, wie gesagt, die directe Lösung dieser Frage umgangen. Dabei wurden durch die, in dem Gesetze ausgedrückte Distinction in keiner Weise irgendwelche Privatinteressen geschmälert, da das Gesetz sämtliche erworbenen Rechte in voller Geltung belief.

Was die Angelegenheiten der Hochwasserschutz-Genossenschaften betrifft, so zeigte sich im Großen und Ganzen die einfache Reception der bereits genügend detaillirt ausgearbeiteten, in den verschiedenen Gesetz-Artikeln enthaltenen practischen Grundsätze als genügend. Bloß zwei wesentliche Abänderungen fand man durch die seitherigen Erfahrungen geboten. Und zwar wurden erstens alle jene Privilegien, welche die Theißthal-Genossenschaften, nach G.-A. XIV v. J. 1884, gegenüber den übrigen Hochwasserschutz-Genossenschaften innehatten, von nun an auch der Letzteren zu Theil, wobei jedoch andererseits auch dem Staate allgemein gleiche Rechte eingeräumt wurden, welche derselbe bisher bloß den Theißthal-Genossenschaften gegenüber vollinhaltlich auszuüben berechtigt war. Zweitens sonderte man die Wasserbenutzungs-Genossenschaften von den Hochwasserschutz-Genossenschaften ab, da die Ersteren ihres privateren Characters wegen nicht so unmittelbar allgemeine Interessen tangieren, wie es bei den Letzteren der Fall ist.

Die Bestimmungen des G.-A. XL v. J. 1871 über die Deichpolizei fanden auch, wengleich mit bedeutender Vereinfachung, in dem neuen Gesetze Platz. Nichtsdestoweniger blieben hier die Hauptprincipien dieselben, mit Ausnahme eines Einzigen, wonach nämlich im Falle der Hochwassergefahr die öffentliche Arbeitskraft von nun ab auch vor dem Eintreten der dringendsten Gefahr in Anspruch genommen werden kann, jedoch in diesem Falle nur gegen angemessene Vergütung. Unentgeltlich sollte die öffentliche Arbeitskraft erst im äußersten Nothfalle requirirt werden können, was dem Uebelstande ein Ende machte, dass,

räumt. Später, nach Verlöschn dieses Systemes in den Jahren 1848 resp. 1852 war das Eigenthumrecht über die Gewässer (nämlich das Benutzungsrecht derselben) nicht zugleich mit dem Grundstück an den derzeitigen Besitzer übergegangen, sondern es blieb das Recht des früheren Grundherrn. Wie weit sich nun dieses Benutzungsrecht erstreckte, war wohl nirgends mit genügender Genauigkeit angegeben, mehrere der älteren Gesetze lassen jedoch auf den wichtigen Umstand folgern, dass man dem übermäßigen Ausnützen desselben, im Falle allgemeine Interessen allzusehr gefährdet erschienen: durch Gesetze Schranken setzte. (So z. B. wurden durch den G.-A. XV v. J. 1723 die an den Flüssen erhobenen übermäßigen Schiffsfahrtszölle aufgeloben; durch den G.-A. XIV v. J. 1751 sämtliche, der Schifffahrt hinderlichen Mühlen aboliert u. s. w.) Auch die späteren Gesetze, namentlich der G.-A. X v. J. 1840, sowie die nach dem Jahre 1867 sanctionierten Gesetze lassen sämtlich darauf schließen, dass man zu der Auffassung hinneigte, dass die Gewässer als Gemeingut zu betrachten seien, deren allgemeine Benutzung durch das Regale bloß eingeschränkt sei. Demzufolge würde auch nichts im Wege gestanden sein, die Gewässer bei gleichzeitiger Regelung der Regale, (mit Ausnahme der, auf einem und demselben Grundstück entstandenen und verbleibenden Gewässer) offen als Gemeingut zu erklären, was ohne Zweifel rationeller gewesen wäre, als das eventuell ausgesprochene Privateigenthumrecht derselben mit unzähligen Servituten zu belasten, wodurch das Eigenthumrecht ohnehin illusorisch gemacht worden wäre.

indem jene Genossenschaften, welche ihre Schutzwerke beständig im vorschriftsmäßigen Zustande erhielten, auch bei hohem Wasserstande die öffentliche Arbeitskraft entbehren konnten: andere Genossenschaften ihre derangierten Schutzwerke oftmals nur bei Herannahen der Gefahr mittels öffentlicher Arbeitskraft unentgeltlich in Stand setzten. Durch diese und andere, mehr oder minder wichtigen Abänderungen war den dormaligen Verhältnissen vollkommen Rechnung getragen, und es blieb der G.-A. XXIII v. J. 1885 auch bis zum heutigen Tage in Rechtskraft, obwohl wegen der seither gemachten Erfahrungen gegenwärtig eine abermalige Revision des Wasserrechtes in Aussicht steht. Der diesbezügliche Gesetzentwurf kam auch bisher bloß wegen anderwärtiger dringender Agenden der Gesetzgebung noch nicht zur Verhandlung.

Während der über den letztgenannten Gesetz-Artikel gepflogenen Berathungen hatte man noch einen, fast nicht minder wichtigen Beschluss gefasst. Es wurde nämlich im Jahre 1884 neuerdings ein Project zur Regulierung des sogenannten *«Eisernen Thores»* entworfen, welches sich sowohl in technischer Hinsicht, als auch vom Standpunkte der Schifffahrts-Interessen als allen Anforderungen vollkommen entsprechend erwies. Der Plan wurde jedoch erst im Jahre 1888, durch den zu jener Zeit mit der Leitung des königl. ung. Finanz-Ministeriums betrauten königl. ung. Ministerpräsidenten *Koloman v. Tisza* und den damaligen königl. ung. Communications-Minister *Gabriel v. Baross* dem Abgeordnetenhanse vorgelegt.

Nach diesem Gesetz-Entwurfe werden die Kosten dieses großartigen Unternehmens, welches durch seine internationale Wichtigkeit umso mehr an Bedeutung gewinnt, mit Vorbehalt des in dem C. VI des Londoner Vertrages vom Jahre 1871, sowie in dem C. LVII des Berliner Vertrages vom Jahre 1879 zugesicherten provisorischen Zollrechtes, ausschließlich von Seite des ungarischen Staates bestritten. Die Kosten der längstens im Jahre 1895 zu beendenden Arbeiten wurden auf rund 9 Millionen Gulden veranschlagt und es wurden mit einem vorläufigen Credit von 500,000 fl. auch sofort nach Sanctionierung des Gesetz-Artikels (G.-A. XXV v. J. 1888) die entsprechenden Vorbereitungen getroffen und alsbald auch zur Inangriffnahme der Arbeiten selbst geschritten.

Das sogenannte *«Eiserne Thor»* wird bekanntlich durch eine Reihe von Felsenriffen gebildet, welche 19 Klm. unterhalb Moldovas beginnend sich noch einige Kilometer weit außerhalb der ungarischen Grenze erstrecken. Das erste Schifffahrts-Hindernis bildet der Felsenriff *«Stenka»*, dann folgen in einer Entfernung von 14·8 Klm. die Riffe *«Kozla»* und *«Dojke»*. Von dem Letzteren 9 Klm. entfernt befindet sich das zweitbedeutendste Hindernis, welches durch die Riffe von *«Izlas»*, *«Tachtalia»* und *«Greiben»* gebildet wird; 7·8 Klm. unterhalb der letzten Felsenbank folgen die Riffe von *«Jucz»* und 3 Klm. jenseits der ungarischen Grenze das bedeutendste Hindernis: das eigentliche *«Eiserne Thor»*. Dasselbe wird durch eine, vom rumänischen bis zum serbischen Ufer sich schräg durch das ganze Donaubett hinziehende Felsenbank gebildet, deren Riffe schon bei mittlerem Wasserstande das Niveau des Stromes allenthalben überragen.

Die, an den gesammten Hindernissen vorzunehmenden Arbeiten sind folgende:

1. Entfernung von Felsen unterhalb des Wasserspiegels	176,861 m ³
2. Entfernung von Felsen im Trockenen oder in seichem Wasser	247,316 •
3. Zu den Dämmen benötigtes Steinmaterial	829,451 •
4. Schuttgestein für das Innere der Dämme	330,651 •
5. Steinpflasterung	209,736 •

Die Kosten der Unternehmung betragen :

1. Stenka	106,734.46 fl.
2. Kozla-Dojke	886,254.06 •
3. Izlas-Tachtalia-Greben	1,986,991.34 •
4. Jucz	898,559.50 •
5. Eisernes Thor	3,115,893.09 •
6. An Zwischenstellen	112,490.— •
Summe	7,116,922.45 •

Außerdem :

7. Für detaillierte Pläne und Aufsichtskosten 5% der obigen Summe	345,346.12 fl.
8. Interimistische Zinsen (6 Baujahre und 5% als Grundlage genommen)	1,120,840.27 •
9. Für unvorhergesehene Fälle	406,891.16 •
Insgesamt	9,000,000.— fl.

Wir wollen jedoch zu dem G.-A. XLII v. J. 1881, und dessen sich seitdem fühlbar machenden Mängeln zurückkehren. Bei Besprechen desselben war dessen Erwähnung gethan, dass die verschiedenen Grundlagen, auf welche den Bestimmungen dieses Gesetzes gemäß. einestheils die Berechnung der Summe der Steuer-rückerstattung, andererseits diejenige der Grundsteuer selbst basiert war, mit der Zeit zu der Anomalie führten, dass bei späteren Liquidationen manche der Genossenschaften eine größere Summe als Steuerrückerstattung erhalten haben würde, als die Steuer derselben beträgt. Die durch dieses Gesetz von Seite der Genossenschaften bereits erworbenen Rechte konnte man denselben wohl nicht wieder nehmen; um jedoch wenigstens in Zukunft das königl. Aerar gegen weitere Benachtheiligungen zu sichern, wurde das Gesetz im Jahre 1889 entsprechend modificiert. Der G.-A. XXIX v. J. 1889 enthält folgende Verfügungen :

Bei allen jenen, den Bestimmungen des G.-A. XLII v. J. 1881 unterstehenden Genossenschaften, bei welchen, gelegentlich der Berechnung des Katastral-Reingewinnes der geschützten Inundationsgebiete die Kosten der Schutzwerke rücksichtlich des gesammten Territoriums einheitlich vorgenommen wird, sollen als Wasserschutz-Kosten betrachtet werden: 5% des, zum einmaligen Ausbau der Schutzwerke benötigten Capitals, nebst dem Jahresdurchschnitte der sechs-jährigen Erhaltungskosten der Schutzwerke. Des Weiteren: dass die Gesammt-Summe der Grundsteuerrückerstattung, sammt Grundentlastungs- und allgemeinem Einkommensteuer-Zuschlag in keinem Falle mehr betragen darf, als 80% der auf Grund des gegenwärtig in Rechtskraft befindlichen Besteuerungs-Systemes nach

dem speciellen Katastral-Reingewinn des geschützten Inundationsgebietes entfallenden Summen der Grundsteuer, nebst Grundentlastungs-, sowie allgemeinem Einkommensteuer-Zuschlag.

Bevor wir auf die nähere Besprechung der unter der Aegide der erwähnten Gesetze entstandenen Wasserschutz-Bauten übergehen, wäre noch eines Gesetz-Artikels Erwähnung zu thun, welcher den Genossenschaften endlich den besonders im Anfange ihrer Thätigkeit so sehr entbehrten Credit in vollstem Maße zu Theil werden ließ. Das ung. Bodencredit-Institut erklärte sich nämlich bereit, gegen entsprechende Sicherheit den Genossenschaften, — mit Ausschluss jeder Speculation, — den weitgehendsten Credit zu eröffnen. Die Grenzen dieses Credit, welchen die Genossenschaften dem diesbezüglichen G.-A. XXX v. J. 1889 zufolge ordnungsgemäß in Anspruch zu nehmen berechtigt sind, wurde in der zwölfwachen Summe des Katastral-Reingewinnes des Inundations-Gebietes festgesetzt. Sollte jedoch die, auf diese Weise berechnete Summe den Creditansprüchen einer Genossenschaft nicht entsprechen, dann soll ausnahmsweise diese Summe bis zu 50% des, von Seite der ung. Bodencredit-Anstalt commissionell bestimmten Schätzwertes des Inundations-Gebietes erhöht werden können. Behufs Sicherstellung der Amortisationsquoten gewährte der Staat dem Credit-Institute die weitgehendsten Zugeständnisse. Unter Anderem belasten nun dem Gesetze nach die Amortisationsquoten nicht nur die betreffenden Inundations-Parzelle, sondern *das gesammte Besitzthum des Eigenthümers dieser Parzelle*, und besitzen gegenüber allen intabulierten oder nicht intabulierten Privatforderungen das Prioritätsrecht. Desgleichen wird die Steuerrückerstattungs-Summe eventuell direct im Wege des Finanz-Ministeriums zur Deckung der Amortisation verwendet. Auch kann dieselbe auf Ansuchen des Credit-Institutes oder aber der betreffenden Genossenschaft mit den Steuern gleichzeitig eingehoben werden. Auf diese Weise wäre den verschiedenen Genossenschaften insgesamt ein Credit von ungefähr 150 Millionen Gulden gesichert, welche Summe den gegenwärtigen Creditansprüchen der Genossenschaften gegenüber im Allgemeinen sehr reichlich bemessen erscheint. Darauf wollen wir jedoch später nochmals zurückkommen.

Vorerst wollen wir die bis jetzt errichteten Hochwasser-Schutzwerke selbst in Augenschein nehmen, — und zwar werden wir die diesbezüglichen Daten in gedrängter Form anführen, um dieselben zum Vergleiche unter einander umso geeigneter zu machen.

Von den Flussbett-Regulierungsarbeiten wurden bisher — so weit sich noch eine genaue Zusammenstellung möglich zeigte — die folgenden verrichtet :

	Ufer- befestigungen	Sperrdämme	Parallel-Werke	Sporne
An der Donau	99	40	83	6
• • Raab	—	—	—	3
• • Waag	32	—	—	—
An anderen Nebenflüssen				
der Donau	—	1	1	—
An der Theiß	8	17	2	161
• • Maros	10	—	—	—

	Ufer- befestigungen	Sperrdämme	Parallel-Werke	Sporne
An der Temes-Béga ---	12	—	4	800
An anderen Nebenflüssen der Theiß ---	—	8	—	7

Der noch ernierbare Theil der Gesamtkosten dieser Werke beträgt insgesamt --- 21.915,392-20 fl.

Davon entfällt:

Auf die Donau nebst Nebenflüssen ---	18.639,729-35 •
• • Theiß • • ---	3.275,662-85 •

Die bemerkenswerteren Durchstiche sind folgende:

	Zahl	Länge m.	Länge der Krümmung m.	Masse der Verkürzung m.	Kosten fl.
Donau ---	4	5,620	12,300	6,680	250,824
	6	13,050	38,209	15,159	—
	4	—	17,100	—	—
	1	—	—	—	124,000
Save ---	4	—	—	—	—
Theiß ---	112	136,238	622,116	485,878	10,589,387
Körös ---	34	—	—	—	—
	98	27,488	—	—	—
	57	53,992	247,741	193,749	4,218,030
Maros ---	33	37,110	125,320	88,210	5,999
Temes-Béga ---	1	—	—	—	—
	81	33,154	23,050	89,896	587,682
Die übrigen Neben- flüsse der Theiß ---	4	1,429	—	—	—
	13	12,201	59,872	47,671	529,593

Von den gesammten 452 Durchstichen fallen folglich bloß 19 auf die Donau nebst Nebenflüssen, 433 hingegen auf die Theiß nebst Nebenflüssen. Die älteren Daten sind in vielen Fällen bereits der Vergessenheit anheimgefallen, und ist es nunmehr umso wünschenswerter, dass das königl. ung. Statistische Bureau die Evidenzhaltung der noch bekannten, sowie der zukünftigen Daten auch weiterhin besorge.

Die Durchstiche der Donau sind meistens (um die nothleidende Bevölkerung zu beschäftigen) vor den 50-ger Jahren ausgehoben worden. Jener 5 Durchstiche älteren Datums, (welche schon am Anfangs dieses Jahrhunderts geschaffen wurden) haben wir bereits Erwähnung gethan. Dieselben wurden unter der Leitung des Regierungs-Commissärs Graf Franz v. Zichy, und zwar am unteren Laufe der Donau vorgenommen und verkürzten die zusammen 21,000° langen Krümmungen des Flusses um 17,650°. Neuestens, im Jahre 1887, wurden bloß zwei Durchstiche ausgeführt; es sind das die Durchstiche: «Felső-Lipót» und «Alsó-Lipót».

Die Durchstiche der Theiß wurden mit Beginn der allgemeinen Theißregulierung als einer der Haupttheile des Projectes im Jahre 1846 in Angriff genommen und dauerten die Arbeiten bis 1878. Doch wurde auch im Jahre 1889 die Aushebung eines Durchschnittes begonnen.

	Zahl der Durchstiche	Länge nach dem ersten Projekte m.	Länge der coupirten Krümmungen m.	Länge der Abkürzung m.	Im Trockenobenes ausgehobenes Material m ³	Gelegentlich der Erweiterungen ausgehobenes Material m ³
Von T.-Ujlak bis V.-Námény	14	10,499	42,333	31,834	433,468	35,040
• V.-Námény • Csap... ---	14	8,714	39,768	31,054	463,503	8,854
• Csap • Tokaj ...	33	23,526	109,835	86,309	1,088,960	657,381
• Tokaj • Szolnok ...	28	44,969	226,867	181,898	2,179,746	1,565,191
• Szolnok • Csongrád	4	6,556	52,893	46,337	231,918	387,984
• Csongrád • Szegedin ...	8	13,576	50,411	36,835	523,040	270,059
• Szegedin • zur Donau	11	28,398	100,010	71,612	693,467	1,624,276
Zusammen ...	112	136,238	622,117	485,879	5,614,102	4,548,785

Zur Aushebung dieser Durchstiche wurde im Anfang die öffentliche Arbeitskraft verwendet, weshalb sich auch die Gesamtkosten derselben gegenwärtig nicht mehr bestimmen lassen. Die in den späteren Jahren auf die Ausführung, wie auch auf die Erweiterung derselben verbrauchten Summen sind folgende:

Jahreszahl	Zahl der Durchstiche	Kosten der ersten Coupierung fl.	Zahl der erweiterten Durchstiche	Kosten der Erweiterungen fl.	Gesamtkosten fl.
1851	3	35,724	2	25,820	61,543
1852	1	1,925	—	—	1,925
1853	1	26,272	1	39,801	66,073
1854	5	32,619	1	4,322	36,951
1855	2	38,998	—	—	38,998
1856	13	264,371	8	863,142	1,127,513
1857	13	393,068	6	2,437,938	2,831,006
1858	6	220,804	5	1,403,546	1,624,350
1859	2	76,293	2	281,101	357,394
1860	3	103,524	3	420,468	523,992
1862	17	251,469	17	452,737	704,206
1863	16	659,570	10	1,319,551	1,979,121
1864	6	127,138	4	272,819	399,957
1865	16	339,114	12	194,461	533,575
1866	1	40,022	1	61,629	101,651
1867	1	24,889	1	2,045	26,934
1870	1	15,990	—	—	15,990
1874	1	30,237	—	—	30,237
1875	2	57,967	2	4,775	62,742
1878	1	65,227	—	—	65,227
Zusammen: 111*		2,805,220	75	7,784,167	10,589,387

Von den Durchstichen des Berettyó-Körös-Complexes entfallen:

Auf die weiße Körös ...	8 Durchstiche
• • schwarze Körös ...	79 •
• • Sebes-Körös ...	21 •
• • Berettyó ...	28 •
• • Kettös und Hármas-Körös ...	53 •

* Der 112. Durchstich wurde im Jahre 1889 begonnen.

Der größte Theil dieser Durchstiche wurde in den 50-ger Jahren ausgehoben, (bei der Kettös- und Hármas-Körös im Jahre 1857). einzelne Durchstiche wurden aber erst im Jahre 1885 begonnen. Die Dimensionen, sowie die Kosten der in früherer Zeit ausgeführten Durchstiche sind größtentheils unbekannt. Die Gesamtlänge der Durchschnitte der Kettös- und Hármas-Körös beträgt 52,536 m. Die der Krümmungen insgesamt 244,825 m., folglich wurde der Lauf des Flusses um 192,289 m. verkürzt. Die Gesamtkosten der ersten Anhebung der Durchstiche betragen 344,589 fl. 47 kr. Mit der Zeit zeigte sich jedoch die Nothwendigkeit, dieselben bedeutend zu erweitern, was weitere 3,848,080 fl. 84 kr. in Anspruch nahm. Die Gesamtkosten betragen somit 4,192,670 fl. 31 kr.

Die Durchstiche der *Maros* wurden meistentheils in dem Zeitraum zwischen 1846 und 1856 beendet. Die Gesamtlänge beträgt 37,110 m., diejenige der Krümmungen 125,320 m. die Abkürzung folglich 88,210 m. Diese Durchschnitte wurden seinerzeit größtentheils mit Inanspruchnahme der öffentlichen Arbeitskraft ausgehoben und bedurften späterhin nur unbedeutender Rectificationen der Dimensionen. Von den Durchstichen des *Temes-Béga-Complexes* stehen 48 unter Aufsicht der Temes-Béga-Genossenschaft, 34 hingegen unter Aufsicht des Bégavölgyer Ingenieur-Amtes. Die Ersteren wurden in den 60-ger, die Letzteren in den 70-ger Jahren ausgeführt. Die Länge von 81 Durchstichen (die Dimensionen eines der Durchschnitte sind unbekannt) beträgt zusammen 33,154 m. Die coupirten Krümmungen hatten eine Gesamtlänge von 123,050 m. Die Abkürzung beträgt folglich 89,896 m. Die Kosten der unter der Aufsicht des Bégavölgyer Ingenieur-Amtes stehenden Durchstiche beliefen sich in dem Zeitraum von 1873 bis Ende des Jahres 1890 auf 304,451 fl. 34 kr.

Zum Zwecke der theils in den Durchstichen, theils auch an verschiedenen Stromstrecken zeitweilig nothwendigen Baggerungen wurde von Seite der Regierung mit dem Kostenaufwand von zusammen 629,647 fl. 96 kr. ein entsprechender Baggerpark beschafft, dessen Stand gegenwärtig folgender ist: Schiffe mit eisernem Rumpfe: 6 Baggerschiffe, 4 Schraubendampfer, 1 Krahn, 1 Reparatur-Werkstätte, 1 Wohnschiff, 4 Schlammplätten. Schiffe mit hölzernem Rumpfe: 2 Wohnschiffe, 3 Kohlenschiffe, 4 Lagerschiffe, 35 Schlammplätten. Die Beschaffungskosten, sowie der gegenwärtige Wert des Baggerparkes betragen:

	Beschaffungswert		Amortisations- Quote	Schätzungs- wert am Ende des Jahres 1889	Wert der im Jahre 1889 beschaffenen Inventar- gegenstände	Schätzungs- wert am Ende des Jahres 1889
Schiffe mit eisernem Rumpfe... ..	557,400.74	100%	55,740.06	320,147.53	6,126.02	326,274.15
Schiffe mit hölzernem Rumpfe... ..	72,247.22	15%	10,602.64	29,480.41	48.47	29,528.88
Zusammen:	629,647.96	—	66,342.90	349,627.94	6,175.00	355,803.03

Die Kosten der an den verschiedenen Flußbetten vorgenommenen bedeutenderen Baggerungen sind bis Ende 1889 folgende:

	Kosten
Donau	9.061,357 fl. 10 kr.*
Theiß	2.067,578 „ 41 „
Körös-Berettyó	726,847 „ 48 „
Maros	28,967 „ — „
Zusammen	11.884,749 fl. 99 kr.

Einen Hauptbestandtheil der Hochwasserschutz-Arbeiten bilden die *Deiche*, deren Gesamtlänge 5,324·47 Klm. beträgt. Hievon entfällt:

Auf die Donau nebst Nebenflüssen	1,568. ¹⁰ Klm.
„ „ Theiß „ „ „ „	3,755. ⁶⁶ „

Von den 5,324·47 Klm. langen Deichen entfällt ferner auf die Genossenschaften 4,067·28 Klm., auf anderwärtige Eigenthümer 1,257·19 Klm.

Es befindet sich folglich fast fünfsechstel Theil der gesammten Deiche im Besitze von Genossenschaften. Und zwar entfällt:

	Genossenschaftliche Deiche Klm.	In auswärtigem Besitze stehende Deiche Klm.
Auf die Donau nebst Nebenflüssen	840. ¹¹	728. ⁶⁶
„ „ Theiß „ „	3,227. ¹⁷	528. ⁵¹

Während also bei der Donau nebst Nebenflüssen auf die Genossenschaften nicht viel mehr Deiche entfallen, als sich deren in anderwärtigem Besitz befindet, entfällt bei der Theiß nebst Nebenflüssen eine mehr denn 6-mal größere Länge der Deiche auf die Genossenschaften, als auf die übrigen Besitzer.

Detaillierter genommen zeigen sich die Besitz-Verhältnisse folgenderweise:

	Genossen- schaften	Aerar	Municipal- Städte	Komitate	Gemeinden	Tolltehand	Private	Zusammen
Donau	552,519	12,157	14,200	24,093	169,818	—	85,212	857,999
Raab	121,900	—	—	—	—	—	—	121,900
Waag	117,725	—	—	—	—	—	—	117,725
Sawa	—	40,100	—	—	76,700	—	—	116,800
Kulpa	—	2,000	—	—	6,300	—	—	8,300
Die übrigen Neben- flüsse der Donau	47,963	—	—	237,800	—	13,160	47,145	**346,068
Theiß	1,161,410	—	17,304	49,770	84,219	—	38,114	1,350,817
Körös-Berettyó	914,409	—	—	—	—	—	1,200	915,609
Maros	128,037	106,798	6,700	—	64,500	2,600	3,300	311,935
Temes-Béga ...	630,715	—	—	—	—	—	—	630,715
die übrigen Neben- flüsse der Theiß	392,599	—	—	154,000	—	—	—	546,599
Zusammen	4,067,277	161,055	38,204	465,663	401,537	15,760	174,971	5,324,467

* In dieser Summe sind auch die Kosten, der, dem G.-A. VIII v. J. 1885 entsprechend an der oberen Donau bis Ende d. J. 1889 vorgenommenen Baggerungen mitinbegriffen.

** Von diesen entfällt: auf die Drava 237,800 m, auf die Nyitra 60,305 m, und auf die Sió 47,963 m.

Die Dimensionen der Deiche zeigen sich den localen Verhältnissen entsprechend verschieden.

Bei der Donau beträgt die Kronenbreite dort, wo die Dämme bloß zum Schutze einzelner Gemeinden dienen, 0,7—1 m. Die zum Schutze ausgedehnterer Inundationsgebiete dienenden Deiche haben jedoch eine Kronenbreite von 4—6 m, welches Maß an solchen Strecken, wo der Damm zugleich Communications-Zwecken dient, wohl auch überschritten wird. Die Böschungen zeigen ebenfalls sehr verschiedene Verhältniszahlen. Die in Besitz von Genossenschaften stehenden Deiche sind mit Böschungen von: Wasserseite 1:1,5—1:4, Binnenseite 1:1—1:2 angebaut. Die Uebrigen zeigen Böschungen von: Wasserseite 1:1—1:3, Binnenseite 1:1—1:2. Die Höhe der Deiche (von der Erdoberfläche gerechnet) variiert, bei einem mittleren Maße von ungefähr 3 m, bis zu 5,57 m. An Stellen, wo es die Umstände nothwendig machten, sind Bermen von 2—4 m Breite angewendet.

Der Ausbau der Deiche fällt größtentheils in die Mitte dieses Jahrhunderts. Später übernahmen die nach und nach sich constituierenden Genossenschaften einzelne Strecken derselben, und ergänzten und vervollständigten die Schutzwerke mit der Zeit in entsprechender Weise. Die Deiche an der Theiß wurden, wie bereits erwähnt, größtentheils mit Beginn der allgemeinen Theißregulierung durch die Anreiner angebaut. Spätere Hochwasser beschädigten dieselben wiederholt in großem Maße, weshalb man die Dimensionen derselben mehrmals zu verstärken gezwungen war. Auf diese Weise erhielt die Krone nach und nach eine Normalbreite von 4 m, an den unteren Strecken jedoch auch 6—7 m und darüber. Die Böschungen zeigen an der Wasserseite meistens 1:2—1:4, an der Binnenseite 1:1,5—1:2. Bermen sind mit einer Krone von 2—6 m Breite (meistentheils jedoch mit 4 m Breite) den örtlichen Verhältnissen entsprechend einfach oder auch doppelt angebracht. Die maximale Höhe der Deiche beträgt 6—7 m (von dem Terrain an gerechnet). Ausnahmsweise sind jedoch auch noch höhere Dämme (bis 16 m) aufgeführt.

Die Kronenbreite der Deiche an der Körös-Berettyó variiert zwischen 3 und 6 m. An der Maros zeigen die Deiche ebenfalls verschiedene Dimensionen, besonders diejenigen, welche sich im Besitz einzelner Gemeinden befinden. Die das Eigenthum der „Körös-Tiszamarosi társulat“ bildenden Schutzwerke haben eine normale Kronenbreite von 6 m. Die Kronenbreite der Schutzdämme längs der Temes-Béga variiert meistens zwischen 2 und 3 m. Einzelne Strecken haben jedoch eine Kronenbreite von 4 m.

Die endgiltige Regulierung der Breite des Vorgebietes befindet sich noch größtentheils in dem Anfangsstadium. Wir wollen einer besseren Uebersicht wegen die Breite des Strombettes, des gegenwärtigen Vorlandes, sowie des verordnungsmäßig normierten Vorlandes der Donau und Theiß den einzelnen Stromstrecken nach vorführen: An der oberen Donau, von Püspöki bis Beke ist bloß das linke Ufer durch Deiche geschützt. An diesem Ufer kann das Hochwasser die Gegend in der Breite von 25 bis 3,400 m überschwemmen. Am rechten Ufer kann sich die ausgetretene Flut sogar ungehindert bis zu den weit entfernten Anhöhen ausbreiten, so dass an dieser Strecke die Breite des gesammten Vorgebietes zwischen 10 und 27 km variiert. Die Normalbreite des Stromes wird hier nach Beendigung

der Regulierungsarbeiten 300—360 m betragen. Zwischen Komorn und Gran hat das Strombett die mittlere Breite von 450 und 830 m, das Vorgebiet 790 und 1600 m. Die Graner Strecke hat bei einer mittleren Breite des Strombettes von 685 und 650 m ein Vorgebiet von 1050 und 950 m. Unterhalb Budapest bis zum unteren Ende der Csepel-Insel zeigt der Strom im Mittel die Breite von 550 m. Von dort an bis unterhalb Peterwardein variiert die mittlere Strombreite einzelner Strecken zwischen 300 und 800 m, die mittlere Breite des Vorgebietes aber zwischen 1—5 km. Zwischen Gardinovec und der Mündung der Theiß zeigt der Strom eine mittlere Breite von 1100 m, das Vorgebiet 2100 m. Von Szurdok bis Kubin endlich der Strom im Mittel ungefähr 1000—1250 m, das Vorgebiet bis an 3000 m.

Verordnungsmäßig ist die Breite des Vorgebietes bloß an einzelnen Strecken normiert. So an der Strecke vom unteren Ende der Insel Csepel bis zum Bogyzslóer Durchstich, dann unterhalb des Letzteren bis zur Mündung der Drava. Die Normal-Breite wird daselbst 1000—1200 m betragen. Desgleichen ist die Breite des Vorlandes von der Mündung der Drava an bis Novoszello auf 1200—1500 m normiert; an der Strecke unterhalb der Pancsovaer Inseln bis Sándoregyháza und von dort bis Szendrő aber auf 2000 resp. 1900 m. Noch bedeutend größere Unregelmäßigkeiten zeigen sich bei der Theiß:

	Mittlere Breite des Strom-Bettes m.	Mittlere Breite des Vorgebietes m.	Verordnungsmäßige Normalbreite des Vorgebietes m.
Von T.-Beese bis M.-Vári	240	1,320	170
• M.-Vári • N.-Ar	190	1,510	170
• N.-Ar • Jánd	150	2,150	170
• Jánd • T.-Adony	180	2,590	250
• T.-Adony • T.-Szt-Márton	180	2,590	250
• T.-Szt-Márton bis Zsurk	180	1,370	250
• Csap bis Tokaj	175	1,500	270
• Tokaj bis zur Sajó-Mündung	195	1,745	300
• der Sajó-Mündung bis zur T.-Füreder Landstraße	210	3,570	350
• der Tenyő-er Eisenbahnbrücke bis Szolnok	170	5,770	—
• Szolnok bis Tószeg	170	4,170	—
• Tószeg • Várkony	200	1,700	—
• Várkony • Verseny	180	600	—
• Verseny • Bököny	200	4,300	—
• Bököny bis zu den Weingärten von Kécske	180	1,400	—
• den Kécske-er Weingärten bis zu dem Schutzdamme der «Szolnok- Csongrád tiszta-jobbparti társulat»...	—	4,200	—
• Ugh bis Erzsébet-erdő	170	6,170	—
• Erzsébet-erdő bis zur Körös-Mündung	150	Offenes Inundations- terrain	—
• der Körös-Mündung bis Csány	190	600	400
• Csány bis Mindszent	190	470— 940	400
Längs Mindszent	160	520—1,030	400

	Mittlere Breite des Strom-Bettes m.	Mittlere Breite des Vorgebietes m.	Verordnungsmässige Normalbreite des Vorgebietes m.
Von der »Szegfü-csárda« bis zur Algyó-er Brücke	180	500—3,500	400
• der Algyóer Brücke bis zur Maros	140—350	640— 850	400
• der Maros-Mündung bis zum Vedres- háza-er Durchstich	130—360	330— 560*	500
Längs des Vedresháza-er Durchstiches	100	270— 380	500
Von Keresztur bis Martonos	200	920	500
• Martonos bis Ó-Kanizsa	180	200— 520**	500
• Ó-Kanizsa • T.-Kanizsa	220	1,240	500
• T.-Kanizsa • Csóka	200	370	500
Im Csóka-er Hotter	210	440	500
Bei Zenta	140—360	240— 460**	500
Im Ada-er Hotter	200	380	500
• Moholy-er Hotter	240	490	500
Von Petrovoszelló bis Ó-Becse	240	1,370***	500
• Ó-Becse • Aracs	240	Offenes Inundationsterrain	500
• Aracs bis zur oberen Mündung des Borjas-er Durchstiches	310	540	500
Längs der Borjas-er Krümmung	250	Offenes Inundationsterrain	500
Von der unteren Mündung des Borjas-er Durchstiches bis Babató	260	650	500
• Babató bis Zsablya	240	550—1,810	500
Längs des Zsablya-Titeler Höhenzuges	180	420—1,980	500
• • Titeler Höhenzuges	230	500	500
Von Titel bis zur Donau	250	—	500

Die Zahlen bedürfen hier keiner weiteren Erklärung. Der Mangel eines einheitlichen Systems gelegentlich der Errichtung der Deiche lastet noch schwer auf dem, mit so viel Energie und so viel frohen Hoffnungen begonnenen Werke und es wird voraussichtlich noch lange dauern, bis die, fast längs des ganzen Stromes bereits normierte Breite des Vorlandes erreicht sein wird.

Die diesbezüglichen Verhältnisse der übrigen Flüsse zu charakterisieren würde zu weit führen. Es sei bloß erwähnt, dass hinsichtlich des Complexes der Körösbereittyó, welcher ebenfalls ein allzu abwechslungsreiches Bild bietet, die Breite des Vorgebietes bereits im Verordnungs-Wege in entsprechender Weise geregelt ist. Dasselbe ist bei der Maros der Fall (von Fenlak bis zur Theiß) sowie bei einigen kleineren Flüssen und Canälen des Temes-Béga Complexes. Die Ausführung der Verordnung bleibt jedoch erst späteren Zeiten vorbehalten.

Die an den Schutzwerken während der Hochfluten vorgekommenen *Dammbrüche* sind, obwohl ein derartiges Ereigniss noch lange Zeit hernach in reger Erinnerung der Bevölkerung zu bleiben pflegt, nicht mehr vollzählig eruiert. Es wurden insgesamt Aufzeichnungen von 566 Dammbrüchen vorgefunden, von welchen 499 auf genossenschaftliche Deiche entfallen, 67 hingegen auf Andere.

* Unterhalb Szegedin offenes Inundationsterrain.

** Insoferne es kein offenes Inundationsterrain ist.

*** Stellenweise offenes Inundationsterrain.

Den einzelnen Flüssen nach entfallen in dem Zeitraume von 1853—1889 auf die :

Donau	42	Körös-Berettyó	241
Waag	8	Maros	12
Raab	9	Temes-Béga	94
Die übrigen Nebenflüsse der Donau	11	Die übrigen Nebenflüsse der Theiß	47
Theiß	102		

Die meisten Damnbrüche kamen im Jahre 1879 vor, wo die Schutzdämme an 98 Stellen durchbrochen wurden. Diesem folgt das Jahr 1888 mit 89, und das Jahr 1876 mit 75 Damnbrüchen.

Nach Sinken der Hochflut bleibt an manchen tieferen Stellen das eingebrochene Hochwasser noch lange Zeit stehen, und entzieht im Vereine mit dem Grundwasser und Niederschlagwasser jährlich ausgedehnte Gebiete der Cultur.

Von den, alljährlich von Binnenwasser überfluteten Territorien mögen folgende Zahlen ein Bild geben :

Im Jahre	1876	122,624	Cat.-Joch
• •	1877	354,953	•
• •	1878	270,049	•
• •	1879	690,352	•
• •	1880	395,273	•
• •	1881	825,424	•
• •	1882	368,813	•
• •	1883	229,716	•
• •	1884	92,723	•
• •	1885	37,373	•
• •	1886	96,251	•
• •	1887	204,135	•
• •	1888	508,763	•
• •	1889	77,136	•

Die Ableitung der Binnenwasser bildet eine fast nicht minder wichtige Aufgabe der Hochwasserschutz-Genossenschaften, als der Hochwasserschutz selbst. Manche der Genossenschaften haben den Ausbau ihres Canalnetzes auch bereits beendet, bei Anderen bildet dasselbe jedoch erst Gegenstand des Studiums. Die Gesamtlänge der genossenschaftlichen Canäle beträgt gegenwärtig 2.650,222 m, wovon auf die

Donau nebst Nebenflüssen	476,817 m
Theiß	2.173,415

entfällt. Die Zahl der zur Ableitung der Binnenwasser dienenden Schleusen und Durchlässe beträgt insgesamt 502, von welchen sich 421 im Besitz von Genossenschaften befinden, und von den übrigen dem Aerar 32, einzelnen Municipal-Städten 7, Comitaten 4, Gemeinden 24, Privaten etc. 14 angehören. Den Flüssen nach entfällt auf die :

Donau	32	Theiß	93
Raab	3	Körös-Berettyó	89
Waag	2	Maros	32
Save	11	Temes-Béga	149
Kulpa	9	Uebrigen Nebenflüsse der Theiß	74
Uebrige Nebenflüsse der Donau	8		

Bei Deckung der Kosten der verschiedenen Wasserbauten diente, wie bereits erwähnt, in der Regel das Princip als Norm, dass die Kosten der zu gemeinnützigen Zwecken dienenden Bauten dem Staate zufielen, die im Privatinteresse unternommenen Arbeiten aber auf Kosten der betreffenden Interessenten durchgeführt wurden. Nachdem jedoch zur Durchführung der in älterer Zeit unternommenen Arbeiten hauptsächlich die öffentliche Arbeitskraft verwendet wurde, sind die Kosten jener Bauten schon lange nicht mehr eruierbar. Auch wurden die auf Staatskosten errichteten Wasserbreiten einige Zeit hindurch aus erhöhten Einkünften des Salzmonopols durchgeführt. Es waren die Mehreinkünfte des Letzteren, zufolge der zweimaligen Erhöhung des Salzpreises — G.-A. XIV. v. J. 1792 und G.-A. III. v. J. 1802 — auf jährliche 229,744 fl., resp. 1.378,467 fl. zusammen folglich auf jährliche 1.608,211 fl. veranschlagt, von welchen Summen dann auf die Kosten vieler Wasserbauten, insbesondere auch ein, wenngleich geringer Theil der Kosten der Theißregulierungs-Arbeiten, bestritten wurden. Wie hoch sich alle diese Summen insgesamt beliefen, dürfte wohl kaum mehr constatirbar sein. Bloß die Kosten der Theiß-Coupirungen sind noch bekannt. Dieselben kamen dem Staate, wie bemerkt, auf 10.388,256 fl. 85 kr. zu stehen.

Aus den Schlussrechnungen v. J. 1867—1888 geht des Weiteren hervor, dass während dieser Periode staatlicherseits im Ganzen 53.310,927 fl. 85½ kr. zu Regulierungszwecken verwendet wurden, was mit den Regie- und Erhaltungskosten von 5.794,397 fl. 55½ kr. zusammen die Summe von 58.105,305 fl. 41 kr. ergibt. Den einzelnen Flüssen nach entfällt von dieser Summa auf:

die Donau	(1867—1889)	25.351,963 fl. 77 kr.
• Theiß	(1867—1889)	17.931,007 • 15 •
• Kőrös-Berettyó ...	(1871—1889)	4.518,222 • 37½ •
• Temes-Béga	(1868, 1873—1889)	420,403 • 33 •
• Maros	(1868—1874, 1887—1889)	182,657 • 01 •
• Bodrog	(1885—1888)	473,709 • 96 •
• Drava	(1868—1889)	1.574,910 • 79 •
• Save	(1870-1876, 1881-1882, 1885-1887)	506,260 • 38 •
• Kulpa	(1871—1873)	108,829 • 21 •
den Franzens-Canal	(1830—1882)	211,660 • — •
die geringeren Flüsse	(1870—1888)	1.331,303 • 88 •
	Zusammen	52.310,927 fl. 85½ kr.
Regie- u. Erhaltungskosten (1870—1888)		5.794,397 • 55½ •
	Summe ...	58.105,325 fl. 41 kr.

das von Seite der *gegenwärtig functionierenden Genossenschaften* angelegte Capital wurde am Ende des Jahres 1890 auf 78.098,646 fl. 61 kr. veranschlagt. Hiebei ist zu bemerken, dass die Kosten der eventuell vollendet übernommenen Schutzwerke hier nicht in Betracht gezogen sind. Von obiger Summe entfällt auf:

die Donau sammt Nebenflüssen	... ..	10.337,339 fl. 44 kr.
• Theiß	•	67.761,307 • 17 •

Die zum Schutze von nichtgenossenschaftlichem Gebiete verwendeten Gesamtsummen sind vorläufig noch unbekannt. Zur Orientierung dürfte jedoch

dienen, dass bei Berechnung der Steuerrückerstattungssummen ein Gesamt-Anlagecapital von ungefähr 3.600,000 fl. als Grundlage diene.

Die durch die *Hochwassergefahr* unmittelbar verursachten Kosten fallen den betreffenden Interessenten zur Last, mit Ausnahme der Kosten, der nach § 151 des G.-A. XXIII. v. J. 1885 bei imminenter Gefährdung der Schutzwerke in Anspruch zu nehmenden öffentlichen Arbeitskraft, welche letztere den betreffenden Interessenten unentgeltlich zur Verfügung steht. Von letzterer Begünstigung wurde im Jahre 1888 in folgendem Maße Gebrauch gemacht.

Von Seite der Genossenschaften :

	Fuhrwerke	Handlanger
Donaugebiet	5,080 Tagesleistungen	8,202 Tagesleistungen
Theißgebiet	17,485 „	47,770 „
Zusammen	22,565 Tagesleistungen	55,972 Tagesleistungen.

Von Seite anderer Interessenten :

	Fuhrwerke	Handlanger
Donaugebiet	377 Tagesleistungen	4,841 Tagesleistungen
Theißgebiet	8,490 „	42,453 „
Zusammen	8,867 Tagesleistungen	47,294 Tagesleistungen.

Folglich wurden in diesem Jahre von der unentgeltlichen öffentlichen Arbeitskraft insgesamt 31,442 tägl. Fuhrwerkleistungen und 103,266 tägl. Handwerkerleistungen in Anspruch genommen. Außerdem kamen gegen angemessene Vergütung noch weitere 29,471 tägl. Fuhrwerk-Leistungen und 270,225 tägl. Handwerks-Leistungen zur Verwendung (wovon auf die Genossenschaften 29,311 Fuhrwerks- und 263,634 Handwerks-Leistungen, auf die übrigen Interessenten hingegen 160 Fuhrwerks- und 4,591 Handwerks-Leistungen entfallen) so, dass im Allgemeinen 60,903 tägl. Fuhrwerks- und 373,491 tägl. Handlanger-Leistungen in Anwendung kamen.

Die Kosten der Vertheidigungsarbeiten betragen im Jahre 1888 bei den nicht genossenschaftlichen Territorien 100,349 fl., was mit den Ausgaben der Genossenschaften insgesamt 1.470,928 fl. ergibt. Die Vertheidigung der genossenschaftlichen Schutzwerke erforderte im Zeitraume von 1876—1889 folgende Summen :

	1876	1877	1878	1879	1880	1881	1882
Donaugebiet	5,401 fl.	— fl.	— fl.	423 fl.	— fl.	— fl.	— fl.
Theißgebiet	459,937 „	167,595 „	1,527 „	175,075 „	19,136 „	842,190 „	3,338 „
Zusammen	465,338 fl.	167,595 fl.	1,527 fl.	175,498 fl.	19,136 fl.	842,190 fl.	3,338 fl.

	1883	1884	1885	1886	1887	1888	1889
Donaugebiet	197,217 fl.	— fl.	— fl.	1,164 fl.	— fl.	119,175 fl.	21,622 fl.
Theißgebiet	789 „	1,990 „	3,395 „	25,474 „	155,370 „	1,251,404 „	398,401 „
Zusammen	198,006 fl.	1,990 fl.	3,395 fl.	26,638 fl.	155,370 fl.	1,370,579 fl.	419,923 fl.

Den Versuch, uns über die gegenwärtige finanzielle Lage der gesammten Hochwasserschutz-Unternehmungen eine allgemeine Uebersicht zu verschaffen,

müssen wir leider bis auf Weiteres hinausschieben, da uns über die Privat-Unternehmungen vorläufig nur mangelhafte Ausweise vorliegen, wodurch sich ein, wenn auch geringerer Theil dieser Unternehmungen den eingehenderen Berechnungen entzieht. Aus diesem Grunde wollen wir uns hier bloß mit der finanziellen Lage der Genossenschaften befassen, welche jedoch auch an und für sich schon auf die Gesamtverhältnisse schließen lässt -- besonders bezüglich der Theißregulierung, welcher ohnehin das meiste Interesse zufällt, und wo sich das ganze Unternehmen sozusagen ausschließlich in den Händen von Genossenschaften befindet.

Vorerst wollen wir jedoch noch einige Bemerkungen über die Größenverhältnisse der genossenschaftlichen Territorien vorausschicken. Der endgiltigen Feststellung der Ausdehnung der Inundationsgebiete steht in deren Kostspieligkeit noch immer ein bedeutendes Hindernis im Wege. Die diesbezüglichen Arbeiten sind, von 47 Genossenschaften, erst bei zwölfen derselben vollständig beendigt. Im Uebrigen ist der Stand dieser Arbeiten folgender:

	Beendet	Theilweise beendet	Im Betrieb	Noch nicht in Angriff genommen
Donaugenossenschaften	6	1	1	8
Theißgenossenschaften	6	1	1	6
Zusammen	12	2	19	14

Demzufolge sind auch die, an den Kosten participierenden Territorien noch keineswegs endgiltig conscribiert.

Im Jahre 1890 belief sich das gesammte Inundationsgebiet der 47 Genossenschaften auf 4.199,211 877/1600 Joch. Dieses Gebiet gehört dem Verbande von 6 Municipal-Städten und 1427 Gemeinden an. Speciell befindet sich an der:

Donau sammt Nebenflüssen 16 Genossenschaften mit 1 M.-Stadt, 349 Gemeinden
 Theiß " " 31 " " 5 " 1,078 "

die Ausdehnung der einzelnen genossenschaftlichen Territorien ist naturgemäß verschieden. Das an Ausdehnung Bedeutendste ist dasjenige der *«körös tiszamárosi társaság»*: 427,452 Cat.-Joch; sodann das der *«temes-bégavölgyi társaság»* mit 422,037 Cat.-Joch, dann das der Raabregulierungs-Genossenschaft mit 340,182 Cat.-Joch. Die Genossenschaften nach der Ausdehnung ihres Gebietes gruppiert, erhält man:

Genossenschaften, mit Gebieten von:

	unter 1000 C.-J.	1000—50,000 C.-J.	50,000—100,000 C.-J.	100,000—200,000 C.-J.	200,000—300,000 C.-J.	300,000—400,000 C.-J.	über 400,000 C.-J.
An der Donau sammt Nebenflüssen	1	2	6	3	—	1	—
An der Theiß sammt Nebenflüssen	—	3	13	6	4	1	2
Zusammen	1	5	19	9	7	3	2

Nun stehen aber die Kosten des Hochwasserschutzes nicht im geraden Verhältnisse zur Ausdehnung der zu schützenden Flächen: Einestheils ist die

geographische Lage des betreffenden Territoriums gegenüber dem Laufe des Flusses maßgebend und es haben schon deswegen manche der Genossenschaften in größerem Maße zu leiden als andere. Dann bildet auch die Länge der ausgeführten und zu unterhaltenden Schutzwerke und der Canäle, sowie die Anzahl der Schleusen etc. je einen entscheidenden Factor. Zum Schutze manches immensen Gebietes gerügt eine, auch absolut kürzere Dammlinie, folglich ist hier auch ein relativ viel geringeres Anlage-Capital erforderlich, als bei anderen Gebieten. So z. B. schützt die *«körös-tisza-marosi társaság»* gegenwärtig ein Gebiet von 427,452 Cat.-Joch mittels 206,299 m langen Dammlinien, wogegen z. B. die *«berettyó-körös társulat»* ihr 213,788 Cat.-Joch betragendes Gebiet mit 264,137 m langen Schutzdämmen zu umgehen befähigt ist.

Die Gesamtlänge der genossenschaftlichen Schutzdämme betrug im Jahre 1890 an 4,067.³ km. von welchen auf die Donau sammt Nebenflüssen 840.¹¹ km, auf die Theiß sammt Nebenflüssen 3,227.¹⁷ km entfallen. Von bedeutendster Länge sind die Dämme der *«temes-bégavölgyi társulat»* mit 454.⁶ km, dann folgen die bereits genannten beiden Genossenschaften: die *«berettyó-körös társulat»* und die *«körös-tisza-marosi társulat»*.

Das ausgedehnteste Canalnetz befindet sich im Besitze der *«Nyirviz szabályzó társulat»*. Diese Genossenschaft, deren Hauptaufgabe die Regulierung der Binnenwasser bildet, besitzt ein Canalnetz von zusammen 740 km Länge. Sodann folgt die Nachbar-Genossenschaft derselben, die *«felső torontáli társulat»* mit 276 km und die *«temes-bégavölgyi társulat»* mit 230 km etc.

In diese, und andere denselben Zweck verfolgende Werke wurde von Seite der gegenwärtig bestehenden 47 Genossenschaften, seit deren Constituierung bis Ende des Jahres 1889 insgesamt ein Capital von 78,098,646 fl. 61 kr. investiert, welche Summe durch die Kosten der alljährlich fortgesetzten Arbeiten stetig in Zunahme begriffen ist. Um den angeführten jährlichen Zuwachs taxieren zu können, sei erwähnt, dass z. B. im Jahre 1888 im Ganzen 4.844,264 fl., und im Jahre 1889 zusammen 7.577,954 fl. neuerdings angelegt wurden. Von dieser Summe entfällt auf die:

	Im Jahre 1888	Im Jahre 1889
Donau sammt Nebenflüssen	--- 951,778	1.633,483
Theiß „ „	--- 3.892,486	5.944,471

Von der Gesamt-Summe hingegen entfällt auf die:

Donau sammt Nebenflüssen	10.337,339 fl. 44 kr.
Theiß „ „	67.761,307 „ 17 „

Folglich entfällt auf das Cat.-Joch ein Anlagecapital von 18 fl. 59 kr., respective auf die Inundationsgebiete der Donau und deren Nebenflüsse per Cat.-Joch 8 fl. 85 kr., auf diejenigen der Theiß per Cat.-Joch 22 fl. 34 kr. Die Bedeutung dieser schon an und für sich hohen Verhältniszahlen wird jedoch auch noch durch den Umstand erhöht, dass für diese Kosten nicht das gesamte geschützte Gebiet, sondern bloß der nutzenbringende Theil desselben allein aufzukommen hat. Wie sich die Verhältniszahlen gestalten würden, wenn wir bloß den letzteren Theil des Inundationsterrains in Betracht ziehen würden, bleibt vorläufig noch dahingestellt. Die Unvollständigkeit der diesbezüglichen Vermessungs-Resultate

lässt gegenwärtig nur mangelhafte Folgerungen zu. Bei 26 Genossenschaften z. B. deren diesbezügliche Verhältnisse bisher bekannt sind, entfällt von dem 1.853,502 Cat.-Joch betragenden Inundationsgebiete, (wovon allerdings noch die unter Binnenwasser stehenden Flächen in Abzug gebracht werden müssten) auf:

Intravillan	...	26,519	Cat.-Joch
Ackerland	...	832,251	„ „
Wiesen	...	294,636	„ „
Weide	...	408,428	„ „
Wald	...	36,364	„ „
Anderwärtiges Territorium	...	211,253	„ „

Die obigen Verhältniszahlen sind jedoch nur Durchschnittszahlen für das gesammte Donau- resp. Theiß-Gebiet. Die einzelnen Genossenschaften in Betracht ziehend finden wir, dass bei manchen derselben diese Verhältniszahl das 3—4-fache, ja selbst das 5-fache der Durchschnittszahl übersteigt. Während die Donau-Genossenschaften noch verhältnissmäßig günstige Zahlen aufzuweisen haben, zeigen die Theiß-Genossenschaften ein umso traurigeres Bild. Besonders die Gruppe nächst Szegedin, welche Gegend bekanntlich am schwersten heimgesucht wurde. Unter den Donau-Genossenschaften ist es nur eine: Die «pancsova-kubini ármentesítő társulat», welche eine hohe Verhältniszahl aufweist. Bei derselben entfällt nämlich auf das Cat.-Joch durchschnittlich 69 fl. 80 kr. Anlage-Capital. Diese Genossenschaft hat sich aber auch der vereinigten Wasser der Donau, Theiß, Drave und Save zu erwehren! Die übrigen Donau-Genossenschaften stehen hingegen weit günstiger.

Die meistbelasteten Theiß-Genossenschaften sind folgende:

	entfällt pr. Cat.-Joch
Ujszeged-vedresházi társulat	114 fl. 79 kr.
Felsőbodrogi társulat	100 „ 91 „
Bácsi-tiszai társulat	82 „ 07 „
Sövényháza-szegedi társulat	76 „ 94 „
Szolnok-Csongrád-Tisza-jobbparti társul.	72 „ 31 „

Demgegenüber beläuft sich der Schätzungswert des gesammten geschützten (genossenschaftlichen) Inundationsgebietes auf 433.833,167 fl., was per Cat.-Joch 103 fl. 30 kr. ergibt. Und zwar entfällt auf das

	Schätzungswert	pr. Cat.-Joch
Donaugebiet	144.300,105 fl.	123 fl. 60 kr.
Theißgebiet	289.533,062 „	95 „ 40 „

Vom Schätzungswerte der Inundationsgebiete der oben erwähnten 5 Genossenschaften entfällt per Cat.-Joch:

Ujszeged-vedresházi társulat	...	359 fl. 30 kr.
Felsőbodrogi	„	106 „ 70 „
Bácsi-tiszai	„	102 „ 90 „
Sövényháza-szegedi	„	179 „ 70 „
Szolnok-Csongrád-Tisza-jobbparti társ.	100 „ 60 „	

Der Catastral-Reingewinn der genossenschaftlichen Territorien beträgt 11.647,633 fl., von welcher Summe auf das Donaugebiet 1.064,248 fl., hingegen auf das Theißgebiet 10.583,385 fl. entfällt.

Außerdem wäre noch der Inventar-Vermögenstand der Genossenschaften von Interesse. Das Gesamtvermögen betrug am Ende des Jahres 1889 an 4.315,529 fl., und zwar beim Donaugebiete 1.414,380 fl., beim Theißgebiete 2.901,149 fl. Der Kaufpreis der expropriierten Gründe belief sich während desselben Zeitpunktes auf 3.768,939 fl. wovon:

Donaugebiet	...	...	657,743 fl.
Theißgebiet	...	...	3.111,196 "

Ueber die finanziellen Calamitäten haben wir bereits berichtet, sowie auch über das Bemühen, die Opferwilligkeit der Regierung, mit welcher dieselbe den Genossenschaften, theils durch den G.-A. XX v. J. 1880, theils durch Vermittlung noch vortheilhafter Creditgeschäfte zur Hilfe zu kommen bestrebt war. Die Siebener-Commission, welche mit der Durchführung der im G.-A. XX v. J. 1880 enthaltenen Verfügungen betraut war, votierte bis zum Jahre 1890 folgende Summen:

Bis	7. November	1881	...	...	15.793,201 fl. 72 kr.
"	4. Dezember	1882	...	...	18.183,201 " 72 "
"	4. "	1883	...	...	23.610,201 " 72 "
"	28. September	1884	...	...	23.690,201 " 72 "
"	30. November	1885	...	...	24.820,201 " 72 "
"	30. "	1886	...	...	24.995,201 " 72 "
"	29. "	1887	...	...	26.545,201 " 72 "
"	4. Dezember	1888	...	...	27.845,201 " 72 "
"	3. "	1889	...	...	28.175,201 " 72 "
"	2. "	1890	-	...	28.623,201 " 72 "

Demnach verfügte der auf Grund des Gesetz-Artikels gebildete Darlehens-Fond am Ende d. J. 1890 noch über ein Capital von 5.844,750 fl. Die obigen Summen wurden jedoch, wie bereits erwähnt, dem Gesetz-Artikel zufolge ausschließlich von Seiten der Theißthal-Genossenschaften in Anspruch genommen. Die Passiven dieser Genossenschaften betragen während des Zeitraumes 1879—1890:

Im Jahre	Staatsredit	Privateredit	Zusammen
1879	495,905 fl.	12.328,822 fl.	12.824,727 fl.
" 1880	1.665,570 "	14.583,201 "	16.248,770 "
" 1881	2.284,216 "	15.230,565 "	17.514,781 "
" 1882	16.095,257 "	7.015,622 "	23.110,879 "
" 1883	19.147,022 "	11.709,554 "	30.856,576 "
" 1884	22.207,732 "	10.982,523 "	33.190,255 "
" 1885	23.140,325 "	12.125,670 "	35.265,995 "
" 1886	25.210,811 "	22.517,610 "	47.728,421 "
" 1887	21.670,649 "	23.820,783 "	45.491,432 "
" 1888	20.794,323 "	29.798,433 "	50.592,756 "
" 1889	23.685,300 "	28.941,686 "	52.626,986 "
" 1890	24.029,546 "	41.235,552 "	65.565,198 "

Die Passiven *sämmtlicher* Genossenschaften beliefen sich am *Ende* des Jahres 1889 auf 74.997,375 fl. 84 kr., und zwar: eigentliche Staats-Anlehen 24.360,401 fl. 98 kr., Privatschuld 50.636,973 fl. 86 kr. Hievon entfällt speciell auf die

Donaugenossenschaften	}	Staatsanlehen ...	330,855 fl. 83 kr.
		Privatschuld ...	9.281,862 • 12 •
Theißgenossenschaften	}	Staatsanlehen ...	24.029,546 • 15 •
		Privatschuld ...	41.355,111 • 74 •

Durchschnittlich entfällt folglich auf das Cat.-Joch 17 fl. 85 kr., (wogegen von dem Anlage-Capital 18 fl. 59 kr. entfiel), und zwar auf die

	Passiva per Cat.-Joch	Investirtes Capital per Cat.-Joch
Donaugenossenschaften ...	8 fl. 23 kr.	8 fl. 85 kr.
Theißgenossenschaften ...	21 • 56 •	22 • 34 •

Einzelne der Genossenschaften sind jedoch weit über den Durchschnitt belastet, so z. B. die «*újszeged-vedresházi társulat*» mit 82 fl. 86 kr., dann die «*pancsova-kubini társulat*» mit 78 fl. 57 kr. und die «*Szolnok-Csongrád-Tisza-jobbparti társulat*» mit 61 fl. 16 kr. per Cat.-Joch.

Die Amortisation der Anleihen geht also nur sehr langsam von Statten, was dem Umstände zuzuschreiben wäre, dass die vollständige Ausnutzung der productiven Kräfte des Inundations-Gebietes wohl erst von der Zukunft zu erwarten sein dürfte, da man, wie gesagt, bisher hauptsächlich bloß den Hochwasserschutz vor Augen hatte. Von dem langsamen Einfließen der Tilgungsquoten zeugt allein schon der Umstand, dass trotz der günstigsten Amortisations-Bedingungen und auch anderer Vortheile, welche von Seite der Regierung geboten wurden, 22 der Theiß-Genossenschaften im Jahre 1890 mit den Annuitäten und Zinsen gegenüber dem Staate allein mit 622.982 fl. im Rückstande waren. Uebrigens hat die Con-vertierung der Staats-Anleihen bereits begonnen. Dieselbe wird auf Grund des bereits besprochenen G.-A. XXX v. J. 1889 durchgeführt, und man könnte den bei dem ung. Bodencredit-Institute postulirbaren Credit, — 50% des Cat. Schätzungswertes, mit Abzug der bestehenden Forderungen berechnet — noch immer auf ungefähr 150 Millionen Gulden schätzen, was für die Donau-Genossenschaften einen Credit von 65 Millionen, für die Theiß-Genossenschaften einen solchen von 85 Millionen bedeutet. Es wurde auch thatsächlich bis Ende d. J. 1890 von 10 Theiß-Genossenschaften ein Credit-Anspruch von insgesamt 18.527,000 fl. angekündigt, und hievon bis zum selben Zeitpunkte für 9 derselben 14.115,000 fl. votiert, während die weiteren Conversionen im Laufe sind.

Die Participations-Quote zur Tilgung der contrahierten Anleihen, sowie der übrigen Anslagen, wird innerhalb der einzelnen Genossenschaften auf ganz verschiedenen Grundlagen berechnet. Es sind die verschiedensten Besteuerungs-Methoden in Anwendung, welche sich, da der Staat ehemals wenig Einfluss auf das Gebaren der Genossenschaften innehatte, den örtlichen Verhältnissen entsprechend von einander unabhängig ausbildeten. Bei manchen der Genossen-

schaften ist einfach die verhältnismäßige Ausdehnung der innerhalb des Inundations-Gebietes besessenen Grundstücke maßgebend, bei anderen wieder ist das ganze Gebiet je nach der Höhenlage der einzelnen Theile in mehr oder minder participierende Classen eingetheilt, oder es ist der Mehrgewinn entscheidend etc. Einzelne Genossenschaften endlich haben einfach keinen bestimmten Beisteuerungschlüssel. In den Jahren 1888 und 1889 war die Repartition folgende:

Im Jahre 1888	Repartition auf		
	Darlehen	Erhaltungskosten	Restanzen der Participirungs-Einnahmen
Donaugenossenschaften ...	218,791 fl. 20 kr.	98,293 fl. 48 kr.	17,500 fl. 43 kr.
Theißgenossenschaften ...	2.660,782 „ 49 „	1.142,619 „ 69 „	1.362,753 „ 75 „
Zusammen	2.879,573 fl. 69 kr.	1.240,913 fl. 17 kr.	1.380,254 fl. 18 kr.
Im Jahre 1889			
Donaugenossenschaften ...	249,880 fl. 31 kr.	113,843 fl. 90 kr.	108,696 fl. 81 kr.
Theißgenossenschaften ...	2.640,524 „ 34 „	1.198,755 „ 21 „	1.997,542 „ 61 „
Zusammen	2.890,404 fl. 65 kr.	1.312,599 „ 21 kr.	2.106,239 fl. 42 „

Außer den Besteuerungs-Einnahmen stehen den Genossenschaften jedoch auch anderwärtige, und zwar namhafte Einkünfte zur Verfügung. So z. B. die Steuerrückerstattungs-Pauschale, Zinsen des Reserve-Fondes, Wiesen- und Wald-producte, Einnahmen nach Bewässerungs-Schleusen, Gebäuden etc. Diese Einkünfte betragen in den Jahren 1888 und 1889:

	Im Jahre 1888	Im Jahre 1889
Donaugenossenschaften	1.154,978 fl. 90 kr.	1.695,299 fl. 41 kr.
Theißgenossenschaften	5.108,298 „ 46 „	4.455,309 „ 48 „
Zusammen	6.263,187 fl. 36 kr.	6.150,609 fl. 89 kr.

Einen bedeutenden Theil dieser Einnahmen bilden die Steuerrückerstattungs-Summen, welche den Genossenschaften von Seiten des Staates, in Anbetracht der Kostspieligkeit der Fructification des Inundations-Terrains zugestanden wurden. Die, den Verfügungen des G.-A. XLII v. J. 1881 gemäß, mit Rücksichtnahme auf die, in dem G.-A. XXIX v. J. 1889 enthaltenen Modificationen concessionierten Steuerrückerstattungs-Pauschalien betragen gegenwärtig insgesamt 2.174,049 fl. Hievon entfällt auf die Donau-Genossenschaften 329,940 fl., auf die Theiß-Genossenschaften hingegen 1.844,109 fl. Speciell der, den Genossenschaften zufallende Theil beläuft sich auf 2.028,503 fl., und nachdem die von Seite der Genossenschaften zu zahlende Grundsteuer, mit Einschluss des allgemeinen Einkommensteuer-Zuschlages etc. 3.864,791 fl. beträgt, so wird der Staat bloß einer Steuer von 1.836,287 fl. theilhaftig, welche letztere nur 47·5 % der gesammten Steuer ausmacht.

Die den Einkünften gegenüberstehenden Auslagen der Genossenschaften waren für die Jahre 1889 und 1890 in folgender Höhe präliminirt:

	für das Jahr 1889	für das Jahr 1890
Donaugenossenschaften	1.507,510 fl. 73 kr.	1.673,679 fl. 24 kr.
Theißgenossenschaften	9.984,615 „ 20 „	11.139,628 „ 28 „
Zusammen	11.492,125 fl. 93 kr.	12.813,307 fl. 52 kr.

Die Erhaltungs- und Administrations-Kosten beliefen sich in den Jahren 1888 und 1889 auf:

	Im Jahre 1888		Im Jahre 1889	
	Erhaltungs-Kosten	Administrations-Kosten	Erhaltungs-Kosten	Administrations-Kosten
Donaugenossen-				
schaften ...	71,713 fl. 41 kr.	128,876 fl. 42 kr.	124,779 fl. 47 kr.	134,294 fl. 66 kr.
Theißgenossen-				
schaften ...	1,699,215 „ 69 „	612,861 „ 71 „	1,158,971 „ 37 „	577,925 „ 37 „
Zusammen	1,770,929 fl. 10 kr.	741,738 fl. 13 kr.	1,283,750 fl. 84 kr.	712,219 fl. 97 „

Die missliche Lage, in welcher sich besonders die Theißthal-Genossenschaften gegenwärtig unstreitbar befinden, hat einen ihrer Hauptgründe darin, dass den Flußregulierungen, beziehungsweise Hochwasserschutz-Unternehmungen im Anfange die wirklich einheitliche Leitung thatsächlich fehlte.

Die Consequenzen der allzu großen Selbständigkeit der Genossenschaften, deren Organisation von Anfang an nach Muster der Comitats-Autonomie vor sich ging, werden noch geraume Zeit hindurch fühlbar bleiben, besonders bei der Theißregulierungs-Unternehmung, welche ohne energische einheitliche Leitung kaum denkbar wäre. Trotzdem man seither bestrebt war, wenigstens Schritt für Schritt zur größtmöglichen Centralisation der disponierenden Gewalt zu gelangen, kann doch nunmehr das Geschehene nicht ungeschehen gemacht werden. Wohl aber läßt die gegenwärtige Richtung, welche nach all' den meistentheils traurigen Erfahrungen eingeschlagen wurde, von der Zukunft das Beste hoffen.

Der von Seite des ung. Bodeneredit-Institutes, allerdings unter harten Bedingungen, nebst absoluter Sicherstellung eröffnete Credit muss sich bei Weitem als ausreichend erweisen, da, wie erwähnt, für die Donau-Genossenschaften ungefähr 65 Millionen, für die Theiß-Genossenschaften 85 Millionen das Maximum bilden dürften. Dem gegenüber belaufen sich nämlich die Kosten des endgiltigen Ausbaues der Hochwasser-Schutzwerke, sowie der Regulierung der Binnenwasser nach Bericht der Genossenschaften selbst, ungefähr auf 30 Millionen. Hauptsächlich entfällt von dieser Summe auf:

	Schutzdämme	Canäle	Schleusen
die Donaugenossenschaften	2,690,835 fl.	973,550 fl.	742,049 fl.
die Theißgenossenschaften	10,224,130 „	6,563,037 „	1,747,176 „
Zusammen	12,914,965 fl.	7,536,587 fl.	2,489,225 fl.

Die anfangs noch sporadischen Versuche der Hochwasserschutz-Unternehmungen gediehen vortrefflich. Die Deiche waren den Ufern möglichst nahe vorgeschoben, viel fruchtbarer Boden war gewonnen und das Hochwasser that den Dämmen keinen erheblichen Schaden, da das gesammte übrige Flussthal noch offen stand, und die, aus den wenigen geschützten Territorien verdrängten Wasser noch immer Raum genug vorfanden. Von diesen Erfolgen verleitet, vermaß man sich nun, ein System, das sich bei einzelnen Unternehmungen so glänzend bewährte, auch längs des gesammten Theiß-Systemes anzuwenden. Wie ein Fieber ergriff der, durch die Genialität Szczechenyi's angefachte Enthusiasmus die Anreiner des Theißthales. Die Idee, den Verheerungen des Flusses so viel Inundations-Terri-

torium als nur irgend möglich zu entreißen, dominierte leider bei diesem der Großartigkeit seines Gleichen kaum findenden Unternehmen und es überboten sich alsbald die einzelne Genossenschaften darin, ihre Dämme möglichst nahe dem Flusse aufzuwerfen, um, — ihrer Ansicht nach, — möglichst viel fruchtbares Land zu gewinnen. Hätte man dazumal die Erfahrungen von heute gehabt, man hätte von Seiten der damaligen Regierung dieses Ueberhasteten nicht so ruhig mitangesehen. Man hätte die lobenswerte Energie, mit welcher die Interessenten das großartige Werk begonnen, im *Gesamtinteresse* besser verwertet, — wäre man in der Lage gewesen, den Genossenschaften mit dem Nachdruck entgegenzutreten zu können, wie dies heutzutage, — leider etwas verspätet — möglich ist.

Die Durchstiche zeigen ebenfalls nur die Absicht, die Hochwasser so schnell als nur möglich los zu werden. Man bedachte nicht, dass man zugleich bestrebt war, Millionen an Wert so schnell als möglich aus dem Lande zu schaffen, denn die düngende Kraft des Wassers wurde für Nichts angeschlagen.

Doch abgesehen hievon war ein jeder einzelner Theil des Unternehmens sozusagen der Eigenmächtigkeit der betreffenden Interessenten-Gruppe ausgeliefert und so kam es, dass jede dieser Gruppen die Werke in der Weise ausführte, wie es eben ihr specieller Nutzen zu erheischen schien. Die Folgen blieben auch nicht lange aus. Die traurigen Ereignisse, welche dem Staate, sowie den Grundeigentümern so schwer mitspielten, ja sogar unzählige Menschenleben kosteten, zwangen die folgenden Regierungen zu immer energischerem Einschreiten. Die Regierung gelangte mit der Zeit zu dem angedeuteten großen Einfluss gegenüber den Genossenschaften und ist nun endlich in der Lage, Vieles, wenn auch nicht ungeschehen zu machen, so doch zu bessern, indem man nun der Benutzung der Wasserkräfte mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden bestrebt ist, wodurch der misslichen finanziellen Lage der Genossenschaften rascher und dauernder abgeholfen werden kann und wird, als es der weitgehendste und billigste Credit vermöchte.*

ALFRED ZAWADOWSKI.

DIE MAGYARISCHE NOBILITÄT IN DER WEILAND POLNISCHEM REICHS-ADELSMATRIKEL.

Im gränznachbarlichen Verkehre der Völker verschmelzen zumeist die privaten, mercantilen und politischen Beziehungen Beider zu einer Interessengemeinschaft, welche zum leicht auffindbaren Schlüssel des Verständnisses dienen, wenn hüben und drüben der Grenzpfähle, welche Landesfarbenverbindung dieselben auch immerhin tragen mögen, ganze Geschlechterreihen um Staat und Volk verdienter Familien uns begegnen, deren Stammeswurzel eben im Nachbarlande den kräftigen, tiefgehenden Pfahl ansetzte.

* Die finanzielle Lage der Hochwasserschutz-Genossenschaften, — besonders derjenigen des Theißthales — eingehender zu besprechen, sei für späterhin vorbehalten.

Es ist zwar eine gewaltige und langhinstreckte Scheidemauer, welche von der allwaltenden Mutter Natur zwischen der gleichfruchtbaren polnischen Weichsel- und ungarischen Theiß-Ebene gezogen wurde, aber nichtsdestoweniger gestattete — nachsichtlich, wie ja mitunter liebevolle Mütter schon zu sein pflegen — sie die zur Anlegung von Reitstegen, Saumpfadern, ja, selbst zu bequemen Straßen mehr als genügenden Raum gewährenden Ausweichungen zahlreicher, karpatischer Querthäler, von welchen jenes des, unter allen ungarischen Flüssen einzig und allein gegen den Norden sich vordrängenden Poprad's, in den ältesten historischen Zeiten bereits die freundschaftliche Verbindung der beiden, in der Entwicklung der europäischen Völkerfamilie ruhmvoll hervortretenden beiden, gleichartig ritterlich veranlagten Nationen vermittelten. Fast aller beiderseitiger Verkehr zog — wie beiderseits ergangene, königliche Verbriefungen außer allen Zweifel setzen — nahezu ganz ausschließlich dieses Weges und die beiden stolzen Königsschlösser zu Neusandec und zu Lublan, von denen insbesondere das Erstere kaum sechzehn Meilen von der polnischen Residenz zu Krakau weg lag, treten frühzeitig als ursprüngliche, bedeutungsvolle Heimstätten jener, später verkörpert politischen Abmachungen hervor, welche die, selbst durch Bande des Blutes einander nahestehenden Herrscher über Ungarn und Polen, bei gelegentlichen, wechselseitigen Besuchen, angeregt und angebahnt hatten.

Diesen vielfachen, die innersten und vitalsten Fasern gedeihlichen socialen und politischen Fortbestandes berührenden Gesamtverhältnissen gegenüber, kann es unmöglich befremden, innerhalb des weiten, beiderseitigen Reichsgebietes einzelnen Adelsgeschlechtern zu begegnen, die, wenn auch nicht im Haupte, so doch in ihren Gliedern, auf dem ursprünglich fremden Boden sich naturalisierten und hiebei mitunter sogar zur Namensveränderung und hiemit zur vollständigen Verwischung der Herkunftsspuren auch schon deshalb und um so mehr und um so sicherer beitrugen, weil ihr mitgebrachter, erblicher, heimatlicher Wappenschild, als sprechenden Beweis der, alles hervorragende Verdienst anerkennenden und lohnenden königlichen Huld entweder neue, heraldische Verzierungszuthaten erhielt, oder weil dessen Bilder im Laufe der Zeiten vollständig wichen. Daraus folgt aber auch zugleich, dass eine diesfällige historische Forschung, die hier und jetzt — vorläufig auf ungarische, nach Polen verpflanzte, aristocratische Familien sich beschränken soll, ganz geeignet erscheinen müsste, der allgemeinen Landesgeschichte, durch Aufdeckung biographischer Momente, ganz besonderen Vorschub zu leisten oder aber denn doch patriotisch führende Herzen höher zu schwellen und rascher pochen zu machen, wenn die Großthaten der Vorfahren im Verklärungslichte der bewundernden Nachzeit die historische Bildfläche füllen.

Ich will in alphabetischer Ordnung die Revue vornehmen, welche des Belehrenden, Erhebenden, ja Begeisternden Mancherlei wahrnehmen, zu Gemüthe ziehen und als bewundernswertes Muster nacheiferungswürdiger Bürgertugend erscheinen lässt.

Nach dieser, wenngleich keineswegs chronologisch richtigen, so doch bestimmt natürlichen Ordnung, eröffnet den ehrenvollen Reigen die heutzutage gräfliche Familie

Amadei

welche 1760 den Freiherren- und 1762 den Grafenstand erklimm. Die polnischen Chronisten behaupten, dieses rühmlichst bekannt gewordene Adelsgeschlecht sei zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts in Polen heimisch geworden und führen als bestimmenden Beweggrund folgende, jedenfalls weiterer Forschung, wenn solche überhaupt möglich, würdige, dem erwähnten Adelsgeschlechte jedoch immer nur zu hoher Auszeichnung dienende, geschichtliche Verhältnisverknüpfungen an.

Wladislaus IV, beigenannt der «Ellenlange» — «Lokietek» — zu wiederholten Malen der Herrschaft beraubt und, immer wieder, durch persönlich energisches, von einem bedeutenden Theile seiner Anhänger unterstütztes Vorgehen, zur Herrschaft gelangt (1291—1333), soll — während seiner zweimaligen Depositur und während seiner Bemühungen um des entrückten Thrones Wiedergewinn, seine Zuflucht nach Ungarn genommen und daselbst bei dem Wojewoden (?) Amadei nicht nur gastlichen Willkomm, sondern auch bewaffnete Beihilfe derart ausgiebiger Art gefunden haben, dass er sich von nun an ruhiger Machtfülle zu freuen vermochte. Dies fielen vor das Jahr 1306, als dem Zeitpunkte, wo Wladislaus IV, «Lokietek» eine siebenundzwanzigjährige, — von keiner Seite weiter angefochtene Regierung neuerdings angetreten hatte. Für diese Zeitperiode des amadei'schen, den glücklichen und festbegründeten Ausschlag herbeiführenden Zutuns, werden mehrfache Gründe geltend gemacht und es gewinnt somit die weitere Behauptung an Glaubwürdigkeit, dass nahe Glieder des, um Polens Regenten so hochverdienten, Wojewoden in Polen selbst sich sesshaft niederließen und die königlichen Güterschenkungen in persönlichen Besitz nahmen. Als solche werden genannt Rudlowic, Bystrowic, Wozzkowic, Tuliglowy und Wengierka nebst Mzurow, von welchem letzterem Gute die späteren Nachkommen den Familiennamen Mzurowski sich beilegte, wodurch der Name der Amadei vollständig verschwand. Auch bedienten sich die Mzurowski's nicht mehr des ursprünglichen Amadei'schen Wappens, des von Blau über Roth quergetheilten, mit drei aus dem rechten Schildesrande hervorgehenden silbernen Hanzähnen versehenen Schildes, wohl aber der, von dem Könige von Polen ertheilten Wappenschildzier, des weißen, goldgekrönten, rechtsgewendeten, schweiflosen einen Ring in dem Schnabel haltenden Adlers mit ausgespreizten Schwingen, im rothen Felde, wobei fünf Strauffedern den Helmschmuck bilden.

Die Mzurowski's, als welche sie bereits 1393 urkundlich erscheinen, bekleideten frühzeitig hohe Hofämter und politische Würden im sogenannten Przemysler Gelände* wie z. B. der urkundlich nachweisbare Johann von Mzurow und

* Ich glaube hier bemerken zu müssen, dass die polnische Nomenclatur der Familiennamen mit dem Auslaute auf «ski» sich erst in der Mitte des XVII. Jahrhunderts geltend zu machen begann und dass diese Nomenclatur von dem Besitz- oder Herkunftsorte geholt wurde. Ein Musilo von Buczacz wurde zum Buczacki, ein x von Dunajew zum Dunajewski, so dass dieser Auslaut eben nur Zuständigkeitsbezeichnung ist. So werden die Besitzer von Mzurow, in der Folgezeit zu Mzu-

Nicolaus von Mzurow, der Schwerträger, darthun, welche durch fromme Stiftungen sich verewigten.

Die Familie der

Bathory

setzte zwar keine Senker in polnisches Erdreich, wird aber in der Person des 1575 — nach der Flucht Heinrichs von Valois zum polnischen Könige proclamirten, siebenbürgischen Wojewoden Stephan Bathory, mit dem Vollbewusstsein gerechten Stolzes in dem weiland polnischen Adelsregister genannt. Ein sieghafter Kriegsherr, dem die Erfindung der Bomben, gelegentlich der Belagerung von Smolensk, zugeschrieben wird; als Freund und Förderer aller wissenschaftlichen Bildung der Begründer der Wilna'er Universität, verstand er es auch den übermüthigen polnischen Adel so sehr in Schranken zu halten, dass es zum Sprichworte wurde :

«Za króla Stefanka,
Strach i na panka.»

d. i. frei übersetzt :

Als König Stephan regierte,
Selbst den Adel Furcht berührte.»

Geradezu rührend ist es, in den zahlreichen, über ihn sprechenden Werken, die hohe Pietät, mit welcher das Andenken dieses Regenten, als eines der kräftigsten, populärsten und verdienstvollsten gepriesen wird, immer wieder zum anerkennenden und bewundernden Ausdrucke sich emporarbeiten zu sehen.

Sein, zu Grodno, den 12. Dezember 1586 erfolgten Hinscheiden rief — wie gleichzeitige Berichte melden, das allgemeine Gefühl tiefsten Beileides hervor und es fehlte nicht an patriotischen Stimmen in den höchsten Kreisen, welche den Eingang dieses Herrschers, eine Reichscalamität deshalb nannten, weil er eben viel zu früh den Tribut der sterblichen Hinfälligkeit aller Menschenwesenheit zu entrichten von dem Geschieke bestimmt war, welches dem Reiche den so hoch veranlagten, so kunstliebenden, so tapferen und gleichzeitig so selbstbewusst energisch einherschreitenden Regenten missgönnen zu wollen schien.

Mit ihm war Gaspar

Bekes

der Kämmerer und in politischen Missionen vielfach bewährte Vertraute, nach Polen gekommen. Beseelt von dem glühenden Verlangen, die Sache seines nunmehr königlichen Herren zu dessen Ehren zu fördern, berief er seinen Bruder Gabriel an den königlichen Hof, welcher, als Befehlshaber der königlichen ungarischen Leibgarde, von zwei Kugeln tödtlich getroffen, bei der Belagerung von Pleszkow des ehrlichen und ritterlichen Todes starb, während Gaspar selbst seine

rowski's. Der Russe und Ruthene bedient sich des väterlichen Taufnamens und so wird der Sohn des Nicolaus zum Nikosalewicz, wie der Rumäne sich als Sohn des X, Y, Z bezeichnen lässt, indem er seinem Familiennamen das: «a lui» mit des Vaters Taufnamen vorsetzt: z. B. Juon a lui Vazili Botezat, d. i. «Johann des Basil (verstehe Sohn) Botezat.»

Tage zu Wilno, mit der letztwilligen Verfügung beschloss, auf einer Anhöhe begraben zu werden, welche der Volksmund noch heutzutage die Bekeshöhe zu nennen pflegt.

Die Familie muss in Polen weitere Wurzeln geschlagen haben, weil nicht nur eines Ladislaus Bekes Erwähnung geschieht, der in der, für den habsburgischen Erzherzog Maximilian, als Kroncandidate nach Bathory's Ableben, so verhängnisvollen Schlacht bei Byczyna, rühmlich sich hervorthat (25. Jänner 1588) und als Lohn der bewiesenen Kriegstüchtigkeit mehr Narosteien zugewiesen erhielt und weil spätere Nachkommen das ursprüngliche Wappen, die beiderseits mit Halbmond und Stern begleitete, schwarzbraune Adlersklaue, mit jenem vertauschten, welches in der polnischen Heraldik unter dem Namen «Gwiazdy» die Sterne* bekannt ist und dessen sich mehre, mit hohen Ehren genannte Häuser bedienen, wie z. B. die Stenberge, Gildensterne, Vogelwerder, Trywar und andere vielgenannte Adelsgeschlechter.

Durch Stephan Bathory gelangte der berühmte siebenbürgische Kanzler Martin

Berzewicz

zum polnischen Indigenate und erhielt eine Wappenveränderung, indem seinem ursprünglichen Wappenthier, der aufklimmenden Ziege, der polnische, einköpfige gekrönte weiße Adler hinzukam.

Die unverkennbar hervortretende magyarische Abkunft liefert ferner der polonisierte Familienname der

Eperiasz**

sonst wohl Eperjesy, deren ein Sprosse, Johann, für hervorragende Kriegsdienste, 1601 den polnischen Reichsadler zugesprochen erhielt. Welchen Wappens er sich bediente, suchte ich vergeblich zu ergründen.

Nicht minder ungarischen Ursprunges ist das Adelsgeschlecht der

Fagerasz

welches mit Andreas, einem, durch Waffenruhm sich hervorthuenden ritterhaften Kämpen, im Jahre 1662 das Indigenat und den Adelsstand des polnischen Reiches zuerkannt erhielt. Das hiemit zugleich zuerkannte Wappen finde ich aber nirgends abgebildet oder beschrieben.

Bei der Berühmtheit dieses Adelsgeschlechtes in der ungarischen Geschichte, welches Kirchenfürsten, hervorragende militärische und civile Würdenträger, neben ausgezeichneten Gelehrten in das Ehrenbuch des heimatischen Verdienstes

* Hiezu sei bemerkt, dass es althergebrachte, polnisch-nationale Gepflogenheit ist, die Nomenclatur des Wappenbildes dem Familiennamen vorzusetzen. So wurde der ungarische Bekes zum polnischen: «von Gwiazdy-Bekes» u. s. w.

** «Sz» spricht der Pole wie das deutsche «Sch» oder wie der Ungar sein «S» aus, der ungarische Namensauslaut «y» wird somit verschlungen, wie bei dem folgenden Namen.

lieferte, bleibt es tief zu bedauern, dass über die eigentliche Familienherkunft dieses Mannes alle Nachweispuren vergeblich verfolgt wurden. Gleiches gilt von dem Geschlechte der

Haza

welches — unbekannt um welche Zeit — in Polen sich niederließ, woselbst es jedoch schon deshalb zu hohem Ansehen gelangt sein musste, weil ein Samuel Haza, der in der Landschaft Posen begütert war, die Urkunde der Königswahl Johann Sobieski's als Johann's III. mitunterfertigte. Das Wappen dieses Hauses in Polen war das: «Hase» genannte d. i. «Zajag», folglich ein wie dem ersten, augenblicklichen Urtheile nach, ein sogenanntes den Familiennamen deckendes, sprechendes, deutsche Herkunft bekundendes Wappen. Eingehenderes hierüber lässt sich nicht ergründen und so wird es der phonetisch linguistischen Gründe wegen, an ungarische Herkunft zu denken und dies umso mehr, als deutsche Geschlechter, denen polnisches Indigenat und mit diesem die Adelsanerkennung zu Theil wurde, den Familiennamen in der Regel, höchstens der polnischen Schreibweise anbequemten. Ich verweise diesfalls auf die Namen: Guldenbalk, Gros, Gieppert, wo das «i» hinzukam, weil der Pole das deutsche «e» wie «ie» vorbringt. Ein «Heisler» wurde zum «Haysler», ein «Hem-» oder wol «Heimsing» zum Hem-Ignaz, weil der Pole das «z» wie ein lindes «s» behandelt und so wird «Henkel» zum «Henkiel» und «Haring» zum «Herynk» u. s. w.

Besonders hervorgehoben wird, dass die polnische Familie

Jaworski

von dem ungarischen Grafen Wancsaluch abstamme, welcher zu Zeiten Ludwig's von Anjou des I. oder Großen und Wladislaus Jagiello's durch ritterliche Thaten so sehr sich auszeichnete, dass ihm Letzterer nicht nur den polnischen Adel, sondern auch mehrere Güter in Rothreußen, insbesondere die Herrschaften Turka, Jawore und Inlik schenkte, von denen die drei Söhne des Begnadeten, unter welche je Eines dieser Güter aufgetheilt wurde, den ursprünglichen Familiennamen mit jenem der Turecki, Jaworski und Inlicki d. i. wörtlich: den Turka-er, Jawore-er und Inlik-er (verstehe Grundherr oder Besitzer) vertauschten. Ihre Namen sollen Chodko, Zanko und Ivanko gewesen sein, ihr Wappen aber das «Sas» d. i. der «Sachse» genannte, welches — wie es heißt — aus Sachsen nach Polen gekommen ist u. z. über Ungarn, woher ein Graf Huid dem reußischen Fürsten Leo bedeutende Hilfstruppen zugeführt und zum Danke dafür die Hand einer fürstlichen Verwandten und reichen Grundbesitz erhielt. Von nun an auf Letzterem weilend, sah er sein Wappen, welches in Ungarn ehemals die Goldgulden — möglich aus seiner Münze oder doch unter seiner Oberaufsicht hervorgegangen — trugen, mehrere vornehmen, mit ihm verwandt gewordenen Adelsgeschlechtern verliehen.

Ein ohne weitere Beziehungen vorkommender

Kapostas

wird als im Jahre 1790 in die polnische Adelsmatrikel aufgenommen, mehrfach nachgewiesen.

Korwin.

Durch Johann Hunyadi, durch das tragische Geschick seines erstgeborenen Sohnes Ladislaus und durch die Regentengröße des Zweitgeborenen Mathias Corvinus in der ungarischen Geschichte in unvergleichlicher Weise verewigt, zählt dies Geschlecht noch heutzutage weit und breit in den ehemals polnischen Landen eine zwanzig Adelsgeschlechter diverser Namen, aber auch Korwine vorweisende Nachkommenschaft. Aller Ursprung aber wird nach der längst veralteten und als vollständig fabelhaft erkannten Angabe längst zur abgeschliffenen, nicht mehr coursfähigen Münze, vor Jahrhunderten gewesener Genealogen und Heraldiker zurückgeführt, welche den Corvinern den römischen Feldherrn Valerius Messala Corvinus zu Stammvater geben, der unter Kaiser Tiberius Pannonien den Römern unterwarf und in diesem, von ihm eroberten Lande dauernd sich niedergelassen habe, worauf bereits zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts oder sogar noch früher, ein Nachkomme desselben in Polen eingewandert sei, wodurch dessen Wappen aufkam. Wie der Ring in des sprechenden Wappenbilde, in des Raben (corvus, daher corvinus) gerathen sei, lassen die polnischen Wappenbücher unerörtert, weil ihnen, sehr wahrscheinlich, die romantisch so schöne, so poesievolle, menschlich fesselnde siebenbürgische Sage nie zu Ohren gelangt war, nach welcher der sieghafte, spätere Gubernator von Ungarn, der Türkenhauer, der natürliche Sprosse des Gemahles der ungarischen Königin Maria, des Kaisers Sigismund und des liebreizvollen Edelfräuleins im Hatzeger Thale, der Elisabeth Morsinai gewesen sei, welch' Letztere dem stattlichen Kronenträger auf dessen Kriegszuge wieder den, des Reiches Südgrenze bedrohenden Feind ihre Gunst geschenkt, und des kaiserlichen Versprechens, der etwaigen Frucht der beiderseitigen Umarmung sich annehmen zu wollen, durch Hinterlegung des eventuell vorzuweisenden hinterlassenen Siegelringes sicher, mit aller Ruhe dem Augenblicke entgegenschah, der sie zur Mutter machen sollte. Sie genas — erzählt die schöne Sage weiter, eines Knaben, mit welchem sie den eigenen Bruder zum schützenden Begleiter nehmend, nach der Ofner Hofburg aufbrach, um, unter Vorweisung des kaiserlichen Siegelringes, die Verwirklichung des erhaltenen Versprechens durchzusetzen. Auf dem langen Wege dahin sei eines Tages Raat gehalten worden und das, unter einem schattigen Baume in das hohe Gras gebettete Knäblein habe seiner Beschwichtigung wegen den kaiserlichen Siegelring zum Spielen erhalten, den aber ein, von dem Geglitzer des Goldes angelockter Rabe der schwachen Kinderhand entrissen und mit seinem kostbaren Raube die Flucht ergriffen habe. Von dem Bruder der verzweifelnden Mutter glücklich erlegt und seiner Beute beraubt, sei es nun Elisabeth gelungen, zu Sigismund vorzudringen, ihren Ansprüchen volle Geltung zu verschaffen und es durchzusetzen, dass ihr Kind mit mehreren siebenbürgischen Liegenschaften, darunter auch Hunyad, das später zum Unterschiede von der gleichnamigen Besitzung der Bánfi's, Vajdahunyad genannt worden sei, sowie die Erziehung ihres, nunmehr Hunyadi genannten Sohnleins am Hofe und den ungarischen Adel zu erwirken, dessen Beweis eben das, den Raben mit dem Ringe im Schnabel aufweisende Wappen und der daher geholte Beiname «Corvinus» darthun sollte.

Die Stichhaltlosigkeit dieser letzteren Sage wurde vielfach und von nam-

haften Historikern, wie von *Teleki* in seinem classischen Werke: «Hunyadiak kora» d. i. «die Zeit der Hunyade» von *Aschbach* in dessen Geschichte des Kaisers Sigismund und schließlich von mir, als dem Schleppenträger dieser Größen, in meinem Werke: «Die Stamburg der Hunyade in Siebenbürgen» in einem umfangreichen Excurse in ihr mythenvolles Nichts zurückgewiesen, hätte jedoch verdient, von den polnischen Stemmatographen mitangeführt zu werden.

Auffallen muss es, in der polnischen Adelsmatrikel auch den Familiennamen der

Rakoczy

Vertreter zu sehen, da bekanntlich die kaiserliche Begnadigung und die hiemit verbundene Bewilligung zur Heimkehr nach Ungarn den Descendenten dieses, in der Geschichte so bedeutungsvoll und nachwirkenden Geschlechtes nur unter der Bedingung erteilt wurde, dass sie das bisherige Wappen und den Familiennamen ablege. Die polnischen Rakoczy führen das Ravicz genannte Wappen.*

Dieses Wappen zeigt einen gelben Schild, in welchem eine gekrönte Jungfrau mit ausgestreckten Armen auf einem nach rechts ausschreitenden schwarzen Bären sitzt, während die Helmzier einen ebenfalls schwarzen, aber nach rechts gewendeten Bären vorweist, welcher eine Rose in den Tatzen hält. Nähere Daten, wann? und wie? dieses Adelsgeschlecht nach Polen gekommen und zu dem Indigenate gelangt sei, wird in keinem Wappenbuche berührt. Gleiches gilt von

Szamoszközy

und sehr spärlich und mitunter zweifelhaft lauten jene über die Adelsfamilie

Topacs

deren Wappen im roten Felde einen Geierflügel mit vorstehender goldener Klaue, als Helmzier hingegen drei Straußenfedern aufweist. Dass dieses Wappen somit auch das zur Führung desselben berechnete Adelsgeschlecht aus Ungarn stamme, steht außer allem Zweifel. Nicht so der Zeitpunkt des Auftauchens dieser ungarischen Adelsfamilie in Polen, welcher von Einigen in die Tage des polnischen Königs Casimirs des Großen, anderen Angaben zu Folge in die Regierungszeit Ludwig des Großen, also ins XIV. Jahrhundert, zu verlegen wäre. Sehr zu bedauern bleibt es, dass alle Nachrichten darüber fehlen, wie das Adelsgeschlecht der Topacs im Laufe der Jahre dazu kam, achtzehn Familienwappengenossen zu erhalten, wie die Rakoczy in Polen, deren sie die, gewiss auffallende Zahl von Einhunderteinunddreißig zählen. Die Namhaftmachung dieser Wappengenossen dürfte hier wohl nicht am Platze sein, wohl aber die nachträglich erbrachte Ueberlieferung über den Ursprung des «Ravicz» genannten, von den polnischen Rakoczy's geführten Wappenbildes. Es heißt nämlich, ein englischer Prinz habe als Thronfolger die eigene Schwester, um den, bei ihrer Vermählung möglicherweise aus dem Lande zu bringenden Mahlschatz zu retten, Bären zum Zerreißen

* Ueber die Entstehung des Wappenbildes sieh: «Topacs».

ausgesetzt, wobei diese Thiere von der königlichen Jungfrau derart sich hätten zählen lassen, dass sie ihr als Reittier gedient hätten.

Den Schluss der ungarischen Notabeln in dem Adelsregister Polens bilden die

Veszeleny

welche unter, besser gesagt, mit Stephan Bathory nach Polen kamen u. zw. in dem Gefolge seines heldenmüthigen, in Polens Geschichte hochgepriesenen Herrn, in der Person des Ferenoz oder Franz Veszeleny, welchem von dem Könige Stephan Bathory die bedeutende Starostie Lenckorona zum Lohne seiner Verdienste war zugewiesen worden. Das Wappen ist der Breite nach getheilt und zeigt in der oberen Hälfte, im blauen Felde einen Baumstamm, an den sich mit den Vorderpfoten ein, mit einer Kette an denselben gefesselter Hund mit emporstehender Fahne lehnt; die untere Hälfte hat einen Karpfen als Wappenbild. Die Helmzier bilden drei Straußfedern.

Ein *wesentlicher* Beitrag zur ungarischen Adelsgeschichte wird hiemit wohl nicht geboten, immerhin aber dürften die vorstehenden Zeilen in privaten wie öffentlichen und voraus wissenschaftlichen Kreisen einiges Interesse zu fesseln und somit wohl auch für ernstere Tendenzen verwendet zu werden, geeignet sein.

Prof. WILH. SCHMIDT.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Ungarische Akademie der Wissenschaften.** Vortragssitzung der II. Classe am 8. Mai. Den Vorsitz führte Lorenz Tóth. Auf der Tagesordnung stand an erster Stelle der Antrittsvortrag des corr. Mitgliedes *Bernh. Alexander* über den «Nationalen Geist in der Philosophie.» Vortragender skizziert in der Einleitung die Stellung der Philosophie in Ungarn in der Vergangenheit und in der Gegenwart. Wir hatten keine Philosophie und als die Wissenschaften auch bei uns einen Aufschwung nahmen, war das Ansehen der Philosophie im Ausland tief gesunken. In den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts war diese Depression so groß, wie vielleicht nie. Auch dies wirkte nachtheilig auf die Lage der Philosophie in unserem Vaterlande und in dieser Lage entstanden Theorien, wie die, dass die Philosophie für uns gar nicht passe, dass der Ungar keinen Sinn, der nationale Geist keine Neigung für dieselbe habe. Nachdem Vortragender die Absurdität dieser Annahme nachgewiesen, entwickelte er, dass es eben aus diesem Gesichtspunkte interessant sei, die Wirkung des nationalen Geistes auf die Philosophie zu untersuchen, nur müssten vorher der Begriff der Philosophie und die Gesetze ihrer Entwicklung untersucht werden. Vortragender las nur den ersten Theil seiner Arbeit vor, welcher sich eingehend mit dem Begriff und den Aufgaben der Philosophie befasst. Er gelangt nach eindringenden Erörterungen zu dem Ergebnis, dass die Philosophie weder eine besondere privilegierte Methode, noch einen speciellen Gegenstand habe. Zu ihrer wahren Aufgabe wird sie dadurch geführt, dass sie nichts anderes, als das verbindende Glied zwischen den verschie-

denen Wissenschaften ist, und von den Einzelwissenschaften zum allgemeinen, systematischen Wissen erhebt. — An zweiter Stelle stand auf der Tagesordnung der Bericht des ordentlichen Mitgliedes Koloman *Thaly* «über die Schriften des Grafen Marsigli in den *Bologneser Archiven*». Vortragender skizziert vor Allem die ausgedehnte und bedeutende Wirksamkeit des hochgebildeten Grafen Ferdinand Marsigli am Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in seiner Eigenschaft als österreichischer General auf allen Gebieten des Sankt-Stefans-Reiches und berichtet dann über den einerseits im Privatarchiv der Nachkommen der Grafen Marsigli befindlichen Nachlass des genannten Feldherrn. Zur genaueren Aufnahme dieses Nachlasses wurde Dr. Anton Áldási entsendet, welcher nun einen vorläufigen eingehendern Bericht eingesendet hat, den Vortragender vorliest.

Das Akademie-Präsidium hat die Tage der 1893er (LIII.) Generalversammlung folgenderweise festgestellt:

I. 9. Mai, Dienstag, Nachmittags 5 Uhr Sitzungen der Classen. Gegenstände: a) Entscheidung der Preiswerbungen; b) Ausschreiben neuer Preiswerbungen; c) Abstimmung über die zur Candidation für die Ehren-, ordentliche, correspondierende und auswärtige Mitgliedschaft Empfohlenen. — Die I. Classe macht einen Vorschlag in Betreff der Zuerkennung des großen Akademiepreises und des Marczibányi-Nebenpreises.

II. 10. Mai, Mittwoch, Nachmittags 5 Uhr Generalversammlung. Gegenstände: a) Vorlage des Programms der feierlichen Schlussitzung; b) Berichte der Classen über ihre Preisentscheidungen, neuen Preisausschreibungen und Candidationen; c) Eröffnung der Devisenbriefe der preisgekrönten Concurrenzarbeiten.

III. 11. Mai, Donnerstag, Mittags 12 Uhr Sitzung des Directionsrathes.

IV. 12. Mai, Freitag, Nachmittags 5 Uhr Mitglieder wählende Generalversammlung. Gegenstände: a) Wahl von Ehren-, ordentlichen, correspondierenden und auswärtigen Mitgliedern der Akademie; b) Wahl eines Directionsrathesmitgliedes.

V. 14. Mai, Sonntag, Vormittags: Feierliche Schlußsitzung.

Vortragsitzung der II. Classe am 12. Juni. Den Vorsitz führte das ordentliche Mitglied Lorenz Tóth. Die Vorträge begann das ordentliche Mitglied *Julius Wlassics* mit seinem Antrittsvortrag unter dem Titel: «Die Causalität und Theilnahme im ungarischen Strafrechte.» Der Vortragende hebt, nachdem er für die ihm zu theil gewordene Anzeichnung gedankt, hervor, dass die Lehre der Theilnahme wissenschaftlich nur auf der Theorie der Causalität aufgebaut werden könne. Er wies auf die philosophischen Werke hin, welche den hierauf bezüglichen Forschungen eines jeden Criminaljuristen zum Ausgangspunkt dienen müssen. Die älteren Criminalisten beschäftigten sich zumeist bei der Tödtung mit der Frage der Causalität. Nach Hervorhebung der Verdienste jener Criminalisten, wie Bar, Buri, Geyer, Lißt, Binding, Bickmeyer etc., denen es zu danken ist, dass die Lehre der Causalität heute bereits im allgemeinen Theil ihren Platz gefunden hat, führt er des Weiteren aus, Derjenige, der die Causalität von der Schuld nicht

sondert, verwirre den Begriff dieses Problems. Er weist an der Hand der Judicatur der Curie nach, dass diese Sonderungslehre heute bereits geltendes Recht in Ungarn sei. Der Vortragende schließt sich gegenüber der Causalitätslehre Buri's jener Theorie an, welche vom Gesichtspunkte der positiven Wirkung der Bedingungen die entscheidende, die charakterisierende Bedingung, die Ursache herauszuwählen weiß. Diese Theorie angewendet auf die strafbare Handlung weist er nach, dass die Ursache stets die Handlung des speciellen Thatbestandes sei. Dies verleihe der Handlung Wesen und Charakter. Die Judikatur der Curie hat hinsichtlich der Klärung der Causalitätslehre eine lobenswerte Arbeit verrichtet. In vielen Urtheilen hat der oberste Gerichtshof zielbewusst die Theorie zur Geltung gebracht, wonach die Ursache mit dem Thatbestande identificiert wird. Soll die objektive Theorie beibehalten werden, dann darf man die Grundlage derselben, die objective Causalität nicht zurückweisen. Und diese objective Theorie ist im Gegensatze zur Judicatur des deutschen Reichsgerichtes der herrschende Typus des geltenden ungarischen Strafrechtes. Hierauf hielt das correspondierende Mitglied Franz Balassy einen Vortrag unter dem Titel: «Das Comitatus und die Burggespannschaft (*A megye és a várispánság*). In der Zeit der Gestaltung unserer bürgerlichen Verfassung zerfielen unsere Comitatus in zwei Theile, nämlich in die Burggespannschaft und in das eigentliche Comitatus. Die Burggespannschaft wurde aus dem Areal des Comitatus herausgeschnitten und zu einer militärischen Institution umgestaltet, und ihr Boden wurde unter die Freigemachten oder andere Freie als Lehen vertheilt, mit der Verpflichtung zum Militärdienst im königlichen Heere oder zur Kultur des Bodens der Burggespannschaft; die Ersteren wurden *várjobbágyok* (Burgholden?), die Letzteren *castrenses* oder *várnépség* (Burgvolk) genannt. Das Comitatus aber bestand aus den freien Besitzthümern der Adeligen, hohen Geistlichen und anderer Freien, welche nicht zur Burggespannschaft gehörten. Ein Theil der Autoren behauptet, dass König Stefan der Heilige nur einerlei Comitatus, ein militärisches, errichtet und daraus sich das spätere Comitatus oder Comitatussystem entwickelt habe. Andere dagegen behaupten den Dualismus oder die Zweierleiheit der Comitatus, dass schon Stefan der Heilige ein militärisches und ein bürgerliches Comitatus errichtet habe. Vortragender vertritt die zweite Ansicht, begründet sie aus den angesehenen Autoren, aus der Terminologie der Urkunden und aus der genauen Umschreibung des Burggespan-Amtes, und widerlegt die gegentheilige Ansicht.

Generalversammlung. Erster Tag. Dienstag, 9. Mai. Classensitzungen. Die große Jahresversammlung der Akademie begann wie gewöhnlich mit den gleichzeitigen Separatsitzungen der drei Classen, welche über die in die Competenz der Jahresversammlung fallenden Preise, respective Preisconcurrenten entscheiden und aus der Reihe der zu Mitgliedern Empfohlenen durch Abstimmung die Candidaten für die in der freitägigen Gesamtsitzung stattfindenden Mitgliederwahlen bestimmen.

I. Die I. Classe, unter dem Vorsitze des Classenpräsidenten Anton Zichy entschied über die heuer in ihre Competenz fallenden Preise folgendermaßen:

1. Den großen Akademiepreis (200 Dukaten) erhalten zu gleichen Theilen die beiden Redacteurs des ungarischen sprachgeschichtlichen Wörterbuches:

Gabriel Szarvas und Siegmund Simonyi. 2. Den Marczibányi-Nebenpreis (50 Dukaten) erhält Emil Ponori-Thewrewk's Festus-Ausgabe. 3. Der Balyovsky-Preise für eine Ode (200 fl.) wird wegen Unzulänglichkeit der Concurrnarbeiten nicht herausgegeben. 4. Den Samuel-Preis (15 Dukaten) für eine sprachwissenschaftliche Abhandlung erhält Bartha; lobend erwähnt werden Steuer und Kőrösi. 5. Den Lévy-Preis (500 fl.) für eine Berzsenyi-Biographie gewinnt die Concurrnarbeit 1. mit dem Motto: «Nevem kivívtam». 6. Der Lukács-Preis (1000 fl.) für eine ungarische Laut- und Formenlehre wird der einzigen sehr vorzüglichen, aber nicht vollendeten Concurrnarbeit mit der Bedingung zuerkannt, dass der Verfasser sie vorher vollende. 7. Die im Vorjahre in der Schwebe gebliebene, weil unvollendete ungarisch-deutsche Phraseologie wurde jetzt vollendet eingesandt, den Preisrichtern zugewiesen und wird die nächste Classensitzung darüber entscheiden.

Von den zu Mitgliedern Empfohlenen wurden für die freitägige Mitgliederwahl im Plenum candidiert: 1. Zum Ehrenmitgliede: Armin Vámbéry mit sämtlichen 21 Stimmen. 2. Zum ordentlichen Mitglied: Siegmund Simonyi mit 15 von 20 Stimmen. 3. Zu correspondierenden Mitgliedern: a) Géza Némethy (mit 19 von 21), b) Ignaz Kúnos (mit 15 von 20 Stimmen). 4. Zum auswärtigen Mitgliede Professor von der Gabelentz (mit 15 von 17 Stimmen).

II. Die II. Classe, unter dem Vorsitze des Ehren- und Directionsraths-Mitgliedes Grafen Anton Széchen, entschied über die in ihre Competenz fallenden Jahrespreise, respective Preisbewerbungen folgendermaßen: 1. Der Max Beck-Preis für eine Geschichte der Budapester Banken wird der einzigen Concurrnarbeit nicht zuerkannt. 2. Der Preis der I. Ungarischen Versicherungsgesellschaft (500 fl.) für eine Arbeit über die italienische Valuta wird der einzigen Concurrnarbeit zuerkannt. 3. Der Gorove-Preis (200 Dukaten) für eine Arbeit über die englischen Moralisten wird der einzigen Concurrnarbeit nicht zuerkannt. 4. Um den aus je 500 fl. der I. Ungarischen Versicherungsgesellschaft und des Ministers Baross bestehenden 1000-Gulden-Preis für eine Geschichte der ungarischen Eisenindustrie wirbt in offener Concurrrenz ein einziges Offert von Aladár Edvi-Illés, welcher mit der Ausarbeitung betraut wird. 5. Um den Ullmann-Preis (360 Goldgulden) für eine Geschichte der Donau-Dampfschiffahrt concurrirten zwei Arbeiten. Der Preis wird der das Motto «Concordia res parvae crescunt» tragenden unvollendeten Arbeit mit der Bedingung der vorherigen Vollendung zuerkannt. 6. Der Lévy-Preis (500 fl.) für eine Arbeit über Steinkohlenbergbau wird der einzigen Concurrnarbeit nicht zuerkannt. 7. Der Péczely-Preis (1000 fl.) für eine Arbeit über ungarische Geschlechter (Nemzetségék) wird der einzigen, aber unvollendeten Concurrnarbeit mit der Bedingung der vorherigen Vollendung zuerkannt.

Von den zu Mitgliedern Empfohlenen wählte die II. Classe zu Candidaten für die Wahl in der freitägigen Generalwahlversammlung die Folgenden: 1. Zu ordentlichen Mitgliedern: a) Alexander Hegedüs (mit 30 von 44 Stimmen); b) Josef Jekelfalussy (mit 30 von 44); c) Ladislaus Fejérpataky (mit 34 von 43). 2. Zu correspondierenden Mitgliedern: a) Ludwig Farkas (mit 31 von 44); b) Franz Nagy (mit 28 von 42); c) Béla Földes (mit 36 von 44); d) Siegmund Bubics (mit 35 von 43); e) Heinrich Marczali (mit 29 von 43 Stimmen). Durch-

gefallen sind: Josef Bokor, Karl Böhm, Ignaz Küner, Karl Lechner und Johann Oereg. 3. Zum auswärtigen Mitglied: Professor Huber (mit 39 von 43 Stimmen).

III. Die III. Classe, unter dem Vorsitze des Classenpräsidenten Karl v. Than, hatte diesmal nur über eine Preisconcurrentz zu entscheiden. Der für eine Arbeit über die chemische Zusammensetzung des ungarischen Weizens ausgeschriebenene Lévy-Preis (500 fl.) wurde der einzigen Concurrentzarbeit nicht zuerkannt und neuerdings ausgeschrieben. Aus den für die Mitgliederwahl empfohlenen candidierte die III. Classe für die in der freitägigen Gesamtsitzung stattfindende Wahl die Folgenden: 1. Zum ordentlichen Mitglied: August Heller (mit 31 von 41 Stimmen). 2. Zum correspondierenden Mitglied: Karl Zipernovski (mit 27 von 38 Stimmen). Nicht genügende Stimmen erhielten: Alois Czogler, Wilhelm Hanko, Thomas Kosutányi, Leo Lieberman, Gustav Rados, Árpád Bókai, Ernst Schwimmer, Moriz Staub und Béla Tormay. 3. Zu auswärtigen Mitgliedern: a) Emil Dubois-Reymond; b) Sir Josef Lister Br.; c) Nathaniel Pringsheim.

Zweiter Tag. Mittwoch, 10. Mai. Generalsitzung. Den Vorsitz führte Akademiepräsident Baron Roland Eötvös.

Der Generalsecretär Coloman Szily verlas vor Allem das Programm der am Sonntag, 14. Mai, Vormittags um 10 Uhr im Prunksaale des Akademiepalastes stattfindenden 53. feierlichen Generalsitzung. Dasselbe lautet: 1. Eröffnungsrede des Präsidenten Baron Roland Eötvös; 2. Festvortrag des ordentlichen Mitgliedes Josef Lévy: «Arany's Lyrik»; 3. Festvortrag des Generalsecretärs Coloman Szily: «Arany als Akademiesecretär». (Siehe oben Seite 321 ff.) — Hierauf verlas derselbe das Programm der um 1 Uhr Mittags im Garten des National-Museums stattfindenden Feier der Enthüllung des Arany-Monuments. Dasselbe lautet: 1. Hymne, gesungen von der «Budai Dalárda»; 2. Baron Roland Eötvös, Präsident der Denkmals-Commission, begrüßt die Gäste und übergibt das eben enthüllte Denkmal des Obsorge der Regierung; 3. Graf Albin Csáky, kön. ung. Cultus- und Unterrichtsminister, übernimmt das Denkmal; 4. Erklärung des Vertreters der Haupt- und Residenzstadt; 5. Carl Szász, Vicepräsident der Akademie und der Kisfaludy-Gesellschaft, bekranzt das Denkmal im Namen der beiden Anstalten mit kurzer Rede; 6. die Deputationen legen ihre Kränze ohne Reden, unter einfacher Nennung ihrer Sender, auf das Piedestal des Denkmals nieder; 7. «Szózat», gesungen von der «Budai Dalárda».

Hierauf verlas der Generalsecretär die Berichte der einzelnen Classen über die in ihren gestrigen Separatsitzungen getroffenen Preisentscheidungen, sowie die neuen Preisanschreibungen und Mitglieder-Candidationen.

Hierauf erfolgte die Eröffnung der Mottobriefe der am vorhergehenden Tage durch die einzelnen Classen der preisgekrönten Concurrentzarbeiten.

Der Verfasser der von der ersten Classe mit dem Lévy-Preis gekrönten Berzsenyi-Biographie ist Dr. Johann Váczi; der Verfasser der von der zweiten Classe mit dem Sztrókay-Preis gekrönten rechtswissenschaftlichen Studie über Principien der internationalen Rechtshilfe ist Michael Tankó; Verfasser der von derselben Classe mit dem Preis der Ersten Ungarischen Allgemeinen Assecuranz-Gesellschaft gekrönten finanzwissenschaftlichen Studie über die italienische Valuta ist David Kohn; Verfasser der, mit der Bedingung der Vollendung mit dem Péczely-Preis gekrönten genealogischen Arbeit über die ungarischen Ge-

schlechter des XIV. Jahrhunderts ist Major Johann Karácsonyi. Nun erübrigt uns noch, in Kürze das Verzeichnis der von den Classen neuausgeschriebenen Preise mitzutheilen.

I. Neue Preise der er-ten Classe: 1. Der 1893er Große Akademiepreis (200 Dukaten) und Marczibányi-Nebenpreis (50 Dukaten) wird den besten unter den im Jahrescyclus 1887—1893 erschienenen, in das schönwissenschaftliche Gebiet gehörenden Arbeiten zuerkannt. Einsendungstermin: 31. Jänner 1894. 2. Auf den Graf Josef Teleki-Dramenpreis (100 Dukaten) concurren im Jahre 1894 Lustspiele mit Anschluss der Mittelgattungen. Einsendungstermin: 30. September 1894. Zuerkennung am 19. März 1895. 3. Baron Desider Bánffy-Preis (1200 Kronen) für Lustspiele mit ungarisch-geschichtlichem Sujet oder Hintergrund. Einsendungstermin: 30. September 1894. 4. Farkas-Raskó-Preis (100 fl.) für ein patriotisches Gedicht. Einsendungstermin: 30. September 1893. 5. Julius Bulyovsky-Preis (200 fl.) für eine patriotische Ode. Einsendungstermin: 30. September 1894. 6. Auf den Péczely-Roman-Preis (1000 Goldgilden) concurren in den Jahren 1891—1892 erschienene Romane mit ungarisch-historischem Sujet oder Hintergrund, in zweiter Linie Romane aus dem ungarischen socialen Leben. Einsendungstermin: 15. Juni 1893. 7. Die Ungarische Akademie hat je ein Exemplar des von ihr edierten ungarischen sprachgeschichtlichen Wörterbuches als Preis für je einen sich mit Sprachwissenschaft beschäftigenden Hörer der Budapester, Klausenburger und Agramer Universität bestimmt, den die Fachprofessoren der betreffenden Facultät als dieser Auszeichnung am würdigsten bezeichnen werden. Die Zuerkennung erfolgt vom Jahre 1894 an alljährlich in der Generalversammlung der Akademie.

II. Neue Preise der II. Classe. 1. Der Sigmund Bródy-Preis (3000 fl.) wird in der 1894er Generalversammlung einem in den letzten drei Jahren erschienenen hervorragenden publicistischen Werke zuerkannt. Darauf Reflectierende haben ihr Werk bis 31. Dezember 1893 an das Generalsecretariat der Akademie einzusenden. — 2. Der Stefan Szilágyi-Preis (1200 fl.) wird dem besten der im Jahrescyclus 1892—1893 ungarisch erschienenen Werke, welche die ganze ungarische Geschichte oder einzelne Epochen derselben behandeln, zuerkannt. Einsendungstermin 31. Dezember 1893. — 3. Gorove-Preis (100 Dukaten) für eine Geschichte der englischen Moralphilosophie von Bacon bis Herbert Spencer inclusive nach Originalquellen. Einsendungstermin: 30. September 1896. — 4. Lukács-Preis (1000 fl.) für eine kritische Darstellung der neueren Theorien der Erkenntnislehre seit Kant. Einsendungstermin: 30. September 1896. — 5. Max Beck-Preis (400 fl.) für eine Geschichte der Budapester Banken in den letzten 25 Jahren und Darstellung ihres Einflusses auf die Entwicklung des ungarischen volkswirtschaftlichen Lebens. Einsendungstermin: 30. September 1894. — 6. Preis der Ersten Ungarischen Allgemeinen Assecuranz-Gesellschaft (500 fl.) für eine Erörterung der Frage der Zweckmäßigkeit der Börsensteuer vom Gesichtspunkte des richtigen Stenersystems und Darstellung der hauptsächlichlichen Bestimmungen und Ergebnisse der gegenwärtig geltenden ausländischen Börsensteuergesetze. Einsendungstermin: 30. September 1894. — 7. Konstantin Dóra-Preis (50 Dukaten) für eine Erörterung der Rolle der Arbitrage der edlen Metalle und des Edelmetallgeldes bei der Regelung der internationalen Geldverhältnisse, mit besonderer Rücksicht

auf das österreichisch-ungarische Valutasystem. Einsendungstermin: 30. September 1894. — 8. Lukács-Preis (1000 fl.) für eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der ungarischen Selbstregierung und ihrer Organisation in den verschiedenen Perioden von Stefan dem Heiligen bis zu Ferdinand V. Einsendungstermin: 30. September 1894.

III. Neue Preise der III. Classe: 1. Lévy-Preis (500 fl.) für eine Untersuchung des Klebergehalts des ungarischen Weizens. Einsendungstermin: 30. September 1896. (Aufs neue ausgeschrieben.) 2. Lévy-Preis (500 fl.) für eine Arbeit aus dem Gebiete der Forstwirtschaftslehre. Einsendungstermin: 31. Dezember 1894. 3. Bézsán-Preis (1200 fl.) für eine Monographie der vaterländischen Reptilien. Einsendungstermin: 30. September 1896.

Hierauf las der Generalsecretär den Bericht über den Akademiepreis für Universitäts Hörer des geschichtlichen Faches. Die Akademie hatte beschlossen, für je einen sich mit Geschichte befassenden Hörer der Budapester, Klausenburger und Agrarer Universität, den die Fachprofessoren der betreffenden Facultät als Würdigsten empfehlen würden, jährlich je eine Abtheilung der von ihr edierten *«Monumenta Hungariæ Historica»* als Preis zu bestimmen, welche von 1893 angefangen jährlich, gelegentlich der Generalversammlung zuerkannt werden soll. Auf Grund der Empfehlungen der Dekane der philosophischen Facultäten der drei Universitäten haben 1893 folgende Hörer dieser Facultät den Preis erhalten: Coloman Csepregi, drittgähriger Hörer an der Budapester, Johann Holzhammer, erstjähriger Hörer an der Klausenburger und Robert Koprinsky, Hörer an der Agrarer philosophischen Facultät.

Dritter Tag, Donnerstag, 11. Mai. Sitzung des Directions Rathes. Berichte über oeconomische Angelegenheiten, Cassen- und Rechnungsrevisionen.

Vierter Tag, Freitag, 12. Mai. Mitgliederwählende Generalsitzung. Präsident Baron Roland Eötvös. In der Sitzung waren auch die Directions Rathes-Mitglieder Koloman Tisza und Balthasar Horvát anwesend. Auf der Tagesordnung stand die Wahl eines Mitgliedes in den Directions Rath und die Abstimmung über die Candidaten der Classen für die Ehren-, ordentliche, correspondierende und auswärtige Mitgliedschaft.

In den Directions Rath war aus der Reihe der Akademiker an Stelle des verstorbenen Directions Rathes-Mitgliedes Karl Keleti ein Mitglied zu wählen. Die Abstimmung durch Zettel ergab für Zoltán Beöthy 33, für Julius Pauler 9, für Moriz Jókai, Lorenz Tóth, Alexander Szilágyi, Ludwig Láng je 1 Stimme. Somit ist Zoltán Beöthy zum Directions Rathes-Mitglied erwählt.

Hierauf wurde durch das Los die Reihenfolge der Classen für die Abstimmung über die Mitgliedschafts-Candidaten in der Weise bestimmt, dass die dritte Classe beginne und hierauf die zweite, endlich die erste Classe folge.

Die Candidaten der dritten Classe erhielten folgende Stimmzählen: 1. Candidat zum ordentlichen Mitgliede: August Heller 36 Ja, 10 Nein. 2. Candidat zum correspondierenden Mitgliede: Karl Zipernovsky 33 Ja, 13 Nein. 3. Candidaten zu auswärtigen Mitgliedern: P. Emil Dubois-Reymond 39 Ja, 3 Nein; Sir Josef Lister, Baronet, 42 Ja, 1 Nein; Nathaniel Pringsheim 35 Ja, 8 Nein. Demnach sind sämtliche Candidaten der dritten Classe gewählt.

Die Candidaten der zweiten Classe erhielten folgende Stimmzählen:

1. Candidat zum ordentlichen Mitgliede: Alexander Hegedüs 33 Ja, 13 Nein; Josef Jekelfalussy 34 Ja, 11 Nein; Ladislaus Fejérpataky 39 Ja, 7 Nein. 2. Candidat zum correspondierenden Mitgliede: Béla Földes 39 Ja, 6 Nein; Ludwig Farkas 35 Ja, 10 Nein; Franz Nagy 32 Ja, 12 Nein; Siegmund Babics 36 Ja, 10 Nein; Heinrich Marczali 37 Ja, 8 Nein. 3. Candidat zum auswärtigen Mitgliede: Professor Alphons Huber 34 Ja, — Nein. Demnach sind sämtliche Candidaten der zweiten Classe gewählt.

Die Candidaten der ersten Classe erhielten folgende Stimmzahlen: 1. Candidat zum Ehrenmitgliede: Armin Vámbéry 35 Ja, 3 Nein. 2. Candidat zum ordentlichen Mitgliede: Siegmund Simonyi 29 Ja, 9 Nein. 3. Candidat zum correspondierenden Mitgliede: Géza Némethy 34 Ja, 6 Nein; Ignaz Kunos 28 Ja, 8 Nein. 4. Candidat zum auswärtigen Mitgliede: Professor Georg von der Gabelentz 32 Ja, — Nein. Demnach sind sämtliche Candidaten der ersten Classe gewählt.

Präsident constatiert mit Vergnügen die Thatsache, dass sämtliche Candidaten der Classen gewählt wurden und schließt die Sitzung.

— Plenarsitzung und Sitzung der III. Classe am 24. April. Nachdem Präsident Baron Roland Eötvös die Plenarsitzung eröffnet, las das correspondierende Mitglied *Dr. Josef Jekelfalussy* seine *Denkrede auf Karl Keleti*. Der Name Karl Keleti's lebt in unserem Vaterlande innig verwachsen mit dem Namen der Statistik. Vor den siebziger Jahren waren beide ziemlich unbekannt, seitdem sind beide bekannt und populär geworden. Karl Keleti war bei uns der Schöpfer der socialen, der modernen Statistik und welche Dienste er damit der Schöpfung des modernen Ungarn geleistet, ist kaum berechenbar. Unsere aus der Mangelhaftigkeit unserer statistischen Bildung fließende nachtheilige Stellung zeigte sich gleich bei den ersten Verhandlungen mit Oesterreich. Welch ein Fortschritt binnen einiger Jahrzehnte! Heute sind wir unserer wirtschaftlichen Unmündigkeit bereits entwachsen und stehen auch in dieser Beziehung als gleichberechtigte Hälfte Oesterreich gegenüber. Unleugbar hat Keleti und die Thätigkeit des von ihm geleiteten statistischen Landesbureaus großen Antheil an der Erringung dieser Großjährigkeit. Eine solche Rolle konnte so glänzend nur ein so hochtalentierter Mann ausfüllen, wie Keleti, der, als Autodidakt, ein europäisch gebildeter und mit den ersten ausländischen Autoritäten auf einem Niveau stehender Fachmann war. Dabei war er jeder Zoll ein Ungar, hieng schwärmerisch an seiner Nation, wurde in all seinem Thun und Denken von starker Racenliebe geleitet, wiewohl er seiner Abstammung nach nicht Ungar war. — Als er Ende der fünfziger Jahre von Szolnok, wo er als subalternen Finanzbeamter diente, nach Budapest kam, erhielt er sich hier zuerst durch journalistische Arbeit, wurde dann bei der neugegründeten Ungarischen Bodencreditanstalt angestellt und errang sich in wenigen Jahren als Notär dieser Anstalt eine schöne Stellung und als Publicist und nationalökonomischer Schriftsteller einen schönen Namen. Den seinem Beruf und Talent entsprechenden Wirkungskreis fand er aber erst, als ihn Minister Gorove zum Sectionsrath im Ministerium für Ackerbau, Gewerbe und Handel ernannte und mit der Leitung der dort organisierten statistischen Section betraute. Keleti's

zähe Energie erreichte es, dass mit allerhöchster Entschliegung vom 18. April 1871 das selbständige statistische Amt errichtet wurde. Keleti's hohe organisatorische und administrative Fähigkeit stellt die Durchführung der 1870er Volkszählung in noch helleres Licht. Er löste mit einer ungeübten Rekrutenschaar die große Aufgabe für die damaligen Verhältnisse mustergiltig und ließ sich durch die gleichzeitige österreichische Volkszählung durchaus nicht überflügeln. — Durch die gesammte Thätigkeit des statistischen Landesbureaus zieht sich als rother Faden das Streben hindurch, die ungarische statistische Datensammlung je enger den Feststellungen des internationalen statistischen Congresses anzupassen, weil die statistischen Daten eigentlich nur durch die Vergleichung wirklich instructiv werden. Daher der Eifer, mit dem Keleti die internationalen Verbindungen pflegte und an den Verhandlungen der internationalen statistischen Congresses theilnahm. Er repräsentierte 1869 auf dem Haager und 1872 auf dem Petersburger Congress mit Johann Hunfalvy Ungarn und erwarb mit seiner Fachkenntnis und dem imponierenden Gewicht seiner Individualität dem ungarischen Namen und dem jungen ungarischen statistischen Amte Achtung. Auf dem darauffolgenden 1876er Budapester Congress, von welchem die aus aller Welt versammelten Gelehrten eine günstigere Meinung über Ungarn heimnahmen, bewies Keleti eine sozusagen übermenschliche Arbeitskraft. — Seine literarische Thätigkeit begann nach seiner Uebersiedlung nach Budapest mit verschiedenen Zeitungsbeiträgen. Dauerndere Thätigkeit entwickelte er auf dem Gebiete der volkswirtschaftlichen Fachliteratur. Sein erstes größeres Werk war die Bearbeitung von Baudrillart's volkswirtschaftlichem Handbuch, welchem volkswirtschaftliche Essays im «Budapesti Szemle» («Budapester Rundschau») und «Statistikai és nemzetgazdasági közlemények» («Statistische und nationalökonomische Mittheilungen»), deren Redaction die Akademie 1869 ihm übertrug, vorangingen, womit sein immer enger werdendes Verhältnis zur Akademie begann, die ihn 1868 zum correspondierenden, 1875 zum ordentlichen, 1890 zum Directionsraths-Mitgliede erwählte. Diese Arbeiten bezeichnen aber trotz ihrer Vorzüge nur das Vorbereitungsstadium seiner literarischen Laufbahn. Die erste bleibende Schöpfung seines ausgegohrenen Talents war sein großangelegtes Werk «Hazánk és népe» («Ungarns Land und Volk»), das erste ungarische Werk, welches die wirtschaftlichen und culturellen Zustände Ungarns der neueren Entwicklung der socialen Wissenschaften entsprechend behandelt und sozusagen eine neue Welt der Kenntnis der heimischen Zustände eröffnete. Der Schwerpunkt seiner socialen Thätigkeit liegt in seiner durch ein Vierteljahrhundert unermüdlich im Interesse der ungarischen Industrie entwickelten Wirksamkeit. Als reife, kernhafteste Frucht seiner literarischen Thätigkeit betrachtete Keleti selbst sein anlässlich der 1878er Pariser Weltausstellung verfasstes Werk «Magyarország közigazdasági és mivelődési állapotai» («Die volkswirtschaftlichen und culturellen Zustände Ungarns»). — Die Organisation der neuen Verkehrsstatistik, die Ausführung der 1880er Volkszählung und die centrale Verarbeitung des riesigen Landesmaterials nahmen seine erhöhte Thätigkeit in Anspruch. Damals verfertigte er auf ganz neuen Grundlagen die Alimentationsstatistik Ungarns. Volkswirtschaftliche und statistische Studien folgten in raschem Nacheinander. Mit der Afassung des großen Berichtes über die 1885er Budapester Landesausstellung betraut, beschenkte er unsere volkswirtschaftliche Literatur, als

Einleitung, mit einer hervorragenden Studie, in welcher er die wichtigen Lehren der Ausstellung mit gewohnter Fachkenntnis abzog. Außer der amtlichen und literarischen Thätigkeit hatte er noch eine Leidenschaft: die Jagd. Doch zog ihn zu seinen Jagdausflügen nicht bloß diese Leidenschaft, sondern auch die tiefe, unwiderstehliche Liebe zur Natur. Keleti besaß ein tief und zart fühlendes Herz. Es liebten ihn Alle, die nicht nur in den Schatz seines reichen Geistes, sondern seines vielleicht noch reicheren Herzens Einblick thun konnten. So lebte er glücklich, zufrieden, Freude findend an seiner blühenden Familie, ruhig arbeitend in seinem Amte, eifrig theilnehmend an unserem wissenschaftlichen Leben. Seine ruhige, glückliche Lebensperiode währte bis 1890. Die Unterordnung des statistischen Amtes unter das neugeschaffene Handelsministerium mit seinem willenskräftigen und keinen Widerspruch duldenden Chef führte zu Conflicten zwischen den beiden unbeugsamen Charakteren und zur Katastrophe für den schwächeren, untergeordneten. Das sonst geliebte Amt ward ihm zum Kerker und er durchlebte in zwei kurzen Jahren ein ganzes Martyrium von Seelenleiden. Vergebens suchte er einen anderen ihm entsprechenden Wirkungskreis, vergebens bewarb er sich Anfangs 1892 um ein Reichstagsmandat. Diese Enttäuschung lastete schwer auf ihm. Von da an sah er Alles schwarz um sich. Eine Lungenentzündung raffte seinen wankenden Organismus am 30. Mai 1892 hin. Er hat sich mit seiner literarischen und socialen Wirksamkeit unverwelkliche Kränze geflochten.

Nach der effectreichen, mit Applaus aufgenommenen Denkrede, anlässlich welcher auch ein zahlreiches distinguiertes Damen-Auditorium in der Sitzung erschienen war, suspendierte der Präsident die Sitzung auf zehn Minuten. Nach Wiederaufnahme der Sitzung theilte der Generalsecretär *Koloman von Szily* die laufenden Angelegenheiten mit. Vor Allem widmete er zwei neuen Todten der Akademie, dem Ehrenmitgliede Ludwig Markusovjky und dem auswärtigen Mitgliede Alfons De Candolle warme Nachrufe. Sodann unterbreitete er ein vom Handelsminister der Akademie zugesandtes Exemplar des Programms des Chicagoer Weltcongresses, ferner ein vom Unterrichtsminister eingesandtes Gesuch der Lönberger Universität um Zusendung der sämtlichen Publicationen der Akademie, welches der Bibliotheks-Commission zugewiesen wird; hierauf den Vorschlag der mit der Feststellung des Statuts für den die Literatur betreffenden Theil des hauptstädtischen Franz-Josef-Jubiläums-Denkmal's betrauten Commission. Von dem auf die Literatur jährlich entfallenden Stiftungstheil von 800 fl. soll jedes dritte Jahr ein Preis von 2400 fl. ausgeschrieben und am 8. Juni als der Jahreswende der Krönung einem hervorragenden literarischen Werke durch eine aus 3 Akademie- und je 2 Kisfaludy- und Petöfi-Gesellschaftsmitgliedern bestehende Jury zuerkannt werden. Der Hauptstadt soll Dank votiert werden. Der Vorschlag wird angenommen. Nach einem ferneren Vorschlag der ersten Classe sollen von der Baron Desider Bánffy'schen 2000 Kronen-Stiftung für ungarische historische Lustspiele 1200 Kronen sofort als Preis ausgeschrieben und die erübrigenden 800 so lange fructisicirt werden, bis der Betrag eines neu auszuschreibenden Preises von 1200 Kronen erreicht ist. Das hierauf vorgelegte Gutachten der II. Classe, respective der historischen Commission in Betreff des von den Klausenburger Professoren Óváry und Kolozavári angesuchten Reisestipendiums lehnt das Ansuchen mit dem Hinweis auf die den Ansuchern ohnedies schon für ihr «Corpus statutorum»

gewährte übermäßige Unterstützung ab. Eine Zuschrift des Notars Philipp Weimann meldet, dass Moriz Wahrmann'sche Verlassenschafts-Curatorium für die Akademie einen von 3 zu 3 Jahren abwechselnd hervorragenden literarischen oder practischen Leistungen auf dem Gebiete der Industrie und des Handels zu ertheilenden, 1000 fl. betragenden Wahrmann-Preis gestiftet habe und bittet um Anfertigung des Preisstatuts, welche der zweiten und dritten Classe übertragen wird. Schließlich meldet der Generalsecretär noch die für die Bibliothek in diesem Monat eingelaufenen Geschenke und die diesmonatlichen akademischen Publicationen an. — Hierauf folgte die Vortragssitzung der III. Classe.

Das April-Heft des vom Generalsecretär der Akademie *Koloman v. Szily* redigierten „*Akadémia Értesítő*“ publicirt die Namensliste Derjenigen, die von den Candidations-Comités der einzelnen Classen als Candidaten der Akademie der im nächsten Monat stattfindenden Plenarversammlung empfohlen werden.

Das Candidations-Comité der sprachwissenschaftlichen Commission der ersten Classe (*Anton Zichy, Gabriel Szarvas, Emil P.-Thewrewk, Wilhelm Petz, Oskar Asbóth*) candidirt auf Grund der eingelangten Empfehlungen als Ehrenmitglied: *Armin Vámbéry* (bisher ordentliches Mitglied), als ordentliches Mitglied: *Siegmond Simonyi* (bisher correspondierendes Mitglied), als correspondierende Mitglieder: *Ignaz Kunos, Géza Némethy und Josef Balassa*. — Das Candidations-Comité der philosophischen und socialen Commission der zweiten Classe (*Lorenz Tóth, Julius Schwarz, Paul Hoffman, Alexander Matlekovits* [zurückgetreten] und *August Pulszky*) candidirt als ordentliche Mitglieder: *Alexander Hegedüs* (bisher correspondierendes Mitglied), *Josef Jekelfalussy* (bisher correspondierendes Mitglied), und *Alexander Plósz* (bisher correspondierendes Mitglied) als correspondierende Mitglieder: *Josef Bokor, Karl Böhm, Karl Lechner, Johann Öreg* (aus dem Kreise der philosophischen Wissenschaften); *Ludwig Farkas und Franz Nagy* (aus dem Kreise der Rechtswissenschaften); *Ignaz Kuntz* (aus dem Kreise der Staatswissenschaften) und *Béla Földes* (aus dem Kreise der volkswirtschaftlichen Wissenschaften). — Das Candidations-Comité der historischen Commission der II. Classe (*Franz Pulszky, Alexander Szilágyi, Julius Pauler, Béla Czobor und Desider Csánki*) hat auf Grund der ihm zugekommenen Empfehlungen folgende Candidationen vorgeschlagen: für die erledigte Stelle eines ordentlichen Mitgliedes das correspondierende Mitglied *Ladislau Fejérpataky*, für die zwei erledigten Stellen von correspondierenden Mitgliedern an erster Stelle den Kaschauer Bischof *Siegmond Bubics* und *Heinrich Marczali*; an zweiter Stelle *Johann Szendrei* und *Koloman Demkó*. — Das Candidations-Comité der mathematischen, physikalischen, chemischen und technischen Commission der III. Classe (*Ernst Hollán, Isider Fröhlich, Karl Than, Béla Lengyel, Moriz Réthy*) hat auf Grund der ihm zugekommenen Empfehlungen candidirt: als ordentliche Mitglieder die correspondierenden Mitglieder *August Heller* und *Ferdinand Klug*, als correspondierende Mitglieder *Alois Czógler, Wilhelm Hankó, Thomas Kossutány, Leo Liebermann, Gustav Rados, Karl Zipernovszky*. — Das Candidations-Comité der naturwissenschaftlichen, geographischen und medicinischen Commission der III. Classe (*Johann Frivaldszky, Josef Fodor, Josef Alexander Krenner,*

Albert Bedő und Julius Klein) hat auf Grund der ihm zugekommenen Empfehlungen folgende Candidationen vorgeschlagen: zum ordentlichen Mitgliede das correspondierende Mitglied Géza Horváth, zu correspondierenden Mitgliedern in alphabetischer Reihenfolge: Árpád Bókai, Ernst Schwimmer, Moriz Staub, Béla Tormay.

Kisfaludy-Gesellschaft. Monatliche Vortragssitzung unter dem Vorsitze des Präsidenten Paul Gyulai am 26. April. Den Vorträgen vorangehend meldete Generalsecretär Zoltán Beóthy einige Einläufe an. Kön. Notar Dr. Philipp Weimann verständigt das Präsidium, dass die Moriz Wahrmann'sche Verlassenschafts-Commission aus dem für humanitäre Zwecke bestimmten Nachlassbetrag der Kisfaludy-Gesellschaft 1000 fl. bestimmt hat. Die Witwe Johann Kriza's hat der Gesellschaft den handschriftlichen poetischen Nachlass des verstorbenen Dichters zugesandt. Der siebenbürgisch-ungarische Culturverein ladet die Gesellschaft zur Vertretung bei ihrer in Dees zu haltenden Generalversammlung ein. — Hierauf hielt das ordentliche Mitglied Lorenz Tóth einen hochinteressanten Vortrag: «Aus den Memoiren des Grafen Kasimir Batthyány,» nachdem er in einer früheren Sitzung (am 25. Februar, s. *Ung. Revue* XIII. 1893. S. 230.) das Andenken des Grafen Kasimir Batthyány, des Ministers des Aeußern im Ministerium des Freiheitskampfes, in einer trefflichen Charakterzeichnung dieses Ritters ohne Furcht und Tadel in anziehender Weise erneuert, und bei dieser Gelegenheit erwähnt, dass derselbe im letzten Jahre seines Lebens höchst wertvolle Memoiren über den vor seinen Augen verlaufenen Freiheitskampf niedergeschrieben habe; zugleich hatte Tóth versprochen, aus diesen Memoiren eine Probe und Begleitung des für nöthig gehaltenen Commentars mitzutheilen. Dieses in der erwähnten früheren Sitzung wegen Kürze der Zeit unerfüllt gebliebene Versprechen löste Vortragender heute ein, indem er aus den, 13 Capitel umfassenden Memoiren eine Partie des III. Capitels vorführte, welche die Charakteristik der Mitglieder des 1848er ersten ungarischen Ministeriums enthält und vom Stil und Gedankengang des Verfassers ein klares Bild gibt. Manche der bekannten Individualitäten jener Zeit erwähnt und charakterisiert der Memoirenschreiber in wenigen Zeilen, mit Ludwig Kossuth, Franz Deák, Graf Stefan Széchenyi und besonders dem Minister-Präsidenten Grafen Ludwig Batthyány aber beschäftigt er sich eingehender. Manche, unter die vielen Wahrheiten mituntergelaufene irrige Auffassungen und Behauptungen, namentlich den Grafen Stefan Széchenyi betreffend, begleitet Vortragender mit aufklärenden berichtigenden Bemerkungen. Zu den interessantesten Partien dieser Memoirenprobe gehört die vortreffliche Charakteristik Kossuth's. — Hierauf las das ordentliche Mitglied Victor Dalmady ein «Egvesülés» betiteltes, beifällig aufgenommenes schönes Gedicht, welches angesichts der Feier des tausendjährigen Bestandes des ungarischen Staates behufs Kräftigung dieses Bestandes allen Patrioten die Vereinigung der patriotischen Kräfte ans Herz legt. — Schliesslich las das ordentliche Mitglied Anton Váradi aus seiner gelegentlich der letzten Jahressitzung der Kisfaludy-Gesellschaft mit Lob ausgezeichneten Preisübersetzung der äschyleischen Orestes-Trilogie die letzte Scene des dritten Theils vor, welche die vor dem Areopag in Athen spielende Gerichtsverhandlung über den Muttermörder Orestes vorführt, in welcher der Emmenidenchor, Phöbus

Apollon, Pallas Athene und Orestes die Hauptrolle spielen, und Letzterer durch das «Votum Minervae» freigesprochen wird. Der Dialog ist, mit Rücksicht auf die Darstellung auf unserer Bühne, vom Originalvers abweichend, im modernen Dramenjambus übersetzt, verleugnet aber auch in dieser Umgestaltung den aschyleischen Charakter nicht.

Ungarische Historische Gesellschaft. Monatliche Vortragssitzung am 6. April unter dem Vorsitz des Ausschusmitgliedes Ritter Leopold v. Óváry. Den ersten Vortrag hielt Dr. Desiderius Csánki unter dem Titel: «Bosnisches Bisthum in Ungarn.» Vortragender spricht von dem auf dem Gebiete des heutigen kroatisch-slavonischen Königreiches bestandenen, aber ehemals einen integrierenden Bestandtheil Ungarns bildenden Comitath Walkó, von welchem König Béla IV. im Jahre 1244 ein gewaltiges Areal für den in Diakováros (ebenfalls im Comitath Walkó) residirenden bosnischen Bischof excindiert hat. Dieses Gebiet wurde sowohl in kirchlicher als auch in weltlicher Hinsicht dem Bischof untergeordnet, außerdem, dass es das eigene Besitzthum des Bischofs war. Vortragender stellt genau die Grenzen dieses Gebietes fest, welches den Kern des heutigen Diakovärer Bisthums gebildet hat und bisher weder in der ungarischen, noch in der kroatischen Literatur behandelt worden ist. — Hierauf las Ludwig Crescenz Dedek die Abhandlung Anton Pór's über das von Josef Dankó herausgegebene: «Vetus Hymnarium ecclesiasticum Hungariae» (Sammlung der alten kirchlichen Hymnen Ungarns). Das gelehrte Ausland verwendet seit Jahrzehnten große Sorgfalt auf die Herausgabe der mittelalterlichen Liturgie und deren Perlen, der alten kirchlichen Gesänge. Die französischen, englischen, deutschen, italienischen, spanischen, irischen, afrikanischen und orientalischen Liturgien haben von Mabillon angefangen glückliche Forscher und Sammler gefunden. Bei uns hat Stefan Horvát ein Verzeichnis der auf die ungarischen liturgischen Denkmäler bezüglichen Handschriften angelegt. Sie wurden indessen bis jetzt nicht der Herausgabe gewürdigt, wiewohl die Nothwendigkeit einer solchen lange gefühlt wurde — im Auslande. Bei uns hat neuerlich Aron Szilády, der verdienstvolle Sammler und Herausgeber der alten ungarischen Dichter, den lebhaften Wunsch ausgesprochen, dass doch Jemand aus den vaterländischen Breviarien und Missalen die zahlreichen lateinischen Hymnen der ungarischen Heiligen sammeln möchte. Sein Wunsch ist nun erfüllt. In die ansehnliche Reihe der berühmten ausländischen Hymnologen können wir nun auch würdig unseren Dankó einreihen, welcher das Andenken von 350 alten ungarischen religiösen Gesängen wieder belebt hat, deren schönste er dem großen christlichen Hymnarium eingefügt hat. — Hierauf macht der Generalsecretär Alexander Szilágyi Meldung von den Einläufen. Die erste ungarische Versicherungsgesellschaft hat der Gesellschaft 100 fl. gespendet. Es sind zwölf neue Mitglieder eingetreten. Der Monats-Cassenausweis zeigt 6354 fl.

Monatliche Ausschuss- und Vortragssitzung unter dem Vorsitze des Präsidenten Coloman Thaly am 4. Mai. Generalsecretär Alexander Szilágyi meldet vor Allem ein neues gründendes Mitglied, Ludwig Welios, und 12 neue Jahresbeitrag zahlende Mitglieder an. Hierauf zeigte derselbe das Original und die sehr gelungene Reproduction eines holländischen Kupferstichporträts des siebenbürgischen Fürsten Siegmund Rákóczi vor. Die letztere wird in den «Historischen Biographien»

als Illustration der Biographie des genannten Fürsten erscheinen. Für die freundliche Ueberlassung des Originals wird dem Eigenthümer Herrn Enea Lanfranconi der Dank der Gesellschaft votirt. Hierauf hielt Edmund v. Bárczay einen hochinteressanten Vortrag «Ueber die alte ungarische Küche». Vortragender hat während seiner Reisen im Auslande, fern vom Vaterlande, auch unter verschiedenen Himmelsstrichen, Speisen gefunden, welche die jüngere Generation bei uns nicht mehr kennt und welche er in seiner Jugend für urmagyarische Speisen gehalten hatte. Dies beweist, dass die in Europa lebenden Völker auch in dieser Hinsicht viel von einander gelernt haben und dass alle einen gemeinsamen Lehrmeister in der Vorzeit hatten. Seine hierauf bezüglichen Forschungen ergaben als Mutter der sämtlichen europäischen Kochweisen die italienische als ihre Urahne aber die griechische. Dass dies nicht bloß für die westeuropäische, sondern auch für die ungarische Kocherei gilt, ersehen wir aus der wertvollen Publication des Barons Béla Radvánszky den kürzlich erschienenen «Alten ungarischen Kochbüchern». Vortragender bespricht die Entwicklung der Speisenerbereitung mit besonderer Rücksicht auf diejenige Kochweise, welche, wenn auch nicht absolut die ungarische genannt werden kann und welche wir aus den erwähnten «Alten ungarischen Kochbüchern» kennen lernen können, und weist dabei auf jene Thatsachen hin, welche den gemeinsamen Ursprung sämtlicher Kochmethoden bezeugen. Er schildert die gastronomischen Genüsse unserer Ahnen in verlockender Weise. Im XV. Jahrhundert kannte man nicht weniger als 35 Fischarten. Im XVI. Jahrhundert stand die ungarische Kochkunst auf gleichem Niveau mit der französischen, italienischen und spanischen. Den nationalen Paprika kannte man erst im XVII. Jahrhundert. Grüne Gemüse wurden nicht mit Mehl gestäubt (eingebraunt), sondern in reinem Salzwasser gekocht.

Sitzung am 8. Juni unter dem Präsidium Coloman Thaly's. Nach der Candidation der Mitglieder hielt Josef Thury einen Vortrag über den Beginn der Türkeneroberung, in welchem er zeigte, dass die bisherige Auffassung der Türkeneroberung, welche auf dem Urtheile der damaligen christlichen Autoren beruht, eine falsche ist. Der Vortragende gab sodann auf Basis der türkischen Quellen eine Skizze der türkisch-ungarischen Verhältnisse in den Jahren 1520—1541, wonach Suleiman anfangs Ungarn nur zu einem tributpflichtigen Vasallenstaate machen wollte, weil Ludwig II. seinen Gesandten beleidigt hatte; erst die Verhältnisse veranlassten ihn, einen Theil des Landes zu erobern. Nach diesem mit Beifall aufgenommenen Vortrage legte Karl Harnath ein Album aus dem XVI. Jahrhundert vor.

Ungarische Geographische Gesellschaft. Vortragssitzung unter dem Präsidium Ludwig Lóczy's am 15. Dezember 1892. Graf Ladislaus Mailáth fesselte das Interesse des zahlreichen Auditoriums durch einen Vortrag über seine Reisen auf Sumatra. Graf Mailáth reiste am 15. Juni 1891 durch Indien nach Sumatra, dessen geographische, geologische, wirtschaftliche und Justizverhältnisse der Vortragende eingehend und fesselnd schilderte. Der Vortrag wurde durch die Präsentation von projicierten Bildern noch interessanter gestaltet. Das Publicum zeichnete den Grafen Mailáth durch stürmischen Beifall aus.

— Vortragssitzung am 12. Januar 1893, unter dem Vorsitz des Vicepräsi-

dentem Michael Gervay. Auf der Tagesordnung stand an erster Stelle ein Vortrag des ordentlichen Mitgliedes Anton Berecz unter dem Titel: «Eine Woche in Honolulu», welchen in Verhinderung des Verfassers der Schriftführer Dr. Johann Jankó vorlas. Der Vortrag bildet ein Capitel aus den «Tagebuchskizzen» des Herzogs Philipp von Koburg, welches Anton Berecz mit Erlaubnis des Herzogs übersetzt hat. Besonders interessant ist die Beschreibung des Besuches des Herzogs beim Prinzen Bill, des Bankets bei demselben, verbunden mit dem Kanaka-Tanz, welcher ein Seitenstück des afrikanischen danse de ventre ist, ferner die Beschreibung der Besuche beim König und bei der Königin Emma, sowie die Schilderung der Jagden. Der Herzog hat die Insel Hawai, von welcher er eine malerische Schilderung bot, mit den angenehmsten Erinnerungen verlassen. Hierauf hielt Eugen Cholnoky als Gast einen Vortrag unter dem Titel «Grundwasser und öffentliche Gesundheit». Wilhelm Krebs hat in Altona-Hamburg gezeigt, dass in jeder Stadt jene Theile die ungesundesten sind, welche in ihrem Untergrunde stehendes Grundwasser haben, da das stehende Grundwasser sehr zur Fäulniß geneigt ist. Dasselbe fand Krebs in Berlin und in Dresden. Er construierte ein «Katometer» genanntes Instrument, mit welchem die Tiefe des Wassers in den Brunnen gemessen werden kann. Vortragender hat versucht, diesen Zusammenhang zwischen Grundwasser und Gesundheit auch für Budapest zu erforschen. Er hat auf Grund der Daten Prof. Josef Fodor's die Schichtenlinien des Grundwassers eingezeichnet und aus den Proportionen der Sterblichkeit und der 1872/73er Cholera-Sterbefälle nachgewiesen, dass die Christinenstadt, Altofen, die Franz- und die Josefstadt die ungesundesten Stadttheile sind und dass eben unter diesen Stadttheilen Grundwasser steht. Die Stadt wird sich demnach am zweckmäßigsten gegen Norden und Osten zu ausdehnen.

Ordentliche Generalversammlung unter dem Vorsitze des Präsidenten Ludwig Lóczy am 9. Februar. Tagesordnung: die Berichte der Functionäre, die Neuwahl der Präsidenten, der Beamten und des Ausschusses, ein Vortrag dr. Alexander Márki's und Anträge. Der Präsident eröffnete die Sitzung mit einer gedrängten Darstellung der im Laufe des letzten Jahres zu Tage getretenen Fortschritte auf dem Gebiete der Erdkunde im Allgemeinen und gedachte, indem er am Schlusse zu unserer eigenen Thätigkeit auf diesem Felde überging, vor Allem mit Dank der Berichte unserer ungarischen Reisenden, der beiden Grafen Géza und Ladislaus Mailáth und Ladislaus Inkey, ferner der Thätigkeit der beiden wissenschaftlichen Commissionen der Gesellschaft, von denen die eine sich mit der Feststellung der Rechtschreibung unserer Ortsnamen, die andere mit der Erforschung des Plattensees beschäftigt. Die letztere konnte wegen mangelnder Mittel keine so starke Thätigkeit entfalten, wie im vorangegangenen Jahre, doch sammelte sie reiches und werthvolles Datenmaterial und hofft im nächsten Jahre, für welches größere Mittel in Aussicht stehen, wieder thatkräftiger und erfolgreicher auftreten zu können. Am Ende des Berichtes meldete der Präsident nach nunmehr abgelaufenem Triennium mit Dank für das Vertrauen der Gesellschaft seine eigene und seiner Mitfunctionäre Amtseresignation. — Hierauf las der Generalsecretär Anton Berecz seinen Bericht über das Gesellschaftsjahr 1892, welches das 21. Lebensjahr der Gesellschaft ist. Wir entnehmen dem Bericht Folgendes: Der Ausschuss hat die Ortsnamen-Commission veranlaßt, die Angelegenheit einer ungarischen Aus-

gabe der Militärspezialkarte unter ihre Agenden aufzunehmen; Subscriptionsbogen für den Hunfalvy-Fond versandt; die Anfertigung eines viersprachigen Verzeichnisses der etwa tausend wichtigeren ungarischen Ortsnamen für das Ausland angeordnet; zu den Columbus-Festen aus Geldmangel keine Vertreter, aber Grüße gesandt; die Frage der ungarischen geographischen Bibliographie bis zum Erscheinen von Dr. Rudolf Havas' «Magyar földrajzi könyvtár» in der Schwebe zu lassen beschlossen; sich außerdem mit den inneren Angelegenheiten beschäftigt, neue Tauschverbindungen mit auswärtigen Vereinen angeknüpft und drei correspondierende Mitglieder: Josef Luksch, Eduard Richter und Alexander Márki gewählt. — Die Commissionen waren auch in diesem Jahre eifrig thätig. Ueber die Plattensee-Commission hat der Präsident berichtet; die Ortsnamen-Commission hat die Revision der Ortsnamen der Militärkarte in Angriff genommen, die Correctheit des Ortsnamengebrauchs in den Schulen und im alltäglichen Leben angestrebt. — Vortragssitzungen wurden in diesem Jahre 9 gehalten mit 14 Vorträgen von 13 Vortragenden. — Von den «Geographischen Mittheilungen» erschien der 20. Band, 33 Bogen stark, mit 25 großen und vielen kleineren Artikeln. — Die Zahl der ordentlichen Mitglieder verminderte sich in diesem Jahre von 527 auf 514 Mitglieder. 19 neugewählten ordentlichen Mitgliedern gegenüber stehen 28 ausgetretene und gestrichene und 4 verstorbene; außerdem starben die Ehrenmitglieder: Gabriel Baross und Gustav Keleti und das Gründermittglied Josef Arenstein. — Die Bücher- und Kartensammlung der Gesellschaft hat sich auch heuer fast nur durch Tausch vermehrt. — Die Gesellschaft erhielt auch heuer 1000 fl. Staatssubvention; von der Akademie jedoch nichts. — Dann las der Generalsecretär den Ausweis der Einnahmen und Ausgaben des Jahres 1892. Jene bezifferten sich auf 4624 fl. 85 kr., diese auf 4450 fl. 44 kr., Rest blieben 174 fl. 41 kr. und 12 Stück ungarische Renten-Anlehens-Obligationen à 100 fl. Die Rechnungen wurden von der Rechnungsrevisions-Commission in voller Ordnung befunden; dem Cassier Dr. Heinrich Floch wurde das Absolutorium ertheilt. Der Vermögensstand der Gesellschaft betrug Ende 1892 im Ganzen 7104 fl. 41 kr. — Der Kostenvoranschlag für das Jahr 1893 zeigt für Einnahmen und Ausgaben die Ziffer 4042 fl. 41 kr. — Hierauf wurde behufs Neuwahl der Functionäre die Sitzung suspendiert. Das Ergebnis des Scrutiniums war die Wiederwahl sämtlicher Functionäre: Präsident Ludwig Lóczy, Vicepräsidenten Michael Gervay und Joh. Xántus, Generalsecretär Anton Berecz, Secretär Dr. Joh. Jankó, Cassier Dr. Heinrich Floch. — Präsident Lóczy dankte herzlich für den neuen Beweis des Vertrauens der Gesellschaft, erklärte jedoch wegen anderweitiger Occupation die Präsidentenstelle nicht annehmen zu können. Die nun vorgenommene neue Abstimmung für die Präsidentenstelle ergab die Wahl Dr. Béla Erdödi's mit 20 von 36 Stimmen zum Präsidenten. Bei der hierauf vorgenommenen Neuwahl des Vierundzwanziger-Ausschusses wurden die vom früheren Vierundzwanziger-Ausschusse gebliebenen 21 Mitglieder wieder-, an Stelle des gestorbenen Gustav Keleti, des nach Klausenburg versetzten Alexander Márki und des nun zum Präsidenten gewählten Dr. Béla Erdödi aber Baron Alexius Nopcsa, der gewesene Präsident Ludwig Lóczy und der Prof. Dr. Géza Entz neugewählt. Zum Schlusse sprach der nach dem Rücktritte des Präsidenten den Vorsitz führende Vicepräsident Michael Gervay dem gewesenen Präsidenten das Bedauern der Gesellschaft

über dessen Rücktritt und den Dank derselben für sein eifriges Wirken aus, worauf Lóczy versprach auch als Ausschußmitglied eifrig für die Gesellschaft thätig zu bleiben.

Vortragsitzung am 23. Februar unter dem Vorsitze des neugewählten Präsidenten Dr. Béla Erödi. Den ersten Vortrag hielt das ordentliche Mitglied Gabriel Téglás, Oberrealschul-Director in Déva unter dem Titel: «Ein römisches Castrum in den südlichen Karpathen.» Vortragender erörtert die Rolle und Bedeutung der von ihm am Knotenpunkte der Hermannstadt-Mühlbacher Alpen, an der Alpe Buron bei Petri, entdeckten alten Lagerburg, indem er, aus der Richtung des dahinführenden und von dort auslaufenden Pfadnetzes und aus der Aufeinanderfolge der am Fuße des Gebirges von ihm erforschten Wachposten, nachweist, dass die Römer auf die militärische Sicherung dieses Gebirges ein großes Gewicht gelegt haben, was Vortragender durch eingehende Darlegung der strategischen Wichtigkeit desselben begründet. Das Castrum hat zur Zeit der Occupation Daciens und der markomannischen Kriege als Observationslager gedient. — Hierauf zeigte der Gast Vinzenz Molnár die von ihm für den Unterricht der Blinden angefertigten Landkarten Ungarns und Europas vor. Er bespricht in einer kurzen Einleitung die bisher beim geographischen Unterrichte der Blinden im Auslande und bei uns angewendeten Methoden und Hilfsmitteln, von welchen letzteren er Probe-Exemplare zirkuliren lässt, wodurch der ungeheure Fortschritt, den seine aufgestellten äußerst sinnreich construirten plastischen Wandkarten Ungarns und Europas repräsentieren, nachdrücklichst vor Augen trat. Der wesentliche Unterschied besteht darin, dass zur Versinnlichung der verschiedenen geographischen Begriffe (Berghöhen, Flüsse, Straßen, Eisenbahnen, Grenzen) bei den bisherigen Hilfsmitteln des geographischen Unterrichts ein gleiches Material, bei den vom Vortragenden construirten dagegen verschiedene Materialien (Leder, Tuch, Metall etc.) verwendet werden, welche, verbunden mit den verschiedenen Erhebungsabstufungen, dem Tastsinn der Blinden die genaue Orientirung ungemein erleichtern. Man kann von diesen kartographischen Darstellungen gleichsam sagen, dass sie auch der Blinde sieht, während sie auch für den Sehenden außerordentlich belehrend sind. Um die praktischen Erfolge zu demonstrieren, welche der Lehrer beim geographischen Unterrichte der Blinden mit diesen Karten erzielen kann, ließ Vortragender eine Schülerin des Blindeninstituts vor der Karte von Ungarn und einen Schüler vor der Karte von Europa eine sehr große Anzahl der schwierigsten Kreuz- und Querfragen beantworten, wobei die Raschheit und Exactheit der Beantwortung das anwesende zahlreiche, zum großen Theile dem pädagogischen Berufe angehörende Auditorium in Erstaunen versetzte. Die, auch von den in der Sitzung anwesenden ausländischen Fachleuten der höchsten Anerkennung gewürdigte Erfindung würde es verdienen, je eher eingehend vor weitere Kreise der Oeffentlichkeit gebracht und andererseits je eher von unserem Staate der möglichsten moralischen und materiellen Förderung theilhaft zu werden. Der Vortragende ist Bürgerschulprofessor in Resitza und weil seit einiger Zeit mit Urlaub in Budapest, wo er im Blindeninstitut seine Erfindung so glänzend praktisch erprobt hat. Sowohl dem Vortragenden, als auch den beiden blinden Schülern wurde vom bewunderungserfüllten Auditorium der reichste Beifall gependet. Noch nie hat eine Sitzung unserer Geographischen Gesellschaft ein so allgemeines

und tiefgehendes Interesse erregt. Noch lange nach Schluss der Sitzung umstanden interessierte Gruppen die aufgestellten sinnreichen Reliefkarten.

Sitzung am 23. März unter dem Präsidium Dr. Béla Erödy's. Aladár György verlas das Tagebuch Ladislaus Inkey's über dessen Reisen in Ostafrika. Die Merkwürdigkeiten der Tropenwelt, die Fauna und Flora finden in dem Tagebuch eingehende Würdigung. Ein besonders fesselndes Capitel ist den Jagdabenteuern und den Kämpfen mit Eingebornen gewidmet. Der mit projizierten Bildern illustrierte Vortrag wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Außerordentliche Generalversammlung am 27. April unter dem Vorsitz des Präsidenten Dr. Béla Erödi und in Verbindung damit eine Vortragssitzung, auf deren Tagesordnung ein Vortrag «Ueber Korea» des Gastes Dr. Franz Gáspár stand. Anlässlich dieses Vortrages des als Arzt auf Sr. Majestät Corvette «Zrinyi» an der 1890/91er ostasiatischen Expedition betheiligt gewesenen Dr. Franz Gáspár hatte sich ein besonders zahlreiches, aus höheren Offizieren und deren Damen bestehendes, distinguirtes Auditorium in der Sitzung eingefunden. Die außerordentliche Generalversammlung eröffnend, meldete der Präsident, dass der Minister des Innern die modifizierten Statuten, welche die die Gesellschaft zur Wahl von Ehrenpräsidenten berechtigen, bestätigt habe, und stellt nun im Sinne dieser Statutenmodification und auf Grund eines vorherigen Beschlusses des Ausschusses, der Generalversammlung den Antrag: den Grafen Béla Széchenyi und den gewesenen Gesellschaftspräsidenten Prof. Herman Vámbéry, deren Verdienste um die Geographische Gesellschaft sowohl, als auch um die geographische Wissenschaft er gebührend hervorhebt, zu Ehrenpräsidenten der Gesellschaft zu wählen. Der Antrag wurde von der Generalversammlung unter lebhaften Elfenrufen einstimmig angenommen. Nachdem hiemit die Tagesordnung der außerordentlichen Generalversammlung erschöpft war, eröffnete der Präsident die Vortragssitzung und forderte den Gast Dr. Franz Gáspár auf, seinen Vortrag «Ueber Korea» zu halten. Vortragender, welcher sich gelegentlich der 1890/91er österreichisch-ungarischen ostasiatischen Expedition, die er als Corvettenarzt auf dem «Zrinyi» mitmachte, längere Zeit auch auf der bis in die neueste Zeit dem europäischen Verkehr unzugänglich gewesen, zwischen China und Japan gelegenen Halbinsel Korea verweilte und sich mit den interessanten physischen und ethnographischen Verhältnissen derselben bekannt gemacht hatte, hält es für aktuell, über die Verhältnisse dieses demnächst auch unserem Handelsverkehr zu eröffnenden, sowie auch von der Expedition des Erzherzogs Franz Ferdinand zu berührenden Landes einige orientirende Mittheilungen zu machen. Vortragender beschäftigt sich vor Allem mit der Beantwortung der Frage: weshalb dieses Land bisher so sehr abgeschlossen gewesen sei? Er greift deshalb in seine Vergangenheit zurück, in welcher es lange Zeit der Schauplatz von Kämpfen mit seinen Nachbarn China und Japan gewesen. Unter Anderem theilte es im Anfange des XIII. Jahrhunderts das Schicksal Ungarns, insofern ihm damals ein Verwüstungsbesuch vom großen Eroberer Dschingiskhan gemacht wurde, bevor dieser seine Tournée über Asien nach Ungarn und an die Adria antrat. Im XVII. Jahrhundert kamen über Korea durch dorthin vom Sturm verschlagene Holländer nach Europa die ersten Nachrichten, fanden jedoch wenig Glauben. Dass Korea im XVI. Jahrhundert den damals so zahlreichen Entdeckungs-Expeditionen unbekannt blieb, erklärt sich aus dem um

die Halbinsel sich lagernden Ringwall von zahlreichen kleinen Inseln mit zahlreichen Untiefen, den hier überaus schroffen Differenzen zwischen Ebbe und Fluth, den häufigen Nebeln, Orkanen und anderen klimatischen Eigenheiten, der physischen Kraft und der Verwegenheit seiner im Kampfe mit den dort besonders mächtigen Tigern gestählten Bewohner, deren Unterjochung durch China und Japan oft, jedesmal aber vergebens versucht wurde. Vortragender skizzierte dann die Geschichte der seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts begonnenen Christenbekehrungen, der dieselben periodisch unterbrechenden Christenmetzelen, der mehrfachen, misslungenen Rachezüge und Annäherungsversuche europäischer Nationen, bis es 1880 der japanischen Regierung gelang, einen Vertrag mit Korea zu schließen, nach welchem die europäischen Nationen nacheinander auf Korea Zulass fanden und so auch die Expedition, an welcher Vortragender theilnahm. Ueber die naturhistorischen und socialen Verhältnisse Koreas konnte Vortragender wegen Kürze der Zeit sich nicht mehr verbreiten. Das Auditorium spendete dem Vortragenden reichen Applaus und der Präsident dankte ihm im Namen der Gesellschaft für den interessanten Vortrag, während dessen im Auditorium zahlreiche photographische Aufnahmen von Land und Leuten circulierten.

VERMISCHTES.

Statistik der Ungarn in Oesterreich. (Zwei Wiener Correspondenzen des „Pester Lloyd“ vom 26. Mai und 13. Juni.) Der jüngste Detailbericht der k. k. statistischen Central-Commission über die Volkszählung vom 31. December 1890 beschäftigt sich in erschöpfendster Weise mit der Gliederung der Bevölkerung der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder nach der Heimatsberechtigung und nach der Gebürtigkeit. Diesem Elaborat ist zu entnehmen, dass von den 411.342 in den Reichsrathsländern ermittelten, aber im Auslande geborenen Personen, darunter 210.924 Männer und 200.418 Frauen, etwa ein Viertel, nämlich 110.876 aus dem Deutschen Reiche, 37.528 aus Italien, 27.390 aus Russland, 11.307 aus den Balkanstaaten etc., mehr als die Hälfte aber, nämlich 209.431 Personen, und zwar 110.602 Männer und 98.829 Frauen aus den Ländern der ungarischen Krone stammen. Ungarn selbst participierte an diesen Ziffern mit 100.668 Männern und 91.467 Frauen zusammen mit 192.135 Personen, Kroatien und Slavonien mit 9226 Männern und 6340 Frauen, zusammen mit 15.566 Personen, und Fiume und Gebiet mit 708 Männern und 1022 Frauen, zusammen mit 1730 Personen.

Von jenen 209.431 Personen wurden in Niederösterreich allein 135.094, darunter 68.932 Männer und 66.162 Frauen ermittelt. Hievon stammten wieder 130.905 — 66.436 Männer und 64.469 Frauen — aus Ungarn, 4024 — 2430 Männer und 1594 Frauen — aus Kroatien und Slavonien und 165 — 66 Männer und 99 Frauen — aus Fiume und Gebiet. Nach Niederösterreich beherbergte Steiermark die größte Anzahl im ungarischen Ländergebiete geborner Personen, nämlich 12.512 Männer und 11.195 Frauen, in Summe 23.707 Individuen, wovon 19.178 (9947 Männer und 9231 Frauen) aus Ungarn, 4413 (2512 Männer und 1901 Frauen) aus Kroatien und

Slavonien und 116 (53 Männer und 63 Frauen) aus Fiume und Gebiet stammten. An dritter Stelle erscheint Mähren mit 10.424 aus den Ländern der ungarischen Krone gebürtigen Bewohnern, darunter 5475 Männer und 4949 Frauen, wovon 10.064 (5255 Männer und 4809 Frauen) aus Ungarn, 329 (204 Männer und 125 Frauen) aus Kroatien und Slavonien und 31 (16 Männer und 15 Frauen) aus Fiume und Gebiet stammten. Dann kommt Galizien in Betracht: Es beherbergte 9904 Ungarn (5684 Männer und 4220 Frauen), wovon aus Ungarn selbst 9515 (5444 Männer und 4071 Frauen), aus Kroatien und Slavonien 262 (179 Männer und 83 Frauen) und aus Fiume und Gebiet 127 (61 Männer und 66 Frauen) stammten. In Böhmen wurden 8461 aus Ungarn stammende Personen (4801 Männer und 3660 Frauen) ermittelt. Zu diesem Contingent hatte Ungarn selbst 7709 Personen (4344 Männer und 3365 Frauen), Kroatien und Slavonien 677 Personen (425 Männer und 252 Frauen) und Fiume und Gebiet 75 Personen (32 Männer und 43 Frauen) gestellt. Relativ groß war die Zahl der in Ungarn geborenen Personen auch in Istrien. Sie betrug dort 3008 (1946 Männer und 1062 Frauen), wovon 1201 (930 Männer und 271 Frauen) aus Ungarn selbst, 1374 (887 Männer und 487 Frauen) aus Kroatien und Slavonien und 433 (129 Männer und 304 Frauen) aus Fiume und Gebiet stammten.

Die Rieseniffer für Niederösterreich wird selbstverständlich durch die Anziehungskraft bedingt, welche Wien auf die Bewohner aller Theile der österreichisch-ungarischen Monarchie ausübt. Steiermark, Galizien und Istrien sind durch ihre Lage speciell zur Aufnahme von Bevölkerungselementen aus Ungarn, Böhmen und Mähren durch die Menge ihrer Bewohner zur Mischung derselben mit fremden Bestandtheilen überhaupt prädisponiert. Es kann daher nicht auffallen, wenn die Ziffern für die übrigen Verwaltungsgebiete Oesterreichs bedeutend kleiner sind.

Man zählte nämlich an den in den Ländern der ungarischen Krone geborenen Personen in Schlesien: 2793 (1461 Männer und 1332 Frauen), davon aus Ungarn 2725 (1426 Männer und 1299 Frauen), aus Kroatien und Slavonien 52 (30 Männer und 22 Frauen) und aus Fiume und Gebiet 16 (5 Männer und 11 Frauen); in Oberösterreich: 2750 (1660 Männer und 1090 Frauen), davon aus Ungarn 2412 (1396 Männer und 1016 Frauen), aus Kroatien und Slavonien 283 (211 Männer und 72 Frauen) und aus Fiume und Gebiet 55 (53 Männer und 2 Frauen); in Krain: 2541 (1201 Männer und 1340 Frauen), davon aus Ungarn 573 (284 Männer und 289 Frauen), aus Kroatien und Slavonien 1832 (865 Männer und 967 Frauen) und aus Fiume und Gebiet 136 (52 Männer und 84 Frauen); in Kärntheu: 2100 (1618 Männer und 482 Frauen), davon aus Ungarn 1860 (1479 Männer und 381 Frauen), aus Kroatien und Slavonien 230 (136 Männer und 94 Frauen) und aus Fiume und Gebiet 10 (3 Männer und 7 Frauen); in Dalmatien: 2066 (1551 Männer und 515 Frauen), davon aus Ungarn 1234 (1100 Männer und 134 Frauen), aus Kroatien und Slavonien 752 (415 Männer und 337 Frauen) und aus Fiume und Gebiet 80 (36 Männer und 44 Frauen); in der Bukowina: 1945 (1151 Männer und 794 Frauen), davon aus Ungarn 1882 (1114 Männer und 768 Frauen), aus Kroatien und Slavonien 53 (32 Männer und 21 Frauen) und aus Fiume und Gebiet 10 (je 5 Männer und Frauen); in Triest und Gebiet: 1762 (835 Männer und 927 Frauen), davon aus Ungarn 939 (475 Männer und 458 Frauen), aus Kroatien und Slavonien 487 (223 Männer und 264 Frauen) und aus Fiume und Gebiet 342 (137 Männer und 205 Frauen); in Tirol: 1213 (664 Männer und 549 Frauen), davon aus Ungarn 1044

(586 Männer 458 Frauen), aus Kroatien und Slavonien 160 (94 Männer und 66 Frauen) und aus Fiume und Gebiet 39 (14 Männer und 25 Frauen); in Görz und Gradiska: 1007 (784 Männer und 223 Frauen), davon aus Ungarn 349 (204 Männer und 145 Frauen), aus Kroatien und Slavonien 581 (546 Männer und 35 Frauen) und aus Fiume und Gebiet 77 (34 Männer und 43 Frauen); in Salzburg: 481 (199 Männer und 282 Frauen), davon aus Ungarn 430 (170 Männer und 260 Frauen), aus Kroatien und Slavonien 46 (28 Männer und 18 Frauen) und aus Fiume und Gebiet 5 (1 Mann und 4 Frauen) endlich in Vorarlberg: 145 (98 Männer und 47 Frauen), davon aus Ungarn 121 (78 Männer und 43 Frauen), aus Kroatien und Slavonien 11 (9 Männer und 2 Frauen) und aus Fiume und Gebiet 13 (11 Männer und 2 Frauen).

Relativ hoch mag hier die Ziffer für die kleine Bukowina erscheinen — umso höher, als gerade im Nordosten Ungarns sowohl die galizischen und bukowinaren, als auch die ungarischen Grenzstriche vermöge ihrer verhältnismäßig geringen wirtschaftlichen Kultur die Bedingungen für einen intensiven Volksaustausch noch nicht gezeitigt haben. Doch darf man anderseits nicht vergessen, dass gerade in der Bukowina die Bevölkerung überhaupt stark mit magyarischen Elementen durchsetzt ist. Sie war ja auch das einzige Verwaltungsgebiet, in dem bei der Volkszählung vom 31. December 1890 die magyarische als Umgangssprache auszuweisen war und wo sich auch von 642.495 Sprachangehörigen 8139 Personen thatsächlich zur magyarischen Sprache bekannten. *R. v. Enderes.*

* * *

Die bekannte Thatsache, dass die Länder der ungarischen Krone zu dem Schülerstande der höheren Lehranstalten Oesterreichs ein bedeutendes Contingent stellen, erfährt in der dieser Tage erscheinenden, von der k. k. statistischen Centralcommission herausgegebenen Statistik der Unterrichts-Anstalten in den Reichsrathsländern für das Studienjahr 1890/91 neuerdings ihre ziffermäßige Bestätigung. Hebt doch der Verfasser des Elaborats, k. k. Vicesecretär Dr. Ferdinand Schmid, in seiner orientirenden Einleitung zu dem etwa 200 umfassenden Tabellenwerke der Publication mit Recht hervor, dass beispielsweise im Wintersemester des in Rede stehenden Studienjahres 8.3 Percent aller Hörer der österreichischen Universitäten und 16.1 Percent sämtlicher Frequentanten der Hochschule für Bodencultur in Wien aus Ungarn stammten. Schon diese beiden Ziffern mögen es als gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn im Folgenden die Daten bezüglich der in den Ländern der ungarischen Krone heimatsberechtigten und bezüglich der sich zur magyarischen, als ihrer Muttersprache bekennenden Schüler der österreichischen Unterrichts-Anstalten, allerdings mit Ausschluss der Bürger- und allgemeinen Volksschulen, deren Berücksichtigung an dieser Stelle zu weit führen würde, einer eingehenderen Erörterung unterzogen werden.

Was unter den Hochschulen zunächst die Universitäten anbelangt, so waren im Wintersemester des Berichtsjahres von den 15,522 Hörern 1286, im Sommersemester von den 13,595 Hörern derselben 1040, was 8.3, beziehungsweise 7.7 Percent aller Frequentanten gleichkommt, in Ungarn heimatsberechtigt. Dabei sind die aus Kroatien und Slavonien stammenden Hörer — im Wintersemester 234, im Sommersemester 199 — miteingerechnet. Von diesen ungarischen Hörern studierten an der Wiener Universität allein im Wintersemester 980 (59 Theologen, 134 Juristen, 707 Mediciner und 80 Philosophen), im Sommersemester 765 (58 Theologen, 130 Juristen, 516 Mediciner und 61 Philosophen); an der Grazer Univer-

sität im Wintersemester 222 (3 Theologen, 47 Juristen, 150 Mediciner und 22 Philosophen), im Sommersemester 198 (3 Theologen, 44 Juristen, 130 Mediciner und 21 Philosophen); an der Universität zu Innsbruck im Wintersemester 27 (18 Theologen, 8 Mediciner und 1 Philosoph), im Sommersemester 25 (16 Theologen, 1 Jurist, 7 Mediciner und 1 Philosoph); an der deutschen Universität zu Prag im Wintersemester 24 (5 Juristen, 12 Mediciner und 7 Philosophen), im Sommersemester ebenfalls 24 (4 Juristen, 15 Mediciner und 5 Philosophen); an der böhmischen Universität zu Prag im Wintersemester 18 (3 Juristen und 15 Mediciner), im Sommersemester 10 (1 Jurist, 9 Mediciner); an der Lembeiger Universität im Wintersemester 3 (2 Juristen und 1 Philosoph), im Sommersemester 4 (3 Juristen und 1 Philosoph); an der Krakauer Universität im Wintersemester 7 (1 Theolog, 1 Jurist, 3 Mediciner und 2 Philosophen), im Sommersemester ebenfalls 7 (mit gleicher Vertheilung auf die vier Facultäten); an der Universität zu Czernowitz im Wintersemester 5 (sämmtlich Theologen) und im Sommersemester 7 (6 Theologen und 1 Jurist). Dagegen waren von sämmtlichen Hörern der österreichischen Universitäten im Wintersemester 476 oder 3·1 Percent und im Sommersemester des Berichtesjahres 378 oder 2·8 Percent der Muttersprache nach Magyaren. Davon studierten an der Universität zu Wien im Wintersemester 430 (39 Theologen, 27 Juristen, 350 Mediciner und 14 Philosophen), im Sommersemester 338 (37 Theologen, 29 Juristen, 259 Mediciner und 13 Philosophen); an der Universität zu Graz im Wintersemester 24 (7 Juristen, 16 Mediciner und 1 Philosoph), im Sommersemester 21 (6 Juristen, 14 Mediciner und 1 Philosoph); an der Universität zu Innsbruck im Wintersemester 14 (sämmtlich Theologen), im Sommersemester 12 (ebenfalls nur Theologen); an der deutschen Universität zu Prag im Wintersemester 6 (2 Juristen, 1 Mediciner und 3 Philosophen), im Sommersemester 5 (1 Mediciner und je 2 Juristen und Philosophen); endlich an den Universitäten zu Lemberg und Czernowitz im Winter- und im Sommersemester je 1 Jurist. Nur an der Krakauer, sowie an der böhmischen Universität zu Prag war während des ganzen Berichtesjahres kein Magyare inscribirt.

Die technischen Hochschulen Oesterreichs wurden 1890/91 von 1970 Hörern im Winter- und von 1784 im Sommersemester besucht. Hievon stammten 141 oder 7·1 Percent im ersten und 133 oder 7·5 Percent im zweiten Semester aus Ungarn, Kroatien und Slavonien abermals mit einbezogen. Diese in Ungarn heimatberechtigten Techniker vertheilten sich auf die einzelnen Techniken so, dass deren 107 die Wiener Technik im Winter- und 103 im Sommersemester, 25 die Grazer Technik im Winter- und 21 im Sommersemester, je 6 die deutsche Technik zu Prag im Winter- und im Sommersemester, je 2 die dortige böhmische Technik in beiden Semestern und je 1 in jedem Semester die Brünnener Technik frequentierten. Ferner waren im Wintersemester 59 oder 3 Percent und im Sommersemester 57 oder 3·2 Percent sämmtlicher Techniker der Muttersprache nach als Magyaren ausgewiesen und studierten davon im ersten Halbjahre 49 in Wien und 10 in Graz und im zweiten 48 in Wien und 9 in Graz.

An der Hochschule für Bodencultur in Wien studierten im Wintersemester 36 (darunter 11 aus Kroatien und Slavonien stammende), im Sommersemester 30 (darunter 12 aus Kroatien und Slavonien stammende) in Ungarn heimatberechtigte Schüler, was Percentsätzen von 16·1 und 14·3 Percent aller Hörer gleichkommt.

Als Magyaren wurden jedoch nur 13 oder 5·8 Percent aller Hörer im ersten und 10 oder 4·8 Percent aller Hörer im zweiten Semester ausgewiesen.

Als Hochschulen kommen noch die Berg-Akademien, die Kunstschulen in Wien, Prag und Krakau und die zahlreichen theologischen Lehranstalten in Betracht. Von den Berg-Akademien zählte nur jene zu Leoben, und auch diese bloß 1 Frequentanten aus Ungarn. Ebenso wurde die Maler-Akademie in Prag nur von 1 ungarischen Schüler besucht, während an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien 26 Ungarn, darunter 4 aus Kroatien und Slavonien, den höheren Kunststudien oblagen. Endlich zählte von sämtlichen theologischen Lehranstalten nur die bischöfliche lateinisch-katholische Lehranstalt in Linz 1 Magyaren unter ihren Schülern.

Fragen wir nun, welchen Fächern sich die zahlreichen ungarischen Frequentanten österreichischer Hochschulen zuwandten, so finden wir, dass an den Universitäten die medicinische Facultät, an den Techniken die Ingenieur- und Maschinenbau-Schulen, an der Hochschule für Bodenkultur die landwirtschaftlichen Studien und an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien die allgemeine Maler- und die allgemeine Bildhauerschule mit besonderer Vorliebe gewählt wurden.

Damit sind wir bei den Mittelschulen angelangt. In den Schüler-Ausweisen derselben sind allerdings nicht die Ungarn von den sonstigen «Ausländern» getrennt, doch ist bezüglich der Muttersprache der Schüler genau zu eruieren, wie viele Magyaren die österreichischen Gymnasien, Realgymnasien erschienen gar keine, an den Lehrerinnen-Bildungsanstalten zusammen zählte man nämlich am Schlusse des Schuljahres 1890/91 unter 52.959 Schülern 163 Magyaren (144 an den Gymnasien, 19 an den Realgymnasien), was einem Percentsatz von etwa 0·3 Percent aller Schüler entspricht. Von diesen 163 Magyaren studierten in Nieder-Oesterreich 127 (an dem berühmten «Schotten-Gymnasium» in Wien allein 53), in Ober-Oesterreich und in Galizien je 2, in Steiermark 18, in Böhmen 9, in der Bukowina 4 und in Schlesien 1. An den Realschulen waren bis zum Schlusse des Schuljahres 19.124 Schüler verblieben. Hievon waren 66 oder 0·4 Percent Magyaren. Dieselben vertheilten sich auf die Realschulen der einzelnen Kronländer so, dass 53 in Nieder-Oesterreich, 6 in Steiermark, je 2 in Böhmen, Mähren und Schlesien und 1 in der Bukowina studierten.

Schließlich haben wir noch in Kürze der Fachbildungsschulen, also der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten, der Handels- und Gewerbeschulen etc. zu gedenken. An den Lehrer-Bildungsanstalten und Realschulen besuchten. An den Gymnasien und Realgymnasien dagegen unter 3638 Zöglingen 22 oder 0·6 Percent als sich zur magyarischen als ihrer Muttersprache bekennd ausgewiesen. Von diesen 22 Mädchen erhielten 13 im k. k. Offizierstöchter-Erziehungsinstitut in Hernalz, je 4 bei den Ursulinerinnen und im k. k. Zivil-Mädchen-Pensionat in Wien und eine im Kurs für Kindergärtnerinnen im VII. Wiener Bezirk ihre Ausbildung. Die Handelsschulen zerfallen in die höheren Handelsschulen, in die sonstigen commerciellen Tagesschulen und in die kaufmännischen Fortbildungsschulen. Sie alle wurden im Berichtsjahre, wenn man bei der letztgenannten Kategorie nicht bloß die bis zum Schlusse des Schuljahres verbliebenen Frequentanten zählt, von 13.384 Schülern besucht, wovon 266 oder 2 Percent Magyaren waren. Von diesen Magyaren frequentierten 72 oder 2·8 Percent die höheren Handelsschulen, 78 oder 2·7 Percent die sonstigen commerciellen Tagesschulen und 116 oder 1·5 Percent die kaufmännischen

nischen Fortbildungsschulen, wobei zu bemerken ist, dass sich die hier angeführten Percentsätze auf die Schüler der betreffenden Kategorie von Schulen und nicht etwa auf die Gesamtschülerzahl aller Handels-Lehranstalten beziehen. Ferner stammten 451 aller Handelsschüler aus Ungarn: 149 von den Schülern der höheren Handelsschulen, 102 und 200 von jenen der sonstigen commerciellen Tageschulen und der kaufmännischen Fortbildungsschulen. Was die Gewerbeschulen betrifft, so zählte man unter den Schülern der Staatsgewerbeschulen und der verwandten Lehranstalten im Wintersemester 53 Magyaren (0·8 Percent) und 154 ungarische Staatsbürger (2·5 Percent) und im Sommersemester 20 Magyaren (0·6 Percent) und 38 ungarische Staatsbürger (1·2 Percent aller Schüler). Die Fachschulen für einzelne gewerbliche Zweige wurden im Berichtsjahre von 27 Magyaren und 51 ungarischen Staatsbürgern besucht, die 0·3 und 0·5 Percent aller Schüler ausmachten. Ein allerdings nur an sich und nicht im Verhältnisse zur Schülerzahl sehr starkes Contingent stellte Ungarn zur Gesamtheit der Frequentanten der allgemeinen Handwerkerschulen Oesterreichs. Die letzteren wurden nämlich 1890/91 von 683 Magyaren und von 839 ungarischen Staatsbürgern besucht, was Percentsätzen von 0·9 und 1·1 Percent aller Schüler gleichkommt. Bezüglich der übrigen Fachbildungsschulen, wie der Schulen für Land- und Forstwirtschaft, der Gesangs- und Musikschulen etc. sind die Daten nicht ausgewiesen, welche uns hier interessieren würden.

Dagegen möge im Zusammenhange mit dem bisher Gesagten ein eigentlich nicht mehr in den Rahmen dieser Darstellung gehöriges Detail aus der Statistik der österreichischen Volksschulen erwähnt werden. Es gab deren nämlich im Schuljahre 1890/91 drei öffentliche und eine private mit magyarischer Unterrichtssprache. Dass diese vier Lehranstalten in der Bukovina zu suchen sind, wird nach den eigenthümlichen, an dieser Stelle wiederholt besprochenen Verhältnissen dieses Kronlandes als selbstverständlich erscheinen. Förderte doch die jüngste Volksschul-Conscription vom 30. April 1890 unter Anderem die Thatsache zu Tage, dass die 561 nur die magyarische Sprache beherrschenden Schulkinder — 328 Knaben und 233 Mädchen — der Reichsrathsländer sämmtlich in der Bukovina zu Hause sind, *R. v. E.*

Nachtrag zu S. 339. d) *Italienischer Ursprung.* Henry Fouquier (Vorwort zur Bibliographie-Ausgabe des Fort. Märchens Paris. 1887.) erkannte einige orientalische Motive des Volksbuches an. Der nie erschöpfliche Beutel und die unsichtbar machende und zum Fliegen befähigende Zauberkappe sind auch seiner Meinung nach orientalischen Ursprunges; ersterer ist verwandt mit dem Zaubermantel Göthe's, und dem Ringe Salomon's und Syges', letzterer erinnert uns an die persischen und chaldaeischen guten Geister und an die Lampe Aladins (Tausend und eine Nacht). Er findet auch ähnlicher Weise orientalischen Geist in den Umwandlungen Andalosias, die ihn an die Doctoren des Harems erinnern. Nach alldiesem ist es wirklich auffallend, wenn er meint, das unser Märchen italienischen Ursprunges ist. Für italienischen, speciell venezianischen Ursprunges hält er deswegen, weil in Fortunatus die Reiselust, so wie der betrügerische Geist stark ausgebildet sind. Was die Reiselust anbelangt, ist wirklich interessant, dass Fouquier unser Märchen eben aus diesem Grunde italienischen Ursprunges glaubt, aus welchem Gustav Heinrich und Bobertag diesen als griechischen betrachten. Der betrügerische Geist ist ja auch keine specielle italienische, sondern eben orientalische Eigenschaft!

Dr. BÉLA LÁZÁR.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

A Pallas Nagy Lexicóna. Az összes ismeretek enciclopédiája tizenhat kötetben. III. kötet. (*Das grosse Pallas-Lexicon. Encyclopedie des gesammten Wissens in sechzehn Bänden.*) III. Band. Budapest, 1893. Herausgegeben von der Pallas, Bucherverlags- und Druckerei-Actiengesellschaft. Lex 8^o, 840 S.

1680 Spalten Text — von Békälense bis Burgonyavész — mit 176 Textillustrationen und 39 Beilagen; die letzteren enthalten: 5 Farbendrucke, u. zw. Käfer, insectenfressende Pflanzen, das Planetensystem, Büffel und Hautkrankheiten. — 12 Landkarten: Die Comitate Békés, Belovár, Bereg, Beszterce-Naszód, Bihar, Borsód, Brassó, sowie die Karten von Belgien, Bosnien, Dalmatien, Herzegovina und Montenegro, Bosphorus, Bulgarien und Ostrumelien. — 5 Stadtpläne: Belgrad, Berlin, Kronstadt, Bruxelles, Bukarest. — 11 Special-Beilagen zur Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt Budapest; endlich: Bandwürmer, Berliner Bauten, Braille-Schrift. (2 Blätter), ungarische Denkmäler der Bronze-Zeit. — Die Textillustrationen erstrecken sich begreiflicher Weise auf alle Gebiete des menschlichen Wissens; besonders schätzenswert sind die zahlreichen Wappenbilder. — Die Centralleitung dieses tüchtigen und verdienstvollen Unternehmens hat Privatdozent Dr. Josef Bokor.

Csiky Greger. Die Erste und die Zweite. Roman. Autorisierte Uebersetzung von Oskar v. Krücken. Berlin, o. J. Verlag v. R. Jacobsthal. 183 S.

Krücken, Oskar von. Von Eva's Stamm. *Ungarische* Erzählungen. Berlin, o. J. Richard Eckstein's Nachfolger. 64 S.

Fünf Erzählungen, theilweise mehr Skizzen, deren ästhetische Würdigung nicht in den Bereich dieser Ung. Revue gehört. Doch müssen wir ganz bestimmt gegen die Bezeichnung *„ungarische“* Erzählungen protestieren, da weder typische Gestalten, noch spezifisch ungarische Verhältnisse zur Darstellung gelangt; Uebersetzungen sind es auch nicht; wozu soll also das deutsch lesende Publicum irreführt werden? Budapest hat wohl eine Leopoldstadt, die Aspernbrücke aber ist bekanntlich in Wien. Auch die Individualität des Verfassers tritt nirgends so hervor, dass sich durch dessen Uugarthum der anmaßende Titel erklären ließe.

Much, Dr. Matthaeus, Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Cultur der Indogermanen. Mit 112 Abbildungen im Texte. Zweite, vollständig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Jena, 1893, H. Costenoble. 376 Seiten.

Enthält außer dem sonstigen gediegenen Materiale eine vorzügliche Verarbeitung der Funde in Ungarn.

Neustadt, Dr. Louis. Aus der Mappe eines Hohenzollern am ungarischen Hofe. Erstes Heft. Bayreuth 1892. Druck von Th. Burger. 80 S.

Interessante Aufzeichnungen des Markgrafen Georg v. Brandenburg (1484—1543.)

Pöjfi, Alexander, Der Apostel. Ein episches Gedicht. Deutsch von Ludwig Stein-Abai. Leipzig, o. J. Wilh. Friedrich. 95 S.

Magyar statistikai közlemények. I. Az 1891-diki népszámlálás eredményei. Szerkeszté Dr. Jekelfalussy József. Első rész. Kiadja az orsz. statist. hivatal. Die Ergebnisse der Volkszählung in den Ländern der ung. Krone vom Jahre 1891.

* Mit Anschluss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

Die Ergebnisse der 1890-er Volkszählung werden vom kön. ung. Landesstatistischen Bureau in 5 Bänden veröffentlicht werden, von welchem der erste, *die allgemeine Demographie* enthaltende nun mit ungarischem und deutschem Texte vollendet vorliegt. Dieser Band enthält außer einem Vorworte des Directors des kön. ung. statistischen Bureaus, Ministerialrath Dr. Josef v. Jekelfalussy, einen allgemeinen Bericht, 24 große tabellarische Ausweise und 11 graphische Beilagen. Der Bericht erstreckt sich auf Vorbereitung und Durchführung der Volkszählung, Wohnhäuser, Wohnungen und Haushaltungen, ferner Civil- und Militärbevölkerung, Zunahme derselben, relative Bevölkerung und Agglomeration der Bevölkerung, Anwesende, Ein- und Auswanderung, rechtliche Bevölkerung, anwesende Bevölkerung dem Geschlechte nach, Altersverhältnisse, Familienstand, Religionsverhältnisse, Muttersprache, Sprachkenntnis, Bildungsgrad, Morbidität, körperliche und geistige Gebrechen. Die tabellarischen Ausweise geben alle Detailrubriken zu den ebengenannten Kapiteln, ferner ein Verzeichnis der Werke, welche das Bureau erscheinen ließ, oder an deren Verfassung es mitwirkte. Die graphischen Beilagen zeigen die Bevölkerungszunahme 1869—1890, die Zu- und Abnahme der Bevölkerung Ungarns 1880—1890, Dichtigkeit der Bevölkerung Ungarns 1890, Geschlechtsgliederung, Altersgruppen, Familienstand in Procenten der über 15 Jahre alten Bevölkerung, Glaubensbekenntnisse, eine ethnographische Karte Ungarns, Ungarns Bevölkerung nach der Muttersprache, sämtliche der ungarischen Sprache Kundigen, Bildungsgrad der über 6 Jahre alten Bevölkerung. — Die Bände II bis V werden enthalten Beschäftigung, Gebädestatistik, Warenverkehr 1892, Bevölkerungsbewegung 1891. In dem Cylcus wird auch das »Ungarische Statistische Jahrbuch« erscheinen, ferner ist der II. und III. Band der »Ungarischen Statistischen Mittheilungen« unter der Presse. Die gesammten Publicationen kosten im Subscriptionswege in diesem Jahre 10 fl. (der Ladenpreis wird ein viel höherer sein), sonstige Jahrgänge 5 fl. Wir behalten uns vor, auf diese wertvollen Publicationen, wie auch auf deren einzelne Theile zurückzukommen. Die wichtigsten Ziffern haben übrigens Ministerialrath Dr. Jekelfalussy und Sectionsrath Julius v. Vargha in Vorträgen und Abhandlungen über einschlägige Themen zum Theile bereits veröffentlicht.

Bartha Béla dr., *A polyári házasság és a házassági bíráskodás.* (Die Civil-Ehe und die Gerichtsbarkeit in Ehe-Angelegenheiten von Dr. Béla Bartha). Budapest, 1892. Leo Révay. 36 S.

Beöthy Zolt, *Széchenyi és a magyar költészet.* (Széchenyi und die ungarische Poesie. Festrede, vorgetragen auf der, von der Ung. Akademie am 15. Januar gehaltenen Széchenyi-Feier von Zoltan Beöthy.) Budapest, 1893. Akademie 107 S.

Csiky György, *Két szerelem.* (Zwei Liebesbünde. Trauerspiel in drei Aufzügen, mit dem Teleki-Preis gekrönt. Von Gregor Csiky.) Budapest, 1893. Franklin. 149 S.

Dako-romanizmus és a magyar Kulturpolitika. *Ajánlva a közoktatásügyi miniszter figyelmébe.* (Daco-Romanismus und die ungarische Cultur-Politik. Der Aufmerksamkeit des Unterrichts-Ministers empfohlen.) Budapest, 1893. Hornyánszky. 39 S.

Farkas Sándor, *Ifjú évek. Költemények.* (Jugendjahre. Gedichte von Alexander Farkas.) 2. Auflage. Klausenburg, 1893. Horstak. 207 S.

Fülöp Áron, *Attila fia. I. Ellék. Költői elbeszélés tíz éneken. II. Aladár. Költői elbeszélés tíz éneken.* (Attila's Söhne. Poetische Erzählungen von Áron Fülöp. I. Ellék. 2. Aufl. II. Aladár, — je in 10 Gesängen.) Budapest, 1893. Gebrüder Révai. 208, 249 SS.

Goldziher Ignác, *A pogány arabok költészetének hagyományai.* (Die Traditionen der heidnisch-arabischen Poesie. Akademischer Antrittsvortrag von Dr. Ignaz Goldziher.) Budapest, 1893. Akademie. 69 S.

Hevesi József, Az ár ellen. (Gegen den Strom. Roman von Josef Hevesi.) Budapest, 1893. Belletristische Bibliothek, Deutsch & Comp. in Comm. 125 S.

Imre Sándor, Felmékeszéd Ballagi Mór r. tagról. (Denkrede auf das o. Mitglied Moriz Ballagi von Alexander Imre.) Budapest, 1893. Akademie. 59 S.

Jász Géza, A fejlődés történelmi különös tekintettel a társadalmi és gazdasági életre. (Die Gesetze der Entwicklung mit besonderer Rücksicht auf das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben.) Budapest, 1893. Athenaeum. 328 S.

Jókai Mór, A kis királyok. Regény 3 kötetben. (Die kleinen Könige. Roman in 3 Bden von Maurus Jókai.) 2. Aufl. Budapest 1893. Gebr. Révai. 239, 250, 248 SS.

Kemény Zsigmond báró összes beszélei. (Baron Siegmund Kemény's sämtliche Erzählungen. Herausgegeben von der Kisfaludy-Gesellschaft.) 2 Bde. Budapest, 1893. Franklin. 251 u. 307 SS.

Kisfaludy Károly minden munkái. Hetedik bővített kiadás. (Karl Kisfaludy's sämtliche Werke. Siebente, vermehrte Auflage, besorgt von Josef Bánóczy.) 6 Bände. Budapest, 1893. Franklin. 421, 439, 434, 413, 414, 484 SS.

Kisfaludy Sándor minden munkái. (Alexander Kisfaludy's sämtliche Werke. Vierte Auflage. Herausgegeben von David Angyal.) 8 Bände. Budapest 1893. Franklin. 494, 572, 474, 590, 615, 589, 592, 743 SS.

Kisfaludy-Társaság évtárai. (Jahrbücher der Kisfaludy-Gesellschaft. 1891—1892.) Budapest, 1893. Franklin. 223 S.

Kiss Károly, Közönséges emberek. Beszélyek és vázlatok. (Gewöhnliche Menschen. Erzählungen und Skizzen von Karl Kiss.) Miskolcz, 1893. Lövy Sohn Comm. 204 S.

Körösi Mihály, Nyugalmas órák. Köttemények. (Ruhige Stunden, Gedichte von Michael Körösi.) 2. Aufl. Budapest, 1893. Gebr. Révai 101 S.

Kosztány Géza, Nerezetesebb bűnesetek, saját jegyzeteiből összedálltira. (Interessantere Verbrechen. Nach eigenen Notizen zusammengestellt von Géza Kosztány.) Budapest, 1893. Lampel. 161 S.

Lederer Ábrahám, A napi sajtó pszichológiája és pedagógiája. (Psychologie und Pädagogik der Tagespresse.) Budapest, 1893. Lampel. 21 S.

Madzsar Gusztáv (Rudnyay Kálmán), Nevelőben. Regény (Im Pensionat. Roman von Gustav Madzsar (pseud. Coloman Rudnyay). Budapest, 1893. Lampel. 216 S.

Márki Sándor dr., Péro lázadása. (Der Aufstand des Pero. Akademischer Antrittsvortrag von Dr. Alex. Márki.) Budapest, 1893. Akademie. 96 S.

Mentovich Gyula, Már Késő. Regény. (Zu spät. Roman von Julius Mentovich.) Klausenburg, 1892. Horatisi. 446 S.

Moskoritz Irán, Önkormányzatunk mint alkotmányos garancia. (Unsere Selbstverwaltung als politische Garantie von Iván Moskovitz.) Budapest, 1893. Grill. 83 S.

Munkácsi Bernát, Fogul népköltési gyűjtemény. III. kötet. 1. füzet. (Sammlung vogulischer Volksdichtungen. III. Bd. Bärenengesänge. 1. Heft. Vogulische Texte und Uebersetzungen. Nach eigenen Sammlungen und der Hinterlassenschaft Reguly's von Bernhard Munkácsi.) Budapest, 1893. Akademie. 589 S.

Rajner Ferencz, Középsikolai tanári nérkönyv az 1892-93 tan'évre. (Schematismus der Mittelschul-Professoren für das Jahr 1892-93 von Franz Rajner.) Budapest, 1893. Lampel. XLV. und 192 S.

Rákosi Viktor, Téli regé. Regény. (Wintermärchen. Roman von Viktor Rákosi.) Budapest, 1893. Singer u. Wolfner Allg. Romanbibliothek. VIII. Jhrg. 10. Bd. 147 S.

Stehlo Kornél, A polgári házasságról (Ueber die Civil-Ehe von Cornel Stehlo.) Budapest, 1893. Hornyánszky, 31 .

DIE REGIERUNG BÉLA'S DES VIERTEN. ✓

Nach urkundlichen Quellen bearbeitet.

IV. Der Familienzwiſt.

1.

Béla IV. war seiner Gattin und seinen Kindern gegenüber eine patriarchalisch angelegte Natur.

Der Umstand, dass er als 8jähriger Knabe seine Mutter verloren und Andreas II. bald darauf ihm eine Stiefmutter ins Haus gebracht, brachte es mit sich, dass sich Béla seiner Gattin, mit der er schon in seinem 15-ten Lebensjahre die Ehe consummiert, in aller Liebe und Beständigkeit zuneigte. Zwar gelang es — wie wir gesehen — die eheliche Eintracht zwischen den Beiden zu stören, es dauerte aber nicht lange, bis Béla sich mit der Gattin wieder vereinigte. Die Wiedervereinigung hatte nur noch mehr dazu beigetragen, dass Béla, zwischen dem und seinem Vater es trotz der äußerlichen Aussöhnung dennoch zu einem tiefen Risse gekommen war, sich mehr als je an der Seite seiner Gattin heimisch fühlte — und Maria war in der Kunst, ihren Mann an sich zu fesseln und ihn zu beherrschen, sehr groß!

Die Ehe war eine äußerst fruchtbare. Béla wurde als 18jähriger Jüngling schon Vater einer Tochter und als er diese an den Polenherzog Boleslaus V. verheirathete, war er erst ein 33jähriger Mann. Von den rasch nach einander folgenden Töchtern waren Katharina und Margarethe 1242 in Klissa gestorben; Anna ward 1243 mit Rostislaw v. Halics, Elisabeth um 1247 mit dem Baiernprinzen Heinrich, Konstanze um 1251 mit Leo dem Thronerben von Halics, Jolanthe (Helene) 1257 mit dem Herzoge Boleslaw von Kalisch vermählt, die 1242 geborene Margarethe (II) bereitete sich im Haseninselnkloster zur Heiligen vor und wollte von einer Vermählung nichts wissen.

Da also unter den Töchtern Anna die einzige war, die selbst nach ihrer Vermählung am Hofe Béla's blieb (Margarethe konnte nicht in Betracht kommen, da sie stets im Kloster lebte und sich bei ihr früh eine, jeder gesellschaftlichen Regung feindliche religiöse Schwärmerei eingestellt) und ihr Gemahl Rostislaw sich nach mannigfacher Richtung nützlich zu

machen wusste, darf es uns nicht Wunder nehmen, dass sich Béla's Liebe — soweit selbe auf die Töchter ausgedehnt wurde — auf Anna concentrirte und dass diese, deren Ehe gleichfalls eine sehr fruchtbare gewesen, im Interesse ihrer Kinder bestrebt war, am Hofe die erste Rolle zu spielen.

Betrachten wir jetzt das Verhältnis zu den Söhnen.

Nahe an zwanzig Jahre war Béla vermählt und noch hatte ihm Maria keinen Sohn geboren. Ganz abgesehen nun davon, dass nach sieben Töchtern Béla schon sehnsüchtig einen Sohn erwartete, waren andere Umstände noch vorhanden, die die Geburt eines solchen sehr wünschenswert erscheinen ließen. Da nämlich Prinz Koloman in kinderloser Ehe lebte und des 1189 nach Griechenland gezogenen Prinzen Géza Söhne (wenn sie überhaupt noch am Leben waren und Nachkommen hatten) entweder unbekannt waren oder man von ihnen nichts wissen wollte, lag die Möglichkeit nahe, dass Ungarns Thron dem von Maria als Bastard ausgerufenen Stefan Posthumus zufallen konnte. Groß war daher die Freude, als Maria 1239 den Prinzen Stefan gebar. Es lässt sich leicht denken, dass die Eltern den sehnlichsten Erwarteten gleich ihrem eigenen Augapfel hüteten und wir sehen oft genug, wie Béla inmitten der Tatareninvasion immer und überall in erster Linie auf Schutz für Stefan besorgt war. Ein weiterer Ausfluss dieser besonders zärtlichen Liebe für den Prinzen war der Umstand, dass Béla denselben schon in dessen sechstem Lebensjahre zum künftigen Könige krönen ließ.¹ Andreas I. hatte durch die Krönung des Knaben Salomo seinen Nachfolgern ein verhängnisvolles Beispiel gegeben und stets waren diese Krönungen der Söhne während des Lebens ihrer Väter auch in anderen Staaten mehrweniger die Quelle von Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn geworden. Nun kam die Verlobung und Vermählung des Kronprinzen. Bekanntlich hatte Béla, der seit dem Unglücksjahre 1241 die Tatarenfurcht nie mehr gründlich los werden konnte, bald nach seiner Heimkehr aus der Küstengegend die Kumanen aus Bulgarien zurückgerufen, um an ihnen, die im Rufe unwiderstehlicher Kriegstüchtigkeit waren, eine sichere Stütze gegen innere und äußere Feinde zu haben. Ob diese ihm nun zur Bedingung gestellt hatten, dass er seinen Thronfolger mit der Tochter ihres Häuptlings verloben müsse, wissen wir wohl nicht; wir wissen aber, dass nicht Gewissensbisse über Kuthens Ermordung Béla dazu bewogen, sondern der Zwang der Verhältnisse, sagt er ja ganz offen in seinem an den Papst do 11. Nov. 1248 gerichteten Schreiben, dass er seinen Thronerben leider mit einer Kumanin verbinden musste, um dadurch viel Aergerem zu entgehen. — Solange die Verlobten noch in den Kinderjahren sich befanden, fühlte man

¹ Am 10. Jänner 1246 sagt Béla, dass er zu Stuhlweissenburg seinen Sohn Stefan, Herzog von Slavonien, vordem habe zum Könige krönen lassen. Fejér, IV. 1. 404.

am Hofe das Odiose dieser der Noth entsprungenen Verbindung nicht; vielleicht gab sich die hochmüthige Maria gar der Hoffnung hin, dass mit der Erstarkung des Reiches und dem Schwinden der Tatarengefahr man Mittel und Wege finden werde, Stefan die Ehe missliebig zu machen und die nicht erwünschte Schwiegertochter los zu werden. Diese Hoffnung — wenn sie vorhanden war — ging aber nicht in Erfüllung. Die Tatarengefahr spukte während der ganzen Regierung Béla's in einem fort, und von der Zeit an, als der kaum 16jährige Stefan die Ehe consumierte, zeigte er nicht die geringste Miene, seine schöne Gattin missliebig zu finden.

Nun ist es aber selbstverständlich, dass manche Kumanen in Folge dieser Allianz sich hie und da überhoben und Manches begingen, was sie, wenn die Kronprinzessin nicht aus ihrem Stamme entsprossen wäre, wohl nicht gethan hätten; zwar wird uns dies von keiner Seite mitgetheilt, wir hören nur von Klagen darüber, dass sich nur wenige von ihnen dem Christenthume unterwerfen und die meisten es vorziehen, Heiden zu bleiben, man hütete sich also, die Scenen von 1241 heraufzubeschwören; wir dürfen aber überzeugt sein, dass am Hofe und im Lande es wieder eine antikumanische Partei gegeben, die ihre Spitze gegen Stefan und seine Gattin gerichtet und dass hiedurch wahrscheinlich schon vor 1258 eine gewisse Spannung zwischen den Eltern und dem Kronprinzen eingetreten, die darin ihren Ausdruck gefunden, dass Erstere dem jüngeren Sohne, dem um 1243/4 geborenen Béla³ mehr Aufmerksamkeit schenkten und von ihm und seiner standesmäßigeren Verheirathung die Hebung des geschwächten Familiennimbus erwarteten.

Schon 1254 hatte Béla IV. mittels Schreibens do. 16. September den Propst Smaragd (v. Zsámbék) von Preßburg beauftragt, Papst Innocenz IV. zu einer ehelichen Allianz mit dem ungarischen Hofe zu bewegen. Innocenz stammte aus dem angesehenen Hause der Fiesco, Grafen von Lavagna, und Béla wollte seinen gleichnamigen Sohn mit einer Nichte des Papstes vermählen. Der bald darauf (7. Dez. 1254) erfolgte Tod des Papstes ließ das Projekt unausgeführt.³

Dass der unglückliche Ausgang von Stefans Regime in Steiermark sicherlich nicht geeignet war, ein besseres Einvernehmen zwischen dem alten und dem jungen Könige zu bewerkstelligen, ist wohl nicht wegzuleugnen, wenn wir auch darin nicht, wie viele Andere, den eigentlichen Grund des Zerwürfnisses suchen. Die Radstatter Schlappe war nur ein ganz kleiner Ausgangspunkt. Es war, als ob das durch Béla I. gegebene Beispiel sich gleich einem Fluche auf seine sämmtlichen Nachkommen vererben müsste.

³ Am 2. Oktober 1244 spricht Béla schon von seinen Söhnen. Fejér IV. 1. 325.

³ Fejér IV. 2. 243. Ueber die Familienverhältnisse des Papstes siehe meine »Az Arpádok családí története« 494. 495.

Die Verhältnisse begannen sich erst nach Kroissenbrunn zuzuspitzen. Ob Béla und seine Partei Stefan die Schuld an der furchtbaren Niederlage zuschrieben, wissen wir nicht, aber die Verhältnisse waren gerade um diese Zeit wie geschaffen, um den glimmenden Funken der gegenseitigen Unzufriedenheit zur hochauflodernenden Flamme anzufachen und Stefan selbst beweist ja in seinem 1262 ausgestellten Friedensvertrage einen großen Theil unserer Behauptungen.

Mit den Präliminarien von 1260 und der Wiener Entrevue von 1261 waren am ungarischen Hofe die Personalverhältnisse ganz geändert worden. Prinz Béla wurde mit der Nichte des mächtigen Ottokar verlobt und Anna's schöne Tochter Kunigunde war die Taube, durch die Ottokar dem besiegten Béla die Friedenspalme reichte. Die unmittelbaren Folgen dieser Ereignisse mussten sich darin manifestieren, dass der Einfluss von Anna's Eltern jetzt mehr als je sich geltend machte und das Goldkind Béla von nun an mit verdoppelter und verdreifachter Aufmerksamkeit behandelt und in seinen Einkünften bereichert wurde, wie wir dies unten urkundlich nachweisen werden. Hingegen tritt während dieser Zeit der Kronprinz, da Béla das Herzogthum Slavonien erhalten hatte, als Herzog von Siebenbürgen ⁴ ziemlich in den Hintergrund. Dass es nun unter solchen Verhältnissen genug Hetzer gegeben, die auf beiden Seiten die Verstimmung genährt und sie schließlich zum offenen Kriege zwischen Vater und Sohn großgezogen, sagt Königin Maria selbst.⁵

2.

An der Wiener Entrevue von Ende März 1261 nahm Stefan auch Theil, 1262 wird schon seine erste Fehde mit seinem Vater am 5. Dez. endgiltig geschlichtet. Weder über den Anfang, noch über den Verlauf dieser Fehde sind uns Berichte zugekommen, unzweifelhaft ist nur, dass 1262 zwischen Vater und Sohn es zu bewaffnetem Zusammenstoße gekommen und dass am 28. April die Fehde noch vorhanden war⁶ und dass man zwischen

⁴ 1261 und 1262 nennt er sich immer nur Rex, primogenitus illustris Regis Hungarie, Dux Transilvanus. Wenzel III. 4. 5. 24. Fejér IV. 3. 49. 51, hingegen am 5. Dez. 1262 schon auch «Herr der Kumanen.»

⁵ «Quum perfidorum subditorum suasionem inter . . . Belam Regem Hungarie ex una parte et carissimum filium nostrum, regem Stephanum ex alia, magna fuisset coorta discordia . . .» Fejér IV. 3. 68.

⁶ An diesem Tage schenkt Stefan dem Michael de Semjén, Ahnberrn der Kállay, einen Thurm im Schlosse Patak und sagt: «so dass Michael, wenn mit Gottes Hülfe *das Reich sich wieder in Ruhe befinden wird.*» Wenzel III. 24. Es ist dies derselbe Michael, der, als Stefan gegen die Steiermark zu Felde zog, vor Stefans Augen an der rechten Hand und am linken Fuße verwundet wurde (Fejér V. 1. 105). — Ob der Brief der Königin Maria an die Minoriten, wo es heißt: «ita ut ad

28. April und 5. Dezember Stefan mit den Vertretern seines Vaters: dem Oberstallmeister Herrand, Obergespan von Trencsén und dem königlichen Hofgeistlichen, dem Graner Domherrn Ladislaus, Erzdechant von Hont die Präliminarien geschlossen.⁷ Am 5. Dezember d. J. stellt aber Stefan den durch ihn ratifizierten Friedensvertrag aus, aus dessen einzelnen Punkten wir auf die Ursachen des Zwistes schließen dürfen.

Der Vertrag⁸ besteht aus folgenden 16 Punkten:

1. Die Vertrauensmänner sind:

- a) Philipp dg. Csurba Erzbischof von Gran, königlicher Kanzler;
- b) Smaragd v. Zsámbék, Erzbischof von Kalocsa, Stefans Kanzler;
- c) Philipp, Bischof von Waitzen, Kanzler der jüngeren Königin Elisabeth;
- d) Johann, Propst von Arad, erwählter Bischof von Syrmien;
- e) Stefan, Propst von Szeben, Vicekanzler Stefans.

Dem Vertrage stimmen Stefans sämtliche Barone und der Fürst der Kumanen zu. Der Vertrag fußt ganz und gar auf den Preßburger Abmachungen.

2. Stefan gibt sich mit dem ihm von Béla in Preßburg gegebenen Herzogthume, den Landstrichen, Burgen, Ortschaften und Revenuen zufrieden, und verspricht, von seinem Vater *aufser diesen Nichts mehr zu verlangen*.

3. Er verspricht weder durch seine eigenen Barone, noch durch die Kumanen, noch durch Russen und Polen oder auswärtige Fürsten überhaupt Etwas gegen den König oder seinen Bruder, Herzog Béla im Schilde zu führen, sondern ihnen immer und in Allem treu beizustehen.

4. Er bestätigt im Sinne des Preßburger Vertrages, dass ihm sein Vater das Schloss Füleke bereits gegeben habe.

5. Er verpflichtet sich, allen Anhängern seines Vaters, die denselben während des Krieges zwischen ihm und seinem Vater geraubten Güter zu ersetzen. Ausgenommen sind bloß Preussel (Heinrich, den wir schon kennen) und Franko (Herr von Frankó im Oedenburger Comitath, Ahn der Frankói-Gösfalvi), die er schon — wenn er sich recht erinnere — in Preßburg ausgeschlossen habe. Sollten aber Herrand und der Erzdechant Ladislaus behaupten, dass er sich irre, so restituire er auch Preussel und Franko das ihnen Geraubte. Franko's Schwiegersonne Pósa gebe er jedoch ohne Weiteres Alles zurück. Mit der Ordnung dieser Restitutionen werden die beiden Erzbischöfe betraut, die — falls sie sich nicht einigen könnten —

manus conferendas dispositi ex utraque parte exercitus jam essent e regioni constituti sich auf die Unruhen von 1262 bezieht, ist nicht leicht zu entscheiden (Fejér IV. 3. 68.)

⁷ Fejér IV. 3. 72.

⁸ Fejér IV. 3. 69—77.

sich noch jeder je einen Baron Béla's und Stefan's zum Richtercollegen wählen dürfen.

6. König Béla hat versprochen, dass er Stefan's Kumanen nicht beunruhigen, an sich locken, befragen und ansuchen und die freiwillig sich an ihn wendenden nicht empfangen und nicht bei sich halten wolle; dasselbe verspricht nun Stefan mit Bezug auf Béla's Deutsche, Slaven in Slavonien, und Böhmen.

7. Die Salzeinkünfte mit Allem, was zu deren Manipulierung gehört, werden zwischen Vater und Sohn ganz gleichmäßig getheilt.

8. Sollte sein *Palatin* oder Hofrichter oder ein anderer seiner Richter den Baronen und sonstigen Dienern Bélas in welcher Angelegenheit immer Recht sprechen, verpflichtet er sich, die Urtheile persönlich zu überprüfen.

9. Allen Anhängern seines Vaters sichert er freien Durchzug und Achtung ihres Besitzes und ihrer Person zu.

10. Den Kirchen, Baronen, Adeligen und sonstigen Dienern seines eigenen Gebietes garantiert er die Respectierung ihrer wie immer genannten Rechte.

11. Er unterwirft sich mit Bezug auf die Erfüllung seiner Versprechungen der kirchlichen Controle der beiden Erzbischöfe.

12. Im Falle er den Vertrag bricht, haben die Erzbischöfe das Recht, ihn mit dem Interdicte zu belegen.

13. Falls er seinem lieben Verwandten, dem *Herzoge Michael* ein Hülfsheer schicken sollte, darf dieses das Gebiet Béla's und dessen Barone nicht passieren; auf den Besitzungen, welche diese Barone auf Stefan's Terrain haben, darf dieses Heer keinerlei wie immer geartete Ausschreitungen sich erlauben.

14. Die Burgen, welche Béla's Unterthanen auf Stefan's Terrain haben, darf er nicht antasten.

15. Alle bisherigen Documente seines Vaters erklärt er, soweit sie bisher ihm (Stefan) zum Vortheile gedient, als null und nichtig und sind von jetzt an einzig und allein die Abmachungen von Preßburg maßgebend.

16. Schließlich verspricht er Béla, ihm alle Achtung und Ehrerbietung zu erweisen, die ein Sohn dem Vater schuldet.

Papst Urban hatte Kenntniss von den Feindseligkeiten erhalten und schickte zu deren Schlichtung seinen Pönitentiär-Kaplan Velascus nach Ungarn; sei es nun, dass dieser eine Ergänzung des obigen Vertrages wünschte, oder dass manche der obigen Punkte nicht genau eingehalten wurden, soviel ist sicher, dass 1263 in Poroszló zwischen Vater und Sohn der Vertrag von 1262 mit einigen unwesentlichen Punkten erneuert wurde. Eine ganz neue Bestimmung findet sich darin insoferne, als man festsetzt, dass der Papst den Vertrag, der am 3. August 1263 ausgestellt ist, bis zum

25. Juli d. J. ratificiere. Sehr charakterisierend ist ferner, dass beide Parteien sich verpflichten, von nun an den Hetzern und Spionen kein Gehör zu schenken, sondern sie gegenseitig anzuzeigen; auch gelobt Stefan, den auf sein Gebiet flüchtenden Missethättern kein Asyl zu bieten, sondern sie zu bestrafen.⁹

Am 5. August d. J. meldet Béla dem Papste den Abschluss des neuerlichen Vertrages. Er berichtet, dass er in Gegenwart seiner Barone in die Hände des päpstlichen Legaten Velascus den Eid abgelegt habe, seinen Sohn Stefan und dessen Gattin, die jüngere Königin nicht mehr zu molestieren und deren sämmtliche Güter zu schonen, und sich mit all' jenen Besitzungen und Einkünften, die er sich vertragsgemäß zurückbehalten, für die Zeit seines Lebens zu begnügen.¹⁰

Aus den beiden neueren Schriftstücken ersehen wir auch die Parteilstellung von 1263.

An Stefans Seite standen: Smaragd v. Zsámbék, Erzbischof von Kalocsa, sein Kanzler; Benedict, Propst von Arad, Vicekanzler; Palatin Dionye, Obergespan von Bács; Kemény's Sohn Lorenz, Tavernikus und Ban von Severin; Ladislaus dg. Borsa, Wojwode von Siebenbürgen, Obergespan von Szolnok; Bäs, oberster Hofrichter, Obergespan von Gömör; Stefan, Oberküchenmeister; Dominik, Obermundschenk.

Einer seiner treuesten Anhänger war Ponith dg. Buzád-Hahold, den Béla's Anhänger auf keinerlei Weise von Stefan abtrünnig machen konnten. Schließlich brachten es seine Feinde, der Oberrichter Lorenz und der Propst Farkas dahin, dass ihn ein kgl. Richtercollegium auf Grund gefälschter Indicien — so sagt Stefan — des Hochverrathes beschuldigten. Stefan versicherte ihn 1264 seiner vollen Gnade und verspricht ihm, wenn er den Thron besteigen werde, ihm alle seine Güter zurückzugeben. (Hazai oklevéltár 42.)

Desgleichen war Stefan dg. Rathold ein glühender Anhänger Stefan's. Er war Oberstallmeister und Obertavernikus der Königin Maria. Er gab diese Aemter und einen Gehalt von 500 Mark, den ihm die Königin jährlich gezahlt, auf, opferte alle Güter, die er in Béla's Gebiete hatte und schloss sich ganz und gar Stefan an. Dadurch verlor er an 3000 Mark.

Ban Csák, gleichfalls Stefan's Anhänger, wurde in einem Gefechte zwischen Vater und Sohn gefangen.

Hingegen war das ganze Genus Aba auf Seiten Béla's. Vata's Sohn Ladislaus wurde in einem Gefechte durch obigen Stefan gefangen, und ist auf Befehl des Kronprinzen enthauptet worden. Die Wuth des ganzen Genus kehrte sich nun natürlich gegen Stefan dg. Rathold.

⁹ Fejér IV. 3. 163.

¹⁰ Theiner I. 244.

Stefan entschädigte ihn aber 1265, indem er ihm Schloss Ágas mit Kutasso, Barkan und Tar donierte. Schloss Ágas war durch Verrath des Bischofs Job v. Fünfkirchen (dg. Zách), der zur Partei Béla's übertreten, in die Hände Béla's gefallen, doch gelang es Stefan, dasselbe zurückzuerobern. (Wenzel XI. 545.)

Ein Anhänger Stefans war auch Konrad v. Altenburg. dg. Győr. Dieser hatte sich 1260 des Hochverrathes (damals war er kgl. Obermundschenk) schuldig gemacht, indem er mit Ottokars österreichischen Scharen vereint das Mosonyer Comitatus plünderte und sich von Ottokar eine Bestätigung seiner Besitzungen geben ließ. Natürlich blieb hiefür die Strafe nicht aus, da ihn Béla seiner sämtlichen Besitzungen verlustig erklärte und sie dem Lorenz dg. Aba, Ahnherrn der Athinai zusprach. Nun warf sich Konrad in Stefan's Arme und auf dessen Verwendung gab Béla ihm auch seine Güter zurück. (Wenzel VIII. 51.)

Béla's Anhänger waren: Philipp, Erzbischof v. Gran, Kanzler; Farkas dg. Bécz, erwählter Propst von Stuhlweißenburg, Vicekanzler; Muthmer, Propst von Szepes; Demeter, Erzdechant von Bars; Ladislaus, Erzdechant von Hont; Felicián, Custos von Stuhlweißenburg; Marcus, Custos von Gran; Anton, Guardian von Lipha; Paul von Somogy, Minorit; Alexius, Minorit; Marcell, Peter und Teodor vom Predigerorden; Moys (der nachmalige Palatin), Obertavernikus des Prinzen Béla, Obergespan von Somogy und Varasd; Philipp kgl. Obermundschenk; Csák, Oberküchenmeister der Königin; Thomas, Obergespan von Karakó; Pósa, mit dem vorhergehenden Chef der bacciniferi; Thomas, Obergespan von H(K)raszna; Pobor, Chef der kgl. Couriere.¹¹

Diese Schriftstücke verrathen aber noch etwas Anderes, u. z. sehr Wesentliches.

Stefan hatte durch seine Auflehnung von 1262 einen Staat im Staate hervorgerufen. Es gab seit 5. Dez. 1262 in Ungarn einen älteren und einen jüngeren König, deren jeder vom Palatin angefangen die gleichen Würdenträger für sich creierte und in den ihm zugesprochenen Theilen des Landes ganz selbstständig regierte; man kann sagen, dass Ungarn in zwei Königreiche getheilt worden, die unter sich gegenseitige Verträge geschlossen. *Speziell aber war Stefan Herr und Gebieter der Kumanen geworden.*

Ein Ausfluss dieser Gestaltung war jetzt das Bestreben Béla's, die Güter und Rechte seiner Gattin und des Prinzen Béla gegen etwaige neuere Angriffe Stefan's durch den Papst sicherstellen zu lassen.

Königin Maria hatte bald nach dem Tatarenabzuge aus dem Erlöse ihrer noch aus Griechenland mitgebrachten Schmuckgegenstände auf dem

¹¹ Theiner I. 244.

Berge neben dem Piliser Walde das Schloss Visegrád erbauen lassen. Als dann das Haseninselkloster errichtet wurde, in welches die Prinzessin Margarethe und zahlreiche Töchter des Adels aufgenommen wurden, schenkte Béla 1259 das ganze Comitatus Pilis mit dem Visegráder Schlosse seiner Gattin, mit der Motivierung, dass die Nonnen der Haseninsel dadurch bei einem etwaigen feindlichen Einfälle daselbst eine sichere Zufluchtsstätte finden sollten. Die Donation erfolgte jedoch in dem Sinne, dass Maria dieses Schloss *jenem ihrer Kinder, das sich ihr gegenüber als willfähigstes gezeigt*, schenken oder testieren dürfe. Der Papst bestätigte nun die Donationsurkunde von 1259 am 21. Dezember 1263;¹² am selben Tage bestätigte er ihr aber auch den Besitz des Schlosses Pozsega, das ihr Béla gleichfalls für ihre nach der Rückkehr aus dem Küstenlande ihm zur Verfügung gestellten Kleinodien geschenkt.¹³

Unter demselben Datum bestätigt er dem Prinzen Béla, Herzoge von Slavonien, den Besitz der Schlösser Neutra, Pressburg, Mosony und Sopron, die ihm Béla IV. unter dem Vorwande geschenkt, dass er besser als jeder Andere sie gegen feindliche Angriffe schützen könne; auch nimmt der Papst ihn sammt seinem Herzogthume Slavonien und seinen Besitzungen in Olcha, Baranya, Somogy, Zala und Vas in seinen apostolischen Schutz.¹⁴

Nichtsdestoweniger hatte sich das gute Einvernehmen zwischen Béla und Stefan noch immer nicht eingestellt und die Flammen der Zwietracht lodern 1264 wieder auf. Hierzu hatten mehrere Umstände beigetragen.

So unglaublich es auch klingt, ist es doch wahr, dass im Laufe des Jahres 1263 die Tataren den Versuch machten, sich durch eine Botschaft an den ungarischen Hof mit diesem in ein gewisses Einvernehmen zu setzen. Ob sie Béla und Stefan wirklich eine eheliche Allianz angeboten, ob sie ihnen wirklich einen Vernichtungszug gegen die Christen proponiert etc., ob hier der schlaue Daniel von Halics die Hand im Spiele gehabt und vieles Andere entzieht sich unserer Beurtheilung; Thatsache ist, dass Papst Urban IV. am 28. Jänner 1264 sich ganz entsetzt an beide Könige Ungarns und an den gesammten Hochclerus dieses Landes wendet und sie händelringend bittet, mit den Tataren keine eheliche Allianz zu knüpfen.¹⁵ Wie nun immer der Sachverhalt war, dürfen wir mit Bestimmtheit annehmen, dass man der tatarischen Botschaft am ungarischen Hofe schon deshalb keine absolut verneinende Antwort geben durfte, um die Tataren dadurch nicht zu beleidigen und zum Aufgeben der jetzt sympathischeren Haltung zu bewegen. Stefan sowohl als Béla hielten sich also jetzt von Seiten der Tataren nicht bedroht.

¹² Theiner I. 254.¹⁴ Theiner I. 255.¹³ Theiner I. 254.¹⁵ Theiner I. 264. 265.

Zudem war in diesem Jahre (1263) Béla's Schwiegersohn Rostislav von Macsó mit Tode abgegangen, der — wenn er auch kein besonders hervorragender Feldherr gewesen, immerhin als Herr von Macsó über eine gewisse Macht verfügte und in Folge seiner Beliebtheit bei Béla — namentlich seit seine Tochter Kunigunde mit Ottokar vermählt wurde — seine Frau und Kinder gegen Stefan's etwaige Angriffe sehr nachdrücklich vertheidigen konnte. Nun fehlte ihnen dieser natürlichste und mächtige Hort.

Zum Ueberflusse hatte aber Béla 1264 einige früher den Kumanen gegebene Ortschaften, angeblich wegen der durch jene zahlreich begangenen sehr argen Ausschreitungen theils Klöstern, theils seinen eigenen Anhängern verliehen¹⁶ — also Zündstoff genug zur abermaligen Anfachung der gegenseitigen Unzufriedenheit.

Es wiederholten sich fast programmgemäß die Scenen von 1263. Der Papst ermahnt am 3. Februar 1264¹⁷ beide Könige, Frieden zu machen und sich nicht gegenseitig mit Hilfe der heidnischen Kumanen und Litthauer zu bekämpfen, und bestätigt am 15. Juli nochmals die Güter der Königin Maria und des Prinzen Béla.¹⁸ Diesmal erstreckt sich sein Schutz aber auch schon auf Rostislav's Witwe Anna «Herzogin von Halics, Bosnien und Macsó» und auf ihre beiden Söhne Michael und Béla, indem er die durch Béla an Rostislav und Anna gelangten Güter Belin und St.-Demeter der Witwe und ihren Söhnen bestätigt.¹⁹ Am 16. Juli rügt er alle jene Prälaten Ungarns, die den Samen der Zwietracht zwischen beiden Königen austreuen.

Die Hauptursache der Zwistigkeiten war aber jetzt der Umstand, dass Stefan die Güter Bistritz, Rodna, Senndorf, Király-Németi, Zsolna und Baierdorf, die seine Mutter, wie seit undenklichen Zeiten alle Gemahlinnen der regierenden Könige besessen, sowie seine Schwester Anna und deren Söhne der Schlösser Berecz und Füzér, sowie der Ortschaften Salomon und Borsva beraubt hatte. — Der Papst forderte nun Stefan auf, den beiden Frauen Alles zurückerstatten und beauftragte den Erzbischof von Gran und den Bischof von Veszprém, die Rückerstattung zu überwachen.²⁰

Am 28. März 1265 sandte Béla den päpstlichen Kaplan Ladislaus, Erzdechant zu St.-Leustach in Gran als seinen Boten zu Papst Clemens IV. um von diesem die Bestätigung des neuerdings unter Vermittlung der beiden Erzbischöfe zwischen ihm und Stefan stattgefundenen Uebereinkommens zu erbitten.²¹ Nichtsdestoweniger verlief das Jahr 1265 wieder mit Zwistigkeiten, denen man durch eine am 23. März 1266 neuerdings aufgeführte Comödie eines gegenseitigen feierlichen Friedensschlusses die Krone aufsetzte. Der Inhalt dieses Vertrages entspricht im Wesen den bis-

¹⁶ Fejér IV. 3. 184.

¹⁸ Theiner I. 271—273.

²⁰ Theiner I. 275. 276.

¹⁷ Theiner I. 265.

¹⁹ Theiner I. 273.

²¹ Theiner I. 279.

herigen Treue- und Liebesversprechungen und dehnt sich jetzt seitens Stefan's auch auf Anna, deren Sohn Béla, Ottokar von Böhmen, Boleslaus V. und Boleslaus v. Kalisch, Béla's Schwiegersöhne und den Herzog Leszek von Lancicz aus. Der Papst bestätigt ihn am 22. Juni 1266;²² vordem musste aber Stefan seine Einwilligung dazu geben, dass seine Mutter die ihm vordem gehörende Camera de Syrmia erhalte und über dieselbe freies Verfügungsrecht habe; auch müsste er ihm Rechte auf villa Rugas Ismaelitorum und auf Schloss Pozsega anerkennen.²³ Der Friede war für eine kurze Spanne Zeit mühsam wieder ausgeflickt.

3.

Wir haben im Vorhergehenden die Zwistigkeiten Béla's mit Stefan fortlaufend geschildert um ein einheitliches Bild derselben bis zum Jahre 1266 zu bieten, dürfen aber nicht außer Acht lassen, dass theils neben, theils außerhalb derselben, in den allerdings kurzen Pausen der Ruhe sich an anderen Punkten in und außerhalb des Reiches Scenen abgespielt, die uns durch das urkundliche Material zwar nur sehr compendiös angedeutet werden, immerhin aber zur Geschichte dieser Zeit gehören.

Da haben wir es vor Allem mit einem Ereignisse zu thun, das sich Ende 1259 oder Anfangs 1260, kurz vor dem großen Zusammenstoße mit Ottokar abgewickelt. — Rostislav v. Macsó hatte um 1255 eine seiner Töchter dem Bulgarenzaren Michael Asen I. vermählt und dadurch sich ein gewisses Anrecht zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten Bulgariens erworben. Er machte dies im Frühjahr 1257 dadurch geltend, dass er zwischen seinem Schwiegersohne und dem Kaiser von Nikaea, Theodor Laskaris II. einen Frieden vermittelte. — Als aber Michael 1258 durch seinen Vetter Koloman ermordet wurde und dieser den durch Mord erworbenen Thron dadurch zu kräftigen suchte, dass er mit thunlichster Eile sich zum Gatten der jungen Zarenwitwe aufgedrängt, zog Rostislav, von der Wendung der Dinge in Bulgarien unterrichtet, mit einem Heere gegen Tirnova; bevor er aber noch daselbst eintraf, war der Usurpator nicht mehr am Leben. Koloman hatte entweder auf die Nachricht von Rostislavs Anzuge oder einer ihm feindlichen einheimischen Partei weichend, die Flucht ergriffen und fand auf derselben einen gewaltsamen Tod.

Da mit ihm der Mannesstamm der bulgarischen Zarendynastie der Aseniden ausgestorben war, nahm Rostislav — jetzt Herr der Situation — die Ordnung der Dinge in Bulgarien vor. Er nahm den Titel eines impera-

²² Theiner I.

²³ Theiner I. 283. Der Papst bestätigte Stefans diesbezügliche Urkunde am 20. Juni 1266.

tor *Bulgarorum* an und gerierte sich demgemäß auch als oberster Machthaber des Landes. Da er aber es nur auf eine Anerkennung seiner, resp. der ungarischen Oberherrlichkeit (er selbst war ja auch nur Vasall des Königs von Ungarn) abgesehen hatte, setzte er den Mytzes, einen Schwager des ermordeten Zaren Michael zum Könige der Bulgaren unter seiner, resp. ungarischer Oberhoheit ein. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass Rostislav seine Erfolge in Bulgarien auch dem Eingreifen ungarischer Truppen zu verdanken hatte.

Da nun Mytzes 1258/59 durch den von der nationalen Partei gewählten Konstantin verdrängt worden, war eine kräftigere Unterstützung desselben durch Ungarn nöthig; dies regte aber nicht nur Konstantins Rachbegier auf, sondern veranlasste manch einzelne bulgarische Dynasten, die in Folge der ungarischen Einmischung ausgebrochene feindliche Stimmung des Volkes dazu zu benutzen, dass dieses die ungarischen Grenzen überfalle und sie dann für sich im Trüben fischen könnten.

Bald nach der *Affaire Radstatt* war ein räuberischer Einfall der Bulgaren in das severiner Banat erfolgt. Es scheint, dass die deutschen Ordensritter sich damals nicht mehr im Besitze dieses Banates befanden.

Die Situation wurde jetzt dadurch um ein⁴ Bedeutendes erschwert; einerseits konnte man den Einbrechern keine starke Heeresmacht entgegenstellen, da eine Zersplitterung der Hauptarmee angesichts des vor der Thüre stehenden Krieges gegen Ottokar unmöglich war, — andererseits war es dringend geboten, den bulgarischen Einfall mit *einem* Schlage unschädlich zu machen. Mehrere Magnaten, die Béla mit der Lösung dieser Aufgabe betraut, schlugen das Anerbieten aus; sie hielten den Kampf mit dem Raubgesindel angesichts des großen Feldzuges gegen den Böhmenkönig viel zu wenig ehrenvoll, — andererseits hatten sie in Folge der erschwerten Verhältnisse Scheu vor einem allenfallsigen Misslingen. In dieser Noth wandte sich Béla an Rostislavs Lebensretter von 1243, an Kemény's Sohn Lorenz. Dieser war 1259 königlicher Oberstallmeister und Obergespan von Raab.²⁴ Da er sich zur Annahme des ihm angebotenen Postens bereit erklärte, ernannte ihn der König sofort zum Ban von Severin und Obercommandanten der daselbst zu verwendenden Militärmacht.

Der neue Ban kam seiner Aufgabe glänzend nach. Er besiegte die Gegner, nahm ihnen ihren Raub ab und ließ eine große Anzahl der Räuber — zum abschreckenden Beispiele — längs des Donaufufers aufknüpfen. Binnen Kurzem war das Banat von den Plünderern gesäubert und in seinen früheren Wohlstand und in seine alte Ordnung zurückversetzt.²⁵

Von sonstigen Magnaten, die an dieser Expedition theilgenommen, ist uns nur Csák dg. Buzád-Hahold, Obertavernikus und Obergespan von Zala

²⁴ Wenzel VIII. 503.

²⁵ Fejér IV. 3. 196.

bekannt, unter dessen Fahne sich Torda's Sohn Geur, der Held von Leuka, auch diesmal ausgezeichnet.²⁶

Mit der Besiegung der Bulgaren im Severiner Banate hatten die Reibungen mit den Bulgaren noch nicht ihr Ende genommen.

Michael Palaiologos, der nach Verdrängung des jungen Sohnes des Theodor Laskaris II. den Thron von Nikaea bestiegen, suchte mit dem Bulgarenzaren Konstantin, dem Schwiegersohne Theodors und Schwager des verdrängten Johann, in gutem Einvernehmen zu bleiben und ergriff demgemäß Konstantins Partei gegen Ungarn. Jedenfalls ging von ihm die Initiative zu jenen Feindseligkeiten aus, von denen uns die Urkunden hie und da Bericht erstatten. Um 1262 zog ein starkes ungarisches Armeekorps unter Anführung zahlreicher Magnaten gegen die unter griechischer Herrschaft gestandenen bulgarischen Grenzorte und vernichtete dieselben vollständig. Hier holte sich Reinald dg. Bastech, Ahn der Rozgonyi, seine ersten Lorbeeren. Auch Bartholomäus, Ahnherr der Berényi aus Berény. Söhn Ders fand hier den Heldentod.²⁷ Nach dieser Expedition kam es zu Stefan's V. Lebzeiten im Ganzen noch zu fünf bulgarischen Feldzügen, in denen Stefan zweimal persönlich den Oberbefehl führte.²⁸

Der erste dieser Feldzüge fällt auf die Zeit 1261—1262. Benedikt's Söhne, Merse und Nikolaus, beteiligten sich an demselben. Nikolaus verlor hier sein Leben, Merse, Ahn der Merse von Sinnye, wurde schwer verwundet.²⁹ 1263 zog Stefan zum ersten Male persönlich nach Bulgarien und nahm die Festung Widin ein. Unter den hier sich ausgezeichneten befanden sich Jakob v. Pank, Peter dg. Guthkeled und Buda's Söhne, Nikolaus und Csaszló, von denen Letzterer hier den Heldentod starb.³⁰

Das Jahr 1264 brachte endlich zur Abwechslung auch eine für Béla erfreuliche Aktion mit. Bekanntlich wurde Prinz Béla gelegentlich des Pressburger Friedensschlusses mit Ottokar's Nichte, Kunigunde v. Brandenburg verlobt. Nun sollte 1264 die Vermählung des Paares erfolgen. — Ottokar, den seine schöne Gemahlin Kunigunde so entzückte, dass er mit dem ungarischen Hofe jetzt auf dem denkbar besten Fuße stand, benützte diese Gelegenheit, um Europa gegenüber den vollen Glanz seiner Königsherrlichkeit zu zeigen. Er übernahm nicht nur die glänzende Ausstattung seiner Nichte, sondern auch die Ausführung der Hochzeitsfestlichkeiten. — Noch war die Hochzeit nicht abgehalten und schon verbreitete sich der Ruf

²⁶ Hazai okmánytár VI. 106.

²⁷ Hazai okmánytár VI. 143. Fejér IV. 3. 344. 345. Dafür werden seine Brüder von Stefan V. 1266 geadelt.

²⁸ Wenzel XII. 12.

²⁹ Fejér IV. 3. 60. 61.

³⁰ Hazai oklevéltár 67. Wenzel IX. 196. Hazai okmánytár VI. 116. Kézai IV. 13 Turóczi II. 77.

von den fabelhaften Vorbereitungen nach allen Richtungen der Windrose, so dass mehrere europäische Höfe heimlich Abgesandte nach Wien schickten, um sich von dem Stande der Dinge Ueberzeugung zu verschaffen.

Ottokar bestimmte zum Schauplatz dieser Festlichkeiten die Gegend nahe am Einflusse der Fischach in die Donau. Er ließ eine Schiffbrücke über die Donau schlagen, dass zehn Berittene neben einander darüber reiten konnten. Aus allen Provinzen der österreichischen Länder wurde allerlei Vorrath in fabelhafter Menge herbeigeschafft; fünf Futterhaufen, jeder in der Größe der größten Kirche wurden aufgestapelt; die ganze Donauinsel und die in der Nähe derselben gelegene Ebene war mit allerlei Mastvieh bedeckt; Wildpret und Geflügel war zahllos; nahe 1000 Muth Weizen zu Brot war vorhanden und mit dem Weine hätte man die Bevölkerung zweier Länder mehrere Tage hindurch versorgen können. Die Donau ächzte unter der Last der mit Vorräthen jeder Art heranziehenden Schiffe. Ottokar hatte nämlich Befehl ertheilt, die Anschaffungen nicht nach dem effectiven Bedarf zu berechnen, sondern darauf zu achten, dass von Allem vierfacher Ueberfluss vorhanden sei. Außerdem ließ er aus dem Auslande für mehr als 20,000 Pfund Silber wertvolle Tücher, Zeuge und Juwelen bringen und entwarf er selbst die Pläne zu den Zelten und deren Decorationen.

Schon im Sommer 1264 hatte Ottokar durch Eilboten namentlich die Fürsten und den Hochadel Schlesiens, Polens, Sachsens, Meissens und Thüringens zu dem Feste, das selbstverständlich mit einem großen Turniere verbunden wurde, eingeladen. Der Tag der Vermählung wurde auf den 25. October bestimmt.

Ottokar verließ Prag am 28. September und ließ die schwangere Kunigunde daselbst zurück. In Časlau empfing die markgräfliche Familie v. Brandenburg mit der Braut, worauf er ihnen zuvor nach Oesterreich eilte, um daselbst die Braut zu empfangen. — Die Menge des anwesenden Volkes war so groß, dass es auf den Feldern lagern musste und die sich zum Turniere Anmeldenden konnten nicht alle berücksichtigt werden.

Am Tage des Vermählungsfestes fesselte der reiche Anzug der Braut Aller Blicke. Auf ihrem Purpurkleide waren Bilder in arabischem Golde gestickt, der Kopfputz übertraf an Wert selbst die königlich englische Krone; die Spangen über ihrer Brust schienen unschätzbar, sowie der Gürtel, und auf dem von Gold glänzenden, am Saum mit Perlen und Edelsteinen eingefassten Mantel erhoben sich gleichsam lebendig verschiedene Bilder köstlicher Stickarbeit. Ottokar führte sie in ein großes Zelt, das einem Münster ähnlich, mit kostbaren Tüchern und goldgestickten Zeugen ausgehängt, für die kirchlichen Zeremonien bestimmt war.

Bald darauf hielt Béla IV. seinen feierlichen Einzug. Ihm zur Seite waren Königin Maria, Stefan V. und Béla, der Bräutigam, Daniel von Halics, Stefan Uros v. Serbien und die vornehmsten Würdenträger Ungarns. Die

Ungarn erschienen in Scharlach, mit grauem und buntem Pelzwerk, Pfauenfedern und Silberfransen an den Mützen, Perlen und Edelsteine in die langen Bärte geflochten.

Nachdem man die Mitgiftverhältnisse der Braut geordnet hatte, begann im Zelte das Hochamt, worauf die Trauung des Brautpaares erfolgte. Da setzte Prinz Béla seiner Braut eine goldene Krone auf, welche ein ungarischer Magnat mit dem bloßen Schwerte, das er über ihrem Haupte geschwungen, ihr wieder abnahm. Nach der mit verschwenderischem Luxus auf Silber und Gold und unter lärmender Musik bedienten großen Tafel, an der Béla IV. den Ehrenplatz einnahm, begann das große Turnier.

Die ungarischen Gäste zogen früher heim, als alle Anderen; Béla mit seiner jungen Gemahlin nach Slavonien.³¹

4.

Wenn wir oben gesagt, dass die Ruhe zwischen Béla und Stefan durch den Frieden von 1266 auf kurze Zeit mühsam wieder ausgeflickt worden, werden wir dies durch die sehr bald darauf eingetretenen Ereignisse bestätigt finden.

Wer von den Beiden diesmal zuerst den Frieden gebrochen, wissen wir nicht genau, es hat den Anschein, dass Béla denn doch die durch Stefan's Auflehnen geschaffene Zwitterstellung als unhaltbar erkannt und Ende 1266, spätestens Anfang 1267 gründlich aufräumen wollte.

Um dies zu bewerkstelligen, musste er trachten, Stefan seiner sichersten und mächtigsten Stütze zu berauben: der Kumanen.

Wie es der Hofpartei des alten Königs gelungen, diese, durch die jüngere Königin zur natürlichen Schutzmauer Stefan's gewordenen Kumanen ihm abtrünnig zu machen, ist nicht aufgeklärt; wir wissen nur, dass sie von Béla und Maria gegen Stefan gehetzt wurden;³² aber nicht nur die Kumanen machte man ihm abtrünnig, die Camarilla erstreckte ihre minierende Thätigkeit wahrscheinlich auf Stefans gesammte Partei im Lande und es gelang ihr in genug zahlreichen Fällen, Ueberläufer ins Lager des alten Königs zu gewinnen. Einer der ersten, der von Stefan abgefallen, war sein Kanzler Nikolaus dg. Borsa, Propst von Gyulafejérvár, der die Brüder Stefan und Benedikt, Herren von Horlay und Kér im Bácsér Komitate mit sich riss.³³

Seiner Hauptstütze und Macht beraubt, musste sich Stefan darauf beschränken, von seinem Herzogthume Siebenbürgen aus die Feindselig-

³¹ Die Schilderung der Hochzeitsfeierlichkeiten zumeist nach Horneck c. 66, 67.

³² Fejér IV. 3. 409, wo Stefan dies direct von des Kumanen Bathsolda's Söhnen sagt.

³³ Fejér IV. 3. 417.

keiten zu eröffnen. Es war zum Aeußersten gekommen, an eine friedliche Ausöhnung war nicht mehr zu denken, beide Parteien ließen jetzt die Waffen sprechen. Was 1267 erfolgte, übersteigt Alles, was bisher zwischen Vater und Sohn auf diesem Gebiete geschehen.

Stefan's Gattin und Kinder — mit dem 5jährigen Prinzen Ladislaus — waren in Schloss Patak der kommenden Dinge gewärtig. Da erschien eine starke Abtheilung königlichen Militärs und verhaftete sie auf Befehl der rachgierigen Anna v. Macsó, nachdem sie das Schloss eingenommen. Von hier wurde Stefan's Familie nach Schloss Turul interniert, wo Anna dieselbe gleich einer «wilden Viper» bewachen ließ.⁸⁴

Da man Stefan hier nicht gefunden, machten sich sofort einige Spione auf, um Stefan's Aufenthalt zu erforschen. Bela hatte damals die Absicht Stefan seiner Erstgeburts- und Königsrechte zu berauben.⁸⁵

Zu Stefans Glücke waren aber seine wenigen Anhänger umsichtige Leute. Emerich dg. Nádasd, hatte ihm von seiner Gemahlin von Turul aus gewusst, Nachrichten zu bringen und ihn in seinem Verstecke «sub nigris alpinis» über alle Bewegungen seiner Gegner informiert.⁸⁶

Die Brüder Peter und Matthäus dg. Csák nahmen die auf Stefan's Suche ausgegangenen Spione gefangen, und so ward es Stefan möglich gemacht, nach Siebenbürgen zu entkommen, wo ihn die Sachsen und andere Einwohner, deren Gesinnung vor seiner Ankunft ziemlich schwankend gewesen, als ihren Herrn anerkannten.

Peter und Matthäus war es unterdessen gelungen, auch das von Béla's Leuten genommene Schloss Boronka für Stefan zurückzugewinnen, worauf sie ihm nach Siebenbürgen nachfolgten und sich ihm dort zur Verfügung stellten.

Elias' Sohn Peter und seine Unterthanen: Sudurman's Söhne Póka und Barnabás haben ihm Schloss Gömör erhalten. (Wenzel VIII. 200.)

Endre's Sohn Michael rettete für Stefan die beiden Schlösser Füzér und Temethyn, trotzdem Béla ihn mit den größten Versprechungen auf seine Seite bringen wollte. (Wenzel VIII. 255. 260.)

Béla eröffnete den Bürgerkrieg, indem er ein aus Ungarn und Kumanen zusammengesetztes Corps unter Commando des Wojwoden Ladislaus von Siebenbürgen und dessen Bruders Gyula — Brüder des oben erwähnten Kanzlers Nikolaus dg. Borsa — gegen Stefan nach Siebenbürgen schickte. Dieses wurde aber von Schloss Déva durch die Brüder Mikod und Emerich

⁸⁴ Ladislans IV. sagt gar am 21. Juni 1275 (Hazai okmánytár VIII. 173) «cum de captivitate regis Bele pre memorie avi nostri liberati a Polonia rediremus.»

⁸⁵ Wenzel III. 275. IX. 13.

⁸⁶ Zalai okmánytár I. 58, wo die kumanische Elisabeth eine sehr lebhaft Schilderung ihrer Gefangenschaft und der Gefahr ihres Gatten gibt.

dg. Kökényesrenold in die Flucht geschlagen, wobei sich die Brüder Peter und Matthäus abermals auf's Glänzendste hervorthaten.⁸⁷

Dieser Misserfolg musste in Béla's Lager den höchsten Grad von Erbitterung und Rachsucht erweckt haben. Kemény's Sohn Lorenz — vor vier Jahren noch Stefan's Obertavernikus, jetzt Palatin und Obergespan von Somogy — einer der erbittertsten Gegner, stellte sich jetzt persönlich an die Spitze einer starken Heeresabtheilung und zog mit derselben nach Siebenbürgen.

Stefan hatte sich vor dem herannahenden Feinde, mit dem er aus Mangel an genügenden Streitkräften sich in eine offene Schlacht nicht einlassen konnte, in das feste Feketehalom zurückgezogen und von hier aus getrachtet, seine Streitkräfte nach Möglichkeit zu vermehren.

Am zweiten Tage der Belagerung erließ er an seinen Kastellan (Leustach) von Vajda-Hunyad den Befehl, mit allen Leuten aus den zu Hunyad gehörenden Ortschaften, namentlich aus Zalasd, Ruda und drÁkosd zu ihm zu stoßen und eine zahlreiche Menge von beschlagenen Streitwagen ihm zuzuführen. Er betont ausdrücklich, dass er sich gegen Kemény's Sohn Lorenz von Gereu, mit nur kleiner Macht vertheidige.⁸⁸ Die Hilfe blieb aber aus, oder war sie zu unbedeutend. Zwar gelang es durch die Tüchtigkeit Alexanders (Ban von Severin 1268) einen von Kemény's Sohn Konrad geleiteten Angriff auf Feketehalom zurückzuschlagen.⁸⁹ Für die Dauer konnte er sich aber nicht halten.

Als Stefan eingesehen, dass für ihn keine Aussicht sei, der Belagerung Stand zu bieten — wahrscheinlich trat schon Mangel an Proviant ein, — entschloss er sich, den Weg der Unterhandlungen einzuschlagen. Das konnte aber der stolze Mann nicht über sich bringen, dass er sich dem General seines Vaters, dem Manne, der noch vor vier Jahren in seinen eigenen Diensten gestanden, etwa auf Gnade und Ungnade ergebe; wenn es schon geschehen musste, so sollte er sich doch nur vor seinem Vater demüthigen; er sandte also Andreas' Sohn Demeter als Parlamentär zu Béla.⁴⁰ Lorenz nahm diesen aber gefangen und behandelte ihn auf marternde Weise. Seine Erbitterung gegen Stefan war so groß, dass er — wie Stefan selbst erklärt — ihm sogar nach dem Leben trachtete.

Nun blieb den Belagerten nichts mehr übrig, als einen verzweifelten Ausfall zu wagen, es galt, sein Leben mindestens theuer zu verkaufen.

Palatin Lorenz, der im Vertrauen auf die kleine Zahl der Belagerten und deren desolote Lage wahrscheinlich die Möglichkeit eines Ausfalles gar

⁸⁷ Wenzel IX. 13.

⁸⁸ Fejér VII. 4. 133.

⁸⁹ Wenzel VIII. 197. Fejér IV. 3. 466.

⁴⁰ Wenzel VIII. 256.

nicht in Rechnung setzte oder doch nur gering anschluss, machte sicherlich keine geeigneten Vorbereitungen gegen diese Eventualität und musste sie jetzt bitter büßen.

Mikod und Emerich mit allen übrigen Magnaten Stefan's obenan, sturzen sich mit dem Muthe der Verzweiflung auf den Feind. Stefan's Thürsteher, Ivan's Sohn Andreas, durchbohrt mit seiner Lanze den feindlichen Standartenträger, nimmt den Anführer, Palatin Lorenz gefangen und bringt ihn, sammt dessen Pferde und Waffen mit noch drei anderen Gefangenen, vor Stefan.⁴¹ Der Sieg war ein vollständiger. Stefan ließ aus kluger Berechnung den gefangenen Palatin am Leben.

Der glänzende Erfolg bei Feketehalom war aber doch nicht geeignet, Béla und seine Partei zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Hier war man fest entschlossen, es auf's Alleräußerste ankommen zu lassen.

Abermals zog ein unter Commando des Kumanen Menk stehendes kumanisches Heer nach Siebenbürgen, konnte aber der begeisterten Schar Stefan's nicht beikommen. Mikod und Emerich schlugen es.⁴²

Jetzt durfte Stefan es schon wagen, Siebenbürgen zu verlassen und den Kriegsschauplatz nach Ungarn zu verlegen; er zog gegen die Theiß

Hier empfing ihn Ban Erne dg. Ákos an der Spitze einer neuen Armee, aber auch diese wurde besiegt und Erne durch Mikod und Peter dg. Csák gefangen.⁴³ Nun spielte man von gegnerischer Seite den höchsten Trumpf aus. Man stellte an die Spitze der neuen Armee, in deren Mitte sich auch der Palatin Heinrich v. Güssing mit seinen zwei Söhnen befand, den Prinzen Béla, Anna's Sohn, Herzog von Macsó.

In Izsaszeg (Pester Komitat) stießen die beiden Heere zur Entscheidungsschlacht zusammen; die Kriegsgöttin entschied auch diesmal — jetzt aber nachhaltig — für Stefan.

Stefan's Offiziere leisteten hier Wunder an Tapferkeit. Peter dg. Csák, kurz vorher (im Gefechte gegen Erne) durch einen Lanzenstich und Schwertstich kampfunfähig gemacht, suchte förmlich den Tod auf,⁴⁴ Mikod wurde schwer verwundet; Renold, Ahn der Rozgonyi, verwundete vor Stefan's Augen den Ban Heinrich und nahm ihn gefangen, erhielt aber selbst eine Verletzung am linken Auge; Drugs Sohn Stefan streckt einen feindlichen Soldaten, der mit seiner Lanze eben gegen Stefan ausholt, mit seinem Spieße nieder und sticht in dem darauffolgten Handgemenge vor Stefan's Augen einen feindlichen Offizier nieder; Dominik's Bruder Pósa nimmt Johann v. Güssing, Sohn des Palatin's gefangen, Heinrich Preußel, Festungs-Com-

⁴¹ Fejér IV. 3. 408.

⁴² Hazai okmánytár VI. 241.

⁴³ Hazai okmánytár VI. 174. Wenzel IX. 14.

⁴⁴ Wenzel IX. 14.

mandant von Ofen, verliert hier sein Leben, nur Béla v. Macsó gelingt es, sich durch Flucht zu retten. Doch lassen wir lieber die Helden dieses Jahres einzeln Revue passieren :

1. Vor Allen Mikod und Emerich dg. Kökényesrenold, die an sämtlichen fünf Feldzügen Theil genommen.⁴⁵

2. Ponich dg. Miskócz; war in Feketehalom als Kundschafter thätig; hat gegen Erne gekämpft und in Izsaszeg sich wie ein Löwe benommen.⁴⁶

3. Samson's Sohn Jakob hat bei Izsaszeg gekämpft.⁴⁷

4. Pous und sein Bruder Dominik. dg. Csák. Pous hat sich öfter vor Feketehalom ausgezeichnet und bei Izsaszeg Johann v. Güssing gefangen genommen.⁴⁸

5. Simarch und sein Sohn Samuel und deren Verwandte Vitimer, Georg, Leustach, Vada, Keukez und Mikó aus Bást, Unterthanen des Schlosses Bolondócz, haben unter der Fahne des Meister Matheuka an jenem Zuge gegen die Kumanen theilgenommen, den Mikod anführte. Hierbei ist Simarch's Sohn Johann gefallen.⁴⁹

6. Jakob's Sohn Marcell dg. Churnug, Schlossunterthan von Vasvár hat in Feketehalom und Izsaszeg unter der Fahne des Siebenbürger Wojwoden Nikolaus gefochten.⁵⁰ Wurde in Isaszeg verwundet.

7. Csák's 3 Söhne, Biharer Schlossunterthanen, kämpften vor Feketehalom und Isaszeg.⁵¹

8. Detre's Söhne Dethmar und Dethbor (in Diensten des Arader Propstes Benedikt's 1270) haben in Isaszeg gefochten, wobei Dethbor verwundet wurde.⁵²

9. Dominik v. Kis-Gelse, Schlossunterthan von Zala, wurde vor Feketehalom schwer verwundet.⁵³

10. Csel v. Kelnek, Ahn der Kelneki, hat vor Déva, Feketehalom und Isaszeg gefochten; ist mehrfach verwundet worden.⁵⁴

11. Aba's Sohn Nikolaus hat bei Isaszeg zahlreiche Gefangene gemacht und ist dort verwundet worden.⁵⁵

12. Drug's Sohn Alexander hielt in Feketehalom Tag und Nacht Wache; streckte in dem Gefechte gegen Palatin Lorenz einen höheren feindlichen Offizier nieder und sandte dessen Schild zu Stefan, der sich darüber unsomehr freute, als dieses erste Beutestück das erste Anzeichen des erfochtenen Sieges überhaupt war; auch machte er hier 18 Gefangene.

⁴⁵ Hazai okmánytár VI. 240.

⁴⁶ Hazai okmánytár VIII. 111.

⁴⁷ Hazai okmánytár VIII. 113.

⁴⁸ Fejér IV. 3. 410.

⁴⁹ Fejér IV. 3. 413.

⁵⁰ Fejér IV. 3. 468.

⁵¹ Fejér IV. 3. 486.

⁵² Hazai okmánytár VIII. 136.

⁵³ Fejér V. 1. 57.

⁵⁴ Fejér V. 1. 136. VII. 4. 136.

⁵⁵ Hazai okmánytár VIII. 119.

In Isaszeg musste ihn Stefan, einem ihm schon vordem gegebenen Versprechen gemäß, an seine Seite nehmen; da streckte er einen Gegner, der mit seiner Lanze gegen Stefan ausholte, nieder; in dem darauf folgenden Handgemenge erlegte er einen feindlichen Offizier.⁵⁶

13. Die Söhne Lorenz aus Ujlak, Stefan's Tavernici Bench, Bochon, Benche und Bethlen werden 1268 von Stefan nobilitiert, weil Benche ihm nach Feketehalom gefolgt und Bochon in Isaszeg schwer verwundet worden.⁵⁷

14. Kuncsed v. Berény, Ahn der Berényi, Schlossunterthan von Nógrád, hat gegen Erne und in Isaszeg gefochten.⁵⁸

15. Johann und Stefan, Söhne des Comes Gud von jenseits der Drau, sind vor Feketehalom gegen Lorenz verwundet worden und haben zwei schwer bewaffnete Gegner in Isaszeg zu Gefangenen gemacht.⁵⁹

16. Kozmas Sohn Kozma dg. Gutkeled hat Stefan nach Feketehalom begleitet.⁶⁰

17. Renold dg. Bastech, Ahn der Rozgonyi, hat in Isaszeg vor Stefan's Augen den Palatin Heinrich gefangen genommen, und ist hier am linken Auge schwer verwundet worden.⁶¹

18. Csobánka's Sohn Johann dg. Aba hat in Isaszeg vor Stefans Augen drei Feinde zu Gefangenen gemacht.⁶²

19. Stefan nobilitiert nachfolgende :

a) Sándor und seine Brüder Lorenz, Michael und Mikó, Unterthanen der tavernici der Königin.

b) Beud, Koda, Sabym und Peter, Unterthanen der Kriegersleute der Königin.

c) Bolosay, Iván, Bartholomaeus und Simon.

d) Dama, Damian, Damsa und Kasimir. Diese waren Alle unter der Fahne des Stefan dg. Rathbold, Stallmeisters der jüngeren Königin in Isaszeg.

20. Andreas' Sohne Demeter und Michael sind nach mannigfacher Richtung für Stefan thätig. Demeter geht mit nach Feketehalom, wird zu Bela als Parlamentär geschickt, gelangt in Lorenz' Gefangenschaft, der ihn unmenschlich behandelt. Kämpft dann gegen Lorenz, Erne und in Isaszeg. Michael hat Stefan die Kastelle Füzér und Temethyu gerettet und hat sich ebenfalls in Isaszeg hervorgethan, wo Beide verwundet wurden.⁶³

21. Comes Andreas v. Gyog hat sich Stefan in Feketehalom angeschlossen.⁶⁴

⁵⁶ Hazai okmánytár VI. 153.

⁵⁷ Fejér VII. 3. 55.

⁵⁸ Fejér IV. 3. 345.

⁵⁹ Hazai okmánytár V. 46.

⁶⁰ Fejér VI. 2. 389.

⁶¹ Fejér V. 1. 54.

⁶² Fejér IV. 3. 415.

⁶³ Wenzel VIII. 255.

⁶⁴ Fejér IV. 3. 527.

22. Samsons Söhne, Peter und Jakob aus Gerend sind bei Isaszeg verwundet worden.⁶⁵

23. Peter's Söhne Dominik und Michael dg. Csák haben bei Fekete-halom und Isaszeg gefochten. In letzterem ist Michael schwer verwundet worden.⁶⁶

Die Schlacht von Isaszeg hatte endlich Béla und seine Camarilla gründlich gedemüthigt und gebeugt. Weiterer Widerstand hätte Stefan's Siegestrunkenheit entschieden zur Entthronung seines Vaters geführt; schon wenden sich Kunigunde, Béla's Tochter, und deren Gemahl Boleslav V. v. Krakau an Kunigunde nach Prag mit der Bitte, sie möge ihren Gatten Ottokar bewegen, Béla zu Hülfe zu eilen und gedenkt Boleslav dies auch allein zu thun.⁶⁷ Da schlieffen die feindlichen Parteien einmal wieder Frieden.

Merkwürdigerweise sind uns eben diese wichtigen Friedensverträge nicht überliefert; nichtsdestoweniger sind wir aber vollkommen berechtigt anzunehmen, dass nach so vielen Siegen Stefan's der Schwerpunkt der Regierung Ungarns seit Isaszeg sich in seinen Händen befunden. Allerdings hatte er dabei gewonnen, indem Béla von nun an quasi ein Nebenkönig war; aber dafür hat er dem königlichen Ansehen und der königlichen Macht-sphäre eine gefährliche Wunde geschlagen.

Der seit dem elenden Regime Andreas' II. übermüthig gewordene Adel sah sehr wohl ein, dass die Zwistigkeiten im Schoße der königlichen Familie zur Ausbeutung seiner Rechte und seiner Macht-sphäre geeignet seien; die wenigsten dachten daran, dass es dem Lande schade und dass eben deshalb der Sache ein Damm gesetzt werden müsse. Die Magnaten ebenso wie die kleineren Edelleute wussten aus der allerjüngsten Zeit ganz gut, dass jeder Appell des älteren und jüngeren Königs an ihre Unterstützung mit Concessionen und Zugeständnissen für sie verbunden sei. Jetzt, wo beide Könige anscheinend für immer Frieden machten und keine Aussicht vorhanden war, recht bald wieder im Trüben fischen zu können, begnügten sie sich nicht mit den für die jüngsten Leistungen fällig gewordenen Belohnungen, sondern benützten die Gelegenheit, um ein für allemal eine Erweiterung ihrer ohnehin schon sehr weit gehenden Rechte und Ausnahmsstellung. Am Landtage von 1267 bestätigten beide Könige und Prinz Béla⁶⁸ nicht nur die seit St. Stefan's Zeiten dem Adel gegebenen Privilegien sammt allen späteren Zusätzen, sondern erweiterten dieselben mit einigen neuen höchst einschneidenden Punkten.

Da hieß es vor allem Anderen, dass von nun an die Unterthanen

⁶⁵ Hazai okmánytár IV. 166.

⁶⁶ Fejér V. 1. 2. 239.

⁶⁷ Wenzel III. 161.

⁶⁸ Fejér IV. 3. 391.

des Adels keinerlei Steuern und Leistungen zu machen haben, eine Bestimmung, die mit aller Wucht auf die Bewohner der Krongüter und auf den eigentlichen Bürgerstand zurückfiel, indem diese jetzt alle Lasten zu tragen hatten. Die Bestimmung, dass es jedem Adeligen frei stehe, sich welchem immer von den drei Machthabern anzuschließen, ohne dass ihm hieraus auch nur der geringste Nachtheil erwachsen solle, öffnete gesetzlich der Gesinnungslosigkeit, Parteilichkeit, dem Eigennutze und der Inconstabilität aller Verwaltung Thür und Thor. Wenn festgesetzt wurde, dass alle Güter von Adeligen, die jetzt durch freie Stadtbürger oder durch Unterthanen der Königin occupirt waren, nach dem Gutachten zweier Magnaten wieder sollten den Adeligen zurückgestellt werden, so lag es auf der Hand, dass der Adel sie insgesamt wieder erhalten werde. Was aber dem Fasse ganz und gar den Boden ausschlug, war die Aenderung des bisher gegoltenen Ueberganges des Besitzes. Während nämlich bisher der König die Güter der ohne directe Erben Verstorbenen als heimgefallene Lehen einzog, setzt man jetzt fest, dass man, wenn Jemand vom Adel ohne Erben starb, über die Güter der Betreffenden nur nach Anhörung seiner Verwandten und der Reichsbarone verfügen dürfe, sollte aber ein Adeliger ohne Erben im Kriege fallen, so gehen seine Güter, *habe er sie auf welche Art immer erworben*, nicht auf den König, sondern auf seine, wenn auch noch so entfernten, Verwandten über.

Wir sind überzeugt, dass sowohl Béla als Stefan und Prinz Béla sehr wohl gewusst, wie sehr sie ihre eigene Stellung und Macht durch dieses Gesetz geschwächt; dass sie es doch sanctioniert, lag aber nicht allein darin, dass es ihnen der Adel abgezwungen, sondern darin, dass jeder einzelne unter ihnen die geheime Hoffnung hegte, den Schaden des Andern, den dieses Gesetz nach sich ziehen müsse, nach Möglichkeit für sich auszubeuten.

5.

Die inneren Verhältnisse waren nach Isaszeg noch kaum einigermaßen geordnet, als Stefan schon seine Aufmerksamkeit den äußeren Verwicklungen zuwenden musste. In erster Reihe traten hier die Verhältnisse an der bulgarischen und serbischen Grenze des Reiches in Betracht.

Wir haben schon oben von einigen bulgarischen Feldzügen Kenntnis erhalten und darf es uns somit nicht Wunder nehmen, dass die raublustigen Bulgaren, die durch die Bürgerkriege Ungarns geschaffene günstige Gelegenheit fleißig benützten, um auf gewohnte Weise die ungarische Grenze plündernd zu überschreiten, — doch davon später.

Noch ein anderer Feind stand zu dieser Zeit in ihrer Nähe auf, es war dies König Stefan Uros I. von Serbien. Dieser hatte den Tod Rostislav's (1263) und die darauf folgenden Zwistigkeiten zwischen Béla und Stefan

jedenfalls auch dazu benützt, um das unmittelbar an Serbien stoßende Banat von Macsó mit seinen Einbrüchen heimzusuchen.

Béla IV. hatte nach Rostislav's Tode das Macsóer Banat und jenes von Usora-Soli mit Syrmien und Branicveo zu einem Bosnisch-Macsóer Herzogthume vereinigt und dasselbe Rostislav's Witwe Anna und deren Söhnen Michael und Béla verliehen, unter deren Souverainität sowohl in Ober-Bosnien als in Usora-Soli eigentliche Bane auch weiterhin die Verwaltung leiteten.

Von Anna's Sohne Michael wissen wir außer dem im Vertrage Stefan's von 1262 Erwähnten nichts; Béla von Macsó hingegen war Stefan's Gegner und commandierte die Armee seines Großvaters bei Isaszeg. Wievielmals es zwischen Uros und den Ungarn (gleichviel ob es Béla von Macsó's oder des ungarischen Königs Truppen waren) zum Zusammenstoße gekommen, wissen wir nicht, aber auf Grundlage der Vergleichung des darüber sprechenden urkundlichen Materials scheint nur eine einzige Hauptschlacht stattgefunden zu haben.

Uros hatte eben wieder das Macsó-Bosnische Herzogthum Anna's, resp. ihres Sohnes Béla angegriffen und wandten sich die Bedrohten an den ungarischen Hof um Hilfe. Béla IV. schickte nun unter der Fahne der Königin Marie⁶⁹ ein starkes Corps gegen Uros, an dessen Spitze sich Stefan, Hofrichter der Königin und Obergespan von Preßburg befand.⁷⁰ Mit ihm zogen neben Anderen: Emerich dg. Nádasd, Abnherr der nádasdi Darabos, Michael dg. Csák und Nikolaus, Sohn des Comes Markus aus der Zips, ein Beamter des Obercommandanten Stefan.

Längere Zeit hörte man am ungarischen Hofe nichts von dem Erfolge des Feldzuges. Gerade damals waren Béla's Töchter, Kunigunde von Krakau und Sandomir, Konstanze von Halics und Lodomerien und Jolante von Kalisch mit ihren Gatten bei Béla zu Besuche; außerdem weilte an seinem Hofe eine so große Anzahl von ausländischen Gesandten, wie nie vordem, es waren Beubarth's Sohn Vybar, Abachy und Thamasy von Seiten der Tataren, ferner die Botschafter Griechenlands, Bulgariens, Böhmens und Frankreichs. Alles war natürlich auf die Nachrichten vom Kriegsschauplatze auf's Höchste neugierig.

⁶⁹ Nur so und nicht anders können wir die Darstellung der Königin Elisabeth do. 16. Aug. 1271 (Zalai okmánytár I. 58) auslegen: *stunc cum ipsa Maria regina mater nostra Karissima contra regem Serviae fecisset exercitum, in quo idem rex extiterat captivatus.*

⁷⁰ Hazai okmánytár VIII. 96 gibt dies unter 2. April 1264 an; dies ist aber kaum möglich, weil Stefan, Hofrichter der Königin und Obergespan von Preßburg, in diesen beiden Eigenschaften nur von 1267—1269 vorkommt, während 1263 und 1264 Roland dg. Ratold Obergespan von Preßburg gewesen. Die Urkunde ist also entweder schon zur Zeit ihrer Ausstellung schlecht datiert, oder schlecht copiert.

Da sprengte des Obercommandanten Eilbote, Nikolaus (Sohn des Zipser Mark) heran und überraschte den Hof mit der freudigen Meldung, dass das Serbenheer geschlagen, Uros selbst mit seinen Magnaten und seinem ganzen Stabe gefangen und unermessliche Beute gemacht worden sei, und wie auf ein verabredetes Zeichen flatterte jetzt vor Augen des Hofes Uros' Fahne auf.⁷¹ Nun kamen noch Anna und ihr Sohn Béla und referierten Wunder von entwickelter Tapferkeit. Michael dg. Csák hatte trotz seiner Verwundung den Schwiegersohn Uros' und den Sohn des königlichen Schatzmeisters gefangen genommen und sich mit ihnen über ein Lösegeld von 800 Mark geeinigt. In des Prinzen Béla Gegenwart hatte er von einem der Gefangenen ein Kreuz erhalten, das ein Stückchen Passionsholz in sich fasste. Béla und Marie kauften dann Michael diese Reliquie gegen einige Güter, die sie ihm verliehen, ab.⁷² Emerich dg. Nádasd wurde an beiden unteren Extremitäten theils durch einen Lanzenstich, theils durch einen Pfeilschuss verwundet.⁷³

Stefan benützte nun den Sieg, um seinen persönlichen Interessen Vorschub zu leisten.

Bisher war man, auf eine irrige Auslegung einer Stelle in Horneck's Reimchronik gestützt, der Ansicht, dass schon 1261, gelegentlich der Wiener Entrevue, eine Verlobung von Stefan's ältester Tochter Katharina mit Stefan Uros' Kronerben Dragutin eingeleitet wurde; dies würde es aber ganz unglaublich erscheinen lassen, dass Uros trotzdem die Grenzen seines Schwiegersohnes und dessen Vaters mit Krieg heimgesucht habe und dass es dann zwischen Beiden zu einer Schlacht gekommen. Der richtige Sachverhalt ist vielmehr jener, dass in dem jetzt zu Stande gekommenen Frieden zwischen dem gefangenen Uros und dem ungarischen Hofe die eheliche Allianz zwischen dem serbischen Kronprinzen Dragutin und Stefan's Tochter Katharina der Hauptpunkt war; die Zeit hiefür dürfen wir bestimmt auf 1267—1269 setzen.

Nun ist es aber eben der Umstand, dass der sonst so stolze und nicht leicht nachgebende Stefan — er hatte das Naturell seiner Großmutter Gertrud und seiner Mutter Maria geerbt — seine erste Tochter dem Thronerben des geschlagenen Serbenkönigs zur Gattin gegeben, ein Beweis dessen, dass er damit nur seine ureigensten Zwecke und Ziele erreichen wollte. Aufzotroyieren hätte er sich dies von Béla's Seite sicher nicht lassen. Er calculierte aber, dass er durch diese Verschwägerung — ganz abgesehen davon, dass das Land einen Feind weniger haben werde — eine mächtige

⁷¹ Hazai okmánytár VIII. 96 Uros' Gefangennahme bestätigt auch die Urkunde Elisabeths do. 1271 ap. Zalai okmánytár I. 57.

⁷² Fejér IV. 3. 490. V. 1. 238.

⁷³ Zalai okmánytár I. 57.

Handhabe und Unterstützung seiner eigenen Herrschaft gegen etwaige neuerliche Eingriffe Béla's und dessen Partei gewinne. In zweiter Linie konnte man serbische Hilfe allerdings auch gegen äußere Feinde gut verwenden. Ob er aber schon damals mit Uros Stipulationen wegen der rascheren Thronfolge Dragutins abgemacht, ist ungewiss.

Nach diesem Siege über Uros, dessen Kunde sich in kurzem nach allen vier Weltgegenden verbreitete,⁷⁴ konnte Stefan die Ordnung der bulgarischen und griechischen Angelegenheiten in die Hand nehmen.

In Bulgarien hatten sich die Verhältnisse trotz der ungarischen Züchtigungen doch nicht geändert. Zar Konstantin, unterstützt von den griechischen Scharen Michaels Palaiologos, sowie namentlich der bulgarische Despot Jakob Svetslav, der — wie wir unten erörtern werden — auf eigene Faust Politik trieb, benützte die Jahre 1262—1267 um die Grenzen Ungarns wieder unsicher zu machen. Stefan wandte also seine Aufmerksamkeit wieder dieser Gegend zu. Wir kennen Donationsurkunden Stefan's V. und seines Nachfolgers Ladislaus IV., für die während Stefan's bulgarischer Feldzüge sich Ausgezeichneten, ohne aber genau deren Reihenfolge präzisieren zu können. Nikolaus v. Gosztony's Söhne Nikolaus und Michael haben unter Stefans persönlicher Anführung, in der Abtheilung des Obertavernikus Aegydius gekämpft und ist Stefan's Heer damals bis Tirnova vorgedrungen;⁷⁵ desgleichen haben sich Peter dg. Csák⁷⁶, Kilian's v. Ság Söhne: Aman und Uz⁷⁷ und Ban Ponych hervorgethan. Letzterer speciell damals, als Zvetislaus das Severiner Banat verwüstet und das ungarische Heer bis nach Plevna in Bulgarien vorgedrungen.⁷⁸

Sowie aber Stefan V. nach der Besiegung Uros' von Serbien mit diesem ein Ehebündnis geschlossen, that er es auch jetzt mit Bulgaren und Griechen, nachdem er sie die Schärfe seines Schwertes fühlen ließ und waren es natürlich auch hier dieselben leitenden Motive, wie bei dem Bunde mit Uros.

Der Sachverhalt war aber folgender: Während der Regierung des Zaren Konstantin treffen wir einen sichern Jakob Svetslav (bei den Griechen Sphenthostlabos, in ungarischen Urkunden Zuetislaus) als selbständigen Despoten in den Balkangegenden an. Dieser mächtige Mann hatte die Jahre 1260—1270 dazu benützt, um sich auf Kosten Mytzes und Konstantins ein Gebiet zu erwerben, über welches er als selbständiger Souverain quasi als Nebenzar des regierenden Zaren von Bulgarien herrschen wollte. Durch

⁷⁴ Béla's eigene Worte ap. Hazai okmánytár VIII. 97; übrigens waren ja gerade damals, wie wir wissen, sehr viele ausländische Gesandtschaften am ungarischen Hofe anwesend.

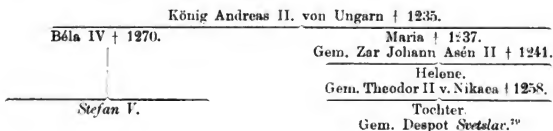
⁷⁵ Fejér IV. 3. 525.

⁷⁷ Fejér VII. 2. 73.

⁷⁶ Fejér V. 2. 174.

⁷⁸ Wenzel XII. 8.

Verheiratung mit einer ihrem Namen nach unbekanntem Tochter des † Kaisers Theodor II. (Laskaris) von Nikaea kam Svetslav in äußerst vornehme Verwandtschaft. Die älteste Schwester seiner Gattin war seit 1256 an den Kronprinzen von Epiros, die zweite seit 1258 an den regierenden Zaren Konstantin von Bulgarien vermählt und — was die Hauptsache gewesen sein musste — war seine Gattin als Tochter Helene's v. Bulgarien eine Enkelin der ungarischen Königstochter Maria. Es bestand also zwischen Stefan und Zvetslav folgende Verschwägerung:



Durch seine Erfolge übermüthig geworden und stolz auf die vornehme Verschwägerung, mag ihm vielleicht das Entgegenkommen des noch stolzen Stefan nicht so entsprochen haben, wie er es erwartet hatte und so mag es auch gekommen sein, dass er deshalb das Severiner Banat mit seinen Raubzügen heimsuchte. Von den Ungarn geschlagen, vom Zaren Konstantin und wahrscheinlich auch vom griechischen Hofe keine Sympathien erhoffend, fand er es zur Sicherung seines Besitzes und seiner Souverainität angezeigt, sich ganz und gar an Stefan anzuschließen und sich unter ungarische Aegide zu begeben. Dies ist die Genesis dessen, dass ihn Stefan am 10. Dezember 1270 seinen «carissimus gener» und «imperator Bulgarorum» nennt.

Im Geiste der damaligen Zeit konnte man sich ein politisches Schutz- und Trutzbündnis ohne eheliche Allianz nicht einmal vorstellen; Stefan verlobte daher eine seiner Töchter dem Despoten und daher ist es erklärlich, dass er seinen Schwiegersohn zum Imperator Bulgarorum avancieren ließ, der Imperator Bulgarorum war noch lange kein Imperator Germaniae und dann war ja das Ganze nur ein Schachzug gegen den Zaren Konstantin von Bulgarien. Der ehelichen Allianz ging aber auch eine zwischen Stefan und Svetslav abgeschlossene Militärconvention voraus. 1270 belohnt nämlich Stefan⁸⁰ die Söhne Samson's aus Gerend, Peter und Jakob für ihre militärischen Verdienste, die sie sich u. A. in jener Expedition erworben, *die Stefan unter*

⁷⁹ Vgl. alles hierauf bezughabende Genealogische in meinem «A középkori délszláv uralkodók genealogiai története» betitelten Werke, resp. in den demselben beigegebenen Stammtafeln.

⁸⁰ Hazai okmánytár VI. 166.

Commando der Wojwoden Nikolaus und Ladislaus zur Unterstützung Zvetislav's gegen die Griechen abgeschickt und die sich speciell unter Ladislaus Fahne hervorgethan. Ob Alexander (der Ban von Severin von 1268) damals oder vordem gegen die Griechen gekämpft,⁸¹ wissen wir nicht, ebenso nicht, in welche Periode Marcell's Sohn Jakob dg. Churnug (Eisenburger Schlossunterthanen) Theilnahme an einer Expedition gegen die Griechen fällt.⁸²

Bezüglich der Zeit dieser ehelichen Allianz ist folgendes zu bemerken.

Aus der Fassung von Stefan's Urkunde: (*«cum Zvetislaus Bulgarorum Imperator, carissimus gener noster, tunc nostre majestati oppositus»*) ist allerdings nicht zu entnehmen, ob Svetslav vor oder nach dem Feldzuge Ponit's der gener Stefan's geworden; es scheint jedoch das Letztere fast unwiderleglich, denn das *«tunc nostre majestati oppositus»* scheint darauf hinzudeuten, dass Stefan damit sagen will, es sei Svetslav vor dem Feldzuge noch nicht sein gener gewesen, er will mit diesem Passus gewissermaßen erklärlich machen, wieso es komme, dass er seinen einstigen Gegner jetzt als *carissimus gener noster* bezeichnet. Svetslav's erste Gattin, die nikäische Prinzessin dürfte zur Zeit dieses Verlöbnisses wohl nicht mehr gelebt haben, übrigens wäre sie selbst, wenn sie gelebt hätte, kein Hindernis zum Abschlusse der neuen Allianz gewesen, da fast jeder serbische, bulgarische Herrscher, wenn sich ihm eine vornehmere oder vortheilhaftere Gattin in Aussicht stellte, seine erste Gemahlin nach Belieben verstieß. Zar Konstantin ging ja hier mit dem Beispiele voran, als er zur Zeit seiner Thronbesteigung seine erste Gattin verstieß, um Theodor's II. Tochter zu heiraten.

Welche von Stefan's Töchtern mit Svetslav verlobt oder vermählt gewesen, lässt sich nicht bestimmen. Am 3. Juli 1271 erscheint im Friedensvertrage zwischen Stefan und Ottokar nur mehr *«Svetislaus Imperator Bulgarorum»* ohne den Zusatz *«gener»*, wo hingegen Stefan's andere Schwiegersonnen ausdrücklich als solche bezeichnet erscheinen.

Da aber das freundschaftliche Verhältnis zwischen Stefan und Svetslav — wie wir aus dem Friedensinstrumente ersehen — nicht aufgehört hat, deutet die Abwesenheit des Wortes *gener* höchstwahrscheinlich an, dass Svetslav's Verlobte oder Gattin vor 3. Juli 1271 gestorben sein muss, — es wäre denn, dass die eheliche Allianz noch vor dem 3. Juli 1271 unter gegenseitiger Uebereinstimmung und ohne Schädigung des freundschaftlichen Verhältnisses gelöst worden wäre.

Hand in Hand mit dieser Allianz gieng die mit dem griechischen Hofe vor sich. Im Frieden vom 3. Juli 1271 nimmt Stefan den *«Andronicum*

⁸¹ Wenzel VIII. 196.

⁸² Fejér IV. 3. 468.

minorem Imperatorem Graecorum, generum nostrum» in den Frieden auf. Die uns bisher unbekannt gewesene Genesis dieser Allianz wird uns nach den griechischen Feldzügen Stefan's und seiner Art, wie er mit Uros und Svetslav Frieden geschlossen, jetzt ganz klar; auch die Vermählung seiner Tochter Anna mit Kaiser Michael's Sohne, dem Kronprinzen Andronikos, war der Schlusstein jener Friedensverhandlungen, die den feindlichen Expeditionen Stefan's auf griechisches Gebiet ein Ende setzten, und gehen wir am richtigsten, wenn wir den Abschluss dieser ehelichen Allianz auf 1269 setzen.⁸³

Stefan, der bei dem zunehmenden Alter Béla's und nach seinen riesigen Erfolgen in den letzten Kämpfen sich schon ganz in die Rolle des alleinregierenden Königs hineingelebt, fand nach diesen Allianzen es aber gerathen, sich um einen Bundesgenossen umzusehen, der auch das Ansehen und die Leistungsfähigkeit des Königs von Ungarn nach Außen unterstützen sollte. Dragutin von Serbien, Svetslav v. Bulgarien, Andronikus v. Griechenland, obwohl sie in Folge der unmittelbaren Nachbarschaft die am leichtesten zu mobilisierenden Bundesgenossen waren, litten doch alle an dem, dem Auslande gegenüber hochanzuschlagenden Fehler, keine Bekenner der römischen Kirche zu sein; Stefan sah demgemäß ein, dass er auch einen solchen haben müsse.

Wir wissen, dass zur Zeit, als Uros gefangen genommen wurde, sich unter anderen auch eine französische Gesandtschaft am Hofe Béla's aufgehalten; es ist uns ferner bekannt, dass Stefan die Agnes, Gattin Thomas dg. Csák, längere Zeit hindurch in seinen Angelegenheiten in Frankreich beschäftigt hat,⁸⁴ woraus wir darauf schließen dürfen, dass er etwa hier diesen Bundesgenossen gesucht. Ob man ihm hier nicht entgegengekommen, oder ob er von hier aus nach Neapel gewiesen wurde, wo ein anderer Zweig des französischen Königshauses den Thron inne hatte, wissen wir nicht; Thatsache ist, dass im September 1269 Stefan mit dem Könige Karl I. (von Anjou) von Neapel, einem Manne, der stets persona gratissima des päpstlichen Stuhles war, nach mannigfacher Richtung in Unterhandlungen stand. Die Vorgeschichte derselben, namentlich die hier gewiss interessante Frage, wer die Initiative ergriffen, ist uns unbekannt, die ersten uns hierüber berichtenden Dokumente sprechen schon von einem fait accompli.

Am 14. September 1269⁸⁵ stellt Karl I. in Melfi eine Vollmacht seinen Gesandten Bernhard Abt v. Montecassino, Aurel v. Carbaro und

⁸³ Die Begründung siehe in meinem »Az Árpádok családi története« betitelten Werke pag. 520.

⁸⁴ »In eundo in Franciam, et ibi in pluribus casibus et fortunis moram longam paciens«. Wenzel VIII. 239.

⁸⁵ Wenzel VIII. 212.

Bernard v. Brulio aus, in der er sie ermächtigt, mit seinem theuern Freunde Stefan, Könige von Ungarn, Herzoge v. Siebenbürgen und Herrn der Kumanen ein Schutz- und Trutzbündnis abzuschließen. Karl verpflichtet sich, Stefan «mit echter Treue zu unterstützen und zu vertheidigen gegen alle Fürsten und Barone, Soldaten und alle Leute überhaupt, die seine Feinde sein werden; gegen diese wolle er einen lebhaften Krieg führen, mit ihnen wolle er weder Frieden noch Waffenstillstand schließen, nämlich gegen alle Deutschen und Anhänger der Deutschen, die von ihm bis vier Tagereisen entfernt sind; auch gegen alle außerhalb des Bereiches der Kirche Stehende und gegen alle Menschen der Welt, die ihm ein Stück seines Landes nehmen oder sein Land als Feinde betreten wollen.» Stefan verpflichtet sich ganz in demselben Sinne.⁸⁶

Gleichzeitig (15. Sept.) bevollmächtigte Karl seine Gesandten, mit Stefan, den er für hervorragender und vornehmer, mächtiger und vertrauenswürdiger findet, als alle andern Fürsten, ein Ehebündnis zwischen den gegenseitigen Söhnen und Töchtern zu negociieren.⁸⁷

Die eheliche Allianz kam noch im selben Jahre zu Stande. Stefan's Tochter Marie wurde noch 1269 von der uns schon bekannten Agnes, Witwe Thomas dg. Csák nach Neapel begleitet,⁸⁸ um daselbst mit Karl's gleichnamigem Sohne vermählt zu werden, und Karl's Tochter Isabella mit Stefan's Thronerben Ladislaus verlobt, aus welchem Anlasse ihr ihr Vater 200,000 Mark Silber angewiesen.⁸⁹

Bezüglich der Frage, was wohl den König von Neapel dazu bewogen, mit Stefan das doppelte Bündnis einzugehen (von Béla IV. ist in den betreffenden Urkunden gar nicht die Rede), so scheint der Passus «*contra omnes Theotonicos et Theotonia aderentes*», gegen die ihn Stefan zu vertheidigen habe, für Karl der Hauptpunkt gewesen zu sein. Er hatte durch Hinrichtung des jungen Konradin (+ 29. Okt. 1268) seit einem Jahre sich die Anhänger der Hohenstaufen zu Todfeinden gemacht und brauchte nothwendig einen der römischen Kirche ergebenen mächtigen Genossen. Nun war aber Stefan nicht nur ein Schoßkind der Curie, sondern durch seine, in den letzten Jahren so mannigfach an den Tag gelegten Waffen-erfolge ein berühmter und gefürchteter Mann geworden. Nicht nur König Béla sagt, dass der Ruf der ungarischen Waffen nach allen vier Weltgegenden sich verbreitet, sondern selbst Abt Bernhard, Karl's Abgesandter preist Karl glücklich, ein solches Bündnis geschlossen zu haben, da «das könig-

⁸⁶ «*Et eodem modo dominus Rex Ungarie teneatur nobis, et omnibus et per omnia, contra predictos superius nominatos et alios inimicos dare consilium, auxilium et iuvamen.*»

⁸⁷ Fejér IV. 3. 510.

⁸⁸ Wenzel VIII. 239.

⁸⁹ Wenzel VIII. 315.

liche Haus von Ungarn eine unglaubliche Macht und eine unsägliche Menge von streitfähigen Völkern habe, so dass im Osten und Norden Niemand es wage, den Fuß in Bewegung zu setzen, wohin der glorreiche Triumphtor, nämlich der König von Ungarn, sein Heer führt und das Land welch' mächtigen Fürsten immer mit seinem Einfalle bedroht.⁹⁰

Welchen Eindruck all' diese Allianzen Stefan's auf den alten Béla gemacht, wissen wir nicht, es scheint bis Ende 1269 zwischen den beiden Höfen Ungarns nur ein ganz conventionelles Verhältnis bestanden zu haben, das höchstens hie und da durch gewisse gemeinsame Staatsactionen unterbrochen worden.

Da traf Ende 1269 Béla's Vaterherz der stärkste Schlag, der es treffen konnte. Sein Lieblingssohn Béla, für den er die Ruhe seines Alters und seines Reiches so oft geopfert, der Stolz seiner Familie starb als blühender Mann von ca. 25 Jahren, ohne ihm auch nur einen Enkel zu hinterlassen.⁹¹ Allerdings schloss sich der alte König jetzt mehr an den einzigen, ihm zurückgebliebenen Trost,⁹² den jüngeren König Stefan an, aber der Schmerz über den unermesslichen Verlust hatte seiner Lebenskraft einen unheilbaren Stoff versetzt.

Im Vorgefühle seines Todes schrieb er am Krankenbette, gewissermaßen als letztes Vermächtnis, einen Brief an Ottokar, der so recht die letzte Stimmung des Sterbenden und dessen Ahnung über die Gestaltung der Dinge nach seinem Tode widerspiegelt.

Er gibt sich mit Bezug auf Stefan keinerlei Täuschung hin und weiß, dass mit seinem Tode für seine Freunde und Anhänger böse Stunden eintreten. Deshalb bittet er Ottokar, seine Gattin Maria, seine Tochter Anna und alle seine Magnaten, die nach seinem Ableben sich zu Ottokar flüchten werden, freundlichst aufzunehmen und ihnen in jeder Beziehung behülflich zu sein «auf dass seine Seele im himmlischen Paradiese durch solches Vorgehen der ewigen Freude wert gemacht werde.»⁹³

Ende April oder Anfangs Mai 1270 schloss Béla der IV. für immer seine Augen.⁹⁴

⁹⁰ Wenzel VIII. 316.

⁹¹ Kunigunde v. Böhmen gratuliert zwar 1267 dem Könige Béla zur Schwangerschaft seiner Schwiegertochter Kunigunde v. Brandenburg (Wenzel III. 162.), aber wir kennen kein Kind des Prinzen Béla. Den Todestag dieses Prinzen kennen wir auch nicht. Am 20. Juni war er noch am Leben (Farlati III. 284.) Am 3. Oktober spricht Béla schon von ihm als einem Todten. Fejér IV. 3. 502.

⁹² Fejér IV. 3. 496.

⁹³ Wenzel III. 204.

⁹⁴ Der Tag seines Todes wird von den verschiedenen Autoren sehr variierend angegeben; die Meisten entscheiden sich für den 3. Mai 1270. Am 18. März stellte er noch eine Urkunde aus (Hazai okmánytár IV. 48). Ueber seinen Tod vgl. Wenzel III. 205. und meine «Az Árpádok családi története» pag. 458.

In demselben Jahre folgte ihm seine Gattin Maria nach und wurde an seiner und ihres beiderseitigen Lieblingssohnes Béla Seite in der nicht lange vorher durch Bela IV. gestifteten Minoritenkirche zu Gran beigesetzt. Nach Turóczi schmückte das gemeinsame Grabdenkmal der drei im Tode vereinten folgende Inschrift:

«Aspice rem charam, tres cingunt Virginis aram,
Rex, Dux, Regina, quibus assint gaudia trina.
Dum licuit; tua dum viguit, Rex Bela potestas.
Translatuit, pax firma fuit, regnavit honestas.»

Mit Béla IV. ist ein Monarch in's Grab gestiegen, der sich zu allen Zeiten dessen wohl bewusst war, was seinem Reiche schade und fromme, dem auch der gute Wille nicht gefehlt, der es aber aus Mangel an Energie und Consequenz unterlassen, das, was er für gut befunden, durchzuführen und die Mängel radical zu beseitigen.

Mit jugendlichem Eifer geht er noch zu seines Vaters Lebzeiten daran, die Folgen einer Miswirtschaft zu beseitigen, indem er alle «überflüssigen» Verschwendungen und Verschenkungen untersucht und revociert, und schließlich macht er es am Abende seines Lebens auch nicht anders, als sein Vater. Am Ende seiner Regierung angelangt, muss er, der kurz nach seiner Thronbesteigung der Macht des sich überhebenden Adels einen Damm setzt, der auf jede Weise sich bemüht, den materiellen Wohlstand und das Prestige der Krone zu heben, der in der Kräftigung des Städtewesens und des Bürgerstandes die lobenswertesten Fortschritte macht, sich herbeilassen, dem Adel Zugeständnisse zu machen, die noch jene seines Vaters übertreffen.

Und was hat ihn auf diese Bahn geführt? Kaum etwas Anderes, als die grenzenlose Unterordnung unter den Willen seiner Gattin und die einseitige Zärtlichkeit einzelnen seiner Kindern gegenüber. Diesen Umständen verdankte Ungarn einen jahrelangen Bürgerkrieg, an Anarchie mahnende Zustände im Inneren und oft genug Außenkriege im Interesse der Kinder des Königs, und das Königthum selbst die Untergrabung seiner Machtstellung nach innen.

In Einem aber ist Béla groß. So schwach, unentschlossen, schwankend und nichts weniger als heldenmüßig er sich während der Tatareninvasion gezeigt, ebenso unermülich und vorsorgend ist er nach ihrem Abzuge in der Reconstruction seines Reiches und der Hebung seines Ansehens nach Außen. Dieser letztere Punkt kann nicht genug hervorgehoben werden. Das grandiose Phänomen, das Frankreich nach dem entscheidlichen Kriege 1870/71 im Handumdrehen eine Kriegsentschädigung von 5 Milliarden geleistet und eine grandiose Weltausstellung eröffnet, verschwindet vor dem Ungarn nach der Tatareninvasion. Wer hätte damals geglaubt, dass dieses

Ungarn, eine Leichenstätte, in der die Wölfe den Menschen die Herrschaft streitig machten, je noch sich auf eine solche Höhe der Machtentfaltung erheben werde, dass es auch nur dem Angriffe eines Feindes gegenüber sich auf die Defensive beschränken könne? Und mit Recht hätte man dies damals glauben dürfen. Und dieses selbe Ungarn führte Béla einige Stunden nach Abzug der Tataren als Angreifer in das Gebiet eines von den Tataren nicht heimgesuchten Nachbarlandes und erfocht einen Sieg. Wie musste dies: That seinerzeit die Ansichten über die Lebensfähigkeit und Produktionskraft Ungarns gründlich geändert haben, und eben mit dieser österreichischen Expedition von 1242 hat Béla eigentlich Ungarn gerettet und restituiert. Hätte er sich damit begnügt, die Wunden des Landes langsam zu heilen und alle äußeren Verhältnisse auf jene Zeit aufzuschieben, in der die vollständige restitutio ad integrum es ihm oder seinen Nachfolgern erlaubt hätte, so wäre Ungarn unterdessen ein Raub der habsüchtigen Nachbarn geworden; sie hätten jeden Anlass vom Zaune gerissen, das nach Außen nicht reagierende Land, von dessen Schwäche man sich nur noch größere Dinge überall erzählt hätte, bei jedem Anlasse zu beunruhigen und die erste bedeutende Schlappe Ungarns wäre dann mit seinem politischen Ruine identisch gewesen. Durch die todestrotzende That von 1242 hat Béla ein für alle Male ähnlicher Versuchung derart die Spitze gebrochen, dass wenige Jahre nach der furchtbaren Invasion er sogar, — wenn auch nur vorübergehend — ein neues Land seinem Reiche einverleibte, dass Ungarns Stimme auf der Balkanhalbinsel die tonangebende geworden, dass die Tataren Ungarns Mitwirkung für sich zu erlangen suchten und dass der König von Neapel keinen mächtigeren und angesehenen Bundesgenossen sich zu suchen weiß, als den Thronfolger Ungarns.

Dieses Auftreten Béla's einige Stunden nach Abzug der Tataren ist es also, das ihm mit Recht den Ruf des zweiten Stiflers des Königreichs Ungarn sichert.

V. Schluss.

I. Béla's des Vierten Aufenthaltsorte.*

1233. Juli 21. Bereger Wald.

1236. Oktober 27. Peterwardein. — Oktober 29. Peterwardein.

1237. Juni 24. Sebes. — November 10. Sohl. — November 19. Sohl. —
November 20. Sohl. — Dezember 4. Ipolyság.

* Hier führe ich nur jene an, von denen wir auch das Tagesdatum kennen. Den Quellennachweis für die Aufenthaltsorte, sowie für die weiter unten folgenden archontologischen Beiträge giebt mein „Negyedik Béla király története“ (Temesvár 1893), doch bin ich gerne bereit, Jedem sich dafür Interessierenden, specielle Auskunft zu ertheilen.

1238. Feber 12. Erked (sächsisches Dorf in Siebenbürgen). — Mai 23. An dem Ipolyflusse. — Juni 7. Sohl. — September 29. Szatnár.
1239. Feber 14. Ofen. — März 6. Ofen. — März 20. Ofen. — Juni 11. Wald bei Solymos. — Oktober 27. Szegedin.
1240. Feber 7. Pest. — März 21. Ofen. — April 2. Ofen. — April 6. Ofen. — März 11. Leupusdorf in Oesterreich. — Mai 20. Schloss Oedenburg. — Juni 18. Schloss Oedenburg. — Juli 9. Sohl.
1241. Mai 18. Agram.
1242. März 10. Trau. — Oktober 3. Móriczbida. — November 16. Verőcze (im Neograder Komitate). — November 21. Verőcze (im Neograder Kom.) — Dezember 3. Sohl.
1243. Januar 13. Neutra. — Januar 24. Neutra. — Januar 29. Schloss Turóc. — Feber 10. Neutra. — April 16. Ofen. — Juni 5. Hasen- (später Margarethen-) Insel. — Juli 5. Stuhlweißenburg.
1244. Januar 26. Stuhlweißenburg. — Feber 10. Nomoy (Dorf in Zagorim). — März 21. Raab. — März 23. Raab. — April 5. Ofen. — April 22. Gyarmat. — Mai 8. Verőcze. — Juni 1. Glaz (in Bosnien). — Juni 15. Glaz (in Bosnien). — Juni 30. Glaz (in Bosnien). — August 26. Ofen. — September 10. Haseninsel. — Oktober 2. Zisterziten-Kloster Bocan. — Oktober 5. Segesd. — Oktober 10. Schloss Zala. — Oktober 15. Billige (im Veszprémer Komitate). — Oktober 28. Bei Komorn. — Oktober 31. Zala. — November 7. Sabia. — November 16. Kloster des Bans Martin bei Ipolyság. — Dezember 11. Sohl. — Dezember 15. Korpona. — Dezember 28. Sohl.
1245. März 23. Trau. — April 11. Brebir. — April 20. Zisterzitenkloster in Toplica. — Mai 18. Stuhlweißenburg. — Juni 12. Bars an der Garam. — Juli 22. Szergény. — September 9. Görgö. — September 27. Sohl.
1246. Januar 10. Ofner heiße Quellen. — September 11. Castrum Palona unter Sohl.
1247. Feber 1. Pest. — Juli 15. Sohl. — August 3. Sohl. — September 3. Sohl. — September 5. Ofen. — September 6. Ofen. — September 11. Sohl. — September 13. Sohl. — November 15. Schloss Eisenburg.
1248. Feber 23. Görgö. — April 13. Brebir.
1249. März 25. Ofen. — April (2—5.) Vaska.
1251. November 27. Sáros.
1252. Mai 11. Haseninsel. — Juni 2. Lager vor Pressburg. — Juni 15. Lager vor Wien. — Juni 20. Lager vor Wien.
1253. August 16. Schloss Babóth. — Oktober 3. Raab.
1255. März 17. Vaska. — April 1. Ofen. — April 24. Csurgó. — Juli 6. Pressburg. — August 1. Ofen. — August 16. Waitzen. — Oktober 17. (?) Gran.

1256. Juni 23. Raab. — August 6. Sohl. — Oktober 2. Grécz.
 1257. August 6. Sohl. — November 10, Bei Warasdin.
 1258. August 15. Lipcese. — September 21. Hidvég. — Oktober 19. Csepel.
 1259. Mai 25. Bua. — September 1. Csepel. — Oktober 2. Stuhlweißenburg. — November 18. Portus equorum (Lórév).
 1260. März 14. Am königl. Hofe. — April 11. Ofen. — April 24. Csurgó. — Juli 1. Sohl.
 1261. September 3. Sohl.
 1262. Feber 9. Haus des Hudina. — August 24. Torna.
 1263. Feber 19. Ofen. — August 1. Portus equorum. — August 3. Lipcese. — September 30. Haseninsel. — Dezember 6. Segesd.
 1264. März 9. Füzitő. — Oktober 17. Raab. — November 1. Porva (im Veszprémer Komitate).
 1265. Feber 25. Vaska. — März 28. Füzitő. — April 27. Eresi. — Juli 3. Lipcese. — Juli 17. Lipcese. — September 9. Görgő. — Oktober 13. Burg Visegrád. — Oktober 15. Burg Visegrád. — November 30. Komorn.
 1266. März 30. Haseninsel. — Juni 27. Turócz. — August 6. Hidegkút. — August 7. Hidegkút. — September 4. Sohl.
 1267. Juli 1. Sohl. — Juli 20. Sohl. — August 26. Ofen. — September 22. Füzitő. — September 29. Füzitő. — November 11. Aranyos. — November 16. Aranyos.
 1268. Januar 16. Aranyos.
 1269. Mai 1. Ofen. — Juli 8. Lipcese.
 1270. März 3. Füzitő.

II. Béla's des Vierten Beamtenkörper.

1. Hofkanzlei.*

a) Hofkanzlei des Königs, des jüngeren Königs Stefan und des Prinzen Béla.

1222. Heym, K.
 1224—1237. Mathias, Propst zu Agram K. (später Graner Erzbischof, † 1241 gegen die Tataren am Sajó).
 1236. Smaragd v. Zsámbék, Stuhlweißenburger Propst (später Erzbischof von Kalocsa) K.
 1238. Stefan dg. Vancsa, Propst von Bács (später Kardinal) K. — Benedikt, Propst von Ofen, V.
 1239. Stefan dg. Vancsa, Propst von Titel, K. — Benedikt, Propst von Ofen, V.
 1240. Stefan dg. Vancsa, Propst von Titel, K. — Benedikt, Propst von Ofen und Stuhlweißenburg, V. — Nikolaus, Propst von Hermannstadt, V.

* Abkürzungen: K. = Kanzler, V. = Vicekanzler.

1241. *Benedikt*, Propst von Stuhlweißenburg, erwählter Erzbischof von Kalocsa, K. (Am 23. September.) — *Nikolaus*, Propst von Hermannstadt, V. und K.
1242. *Benedikt*, Propst von Stuhlweißenburg, K.
1243. *Benedikt*, Propst von Stuhlweißenburg, erwählter Erzbischof v. Kalocsa, K. — *Achilles*, Propst von Stuhlweißenburg, V.
1244. *Benedikt*, Propst von Stuhlweißenburg, erwählter Erzbischof von Kalocsa, K. — *Smaragd v. Zsámbék*, Propst von Stuhlweißenburg, V. — *Achilles*, Propst von Stuhlweißenburg, V. — *Thomas*, Lector-Canonicus zu Fünfkirchen, V. — *Wolfgang (Farkas) dg. Bécz*, Propst von Stuhlweißenburg (später Bischof von Raab), V.
1245. *Benedikt*, Erzbischof von Kalocsa, K.
1246. *Benedikt*, Erzbischof von Kalocsa, K. — *Wolfgang dg. Bécz*, Propst von Stuhlweißenburg, V.
1247. *Achilles*, Propst von Stuhlweißenburg, V. — *Paul*, Propst von Stuhlweißenburg, V.
1248. *Benedikt*, Erzbischof von Kalocsa, K. — *Achilles*, V. — *Smaragd v. Zsámbék*, Stuhlweißenburger Propst, V.
1249. *Achilles*, Stuhlweißenburger Propst, V.
1250. *Achilles*, Stuhlweißenburger Propst, V. — *Paul*, Stuhlweißenburger Propst, V.
1251. *Benedikt*, Erzbischof von Kalocsa, K. — *Filipp*, erwählter Propst von Stuhlweißenburg, V. — *Job dg. Zách*, Propst von Stuhlweißenburg (nachmaliger Bischof von Fünfkirchen), V. (23. November.)
1252. *Benedikt*, Erzbischof von Kalocsa, K. — *Job dg. Zách*, Bischof von Fünfkirchen, V. — *Thomas*, erwählter Propst von Stuhlweißenburg, V.
1253. *Benedikt*, Erzbischof von Kalocsa, K. — *Smaragd v. Zsámbék*, V.
1254. *Benedikt*, Erzbischof v. Kalocsa (in diesem Jahre bereits von Gran), K. — *Smaragd v. Zsámbék*, Propst von Stuhlweißenburg, V. — *Thomas* (nachmaliger Erzbischof von Kalocsa), V.
1255. *Smaragd v. Zsámbék*, Propst von Stuhlweißenburg, erwählter Erzbischof von Kalocsa, K.
1256. *Smaragd v. Zsámbék*, Propst von Stuhlweißenburg, V. — *Thomas*, Propst von Stuhlweißenburg, V. — *Wolfgang dg. Bécz*, Propst von Stuhlweißenburg, V.
1257. *Benedikt*, Erzbischof von Gran, K. — *Smaragd v. Zsámbék*, Propst von Stuhlweißenburg, erwählter Erzbischof von Kalocsa, V. — *Filipp*, Propst von Dömös, Kanzler des jüngeren Königs Stefan. — *Benedikt*, (später Hermannstädter Propst und erwählter Erzbischof von Gran), Notar des jüngeren Königs.
1258. *Benedikt*, Erzbischof von Gran, K. — *Smaragd v. Zsámbék*, Stuhl-

- weißenburger Propst, erwählter Erzbischof von Kalocsa, V. — *Filipp*, erwählter Propst von Stuhlweißenburg, V. — *Benedikt*, Notar des jüngeren Königs.
1259. *Benedikt*, Erzbischof von Gran, K. — *Smaragd v. Zsámbék*, Propst von Stuhlweißenburg, V. — *Paul*, Pressburger Propst (im selben Jahre erwählter Stuhlweißenburger Propst, nachmaliger Bischof von Veszprém), V. — *Benedikt*, Zipser Propst, V. — *Filipp*, Stuhlweißenburger Propst, V. — *Benedikt*, Erzdechant von Valkó, Propst der Diakóvárer Bartholomäus-Kirche (später erwählter Erzbischof von Gran), Kanzler des jüngeren Königs.
1260. *Benedikt*, Erzbischof von Gran, K. — *Paul*, Pressburger Propst, erwählter Stuhlweißenburger Propst, V. — *Wolfgang dg. Bécz*, Stuhlweißenburger Propst, V. — *Smaragd v. Zsámbék*, Stuhlweißenburger Propst, erwählter Erzbischof von Kalocsa, V. — *Benedikt*, Arader Propst, Kanzler des jüngeren Königs. — *Benedikt*, Hermannstädter Propst, Vicekanzler des jüngeren Königs.
1261. *Benedikt*, Erzbischof von Gran, K. — *Paul*, Propst von Stuhlweißenburg, V. — *Benedikt*, Hermannstädter Propst, Vicekanzler des jüngeren Königs.
1262. *Filipp dg. Csurla*, Agramer Bischof, im selben Jahre Erzbischof von Gran, K. — *Paul*, Stuhlweißenburger Propst, V. — *Wolfgang dg. Bécz*, Stuhlweißenburger Propst, erwählter Bischof von Agram, V. — *Smaragd v. Zsámbék*, Propst von Stuhlweißenburg, erwählter Erzbischof von Kalocsa, V. dann Kanzler des jüngeren Königs. — *Benedikt*, Hermannstädter und Arader Propst, V. des jüngeren Königs. (5. Dezember.)
1263. *Filipp dg. Csurla*, Erzbischof von Gran, K. — *Wolfgang dg. Bécz*, Stuhlweißenburger Propst, erwählter Bischof von Agram, V. — *Smaragd v. Zsámbék*, Erzbischof von Kalocsa, K. des jüngeren Königs. — *Benedikt*, Arader Propst (später Graner Erzbischof), V. des jüngeren Königs. — *Tobias v. Bogod*, Agramer Propst, K. des Prinzen Bela. — *Ladislau v. Gyürk*, Erzdechant von Hont, königlicher Notar.
1264. *Filipp dg. Csurla*, Erzbischof von Gran, K. — *Wolfgang dg. Bécz*, Stuhlweißenburger Propst, erwählter Agramer Bischof, V. — *Demetrius*, Stuhlweißenburger Propst, V. — *Stefan dg. Vancsa*, Erzbischof von Kalocsa, K. des jüngeren Königs. — *Benedikt*, Arader Propst, V. des jüngeren Königs. — *Lodomer von Monoszló dg. Vázsony*, (später Erzbischof von Gran), V. des jüngeren Königs.
1265. *Filipp dg. Csurla*, Erzbischof von Gran, K. — *Wolfgang dg. Bécz*, erwählter Stuhlweißenburger Propst, V. — *Demetrius*, Stuhlweißenburger Propst, V. — *Lodomer v. Monoszló dg. Vázsony*, V. des jüngeren Königs.

1266. *Filipp dg. Csurla*, Erzbischof von Gran, K. — *Demetrius*, Stuhlweißenburger Propst, V. — *Wolfgang dg. Bécz*, Stuhlweißenburger Propst, V. — *Lodomer v. Monoszló dg. Vázsony*, V. des jüngeren Königs. — *Nikolaus dg. Borsa*, Karlsruher Propst (nachmaliger erwählter Erzbischof von Gran), V. des jüngeren Königs. — *Peter*, (nachmaliger Bischof von Siebenbürgen), V. des jüngeren Königs. — *Ladislau*s, Bischof von Tinni, K. des Prinzen Béla. — *Benedikt*, königlicher Notar. — *Kasimir*, Notar des jüngeren Königs.
1267. *Wolfgang dg. Bécz*, Stuhlweißenburger Propst, V. — *Stefan dg. Vancsa*, Erzbischof von Kalocsa, K. des jüngeren Königs. — *Benedikt*, Arader Propst, V. des jüngeren Königs. — *Peter*, V. des jüngeren Königs. — *Thomas*, (nachmaliger Bischof von Waitzen), königlicher Notar. — *Pélsa*, königlicher Notar.
1268. *Filipp dg. Csurla*, Erzbischof von Gran, K. — *Wolfgang dg. Bécz*, Stuhlweißenburger Propst, V. — *Demetrius*, Stuhlweißenburger Propst, V. — *Péter*, V. des jüngeren Königs. — *Benedikt*, Arader Propst, V. des jüngeren Königs. — *Ladislau*s, Bischof von Tinni, K. des Prinzen Béla.
1269. *Filipp dg. Csurla*, Erzbischof von Gran, K. — *Demetrius*, Stuhlweißenburger Propst, V. — *Peter*, V. des jüngeren Königs. — *Benedikt*, V. des jüngeren Königs. — *Ladislau*s, Bischof von Tinni, K. des Prinzen Béla.
1270. *Filipp dg. Csurla*, Erzbischof von Gran, K. — *Demetrius*, Stuhlweißenburger Propst, V. — *Stefan dg. Vancsa*, Erzbischof von Kalocsa, K. des jüngeren Königs. — *Benedikt*, Arader und Hermannstädter Propst, V. des jüngeren Königs. — *Peter*, V. des jüngeren Königs. — *Michael*, königlicher Notar. — *Paul*, Notar des jüngeren Königs. — *Andreas*, Notar des jüngeren Königs.

b) *Kanzlei der Königinnen.*

1246. *Filipp*, Propst von Dömös.
1248. *Filipp dg. Csurla*, erwählter Agramer Bischof.
- 1248—1259. *Achaz dg. Ákos*, Stuhlweißenburger Custos-Canonicus, seit 1259 Ofner Propst.
1262. *Paul*, Bischof von Veszprém. — *Filipp*, Bischof von Waitzen, K. der jüngeren Königin Elisabeth.
1263. *Muthmer*, Zipser Propst. — *Hippolit*, Pfarrer zu Sáros, Comes der Hofkanzlei der jüngeren Königin.
1264. *Paul*, Bischof von Veszprém.
1265. *Paul*, Bischof von Veszprém. — *Stefan*, Vicekanzler der älteren Königin. — *Demetrius*, Erzdechant von Bars, Minorit, Beichtvater Béla IV., Kanzler der jüngeren Königin.

1266. *Paul*, Veszprémer Bischof. — *Stefan*, Vicekanzler der älteren Königin. — *Demetrius*, Erzdechant von Bars, Kanzler der jüngeren Königin.
1267. *Paul*, Bischof von Veszprém. — *Stefan*, Vicekanzler der älteren Königin.
1268. *Lorenz dg. Becse-Gregor*, Propst von St. Ernest, Vicekanzler der älteren Königin.
1269. *Paul*, Bischof von Veszprém.
1270. *Filipp*, Bischof von Waitzen, Kanzler der Königin Elisabeth.

2. Palatine.

1235. *Dionys dg. Tomaj*, (Ahnherr der Lossoncz und der Bánffy von Lossoncz) Obergespan von Szolnok.
1236. *Dionys dg. Tomaj*, Obergespan von Bihar und Szolnok. — *Albert dg. Bogátradván*, Vicerichter des Palatins.
1237. *Dionys dg. Tomaj*, Obergespan von Szolnok.
1238. *Dionys dg. Tomaj*, Obergespan von Szolnok.
1239. *Dionys dg. Tomaj*, Obergespan von Szolnok. — *Matthäus*, Notar des Palatins.
1240. *Dionys dg. Tomaj*, Obergespan von Szolnok.
1241. *Dionys dg. Tomaj*, Obergespan von Szolnok.
1242. *Arnold dg. Buzád*, Obergespan von Somogy. — *Ladislau*s, Obergespan von Somogy. (1235—1237 Obergespan von Zala, 1239 in der selben Würde, 1240 Obergespan von Somogy, 1243 Obergespan von Oedenburg, 1244 Obergespan von Neutra, 1245 Obergespan von Somogy, Ban und Herzog von Slavonien).
1243. *Ladislau*s, Obergespan von Somogy.
1244. *Ladislau*s, Obergespan von Somogy.
1245. *Ladislau*s, Obergespan von Somogy. — *Dionys*, Obergespan von Somogy.
1246. *Dionys dg. Jurle*, Obergespan von Somogy. — *Stefan dg. Gutkeled*, (nachmaliger Landeshauptmann der Steiermark).
1247. *Stefan dg. Gutkeled*, (nachmaliger Landeshauptmann der Steiermark).
1248. *Dionys von Zalaszentgrót dg. Jurle*, Obergespan von Pressburg (nachmaliger Herzog von Slavonien).
- 1248—1259. *Roland dg. Ratold*, Obergespan von Pressburg (daneben 1252 nach H. O. VI. 75. *Dionys*).
- 1260—1263. *Heinrich von Güssing dg. Héder*, Obergespan von Pressburg.
1263. *Dionys*, Obergespan von Bács, Palatin des jüngeren Königs.
1264. *Roland dg. Ratold*, Obergespan von Pressburg (fraglich).

1265. *Heinrich v. Grüssing dg. Héder*, Obergespan von Pressburg.
 1266. *Dominik dg. Csák*, Obergespan von Bács und Hermannstadt, Palatin des jüngeren Königs.
 1267. *Kemény's Sohn Lorenz v. Gyerő*, (Ahn der Herren von Matucosina), Obergespan von Somogy. — *Heinrich v. Grüssing dg. Héder*. — *Pósa's Sohn Bodor*, Vicerichter des Palatins Lorenz.
 1268. *Kemény's Sohn Lorenz*, Obergespan von Somogy. — *Tombold's Sohn Benedikt*, Palatin und Hofrichter des jüngeren Königs, Obergespan von Hermannstadt.
 1269. *Kemény's Sohn Lorenz*, Obergespan von Somogy und Kemluk. — *Moses II.*, (Ahn der Herren von Daró † 1280).
 1270. *Moses II.*, Obergespan von Oedenburg.

3. Landes- und Hofrichter.

1235. *Gyula dg. Ratold*, Obergespan von Csanád.
 1236. *Gyula dg. Ratold*, Obergespan von Kö. — *Wolfgang*, iudex aulæ.
 1238. *Gyula dg. Ratold*, Obergespan von Kö. — *Nikolaus*, Vicerichter des Landesrichters.
 1239. *Gyula dg. Ratold* (20. März). — *Seraphin's Sohn Andreas*, (wahrscheinlich ein Schüttler Edelmann dg. Magyar, vordem Truchsess des jüngeren Königs Bela, später Obergespan von Pressburg. — *Nikolaus*, Vicerichter.
 1240. *Seraphin's Sohn Andreas*, Obergespan von Pressburg. — *Nikolaus*, Vicerichter.
 1241. *Paul*, Obergespan von Weißenburg.
 1242. *Ladislau*s, Vicerichter.
 1243. *Demetrius*, Obergespan von Wieselburg.
 1244. *Demetrius*, Obergespan von Wieselburg. — *Moses*, (nachmaliger Palatin). — *Sixtus' Sohn Benedikt dg. Pápa*, Vicerichter.
 1245. *Demetrius*, Obergespan von Wieselburg. — *Stefan dg. Gutkeled*, Obergespan von Neutra (der nachmalige Landeshauptmann der Steiermark).
 1246. *Stefan dg. Gutkeled*, Obergespan von Neutra. — *Dominik*, Vicerichter.
 1247. *Roland dg. Ratold*. — *Stefan dg. Gutkeled*.
 1248—1251. *Paul*, Obergespan von Zala.
 1251. *Moriz dg. Pök*, (Ahn der Morócz von Megyesalja) Obergespan von Neutra, Hofrichter der Königin.
 1254. *Heinrich von Grüssing dg. Héder*, Obergespan von Somogy.
 1255. *Braunau*, Obergespan von Neutra, Hofrichter der Königin.

1256. *Heinrich v. Güssing dg. Héder*, Obergespan von Somogy. — *Roland dg. Ratold*, (Wenzel XI. 429.) — *Dionys*, Obergespan von Zala (23. September). — *Lorenz*, Obergespan von Zala (30. Dezember). — *Theodors Sohn Nikolaus*, (Ahn der Herren von Tengerd) Vicerichter.
1257. *Moriz dg. Pók*, Obergespan von Neutra, Hofrichter der Königin. — *Theodors Sohn Nikolaus*, Vicerichter.
1259. *Nikolaus*, (Hofrichter des jüngeren Königs Stefan in der Steiermark). — *Heinrich v. Güssing dg. Héder*. — *Moriz dg. Pók*, Obergespan von Neutra, Hofrichter der Königin.
1260. *Nikolaus*, Vicerichter.
1261. *Nikolaus*, Hofrichter der Königin (quondam).
1262. *Kemény's Sohn Lorenz*, Obergespan von Zala, — *Simon*, Vicerichter. — *Bás*, Hofrichter des jüngeren Königs. — *Benedikt*, Obergespan von Eisenburg, Hofrichter der Königin.
1263. *Adam's Sohn Lorenz*, Obergespan von Zala. — *Bás*, Obergespan von Gömör, Hofrichter des jüngeren Königs. — *Benedikt*, Obergespan von Zala und Eisenburg, Hofrichter der Königin.
1264. *Kemény's Sohn Lorenz*, Obergespan von Wieselburg. — *Bás*, Hofrichter des jüngeren Königs. — *Simon*, Vicerichter (F. IV. 3. 248). — *Stefan*, Obergespan von Eisenburg, Hofrichter der Königin (9. März).
1265. *Kemény's Sohn Lorenz* (30. November). — *Benedikt*, Obergespan von Eisenburg, Hofrichter der Königin.
1266. *Bás*, Hofrichter des jüngeren Königs. — *Benedikt*, Obergespan von Abaujvár, Hofrichter des jüngeren Königs. — *Karl's Sohn Johann*, Vizehofrichter des jüngeren Königs.
1267. *Ernst dg. Ákos*, Ban, Obergespan von Eisenburg. — *Stefan*, Obergespan von Eisenburg (und Pressburg), Hofrichter der Königin.
1268. *Ernst dg. Ákos*, Obergespan von Eisenburg. — *Benedikt*, Palatin und Hofrichter des jüngeren Königs, Obergespan von Hermannstadt. — *Dionys*, Obergespan von Zala, Hofrichter des Prinzen Béla. — *Ompud*, Vizehofrichter des Prinzen Béla (am 28. Oktober 1269 schon †).
1269. *Ernst dg. Ákos*, Obergespan von Eisenburg — *Stefan*, Vicerichter. — *Benedikt*, Palatin und Hofrichter des jüngeren Königs, Obergespan von Hermannstadt. — *Stefan*, Obergespan von Pressburg, Hofrichter der Königin.
1270. *Nikolaus*, Obergespan von Somogy (vordem Obergespan von Syrmien). — *Wolfgang*, Obergespan von Wieselburg, Hofrichter der Königin Elisabeth.

4. Bane.

a) *Bane von Bosnien.*

1232 — um 1250. *Mathaeus Ninoslav.*

1240—1255. *Prjezda I.*

b) *Bane von Kroatien, Slavonien, Dalmatien (und der Küstengegend).*

1224. *Michael*, (H. O. VIII. 142).

1234. *Martin dg. Huntpázmán*, (schon 1202 Ban. Sohn des Waic, † vor 1245).

1237—1239. *Apaj dg. Gutkeled*, (1231—1234. Obergespan von Somogy).

1238. *Jaxa*, (vielleicht identisch mit Ivánka), Viceban.

1240. *Nikolaus*, Tavernicus des Prinzen Koloman.

1241—1245. *Dionys v. Szentgróth dg. Jurle*, (1241 Oberstallmeister, seit 1242 Herzog von Slavonien, daneben kommt 1243 nach Wenzel II. 146 *Joachim*, nach Fejér IV. 1. 386: 1245 ein *Ladislaus*, vor).

1247. *Rostislav*, Titularherzog von Halics, Schwiegersohn Béla's des Vierten.

1248—1259. *Stefan dg. Gutkeled*, (seit 1252 Herzog, seit 1254 Landeshauptmann der Steiermark).

1252. *Alexander*, Obergespan von Agram, Viceban.

1256. *Alexander*, Obergespan von Agram, Viceban.

1259. *Alexander*, Ban der Küstengegend. — *Bulko*, Ban der Küstengegend.

1261—1267. *Roland dg. Ratold*, (vordem Palatin, seit 1266 Chef von Spalato).

1267—1269. *Heinrich v. Güssing dg. Héder* († 1274).

1270. *Roland dg. Ratold*, (13. Juni). — *Heinrich v. Güssing dg. Héder*. — *Matthäus dg. Csák*. — *Joachim v. Pektár dg. Gutkeled*. — *Peter*, Notar des Bans Heinrich von Güssing.

c) *Bane von Macsó.*

1244—1263. *Rostislav*, Titularherzog von Halics, Schwiegersohn Béla's IV.

1269. *Béla*, Sohn des *Rostislav*. Enkel Béla's IV.

d) *Bane von Severin.*

1240. *Osl dg. Osl*, (Ahn der Kanizsai, Viczai, Ostffy u. A.)

1243. *Csák's Sohn Stefan*.

1262. *Stefan*, (ap. Knauz I. 472).

1263. *Kemény's Sohn Lorenz*, Tavernicus des jüngeren Königs.

1268. *Alexander*. — *Ugrin dg. Csák*.

1270. *Mikod dg. Kőkényes-Renold* (wahrscheinlich nur Titularban). —
Ponit dg. Miskócz, Obergespan von Zala (8. September).

e) Ban von Uzora und Sol.

- 1262—1267. *Ernst dg. Ákos*, Obergespan von Neutra, 1267 Landesrichter.

f) Unbestimmte Bane.

1248. *Ekes' Sohn Ekes*, (W. VII. 266).
 Vor 1250. *File*, (1250 erscheinen seine Söhne Stefan und Nikolaus).
 Um 1250. *Jakob*, (sein Sohn Jakob 1256).
 Um 1261. *Mich. v. Koazna*, (Wenzel VIII. 1.)
 1262. *Csák*, (Sopronmegyei oklevéltár I. 25).
 1264. *Csák dg. Csák*, (Wenzel VIII. 111.).
 1265. *Csák*, Obergespan von Neutra. — *Alexius* (Zichy-okmánytár I. 15.).
 1267—1268. *Csák dg. Buzád*, Obergespan von Zala.
 1269. *Csák*, Obergespan von Neutra.
 1270. *Csák dg. Csák*, Obergespan von Bakony.

5. Wojwoden.

- 1235., 1238., 1240. *Pósa*.
 1242—1248. *Lorenz*.
 1247. *Szeneslaus*, walachischer Wojwode.
 1248. *Lorenz*, (mit dem vorhergehenden identisch) Obergespan von Valkó,
 (1265 Obertavernicus des jüngeren Königs. — Sein Sohn Lorenz
 ist später Ban von Severin).
 1251—1252. *Lorenz*, Obergespan von Valkó (der Vorhergehende).
 Um 1260. *Ernst dg. Ákos*, Ban.
 1263., 1264., 1266. *Ladislaus dg. Borsa*, Obergespan von Szolnok.
 1267. *Paul's Sohn Nikolaus*, Obergespan von Szolnok.
 1270. *Matthäus dg. Csák*, Obergespan von Szolnok.

6. Obertavernici.

1222. *Vojvoda*, Camerarius des jüngeren Königs Béla.
 1225. *Pósa*, Obertavernicus des jüngeren Königs Béla (vordem Ban von
 Severin). — *Aladanus*, Obertavernicus des jüngeren Königs Béla.
 1227—1235. *Pósa*, Obertavernicus des jüngeren Königs Béla (1235 Ober-
 gespan von Bács).
 1236. *Michael Enoch*, (Zalai okmánytár I. 9/10).
 1237. *Nikolaus*, Obertavernicus des Prinzen Koloman.

1238. *Dominik dg. Ratold*.— *Gyl's Sohn Peter*, Obertavernicus der Königin ; um 1238 *Dionys*, Obertavernicus der Königin.
1240. *Dominik dg. Ratold*, Obergespan von Bihar.— *Nikolaus*, Ban, Obertavernicus des Prinzen Koloman.
1241. 23. September, *unbesetzt*.
- 1242—1246. *Matthäus dg. Csák*, (1242 Obergespan von Neutra und Oedenburg, 1243—1247 Obergespan von Pressburg, 1245 daneben auch von Neutra.)— 1242. *Peter*, Obertavernicus des Prinzen Stefan.
1247. *Dionys v. Szentgrót dg. Jurle*, Obergespan von Pressburg.
1248. *Csák dg. Buzád* (Ahn der Csányi), Obergespan von Oedenburg.
1249. *Andreas dg. Huntpázmán* (Ahn der Forgách.)— *Nikolaus Sinister* (Balogh), Obergespan von Dobicha, Obertavernicus des jüngeren Königs.
- 1250—1255. *Csák dg. Buzád*, Obergespan von Oedenburg, — 1255. *Andreas dg. Huntpázmán*, (Fejér IV. 3. 463).
1256. *Csák dg. Buzád*, Obergespan von Zala. — *Andreas dg. Huntpázmán*, Hofmeister des Prinzen Béla.
1257. *Csák dg. Buzád*, Obergespan von Zala. — *Moriz dg. Pok*, (Ahn der Morócz v. Megyesalja). *Leustach*, Kanzler Csák's.
1258. *Csák dg. Buzád* (17. Juli). — *Gilét*, comes buchariorum (20. Jänner).
1259. *Csák dg. Buzád*, Obergespan von Zala. — *Bás*, Obergespan von Trencsén, Obertavernicus des jüngeren Königs. — *Benedikt*, Schlosskommandant v. Trencsén, Obertavernicus der Königin.
1260. *Csák dg. Buzád*, Obergespan von Zala. — *Moses*, (Ahn der Herren von Daró, nachmals Palatin † 1280) Obergespan von Somogy und Warasdin, Obertavernicus des Prinzen Béla. — Um 1260. *Stefan dg. Ratold*, Oberstallmeister und Obertavernicus der Königin.
1262. *Moriz dg. Pok* (17. Dezember). — *Oliver*, Obergespan von Gerzencze, Obertavernicus der Königin. — *Csete's Sohn Aladár*, Obertavernicus der jüngeren Königin.
1263. *Moriz dg. Pok*. — *Kemény's Sohn Lorenz*, Ban von Severin, Obertavernicus des jüngeren Königs. — *Karácson*, magister curiæ der Königin. — *Peter v. Ujlak*, dispensator curiæ regis. — *Moses*, Obergespan von Somogy und Warasdin, Obertavernicus des Prinzen Béla.— *Csete's Sohn Aladár*, Obertavernicus der jüngeren Königin.
1264. *Moriz dg. Pok*.
1265. *Lorenz*, Obertavernicus des jüngeren Königs. 1248—1252. Wojwode von Siebenbürgen und Obergespan von Valkó.
1266. *Moriz dg. Pok*, Obergespan v. Baranya (bei Fejér IV. 3, 325 irrig Martin).
1267. *Moriz dg. Pok*, Obergespan v. Baranya. — *Johann*, Obergespan von Warasdin, Obertavernicus des Prinzen Béla.

1268. *Moriz dg. Pok*, Obergespan von Baranya. — *Oliver*, Obertavernicus der Königin.
 1269. *Moriz dg. Pok*. — *Pízmán*, clavigerus des jüngeren Königs.
 1270. *Aegydius dg. Aba*, Obergespan von Pressburg (13. Juni). — *Joachim dg. Gutkeled*, Ban, Obergespan von Pilis. — *Gregor*, Obergespan von Eisenburg (wahrscheinlich dg. Aba), Obertavernicus der Königin.

7. Oberstallmeister.

- 1229—1233. *Sólyom's Sohn Pösa*, Oberstallmeister des jüngeren Königs Béla.
 1235—1240. *Dionys v. Zalaszentgróth dg. Jurle* (1240 Obergespan von Temes).
 1241. *Dionys v. Szentgróth dg. Jurle*, Ban v. Slavonien.
 1242—1245. *Stefan dg. Gutkeled* (seit 1243 Obergespan von Verbász; später Landeshauptmann der Steiermark).
 1247. *Csák*, Obergespan von Oedenburg.
 1251. *Ernst dg. Ákos*, Obergespan von Warasdin und Szolagyör (17. November). — *Moses*, (Ahn der Herren von Daró, Marescalus, 24. Nov.)
 1254. *Moses*, Obergespan von Raab.
 1257. *Eynard von Zsámbék*, Obergespan von Galgócz, Oberstallmeister der Königin.
 1258—1259. *Kemény's Sohn Lőrincz*, Obergespan von Raab (Ahn der Matucsinaí).
 1262—1265. *Herrand*, (wahrscheinlich dg. Héder), Obergespan v. Trencsén.
 1262. *Benedikt*, Oberstallmeister des jüngeren Königs.
 1265. *Stephan dg. Ratold*, Oberstallmeister der jüngeren Königin (vordem Oberstallmeister und Obertavernicus der älteren Königin).
 1267. *Herrand*, Obergespan v. Trencsén. — *Suph*, (richtig *Sol!*) (F. IV. 3. 425. — *Nikolaus dg. Szoárd*, Chef des königlichen Trainwesens.
 1270. *Renold dg. Bastech*, (Ahn der Herren von Rozgony), Obertruchsess des Prinzen Ladislaus, Obergespan von Szabolcs. — *Albert*, Obergespan von Hermannstadt (23. Mai).

8. Obertruchsesse.

1225. *Seraphin's Sohn Andreas*, (s. o.) Obertruchsess des jüngeren Königs Béla.
 1229—1231. *Csák*. Obertruchsess des jüngeren Königs Béla.
 1231—1233. *Seraphin's Sohn Andreas*, Obertruchsess des jüngeren Königs Béla.

1235. *Matthaeus dg. Csák*, Obergespan v. Temes.
 1238. " " " " " "
 1239. " " " " " "
Michael dg. Buzád-Hahold, Obertruchsess der Königin. — *Demetrius dg. Aba* (Ahn der Herren v. Nekcse), Obertruchsess des Prinzen Koloman.
 1241. *Matthaeus dg. Csák*, Obergespan v. Neutra.
 1242. *Roland dg. Ratold* (14. März). — *Sol*, Obergespan von Eisenburg.
 1243—1246. *Roland dg. Ratold*, Obergespan von Neutra, seit 1244 von Oedenburg.
 1247. *Moriz dg. Pok*, Obergespan von Neutra.
 1251. *Nikolaus Sinister*, Obergespan von Bányá (24. November).
 1252. *Rolond dg. Ratold* (Seneschall).
 1253. *Konrad* (wahrscheinlich dg. Győr) Obertruchsess der Königin.
 1254—1256. *Nikolaus Sinister* (Balogh). — *Moses*, Obergespan von Verbász († 1280; ein Ahn der Herren von Daró) — 25. August.
 1258. *Moses*, Obergespan von Verbász. — *Konrad*, Obertruchsess der Königin.
 1259. *Dionys*, Obergespan von Zala, Kapitän von Pettau, Obertruchsess des jüngeren Königs.
 1263. *Lorenz dg. Aba*, (Ahn der Herren von Athina, Obergespan von Oedenburg. — *Nikolaus dg. Gutkeled*, Obergespan von Kemluk, Kanzler der königlichen Truchsess. — *Stephan*, Obertruchsess des jüngeren Königs. — *Csák*, Obertruchsess der Königin.
 1264. *Marzells Sohn Andreas*, Obertruchsess des Prinzen Ladislaus.
 1265. *Aegydius dg. Aba*, Obertruchsess des jüngeren Königs.
 1268—1269. *Lorenz dg. Aba*, Obergespan von Oedenburg. — *Desiderius' Sohn Georg*, Kanzler der königlichen Truchsess.
 1270. *Peter dg. Csák*, Obergespan der Gačka (13. Juni). — *Renold dg. Bastech*, königlicher Oberstallmeister, Obergespan von Szabolcs, Obertruchsess des Prinzen Ladislaus. — *Salomo von Daró*, Kanzler der königlichen Truchsess.

9. Obermundschenke.

1225. *Bagomér*, Obermundschek des jüngeren Königs Béla.
 1230—1231. *O(m)pud's Sohn Michael* (Bruder des Palatins Dionys, wahrscheinlich Sohn oder Enkel jenes Ompud, der die Tante Gertrud von Meran zur Gattin hatte), Obertruchsess des jüngeren Königs Béla.
 1233. *Beled dg. Osl*, Obertruchsess des jüngeren Königs Béla.
 1235. *Balduin* (Bágyon?) F. IV. 1. 27.
 1238. *Valamir* (Bagomér?) F. IV. 1. III.
 1240. *Lorenz*, königlicher Oberstallmeister. — *Konrad dg. Zách*, Obermundschek der Königin.

1241. *Roland dg. Ratold* (23. September).— *Izsép dg. Bő* (Ahn der Thüz von Lak etc. † 1241 gegen die Tataren), Obermundschenk des Prinzen Koloman.
- 1242—1246. *Moriz dg. Pok* (1243—1244 Obergespan von Raab, 1245 noch dabei von Baranya).
1247. *Bágyon*, Obergespan von Bánya.
1251. " " " "
1253. *Michael*, (F. VII. 1. 298.)
1254. *Bágyon*, (F. IV. 2. 218.)
1258. *Bees*, Obermundschenk des jüngeren Königs.
1259. *Csák dg. Buzád-Hahold*, Obermundschenk des jüngeren Königs. — Um 1260, *Konrad von Altenburg dg. Győr*.
1262. *Dominik dg. Ratold*, Obermundschenk des jüngeren Königs.
1263. *Filipp* (7. Dezember). — *Dominik*, Obergespan von Zemplén, Obermundschenk des jüngeren Königs. — *Joachim von Pektár dg. Gutkeled*, Obermundschenk des Prinzen Béla.
1270. *Filipp* (13. Juni). — *Dionys dg. Csurla*, Kanzler der Obermundschenke des jüngeren Königs Stephan.

10. Kleinere Hofwürdenträger.

a) Thürsteher.

1261. *Thomas dg. Pok*, erster Obergespan des Liptauer Komitates.
1267. *Iván's Sohn Andreas*, Thürsteher des jüngeren Königs.
- 1269—1270. *Thomas dg. Pok*.

b) Waffenträger.

1256. *Csák*, Obergespan von Gara, Schwerträger.— *Jakob*, Schwerträger.— *Pósa*, comes bacchiniferorum.
1267. *Michael's Sohn Paul*, Schwerträger.
1269. *Stephan dg. Drusma* (Ahn der Herren von Gara), Schwerträger.

c) Ober-Kuriere.

1245. *Nikolaus*, Kurier der Königin.
1255. *Tristan dg. Buzád-Hahold*.
- 1261—1263. *Pobor*.
1267. *Nikolaus dg. Szoárd*, Oberstallmeister.
1268. *Ják* (25. November).

d) Leibärzte.

1256. *Bernald*, Ofner Domherr.
1257. *Tiburcius* (H. O. VII. 64), vor 1267 *Johann* (Leibarzt Béla's des Vierten und Stefans V.).

1274. *Gerhard* (italienischer Abstammung), Leibarzt Béla's IV., Stefan's V. und Ladislaus IV.

11. Komitatsbeamte.*

1. *Abaujvár.*

1246. *Marchard* (aller Wahrscheinlichkeit nach dg. Aba).

1266. *Benedikt*, Hofrichter des jüngeren Königs.

2. *Arad.*

1240. *Saul*. 1266. *Benedikt*.

3. *Bács.*

1235. *Pósa*, Obertavernicus.

1238. *Simon*.

1240—1242, *Prinz Johann Angelos* (Sohn der ungarischen Königstochter Margarethe und des griechischen Kaisers Isak II.), Herr von Syrmien.

1256. *Andreas*. — *Ernst*.

1263. *Dionys*, Palatin des jüngeren Königs.

1266. *Dominik dg. Csák*, Palatin, Obergespan von Hermannstadt.

4. *Bakony.*

Vor 1240. *Pósa*, Vicegespan.

1240. *Donát*. — 1258. *Dionys*, Obergespan von Szolnok.

1258. *Saul dg. Penkenyő*, Vicegespan.

1270. *Csak dg. Csák*, Ban.

5. *Bánya.*

1247. *Bágyon*, Obermundschenk.

1251. *Bágyon*, Obermundschenk.

Nikolaus Sinister, Obertruchsess.

1258. *Andreas dg. Huntpázmán* (Ahnherr der Forgách).

Um 1265. *Andreas* (Knauz I. 529.).

6. *Baranya.*

1245., 1266., 1267., 1268. *Moriz dg. Pok* († 1269, 1245. Obermundschenk. 1266—1268. Obertavernicus).

1269. *Dominik dg. Csák*.

7. *Bars.*

1236., 1240. *Gecha's Sohn Gecha*.

* Wo keine nähere Bezeichnung angegeben, ist stets der Obergespan gemeint.

1246. *Werner*.

Um 1267. *Heinrich Preussel* (aus Oesterreich, † 1267 vor Izsaszeg).

8. *Bereg*.

1269. *Michael*, Obergespan von Sohl und der Zips.

9. *Bihar*.

1236. *Dionys dg. Tomaj*, Palatin. — *Lorenz*.

1238. *Lorenz*. — 1240. *Dominik*, Obertavernicus. — 1246. *Der Palatin*.

10. *Bodrog*.

1224. *Csák*. — 1235., 1238., 1240. *Demetrius dg. Aba* (1240 Obertruchsess des Prinzen Koloman).

11. *Csanád*.

1235. *Gyula dg. Ratold*, Landesrichter.

1237., 1238., 1240., 1241. *Demetrius*.

1257. *Stephan*.

12. *Csongrád*.

Um 1238. *Nikolaus dg. Csák* (Ahn der Kisfaludy).

13. *Dobicza*.

1249. *Nikolaus Sinister (Balogh)*, Obertavernicus des Prinzen Stephan.

1268. *Bás* (vordem Hofrichter des jüngeren Königs).

14. *Doboka*.

1268. *Ponit dg. Miskócz*.

15. *Erdőd*.

1264. *Woch*, Obergespan von Ugoesa.

16. *Esztergam (Gran)*.

1244. *Bencenc dg. Vancsa*.

1255. *Jákó dg. Huntpázmán*.

1264. *Kosmas*. Seit ihm die jeweiligen Erzbischöfe von Gran. (Wenzel III. 108. 4. Mai.)

17. *Fejér (Weißenburg)*.

1235. *Lorenz*. — 1238., 1240., 1241., 1242. *Paul* (seit 1241 Landesrichter).

1245. *Kasimir*.

1247., 1255. *Seyfried v. Szögyén dg. Gyulazombor*.

1270. *Gug's Enkel Peter* (Sohn Johann's).

18. *Galgócz.*

1257. *Eynard von Zsámbék*, Oberstallmeister der Königin.

19. *Gara.*

Vor 1244. *Andreas*. — Um 1243. *Csák*, Schwertträger des Königs.

Vor 1256. *Moses*.

20. *Goricza.*

Vor 1259. *Nikolaus* (lebt noch 1259).

21. *Gömör.*

1240. *Gurg's Sohn Nikolaus*.

Um 1244. *Filipp*.

1263., 1264. *Bás*, Hofrichter des jüngeren Königs.

1266. *Tombold*. — 1268. *Stefan*, Vicegespan.

22. *Győr (Raab).*

1238—1239. *Nikolaus dg. Osl*.

1243—1245. *Moriz dg. Pök*, Obermundschenk.

1251. *Dietrich*. — 1254. *Moses*, Oberstallmeister.

1258—1259. *Kemény's Sohn Lorenz*, Oberstallmeister.

Um 1268. *Konrad dg. Zách* (Sohn des Albeus).

23. *Hont.*

1237—1239. *Lukas*. — Um 1247. *Markus*.

1267. *Peter dg. Kathyz* (ein Ahn der Balassa).

1269. *Hedrich dg. Héder*.

24. *Kemluk.*

1263., 1264., 1266. *Nikolaus dg. Gutkeled* (1263 Kanzler der kgl. Truchsessen).

1269. *Kemény's Sohn Lorenz*, Palatin, Obergespan von Somogy.

25. *Komorn.*

1236. *Alexander*.

1244—1245. *Tekus* (Ahn der Tornai etc.).

26. *Kő (Kee).*

1235. *Prinz Johann Angelos*, Herr v. Syrmien.

1238. *Gyula dg. Ratold*, Landesrichter.

1240. *Blasius*.

27. *Kőrös.*1253. *Georg.* — 1265. *Krachin.*28. *Krakó.*1250. *Thomas dg. Csurla.* — 1263. *Thomas.*29. *Krassó.*1241. *Wilhelm.* — 1255. *Gregor dg. Monoszló.*30. *Kraszna (Somlyó).*1263. *Thomas.*31. *Liptau.*1261. *Thomas dg. Pbk, kgl. Thürsteher, erster Obergespan dieses Comitatus.*32. *Locsmánd (im Oedenburger Komitat).*1263. *Lorenz dg. Aba, Ahn der Herren von Athina.*33. *Marócza.*1242., 1247., 1256., 1270. *Abraham.*1256. *Nikolaus, Vicegespan.*34. *Mosony (Wieselburg).*1235., 1238., 1240. *Lukas.*1242—1245. *Demetrius, Landrichter.*1247., 1248., 1251., 1256. *Benedikt (1248 Obergespan von Kordua).*1264. *Kemény's Sohn Lorenz, Landesrichter.**Csák.*1268. *Herrand (vordem Obergespan von Trencsén).*1270. *Wolfgang, Hofrichter der Königin Elisabeth.*35. *Neutra.*1236. *Sebes.* — 1238. *Dominik dg. Ratold, Obertavernicus.*1240—1242. *Matthäus dg. Csák, Obertruchsess.*1242. *Bagomér, Obergespan von Trencsén.*1243. *Roland dg. Ratold, Obertruchsess.*1244. *Arnold (15. Juni), Balduin (31. October).*1245. *Arnold (26. April).* — *Matthäus dg. Csák, Obertavernicus.* — *Stephan dg. Gutkeled, Landesrichter.*1246. *Stephan dg. Gutkeled, Landesrichter.*1247. *Moriz dg. Pbk, Obertruchsess (12. August).*

1251. *Moriz dg. Pok*, Hofrichter der Königin.
 1255. *Braunau*, Hofrichter der Königin.
 1257., 1259., 1261. *Moriz dg. Pok*, Hofrichter der Königin.
 1263—1264. *Ernst dg. Ákos*, Ban.
 1263. *Roland*, Vicegespan.
 1265. *Csák*, Ban.
 1267. *Ernst dg. Ákos*, Ban.
 1269. *Csák*, Ban.

36. *Patak.*

1262. *Simon*.

37. *Peset und Polhana.*

- Um 1266. *Dionys*.

38. *Pilis.*

- 1255., 1258. *Filipp*.
 1270. *Joachim v. Pektár dg. Gutkeled*, Obertavernicus.

39. *Pozsega.*

1259. *Filipp*. — 1263. *Georg*, Vicegespan. — *Elias*, Vicegespan. — 1266. *Rh.* (H. O. VI. 141).

40. *Pressburg.*

- 1235—1240. *Seraphin's Sohn Andreas*.
 1243—1246. *Matthaeus dg. Csák*, Obertavernicus.
 1247. *Dionys v. Szentgróth dg. Jurle*, Obertavernicus.
 1248—1259. *Roland dg. Ratold*, Palatin (1248 *Ivánka*, Vicegespan, 1251 und 1253 *Puer*, Vicegespan).
 1260—1265. *Heinrich v. Güssing dg. Héder*, Palatin.
 1267—1269. *Stefan*, Hofrichter der Königin.
 1270. *Aegydius dg. Abu*, Obertavernicus.

41. *Rovische (Reucha).*

1265. *Markus, Juruza, Miroslav*.
 1270. *Lorenz*.

42. *Sáros.*

- Um 1247. *Mikó dg. Kathyz* (ein Ahn der Balassa).
 1247., 1249. *Tekus* (Ahn der Tornai etc.).
 1252. *Cyprian*. — *Michael*.
 1253—1255. *Michael*.
 1255. *Bolosey*, Beamter des Obergespans *Michael*.

1261., 1270. *Tekus* (Ahn der Tornai).

1270. *Dominik* (Sohn des Nikolaus). — *Andreas* (noch unter Stefan V.).

43. Sempte.

Vor 1260. *Trusleph*. — Um 1261. Des Letzteren Bruder *Leopold*.

44. Somogy.

1236—1237. *Ladislaus*.

1240—1242. *Arnold*, Palatin.

1243—1245. *Ladislaus*, Palatin.

1245. *Arnold*, Palatin. — *Dionys*, Palatin.

1246. *Dionys*, Palatin. — *Stephan dg. Gutkeled*, Palatin.

1247., 1251., 1254., 1256., 1259. *Heinrich v. Güssing dg. Héder*, Landesrichter.

1260. *Moses* (Ahn der Herren von Daró), Obertavernicus des Prinzen Béla.

1261. *Moses*, Obergespan von Warasdin, Obertavernicus des Prinzen Béla. — *Lambert*, Beamter des Obergespans *Moses*.

1263. *Moses*, Obergespan von Warasdin, Obertavernicus des Prinzen Béla.

1267. *Moses*, Obergespan von Warasdin. — *Kemény's Sohn Lorenz*, Palatin.

1268. *Kemény's Sohn Lorenz*. — *Sebastian*, Cantor-Canonicus von Pozsega, Domherr von Stuhlweißenburg, Obernotar des Obergespans.

1269. *Kemény's Sohn Lorenz*, Palatin, Obergespan von Kemluk.

1270. *Nikolaus*, Landesrichter.

45. Sopron (Oedenburg).

1235., 1337., 1238., 1239., 1240. *Csák dg. Csák*.

1242. *Matthaeus dg. Csák*, Obertavernicus, Obergespan von Neutra.

1243. *Arnold dg. Buzád-Hahold*.

1244—1245. *Roland dg. Ratold*, Obertavernicus.

1247. *Csák*, Oberstallmeister.

1248. *Csák dg. Buzád-Hahold*, Obertavernicus.

1250—1255. *Csák dg. Buzád-Hahold*, Obertavernicus.

1257. *Lorenz dg. Aba* (Ahn der Herren von Athina).

1258. *Csák*, Obertavernicus.

1259., 1262., 1263. *Lorenz dg. Aba*.

1265. *Csák* (Fejér IV. 3. 306).

1267—1269. *Lorenz dg. Aba*, Obertruchsess.

1270. *Moses*, Palatin (13. Juni).

46. Szaboles.

1239. *Lorenz*. — 1262. *Nikolaus*. — 1268. *Drug's Sohn Alexander*. — 1270. *Renold dg. Bastech*, Obertruchsess des Prinzen Ladislaus und königlicher Oberstallmeister.

47. Szatmár.

1262. *Wolfgang (Farkas)*.

48. Szeben (Hermannstadt).

- Vor 1250. *Joachim dg. Csurla*. — 1251. *Daniel*.
 1266. *Dominik dg. Csák*, Palatin, Obergespan von Bács.
 1268. *Beuedikt*, Palatin und Hofrichter des jüngeren Königs.
 1270. *Moses*, Palatin, Obergespan von Oedenburg.

49. Szepes (Zips).

- 1254., 1256. *Dietrich dg. Kathyz* (ein Ahn der Balassa, 1256 Obergespan von Sohl).
 1256. *Arnold* (es wird sein Sohn Jordan erwähnt).
 1262—1263 *Michael*.
 1263., 1264. *Dietrich dg. Kathyz*.
 1266. *Michael*, Obergespan von Sohl.
 1269., 1270. *Michael* (1269 Obergespan von Bereg und Sohl, 1270 von Sohl).

50. Syrmien.

- 1235—1242. *Prinz Johann Angelos* (1235 Obergespan von Kö, 1240, 1242 von Bács).
 1253. *Benedikt*, Erzbischof von Kalocsa, königlicher Kanzler.
 1255. *Fila*.
 Um 1265. *Nikolaus* (nachmals Landesrichter).
 1266. *Dionys*.

51. Szolgaagyör.

1239. *Peter*. — 1243. *Bertrand* (ein Ahn der Grafen von Nagy-Marton und Fraknó).
 1251. *Ernst dg. Ákos*, Oberstallmeister.
 1258. *Eynard v. Zsámbék*.
 1268. *Markus*.

52. Szolnok.

- 1235—1240. *Dionys dg. Tomaj*, Palatin.
 1245., 1247. *Paul*.
 1251. *Dionys v. Szentgrót dg. Jurle*.

1256. *Dionys*. — 1258. *Dionys*, Obergespan von Bakony.
 1263. *Ladislaus dg. Borsa*, Wojwode von Siebenbürgen. — Von nun an
 sind stets die Wojwoden von Siebenbürgen Obergespane von Szolnok.

53. *Temes*.

- 1235., 1238. *Matthäus dg. Csák*, Obertruchsess.
 1238. *Nikolaus dg. Csák*, Obergespan von Csongrád (Ahn der Kisfaludy).
 1240. *Dionys v. Szentgróth dg. Jurle*, Oberstallmeister.

54. *Tolna*.

1245. *Peter*.

55. *Trencsén*.

1241. *Bás' Sohn Bás*. — *Lodomer (Bagomér?)*.
 1242. *Bagomér*, Obergespan von Neutra.
 1243. *Bagomér*.
 1251., 1258. *Bás* (1258 Obertavernicus).
 1262—1267. *Herrand*, Oberstallmeister.
 1267. *Jakob*.
 1268. *Stephan*, Vicegespan.

56. *Ugocsa*.

1262. *Vencenc*, Vicegespan.
 1264. *Woch*, Obergespan von Erdöd.

57. *Ung*.

1238. *Privard dg. Gutkeled*.
 Vor 1265. *Gregor*.

58. *Valkó*.

1240. *Hendre dg. Német*.
 1244., 1246. *Eynard v. Zsámbék*.
 1248., 1252. *Lorenz*, Wojwode von Siebenbürgen.

59. *Warasdín*.

- 1244., 1248. *Michael dg. Buzád-Hahold*.
 1248. *Ekcs' Sohn Ekcs*, Ban.
 1251. *Ernst dg. Ákos*, Ban.
 1256., 1258. *Andreas*.
 1260., 1261., 1263., 1267. *Moses* (Ahn der Herren von Daró, 1260, 1263
 Obertavernicus des Prinzen Béla und Obergespan von Somogy).
 1267. *Johann*, Obertavernicus des Prinzen Béla.
 1270. *Nikolaus* (8. September).

60. Vas (Eisenburg).

- 1237—1239. *Hahold dg. Buzád.*
 1240. *Balduin* (21. März).
 1242. *Sol*, Obertavernicus.
 1243., 1244. *Balduin.*
 1244. *Heinrich.*
 1245. *Balduin.* — *Heinrich.*
 1247. *Heinrich.*
 1247., 1251., 1255., 1256., 1257., 1258. *Nikolaus.*
 1262., 1263. *Benedikt*, Hofrichter der Königin.
 1264. *Stephan*, Hofrichter der Königin (9. März).
 1265. Der Hofrichter der Königin (9. September).
 1267. *Stephan*, Hofrichter der Königin.
 1267—1269. *Ernst dg. Ákos*, Ban und Landesrichter.
 1270. *Gregor* (wahrscheinlich dg. *Aba*), Obertavernicus der Königin (8. Sept.).

61. Verbász.

- 1243—1245. *Stephan dg. Gutkeled*, Oberstallmeister.
 1256., 1258. *Moses*, Obertruchsess († 1280).
 1266. *Csák dg. Buzád-Hahold.*
 1267., 1269. *Csák.*

62. Veszprém.

1238. *Renold.* — 1243. *Michael von Berki, dg. Nána-Bezter.* — 1269. *Benedikt* (Bruder des Veszprémer Bischofs Paul).

63. Zágráb (Agram).

- 1252., 1256., 1259. *Alexander* (1252, 1256 Viceban, 1259 Ban der Küstengegend).
 1262—1263. *Ladislaus.*
 1266. *Inos.* — 1269, *Dietrich.*
 1270. *Hodos dg. Gutkeled*, Ahnherr der Szokolysi.

64. Zala.

- 1235—1239. *Arnold dg. Buzád-Hahold.*
 1240—1241. *Martin.*
 1243—1244. *Georg.*
 1244. *Ezeu*, Vicegespan.
 1245. *Bagomér.*
 1246. *Csák dg. Buzád-Hahold.*
 1247. *Nikolaus.*

- 1248—1251. *Paul*, Landesrichter.
 1251. *Peturke*, Vicegespan.
 1256. *Dionys*, Landesrichter. — *Csák dg. Buzád*, Obertavernicus. — *Adam's Sohn Lorenz*, Landesrichter.
 1257—1259. *Csák dg. Buzád*, Obertavernicus (bei Fejér IV. 2. 451 falsch : Alexius).
 1259. *Dionys*, Obertavernicus, Capitän von Pettau.
 1260. *Csák dg. Buzád*, Obertavernicus des jüngeren Königs.
 1262—1263. *Lorenz*, Landesrichter.
 1264. *Paul* (sein Vicerichter : *Simon*).
 1265—1268. *Csák dg. Buzád*, Ban.
 1268. *Dionys*, Hofrichter des Prinzen Béla.
 1269. *Georg's Sohn Dionys*.
 1270. *Aladár's Sohn Michael* († 1270). — *Peter*, Vicegespan.

65. Zemplén.

1263. *Dominik dg. Ratold*, Obermundschenk des jüngeren Königs.

66. Zólyom (Sohl.)

1236. *Doncs*. — 1245. *Jákó*.
 1248—1252. *Mikó dg. Kathyz* (ein Ahn der Balassa).
 1253—1254. *Mikó's Sohn Michael*.
 1256., 1261., 1262., 1263. *Dietrich*, Obergespan der Zips), 1264., 1265., 1266. (Obergespan von Zips). 1267., 1269., 1270. (Obergespan von Bereg und der Zips).

12. Militärische Würdenträger.

1239. *Johann*, Major in Zala.
 1246. *Puska*, Major in Bars. — *Matheus*, Major in Bars. — *Martin*, Major in Bars.
 1251. *Dedalus*, Major in Zala. — *Hulduhol*, Hauptmann in Zala. — *Bana dg. Herény*, Castellan von Eisenburg.
 Um 1253. *Berveyn*, Chef der Pressburger Schlosskuriere.
 1254., 1255. *Bana dg. Herény*, Castellan von Eisenburg.
 1255. *Paul*, Major von Eisenburg. — *Milost*, Chef der Eisenburger Schlosskuriere. — *Alexander*, Major von Szolgagyör. — *Paul*, Chef der Szolgagyörer Schlosskuriere. — *Ivánka v. Sáp*, Chef der Pressburger Schlosskuriere.
 1256. *Benedikt*, Major von Gran. — *Matha's Sohn Olivér*, Major von Zala.
 Vor 1258. *Simon*, Major von Neutra.
 Vor 1259. *Bagomér*, Schlosskommandant von Trencsén.

1259. *Benedikt*, Schlosskommandant von Trencsén, Obertavernicus des jüngeren Königs.
 1260. *Stephan*, Castellan der Zips.
 (1260—1268.) *Gothhard*, Major der Zalaer Miliz.
 1262. *Ramszló's Sohn Johann*, Castellan von Turócz. — *Wolfgang (Farkas)*, Major. — *Stephan*, Castellan der Zips.
 1263. *Johann*, Major von Neutra. — *Georg*, Hauptmann von Neutra. — *Beke's Sohn Benedikt*, Major von Eisenburg.
 1264. *Both*, Major von Valkó.
 1265. *Hartwich*, Castellan von Tobol. — *Peter*, Castellan von Oedenburg.
 1267. *Leustach*, Castellan von Vajda-Hunyad. — *Heinrich Preussel* (ein Oesterreicher, † 1267), Schlosskommandant von Ofen. — *Cheka*, Hauptmann von Weißenburg.
 1268. *Walther*, Schlosskommandant von Ofen. — *Oliver dg. Csab*, Major der Miliz zu Zala-Keszi.
 1269. *Milos*, Hauptmann von Turócz.

13. Königliche Kameralchefs.

1249. *Archin* (aus Venedig, Bürger zu Gran).
 1261. *Vilwin*.
 Vor 1265. *Henoch* (ein Jude).
 1265. *Walther*.
 1268. *Stephan*, Kameralchef des Königs.

Dr. MORIZ WERTNER.

DIE QUELLE VON SHAKESPAERES „MASS FÜR MASS.“

Im diesjährigen Mai Hefte der Zeitschrift der Ungarischen Historischen Gesellschaft* veröffentlicht Johann Illésy aus den Papieren der Familie Nádasdy (im kgl. Landes-Archiv) einen Brief** aus dem XVI. Jahrhundert, den ein gewisser Josef Macarius am 1. Oktober 1547 aus Wien an Georg Pernezith gerichtet hat. In diesem Briefe erzählt Macarius die folgende Geschichte: •Die folgende neue, aber erwähnenswerte Geschichte wird jetzt unter uns erzählt. Zwei Bürger einer Stadt in der Nähe von Mailand geriethen zufälliger Weise in heftigen Streit mit einander, wobei sie sich zu solcher Wuth und Unsinnigkeit hinreißen ließen, dass der eine den anderen mit seinem Dolche durchbohrte. Der auf der That ertappte Mörder wird ergriffen und in den Kerker geworfen; aber seine junge, reizend schöne Frau setzt

* *Századok* (d. h. Jahrhunderte) 1893. V. Heft, Mai, p. 456—59.

** Derselbe ist lateinisch geschrieben, Illésy theilt ihn jedoch in ungarischer Sprache mit.

aus Liebe zu ihrem Gatten alle Hebel in Bewegung, um den Schuldigen zu befreien und aus der Haft zu lösen. Sie geht zu dem obersten Richter — der dort der spanische Graf heißt — wirft sich ihm flehend zu Füßen und bittet ihn, er möge sie nicht durch die Todesstrafe von der Hälfte ihrer Seele scheiden, sondern dem Schuldigen das Leben lassen und eine andere Buße, lieber eine Geldstrafe über ihn verhängen; zugleich verspricht sie ihm eine außerordentlich hohe Geldsumme, welche sie aus dem Verkaufe ihrer gesammten Besitzungen zu gewinnen hofft. Jener aber, weil er unverheiratet war und hingerissen von der Schönheit der Frau, fordert als Buße nichts anderes, als ihren Besitz. Und als diese, sowohl aus Scham, wie auch aus Liebe zu ihrem Gatten unschlüssig schwankt, erbittet sie sich kurze Zeit zur Entschließung, was ihr auch gewährt wird. Inzwischen eilt sie im geheimen zu ihren Verwandten und Schwägern, entdeckt ihnen die niedrige Wollust des charakterlosen Richters und bittet sie um Rath, was sie in dieser bedenklichen Lage thun solle? Jene aber riethen ihr, sie solle nachgeben, denn sie waren der Ansicht, die Seele der Frau bleibe schuldlos, da sie nicht freiwillig sündige. Hierauf hat die Frau, sowohl in Folge der Zustimmung ihrer Geschwister, als auch getrieben durch ihre — wenn ich so sagen soll — blinde Gattenliebe, sich dem Willen des Richters übergeben, aber mit traurigem Antlitz und thränenden Augen, so dass der gewalthätige Ehebrecher nur einen widerwilligen und erzwungenen Genuss gewann. Aber siehe, den nächsten Tag erfährt sie, gegen ihre Erwartung, dass ihr Mann hingerichtet ist. Voll Erbitterung geht sie neuerdings zu dem Richter und macht ihm mit herzerschütternden Klagen Vorwürfe, dass er sie sowohl ihres innigst geliebten Gatten beraubte, wie er auch ihrer Ehre unersetzlichen Schaden gethan und ihren ehrlichen Ruf beschmutzt habe. Als sie jedoch sah, dass sie einem Tauben predige, der sie höhnisch verlachte, reiste sie nach Mailand zu Don Ferdinand Gonzaga, dem Bruder des Herzogs von Mantua und dem Statthalter der kaiserlichen Majestät, klagt diesem das erfahrene Unrecht und den erlittenen Betrug mit bitteren Worten und ruft alle Götter zur Rache auf. Der Statthalter empfiehlt hierauf der Frau Schweigen; aber nach zwei Monaten ladet er, als ob er von dem Tode des Gatten gar nichts wüsste, den Richter mit einigen Bürgern zu einem Gastmahl, zugleich auch, ohne dass jener es wusste, die junge Witwe. Nachdem Hunger und Durst gestillt waren, führt er den Richter unter dem Vorwande einer Unterredung in ein anderes Zimmer und wirft hier dem Erschrockenen sein niedriges Vorgehen vor. Hierauf sagte er zu ihm: »Du hast ehrlos und schmachvoll gehandelt; ich fordere daher, dass du ihr sofort dreitausend Dukaten als Mahlschatz zahlst;« und dann vor den versammelten Gästen: »und jetzt wirst du die Ehre jener Frau wiederherstellen, die du beschmutzt hast, und zwar in der Weise, dass du sie zu deiner rechtlichen Gattin machst.« Hierauf hat der herbeigerufene Priester die beiden getraut und sie haben —

wie dies üblich — die Ringe gewechselt. Zum Schlusse sagte er zu der Frau: «Nun ist dir — wie ich gewünscht habe — sowohl der Brautschatz, als dein ehrlicher Name wiederhergestellt; dir dagegen (zu dem spanischen Grafen oder obersten Richter gewendet) lasse ich morgen für den Kopf des Hingerichteten deinen Kopf abschlagen.» Und so geschah es auch. Das war ein gerechtes Urtheil, auch die kaiserliche Majestät selbst hat es bestätigt.

«Diese Geschichte erzählt man bereits in verschiedener Weise; wenn ich wüsste, dass der gnädige Herr* dieselbe nicht schon besser und sicherer gehört hat, würde ich sie nochmals abschreiben . . .»

Ueber die Correspondenten bemerkt Illéy, dass Georg Pernezith von Martinich der Verwalter von Thomas Nádasdy's Sárvárer Besitzungen und der Locumtenens und Vertraute des berühmten Palatins war. Ueber Josef Macarius ist nichts weiter bekannt. Derselbe dürfte ein armer Vetter Perneziths gewesen sein und auf Kosten seines reichen und angesehenen Verwandten in Wien studiert haben.

Die obige Geschichte ist nicht bloß deshalb von größtem Interesse, weil sie mit dem Stoffe von Shakespeares «Maß für Maß» identisch ist, sondern vor Allem aus dem Grunde, weil sie die bisher bekannte älteste Quelle dieses Stoffes ist, was Illéy wohl nicht gewusst, dagegen ein anonymer Mitarbeiter im Juni-Hefte derselben Zeitschrift (S. 543), gleichzeitig mit dem Schreiber dieser Zeilen, bemerkt hat.

Shakespeare's Drama soll, einer allerdings nicht über alle Zweifel erhabenen Quelle (*Accounts of the Revels at Court*) gemäß, am 26. Dezember 1604 bei Hofe aufgeführt worden sein. Unstreitig gehört das Stück unter die letzten Werke des Dichters und stammt frühestens aus den ersten Jahren des XVII. Jahrhunderts. Shakespeare's Quelle waren zwei Werke von Whetstone: das endlose Drama *Promos and Cassandra* 1578 und eine Novelle seines *Heptameron of Civil Discourses* 1582, besonders dieses letztere, in welchem die Geschichte zur Zeit des Königs Mathias von Ungarn spielt, «als Corvinus, die Geißel der Türken, in Böhmen als König herrschte.» Der Ort der Handlung ist Julio, der Statthalter heißt Promos, das Ehepaar Andrugio und Cassandra. Die Erzählerin der Geschichte heißt Isabella. Whetstones Quelle ist bekanntlich die Novellensammlung Geraldo Cinthio's, welche 1565 erschien; hier spielt die Geschichte in Innsbruck zur Zeit Kaiser Maximilians (Maximinus.) Noch älter ist Claude Rouillet's Tragoedie *Philamire* (1563), welche einen verwandtern Stoff behandelt. Aber weiter zurück ließ sich der interessante Stoff bisher nicht verfolgen. Nun liegt uns derselbe in dem Wiener Briefe eines ungarischen Studenten aus dem Jahre 1547 vor — als wahre Geschichte, welche sich unlängst zugetragen haben sollte. Diese Fassung der Begebenheit ist demnach die älteste bisher

* Wahrscheinlich ist Graf Thomas Nádasdy gemeint.

bekannte Quelle des Stoffes von »Maß für Maß«, — aber nicht bloß die älteste, auch, wie es scheint, die ursprünglichste, was aus dem Orte der Handlung (Italien) und aus dem Umstände geschlossen werden darf, dass die schmachlich betrogene Frau die Gattin (nicht die Schwester) des Mörders ist.

Aber noch ein anderer Umstand verleiht dem Briefe unseres Landmannes erhöhte Bedeutung. Nach Liebrecht's Bemerkung zu Dunlop's Geschichte der Prosadichtungen, p. 493 (Anm. 351a) wird diese Geschichte auch in *Tragica s. trisium historiarum de poenis criminalibus et exitu horribili eorum, qui impietate etc. ultionem divinam provocarunt etc. libri II.* (Islebia- 1598, I. p. 107) und zwar als im Jahre 1547 thatsächlich vorgefallen erzählt,* — also in demselben Jahre, in welchem unser Brief die Begebenheit mittheilt. Diese Daten berechtigen wohl zu dem Schlusse, dass dieser Geschichte eine, eventuell mehr oder weniger ausgeschmückte thatsächliche Begebenheit zu Grunde liegt.**

GUSTAV HEINRICH.

FRIEDR. AUG. CLEMENS WERTHES IN UNGARN.

Die letzte Biographie von Friedrich Werthes (so unterschreibt er sich meist), der besonders durch seine Verbindung mit Wieland auch heute noch auf Interesse Anspruch hat, erschien in Wurzbach's *Biographischem Lexicon*, Bd. 55, S. 132—134 (1887). Wurzbach versucht eine Art »Rettung« des heute, wie er meint, längst Vergessenen, indem er die Verdienste desselben mit Wärme betont und »das erste, vollständige Verzeichnis von Werthes' selbständig erschienenen Schriften« bringt (S. 134). Im Folgendem sollen einige Berichtigungen und Nachträge zu Wurzbach's Darstellung folgen, besonders über Werthes' Aufenthalt und Wirksamkeit in Ungarn. Die mitgetheilten Daten beruhen auf Akten der Budapester Universität und des kgl. ungarischen Landes-Archivs.

Wurzbach berichtet S. 133: »1781 zum Professor der italienischen

* Der Ort der Handlung ist hier Como, der Rächer der entehrten Frau Gonzaga, Herzog von Ferrara.

** Liebrecht bemerkt (a. a. O., Anm. 352) mit Recht, dass Dunlop und Douce irren, wenn sie behaupten, dass die obige Geschichte sich auch in Belleforest's *Histoires Tragiques* finde. Der Irrthum stammt vielleicht bloß aus einer kleinen Verwechslung: nicht Belleforest, sondern Goulart in seinen *Histoires admirables advenues de nostres Temps* (Paris, 1618, I. p. 221) theilt diese Begebenheit mit und zwar ebenfalls als im Jahre 1547 in Como, also in der Nähe von Mailand, vorgefallen. Der Rächer ist hier Don Ferrante Gonzaga, der in der That im Jahre 1547 kaiserlicher Statthalter in Mailand war.

Literatur in Stuttgart ernannt, folgte er 1784 einem Rufe als Professor der schönen Wissenschaften an der Pester Universität, an welcher er bis 1794, nach anderen bis 1797 lehrte, worauf er in sein Vaterland heimkehrte. Diese Daten, die sich ähnlich oder noch verkehrter auch anderwärts (z. B. bei Gødeke) finden, bedürfen einer gründlichen Berichtigung.

Die Studien-Hof-Commission in Wien unterbreitet Werthes am 29. September 1784 zur Ernennung auf den, durch den Tod Szerdahelyi's erledigten Lehrstuhl der schönen Wissenschaften an der Universität zu Pest. In dieser Unterbreitung heißt es, Werthes sei 34 Jahre alt (was zu anderen Daten nicht ganz stimmt, denn Werthes war damals nahezu 36 Jahre alt), aus Württemberg (*natione Suevus*), nicht-katholisch, sehr gebildet und in den schönen Wissenschaften ungewöhnlich versiert (*in amoenioribus literis artibusque liberalibus praecipuis excellus*), ein Schüler des berühmten Wieland,* habe in Deutschland, in der Schweiz und Italien wiederholte Reisen gemacht, sei 1782 an die neue Stuttgarter Universität auf den Lehrstuhl der Aesthetik berufen worden, habe diesen Lehrstuhl ein und ein halbes Jahr innegehabt, worauf er dies Amt niedergelegt habe und nach Wien gekommen sei, wo er sich derzeit literarischen Arbeiten widme. Diese Daten beruhen unstreitig auf Werthes' eigenen Angaben und dürfen daher als authentisch gelten. Aus denselben geht hervor: 1. dass Werthes in Stuttgart nicht Professor der italienischen Literatur, sondern der schönen Wissenschaften war; 2. dass er dies Amt nicht drei oder vier Jahre, sondern nur ein und ein halbes Jahr innehatte, worauf er es niederlegte und nach Wien kam; 3. dass er seine Ernennung nicht einem Vorschlage (Rufe) der Pester Universität, sondern einer selbständigen Entschliegung der Regierung zu danken hatte und dass auf diese Entschliegung eine Empfehlung Wielands ausschlaggebend war.** Nur nebenbei will ich erwähnen, dass die Stuttgarter «neue Universität», an

* Werthes war bereits in Erfurt Wieland's Schtüler und begeisterter Verehrer, später bekanntlich ein Hauptmitarbeiter, einige Zeit hindurch sogar Mitredacteur des «deutschen Merkur». Vgl. schon den Brief Wielands vom 13. Sept. 1772 bei Seuffert, *Vierteljahrsschrift* I, 399. — Ein eklatanter Beweis für Wielands Zuneigung ist wohl auch die Thatsache, dass Werthes sein erstes selbständiges Buch mit einer, wenn auch nur fragmentarischen Dichtung Wielands veröffentlichen durfte: *Hirtenslieder von F. A. C. Werthes und der verklagte Amor, ein Fragment von dem Verfasser der Musarion*. Leipzig, 1772. Vgl. Seuffert's *Vierteljahrsschrift* III, S. 509—530.

** Wieland hatte seinen Schtüzling am 29. Juni 1783 dem Freiherrn und Staatsrath Tobias von Gebler aufs Wärmste empfohlen (*Auswahl denkwürdiger Briefe*, Wien 1815, II. S. 64), der zu dieser Zeit Vice-Kanzler der Hofkanzlei und einer der einflussreichsten Männer der Wiener Regierung war. Das Datum dieser Empfehlung stimmt vortrefflich zu den Daten, an welchen Werthes' Unterbreitung und Ernennung erfolgte.

welcher Werthes wirkte, dieselbe Anstalt ist, in welcher Schiller seine Studien absolvierte und die Kaiser Josef II. am 29. Dezember 1781 zum Range einer Universität erhoben hatte. Schiller war jedoch niemals ein Schüler von Werthes, da er die Anstalt bereits am 14. Dezember 1780 verlassen hatte.

Kaiser Josef II. ernannte auf Grund des Vorschlages der Studien-Hof-Commission Werthes am 13. Oktober 1784 auf den durch Szerdahelyi's Tod erledigten Lehrstuhl der schönen Wissenschaften an der Universität zu Pest. Seine Vorlesungen eröffnete der neue Professor wohl sofort nach seiner Ernennung mit dem folgenden, im Druck erschienenen Vortrage: *Rede bei dem Antritt des öffentlichen Lehramts der schönen Wissenschaften auf der Universität von Pest, gehalten von Friedrich August Clemens Werthes. Pest und Ofen 1784, 14 S.* Diese Rede entwickelt ohne jegliche philosophische Grundlegung, ja ohne jeglichen wissenschaftlichen Charakter in oberflächlichster und flachster Weise, dass unter schönen Wissenschaften die Aesthetik zu verstehen sei und dass diese Wissenschaft trotz der gegen sie vorgebrachten oder möglichen Einwendungen es wohl verdiene, dass ernste Männer sich mit ihr ernsthaft beschäftigen. Diese Rede beweist zugleich, dass Werthes seine Vorlesungen in deutscher Sprache hielt, während damals die Vortragssprache an der Pester Universität noch vorwiegend die lateinische war und nur einzelne Lehrer ungarisch docierten. Ueber seine akademische Wirksamkeit fehlen weitere Daten; seine persönliche Stellung betreffend richtete der Senat der Universität am 7. Juni 1785 an den Statthaltereirath in Ofen die Frage, ob Werthes (mit einigen anderen Professoren) in die Facultät »ohne Taxe« aufgenommen werden* und ob ihm das Doctor-Diplom unentgeltlich und ohne alle Feierlichkeit ausgestellt werden solle. Diese Frage setzt selbstverständlich ein Gesuch von Werthes und seinen Collegen voraus, das jedoch nicht vorhanden ist. Der Statthaltereirath beantwortet die Frage des Senats, mit Berufung auf eine Entschliefung des Kaisers, am 27. Juli 1785 dahin, dass den betreffenden Professoren sowohl die Aufnahme in die Facultät, wie auch das Doctor-Diplom ohne Taxen und weitere Formalitäten auszufolgen sei.

Nach sieben Jahren, am 8. Januar 1791 bittet Werthes, mit Berufung auf seine geschwächte Gesundheit, um seine Entlassung: seine Brust sei angegriffen und er wünsche in sein Vaterland zurückzukehren. Da er bloß sieben Jahre gedient hat, wage er es nicht, eine Pension zu beanspruchen,** sondern überlasse es ganz der Großmuth des Kaisers, wie derselbe über ihn verfügen wolle. Der akademische Senat unterbreitet dies Gesuch

* Diese Taxe betrug damals 75 fl.

** Hiezu wird ein Minimum von zehn Dienstjahren erfordert.

am 1. Februar 1791 mit dem Vorschlage, dem aus Gesundheitsrücksichten abtretenden Professor eine Abfertigung von tausend Gulden zu bewilligen, da derselbe mit Eifer und Erfolg (*utiliter et solenter*, in einem anderen Aktenstücke: *mit vollkommener Genugthuung und mit dem erspriesslichsten Nutzen für die Jugend*) gewirkt hätte; — derselbe beantragt zugleich, der erledigte Lehrstuhl solle auf dem Wege eines öffentlichen Concurses und zwar mit einem solchen Fachmanne besetzt werden, der auch ungarisch weiß, um auch die vaterländische Literatur in den Kreis seiner Vorträge einbeziehen zu können. Kaiser Leopold II. bewilligt hierauf am 10. Februar 1791 die Abfertigung von tausend Gulden und der Statthaltereirath schiekt dem Senat diese allerhöchste Entschliebung am 26. März 1791 mit dem Auftrage zu, den vorgeschlagenen Concurs sofort und zwar auf Ende Mai auszuschreiben und den Lehrstuhl mit einem Fachmanne zu besetzen, der nicht nur auf dem Felde der Poesie (mit Inbegriff der vaterländischen Literatur), sondern auch in Dingen der bildenden Künste (*pictura, statuaria et sculptura*) genügend bewandert sei. Die Universität hat in Folge dieses Erlasses am 3. April 1791 thatsächlich den Concurs auf den Lehrstuhl der Aesthetik in diesem Sinne veröffentlicht.

Werthes hat demnach die Universität von Pest und Ungarn im Jahre 1791 (also weder 1794 noch 1797), wahrscheinlich im Frühjahr, verlassen. Er war sieben und ein halbes Jahr hindurch Professor der schönen Wissenschaften an der damals einzigen Universität Ungarns gewesen. Die in seinem Entlassungs-Gesuche betonte Kränklichkeit wird wohl kaum der entscheidende Grund seiner Abdankung gewesen sein, denn Werthes lebte und wirkte noch 26 Jahre, nachdem er Ungarn verlassen hatte. Ich bin der Ueberzeugung, dass seine Wirksamkeit in Ungarn, d. h. seine Ernennung und Enthebung, auf das engste mit den jeweiligen politischen Verhältnissen der Habsburgischen Monarchie zusammenhängt.

Am 26. April 1784 hatte Kaiser Josef II. den Erlass unterschrieben, der die deutsche Sprache in der ganzen Monarchie zur Amtssprache machte, und am 13. Oktober desselben Jahres erfolgte die Ernennung des Deutschen Werthes, der seine Vorlesungen in deutscher Sprache halten sollte. Nach dem Tode des großen Kaisers, im Jahre 1790, verwahrt sich der ungarische Reichstag in energischster Weise dagegen, dass der ungarischen Nation jemals eine fremde Sprache aufgezwungen würde, und einige Monate später erbittet sich Werthes seine Entlassung, welche der akademische Senat schleunigst befürwortend unterbreitet und Kaiser Leopold II. sofort, mit dem Ausdrucke seiner vollsten Zufriedenheit, bewilligt. Ob Werthes allein aus eigenem Antriebe abdankte, oder von Seiten seiner Collegen gedrängt, eventuell von oben aufgefordert zurücktrat, darüber fehlen selbstverständlich bestimmte Daten; doch halte ich bei der

damaligen Lage der Dinge beides, die Zumuthung der Universität und die Aufmunterung der Regierung, für sehr wahrscheinlich.

Während seines Aufenthaltes in Ungarn veröffentlichte Werthes außer der oben erwähnten *Rede* eine kleine Gelegenheitschrift: *Kirchengesänge auf das am 1. Mai 1791 von den Protestanten in Ungarn zu feiernde Religionsfest für das evangelische Bethaus zu Pest verfertigt*. O. O. 1791. Fol. und das folgende Drama: *Niklas Zrini oder die Belagerung von Szigeth. Ein historisches Trauerspiel in drei Aufzügen von Friedrich August Clemens Werthes*. Wien, bei Joh. Paul. Krauss, 1790, 85 S., welches noch in demselben Jahre, bearbeitet von dem Advokaten und Tafelrichter Stefan Csépan von Györgyfalva († 1830, 72 Jahre alt), in ungarischer Uebersetzung erschien (Komorn 1790, gedruckt bei Simon Peter Weber, 104 S.). In dieser Uebersetzung wurde das Stück zum ersten Male am 20. August 1793 in Ofen aufgeführt. — Ein nur geplantes, aber wie es scheint, nicht ausgeführtes Werk von Werthes erwähnt die Zeitung *Hazai és más nevezetes történetek* (Heimische und andere wichtige Geschichten) 1790, II. Theil, S. 392: «Herr Professor Werthes beabsichtigt ein nationales ungarisches theilweise trauriges Lustspiel zu veröffentlichen unter dem Titel: *Mutthias Korvinus*. Dieses Stück wird in fünf Aufzügen mit den dazugehörigen historischen Anmerkungen erscheinen. (Pränumeration 30 kr.) Der verdienstvolle Verfasser ist bestrebt, dem Vaterlande mit noch weiteren derartigen wertvollen Arbeiten gefällig zu sein.» Dieses Drama ist kaum zustande gekommen, wenigstens nicht im Drucke erschienen.

Auch das Verzeichnis von Werthes' Werken bei Wurzbach ist nicht tadellos.* Außer der fünfbandigen Gozzi-Uebersetzung sind noch zu erwähnen: *Die zwei schlaflosen Nächte oder der glückliche Betrug* (Wien, 1775), eine Bearbeitung des Gozzi'schen Stückes für das k. k. Nationaltheater, in welcher Werthes die Handlung vollständig auf deutschen Boden verpflanzt und deutschen Verhältnissen angepasst hat; — und *Die zwei feindlichen Brüder, tragisches Lustspiel in zwei Aufzügen von Gozzi, übersetzt von Werthes*. Bern, 1782.

Noch eine Bemerkung. Dass Werthes' *Zrini* von Einfluss auf Körner's *Zriny* gewesen, ist wohl längst bekannt und von Reinhard Kade (*Grenzböten* 1889, I.) überdies eingehend, wenn auch nicht ohne Uebertreibungen im Einzelnen, nachgewiesen. Weniger bekannt ist die Thatsache, dass die Katastrophe des Körner'schen Dramas aus dem Stücke von Werthes stammt. «Im *Zriny*», schreibt Körner an die Seinigen (bei Wolff, S. 229), «mache ich Gebrauch von der Erzählung einer ungarischen Chronik, dass

* *Zobris* im zweiten Bande der Lustspiele Gozzi's ist wohl nur Druckfehler für *Zobeis*. Das erste Stück des I. Bandes: *Die Liebe zu den drei Fomeranzen* hat Werthes nur im Auszuge übersetzt, was zu erwähnen war.

Eva, seine Gemahlin, bei dem letzten Ausfall auf dem Pulverthurme mit einer Fackel stehend, diesen mit dem ganzen Schloss und über dreitausend Türken, wie sie ihren Gemahl fallen sieht, in die Luft sprengt*. Heinrich Bischoff, der die Quellen des Körner'schen Dramas mit ausgezeichnetem Fleiß und Erfolg nachgewiesen hat,* bemerkt zu dieser Briefstelle (S. 48): «Die hier angedeutete «ungarische Chronik» habe ich trotz aller Bemühungen nicht ausfindig machen können». Natürlich, — eine solche Chronik gibt es nicht, konnte es nie geben, da man ja in Ungarn recht wohl weiß, dass Zrinyi's erste Frau, Katharina Frangepán, noch vor der Erstürmung Szigets starb, seine zweite Frau, Eva Rosenberg, dagegen den Helden überlebt, ihren Sohn Johann erzogen hat und erst 1612 in Böhmen gestorben ist, — also unmöglich 1566 in Sziget in die Luft geflogen sein kann. Eine Hauptquelle für die Erstürmung Szigets, Budina, erzählt, dass die Besatzung bei dem letzten Ausfalle den Pulverthurm in die Luft gesprengt hätte, und wohl diese Bemerkung führte Werthes zu dem theatralischen Knalleffekt, den ihm Körner entlehnt hat. Ob diesen Lei den oben erwähnten, an die Seinigen gerichteten Zeilen sein Gedächtnis getäuscht hat, oder ob er absichtlich die Aufmerksamkeit von dem Stücke des Werthes ablenken wollte, — mir scheint nur das erstere wahrscheinlich, — darf als irrelevant gelten. Thatsache dagegen ist, dass die Katastrophe des Körner'schen Dramas, mit manchem weiteren Zuge, aus dem übrigens in jeder Beziehung wertlosen Stücke von Werthes stammt.

GUSTAV HEINRICH.

GIESSWEIN'S HAUPTPROBLEME DER SPRACHWISSENSCHAFT.**

Der Verfasser erörtert und beantwortet in diesem Buche zwei Fragen: S. 1—139. Ist es möglich, dass alle Sprachen von einer Ursprache abstammen, oder sind wir genöthigt, mehrere von einander unabhängige Uranfänge anzunehmen? und S. 140—234. Wie hat man sich den Ursprung der Sprache und den Urzustand des Menschen vorzustellen?

Die Antwort auf die erstere Frage gibt der Verfasser S. 119. «Das bisherige Sprachmaterial ist zum Nachweise eines mit absoluter Nothwendigkeit anzunehmenden gemeinsamen Ursprunges aller Sprachen unzureichend und dürfte auch fernerhin unzureichend verbleiben und nie eine solche Gewissheit erlangen, wie dies z. B. für die ursprüngliche Einheit der indogermanischen Sprachen der Fall

* *Th. Körners «Zriny» nebst einer allgemeinen Uebersicht über Th. Körner als Dramatiker.* Leipzig 1891.

** *Die Hauptprobleme der Sprachwissenschaft in ihren Beziehungen zur Theologie, Philosophie und Anthropologie von Dr. Alexander Giesswein.* Freiburg im Breisgau. 1892. VIII und 245 S.

ist. Da es jedoch der Sprachforschung gelungen ist, einen nie geahnten Zusammenhang und gemeinsamen Ursprung für Sprachen nachzuweisen, die an und für sich betrachtet ganz verschiedenartig gestaltet erscheinen, muss man die Möglichkeit einer gemeinsamen Abstammung der übrigen Sprachen unbedingt zugeben u. s. w. Dem muss man meines Erachtens beistimmen: wenn Englisch und Sanskrit sich als verwandt herausstellen, wobei man nur an das gesprochene Englisch, nicht an die Orthographie zu denken hätte, zwei Sprachen, die ohne verbindende Mittelglieder und ohne litterarische Ueberlieferung gewiss Niemand mit einander in Verwandtschaft zu setzen gewagt hätte, so kann man sich wohl denken, dass bei Sprachen, die auch jetzt noch in keiner Beziehung zu stehen scheinen, das Hinzutreten derselben günstigen Bedingungen gleichfalls zu überraschenden Ergebnissen führen müsste. — Im Besondern zeigt der Verf., dass weder die morphologische Eintheilung der Sprachen in isolierende, agglutinierende und flectierende, noch die genealogische Eintheilung in die verschiedenen Sprachstämme dem gemeinsamen Ursprunge aller Sprachen widerspreche und zwar jene nicht, weil sie eine Stufenreihe der Entwicklung darstelle, in einander verlaufende Sprachzustände, nicht gesonderte Punkte, diese nicht, weil ja hervorragende Sprachgelehrte Indogermanisch und Semitisch, Indogermanisch und Ugrofinnisch, namentlich Semitisch und Hamitisch als verwandt betrachten, und immer wieder Versuche, neue Verbindungen herzustellen, z. B. jetzt zwischen Baskisch und Berberisch, auftauchen. Ebenso kann der Lautwandel in Verbindung mit dem Bedeutungswandel das ursprünglich Identische zerreißen und unkenntlich machen.

In der ganzen Beweisführung lehnt sich der Verf. stark an Max Müller an und weil er ein weiteres Publicum vor Augen hatte, dem Max Müller immer noch als linguistische Autorität gilt, that er wohl gut daran. Die zu Grunde gelegten Sprachansichten entsprechen freilich dem neueren Standpunkte nicht mehr, auch die Lautlehre hat bedeutende Fortschritte gemacht, so dass, wenn die Gebildeten von dem veränderten Standpunkte bessere Kenntniss genommen hätten, auch der Verf. seine Erörterungen darnach einrichten und einen ganz anderen Gang hätte einschlagen müssen. Ich will mich deutlicher erklären.

Jene dreistufige Leiter der Sprachentwicklung, wonach der agglutinierende Zustand den isolierenden, und der flectierende den agglutinierenden voraussetzt, und ihm erst folgen darf, ist aus mehreren Gründen doch nachträglich stark ins Schwanken gekommen.

1. Das Chinesische und seine Genossen gelten nicht mehr als so ursprüngliche Gebilde, die im Ganzen und Großen auf der primitivsten Stufe der morphologischen Entwicklung stehen geblieben wären (S. 221). Reste von Präfixen und Suffixen weist das Chinesische deutlich auf, noch ohne jede Vergleichung mit verwandten Sprachen. Die neueren Forscher fassen es vielmehr als ein gewissermaßen bis zu völliger Einsilbigkeit abgeschliffenes Englisch auf, als das letzte Ergebnis der Sprachanalyse, wie denn diese beiden Sprachen, die des äußersten Westens und die des äußersten Ostens, schon oft, beim Verf. S. 49 oben, mit einander verglichen wurden. Macht aber die Isolierung nicht den Anfang der sprachlichen Entwicklung aus, so hängt ihre Beschaffenheit von der Natur des vorausgegangenen Sprachzustandes ab: das Englische z. B. brauchte, einsilbig geworden,

weder auf Geschlecht, Zahl und Casus, wenigstens der Pronomina, noch bei den Verben auf die Zeiten, insoweit sie durch Ablaut zu Stande kommen, zu verzichten und würde sich dadurch vom Chinesischen wesentlich unterscheiden. Jedenfalls ist durch diese Anschauung der herkömmlichen Ansicht eine factische Stütze entzogen, sie ist zu einer bloßen Hypothese geworden. Ueberhaupt wäre man auch ohne diese neuere Auffassung, welcher schon 1881 Wilh. Grube in seiner Schrift «Die sprachgeschichtliche Stellung des Chinesischen» deutlichen Ausdruck verliehen, hätte man nur das Chinesische — ich sage nicht: genauer, sondern überhaupt studieren wollen, zur Einsicht gelangt, dass es mit dem isolierenden Sprachzustande keine so einfache Sache ist, dass die angebliche indogermanische Wurzelperiode jedenfalls eine anders beschaffene Sprache dargeboten, als das Chinesische, dass der isolierende Sprachzustand noch verschiedene Möglichkeiten einschließt und noch nicht die ersehnte Einheit darstellt, die man an den Anfang stellen möchte. Nur beiläufig bemerke ich, dass Isolierung und Einsilbigkeit nicht zusammen fallen, weil auch zweisilbige Wurzeln, z. B. mit geringen Ausnahmen im Malajischen, vorkommen und auch für das Indogermanische angenommen werden, die in die gleichen Verhältnisse, wie die einsilbigen treten könnten.

2. Um jene Stufenleiter festzuhalten, müsste man im Stande sein, alle stammbildenden oder flexivischen Elemente auf einst selbständig gewesene Wurzeln zurückzuführen, die Personalendungen des Verbuns, z. B. auf persönliche Pronomina, wie auch unser Verf. S. 31 unten und 43 oben annimmt. Aber es ist rein unmöglich, die indogermanischen Endungen der 2-ten Person Sing. lautgesetzlich vom Pronominalstamme *tu* oder *tu/e* abzuleiten und selbst für die erste und dritte Person Sing., deren Zeichen *m* und *t* man gewöhnlich mit den Demonstrativstämmen *mole* und *tole* identificiert oder mindestens in Zusammenhang bringt, entstehen wieder Schwierigkeiten anderer Art: wie kommen diese sonst nie als Nominativ verwendeten Stämme dazu, beim Verbum gerade das Subject zu bezeichnen und warum nimmt das Subject im Widerspruch mit dem indogermanischen Satze hier die letzte Stelle ein? Auch im Semitischen und Ugrofinnischen gelingt es nicht, die Verbalendungen als selbständige Pronomina zu erweisen. Der Glaube, richtiger das Vorurtheil setzt über die Schwierigkeiten weg. Auch andere Analysen, die der Verf. z. B. S. 30 und 31 mit lat. *amaveram* vornimmt, oder Curtius (S. 32 oben) mit *κατήγομαι* vorgenommen hat, sind vom heutigen Standpunkte aus nicht mehr zulässig; ich verweise auf Friedrich Stolz's lat. Laut- und Formenlehre und auf Karl Brugmann's griech. Grammatik in Iwan von Müller's Handbuch der class. Alterthums-Wiss. als die gedrängtesten Darstellungen. Es ist das eben so wenig zulässig, als für lat. *amo* den Abfall von *k* anzunehmen (S. 30 unt. 103, 114) oder nach S. 134 unt. bei magyar. *én* den Abfall von **m*, oder nach S. 122 für lat. *viginti* den von *d* und so manches andere; wegen des Lateinischen verweise ich noch auf die Grammatik von Heinr. Schweizer-Sidler (1888). Bei den Casusendungen des Indogermanischen versagte von jeher das Bestreben, etwa Präpositionen ausfindig zu machen, und das *s* des Nominativs, um mit dem demonstrativen *so* identisch zu sein, hätte — wann? und nach welchem Gesetz? — seinen Schlussvocal eingebüßt! Die semitischen Casusendungen *u i a* sind meiner

* Ich kann *Simonyi* in «Magyar nyelv», II, 230 nicht beistimmen.

Meinung nach lautsymbolisch wirkende Elemente und waren nie eigene Wörter, wie auch der Verf. S. 42 Anm. und 50 Anm. es nicht zu behaupten wagt. Der Annahme ursprünglich flexivischer Laute kann man sich nicht wohl verschließen.

3. Die neueste indogermanische Forschung kommt im Allgemeinen davon zurück, alles auf Wurzeln zurückzuführen und darin den Zweck der Sprachforschung zu sehen. Was ist die Wurzel von Vater, Mutter, Tochter, Bruder? Man deutete sie früher als Beschützer, Zumesserin (Bildnerin sc. des Leibes), Melkerin, Stützer (Träger); Mensch galt als der Denker u. s. w. Das letzte erscheint auch im vorliegenden Buche. S. 111 mitte. Nun schlage man hierüber Kluge's etymolog. Wörterbuch der deutschen Sprache nach und man wird erstaunen, wie wenig man heut zu Tage über die Etymologie, die Grundbedeutung der Wörter weiß im Gegensatz zu den dogmatischen Versicherungen der früheren Generation. Man begnügt sich, den Wortstamm, wenn möglich, auf seine indogermanische Gestalt zurückzubringen und damit die Aufgabe für erledigt zu halten, auch wenn sich keine Wurzel darbieten sollte. Ist es denn so sicher, dass alle Benennungen ein allgemeines Merkmal enthielten und von einer Wurzel ausgingen? In der Ztschr. für Völkerpsych. und Sprachwiss. Bd. XX S. 185 erlaubte ich mir ernstlich daran zu zweifeln. Jedenfalls ist es nicht zufällig, dass gerade die Namen der bekanntesten und geläufigsten Gegenstände an etymologischer Dunkelheit leiden, und Max Müller's Satz, dass die Zahl der Wörter, deren Wurzel wir nicht kennen, einen verschwindend kleinen Rest ausmache, nie wahr gewesen, heute am allerwenigsten, wo man keck behaupten kann, dass ein volles Viertel jeder Sprache keine Zurückführung auf Wurzeln erlaube. Es leuchtet ein, dass auch dieser Umstand die Construction einer Wurzelsprache stark schädigen, ja die Berechtigung dazu zweifelhaft machen muss.

4. Zudem hält sich das dreitheilige Schema zu sehr an der Oberfläche und umfasst mit dem Namen der Agglutination grundverschiedene Sprachen, so ziemlich neun Zehntel aller vorhandenen, ohne angemessene Beschränkung z. B. auf die sogen. uralaltajischen und etwa noch dravidischen Sprachen entbehrt dieser Name deutlicher Bestimmungen und ist für wissenschaftliche Zwecke nicht zu brauchen. Bei den semitischen Sprachen, deren dreiconsonantige Wurzeln unaussprechbar sind, darf man von einer Wurzelperiode kaum reden, und wollte man nach Analogie der Einzelsprachen Vocale dazwischen setzen, nun so hätte man neben dem Chinesischen und dem oben als einsilbig phantasierten Englischen eine dritte Art von Isolierung und ein weiteres Beispiel, dass man sich sehr wohl mehrere Arten Isolierung vorstellen könnte, und wer daran als erster Stufe festhalten wollte, dürfte auf diesen mehreren Arten die späteren Sprachstämme so ableiten, dass er für jeden eine ihm gemäße Art der Isolierung voraussetzte. Denn den lautsymbolischen Zug des Semitischen möchte ich nicht wie der Verf. S. 39 fig. antasten und auf mechanischem Wege erklären, wie das z. B. in den outlines of hebrew grammar von Bickel und Curtiss (1877) geschehen ist, obwohl der Verf. völlig im Rechte ist, wenn er davor warnt, jede Form direct symbolisch aufzufassen und in die einzelnen Vocale je eine Bedeutung zu verlegen. Der Mangel des Lautsymbolischen in der indogermanischen Grammatik scheint mir einen Hauptcontrast zum Semitischen zu bilden und Versuche wie die Bickell's stellen

Uebergriffe der indogermanischen, ausschließlich mechanischen Sprachauffassung und Sprachbehandlung dar, die beim Verf. durch die Tendenz, die biblische Ursprache zu befürworten, noch gefördert wird. Gerade der mechanische Allmählichkeits-Charakter der in Rede stehenden dreistufigen Entwicklung, vor dem alle anderen individuellen Züge verblissen sollten, erregt mir entschiedenen Ekel und sieht mir gerade so aus, als wollte man alle Menschen, von allen Rasseneigenheiten abgesehen, weil sie die Größenstufen des Kleinen, Halbgewachsenen und Ausgewachsenen durchlaufen, auf eine Linie stellen. Das spürt zum Theil auch der Verf. und erkennt dieser morphologischen Verschiedenheit «keinen streng wissenschaftlichen Wert» zu (S. 55 fig.), schwächt aber eben dadurch die Kraft der daraus gezogenen Schlüsse. Der ganze Abschnitt S. 12—57 hätte nach dem heutigen Standpunkt viel kürzer ausfallen dürfen; Max Müller hat diese Vorstellungen in den weitesten Kreisen genugsam verbreitet.

Vom *genealogischen* Gesichtspunkte aus wird man das von vielen angenommene Verwandtschafts-Verhältnis des Indogermanischen und Uralaltajischen oder Indogermanischen und Semitischen kaum zu wissenschaftlicher Deutlichkeit erheben können, eher das von Semitisch und Hamitisch. Die Reduction der dreiconsonantigen Wurzeln des Semitischen auf zweiconsonantige unterliegt den größten Schwierigkeiten und lieferte noch eben so wenig ein sicheres Ergebnis als im Indogermanischen; denn wenn auch die neuesten Indogermanisten in *drem* (δρῶν δρᾶμα) «laufen» und *trem* «zittern» *em*, und in *ves* kleiden und *tres* (τρίτω) «zittern» *es* abscheiden, um *dr tru* zurückzubehalten, so sind das so lange nur scharfsinnige Analysen, als man die wahre Bedeutung dieser Zusätze nicht anzugeben vermag.

Zudem verschlimmert die neuere Lautlehre auch hier die Sachlage: man unterscheidet z. B. zwei indogermanische Gutturalreihen, die das Sanskrit-Alphabet für die Tenus mit zwei Zeichen aus einander hält: *ç* und *k*; sollen diese im Ugrofinnischen zusammengefallen oder im Indogermanischen neu aufgekomen sein? Kann man *ç* und *k* gleich gut ugrofinnischem *k* und *h* entgegen stellen, wie der Verf. S. 135 fig. thut? Und wie steht's mit semitischem *k* und *q*? Der Verf. vermischt die beiden Laute sogar innerhalb des Sanskrit und bringt S. 129 *çvi çu* «schwellen» mit *kup* «wallen» ungesetzlich zusammen, und wenn er obendrein noch *kamp* «biegen» und *capa* «Bogen» damit verbindet, so hört jede Grenze nach consonantischer und vocalischer Seite auf und nur der ungefähre Gleichklang mit einiger Bedeutungs-Aehnlichkeit entscheidet. Sorglos vergleicht er S. 130 lat. *calare* gr. *καλέω* mit arab. *qāla*, dessen Wurzel *qal* ist, aus **qavala* lautgesetzlich entstanden; in einer Reihe von Formen kommt das *v* wieder zum Vorschein, z. B. im Infinitiv *qautun* und ist ein integrierender Bestandtheil, während das lat. und griech. Wort nie ein *v* enthielt.

Auch die Bedeutung erfordert größere Achtsamkeit und zwar um so mehr, je weniger sie den Lauten gewidmet wird. Die indogerm. Wurzel *kru kreu krov*, die im sskr. *kravis* «rohes Fleisch, Aas», *krūrā* «blutig, roh, grausam», im gr. *κρίμας* «Fleisch», im lat. *cruur cruentus crūdus* aus **croidus*, im slav. *krovŭ* «Blut», im ahd. *hrāwēr* = «roher, ungekocht», den ursprünglichen Sinn deutlich zeigt, kann man doch nicht wohl, nur wegen lat. *crusta*, im finn. *kuore*, magy. *kéreg* «Rinde», oder, wieder nur wegen griech. *κρούς κρούσταλλος* u. s. w., in den semitischen Wör-

tern von S. 129/130 finden, welche alle nur «Eis, Kälte, gefrieren, erstarren» bedeuten. S. 138 bemerkt der Verf. selbst sehr richtig, dass man für dergleichen Untersuchungen die indogerm. semit. ugrofinnische Ursprache fertig vor sich haben müsste, natürlich nach Laut und Bedeutung, und was nach diesen beiden Seiten der Ursprache zukommt, kann man oft schon jetzt für das Indogermanische angeben. Tastend muss man dabei immerhin verfahren und wird bei allem Tacte kaum ein wissenschaftlich verwendbares Material zusammenbringen, sondern nur den Glauben dessen stärken können, der von dem gemeinsamen Ursprunge aller Sprachen bereits überzeugt ist. Dennoch ist es wünschenswert, wenn solche Vergleichen nicht in Verruf kommen sollen, dass keine methodischen Fehler mit unterlaufen und der jeweilige Stand der Sprachwissenschaft inne gehalten werde. So ist gegen die Vergleichung von indogerman. *kap káp kōp* (lat. *capio κἀπι*) mit magy. *kapni* und finn. *kaapata* (schon in Lönnrot's finn.-schwed. Lexikon) nichts einzuwenden, obschon es eben so gut ein Zufall sein könnte, wie die S. 58/9 angegebenen Paare; mehr Bedeutung scheint mir magy. *viz*, finn. *vetevede* neben indogerm. *vod ved ud*, mit *n*- und *r*-Suffixen «Wasser», zu verdienen.

Nichtsdestoweniger habe ich gegen die abstracte Möglichkeit einer allgemeinen Ursprache nichts einzuwenden, wenn sie nur nicht das Hebräische oder sonst eine uns bekannte Sprache sein soll, was auch ganz und gar nicht des Verf. Meinung ist (S. 212 flg.), der gut bemerkt, dass auch die ältesten Sprachen durch Jahrtausende von den Anfängen der Sprache geschieden seien. Es ist eine unschuldige Hypothese, die den wissenschaftlichen Betrieb nicht berührt und dem Bibelgläubigen, der auf menschliches Wissen nicht verzichten möchte, erwünschte Beruhigung gewährt, wobei er meinetwegen mit dem Verf. die hebräischen Namen der vorsintfluthlichen Personen als Uebersetzungen ihrer ursprachlichen Namen auffassen mag.

Im zweiten Theil des Buches, der sich mit der *Ursprache und dem Urzustande des Menschen* beschäftigt, stört es weniger, wenn nicht gerade der neueste sprachwissenschaftliche Standpunkt zur Geltung kommt, weil er mehr allgemeiner Art ist und die Streichung einiger Etymologien dem Hauptergebnisse keinen Eintrag thut. So ist der Zusammenhang von «Meer» lat. *mare*, mit der Wurzel *mor mer mr* sehr unsicher (S. 218); man vergl. Kluge im etymolog. Wörterbuch und Mor. Heyne im deutschen Wörterbuch.

Nach einer Besprechung der verschiedenen Hypothesen über den Ursprung der Sprache, der sich kaum etwas beifügen ließe, gelangt der Verf. S. 208 und 211 dazu, das Hauptgewicht nicht auf die Laute zu legen, deren Herkunft allein jene Hypothesen erklären, sondern auf die Articulationsfähigkeit und das Denkvermögen, ohne welche die Laute ein chaotisches Conglomerat geblieben wären. Davon weicht auch Steinthal nicht zuweit ab, ich verweise auf S. 372 der Schrift «Der Ursprung der Sprache» (3-te Aufl. 1877): «Wichtig ist die Lautfähigkeit nicht, wird es aber, indem der Geist sie ergreift und in seinem Dienste verwendet. So fällt der Schwerpunkt in die Psychologie».* Das rundet der Verf. für seine Zwecke so ab oder spitzt es dahin zu, dass man die Sprache als *Redefähigkeit*, da sowohl

* In der 4-ten Aufl. (1888) S. 248. 355 oben.

das Denkvermögen, als das Articulationsvermögen nicht Errungenschaft des Menschen sein könne, sondern bloß als eine Gabe des Schöpfers begreiflich sei, als eine Gabe Gottes betrachten müsse, während dem sie in ihrer *Ausübung* ein freies Werk des Menschen sei. Nicht auf die Laute komme es an, die in mannigfaltiger Weise entstehen konnten, sondern auf die Verwendung der Laute.

Nur zwei Ansichten kann ich nicht annehmen, zuerst, wenn der Verf. es wiederholt ausspricht (S. 181, 188, 190, 211), dass die Sprachen der Naturvölker oft wahre Meisterwerke seien, Ueberbleibsel einer bessern Vergangenheit, ein noch nicht vergeudetes Erbe höher gestandener Ahnen, und ihnen einen «vollkommenen Bau» zuschreibt, der uns oft geradezu in Erstaunen versetze, z. B. dem Eskimo und Grönländischen. Man erwartet das um so weniger, als es nach dem Verf. und (das ist das zweite) eigentlich weder vollkommene, noch unvollkommene Sprachen gibt, als es in Bezug auf Leistungsfähigkeit zwischen Sprache und Sprache nicht einmal einen graduellen Unterschied gibt, als alles: Aussage, Eigenschaft, räumliche und zeitliche Verhältnisse u. s. w., auch in der formlosesten Sprache ebenso unzweideutig zum Ausdruck gebracht wird (S. 191—94).

Es überraschen ja oft Sprachen wilder Stämme durch artige Feinheiten, die uns abgehen, richtet man aber seine Aufmerksamkeit darauf, wie der Ausdruck der Hauptverhältnisse des Satzes, des prädicativen, objectiven und attributiven, zu Stande komme, so hat man wohl selten Gelegenheit zur Bewunderung, im Gegentheile nimmt sich oft die Rohheit und Mangelhaftigkeit im Ausdrucke dieser Hauptverhältnisse komisch genug aus neben jenen artigen Feinheiten, die doch nur Nipsachen in der Hütte des Armen sind. Das Grönländische wäre hiefür ein vorzügliches Beispiel, das das Subject weder deutlich vom Object noch vom Attribut unterscheidet; wegen des Näheren verweise ich auf Steinthal's «Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues» in 1-ter und 2-ter Ausg. Wie es auch immer mit der Vollkommenheit des Urmenschen stehe, aus den Sprachen lassen sich hiefür keine Beweisgründe schöpfen; die Herausarbeitung der wichtigsten logischen und grammatischen Kategorien scheint ein unbestrittener Vorzug der Cultursprachen zu sein. Natürlich kann ich auch den zweiten Punkt dem Verf. nicht zugestehen, dass es eigentlich gar keinen Unterschied vollkommener und unvollkommener Sprachen gebe. Die von mir bearbeitete zweite Ausgabe des obigen Werkes von Steinthal geht ja gerade darauf aus, diesen Unterschied ins rechte Licht zu stellen. Ich verstehe ihn freilich nicht so, als ob es einer sogen. formlosen Sprache nicht gelinge, wissenschaftlichen oder künstlerischen Zwecken zu genügen; das Chinesische, Magyarische, Finnische zeigen das handgreifliche Gegentheile. Jenen Unterschied beschränke ich auf das rein grammatische Gebiet, ohne dass er über die Leistungsfähigkeit der Sprache oder gar über die Begabtheit der Rasse das geringste ansagen soll, weil ich wohl weiß, dass eine Sprache schließlich als bloßes Mittel gehandhabt wird, dessen Unvollkommenheit einen kräftigen Geist nicht merklich hindert. Aber der Grammatiker darf doch nicht übersehen, dass z. B. das *eine* logische Verhältnis von Subject und Prädicat sprachlich sehr verschieden erscheint: als Verbalsatz, Nominalsatz, als Existentialsatz und zwar namentlich als mit possessiven Suffixen ausgestattetes Nomen, auch für Nomen und Verbum gleichmäßig durch Prädicativsuffixe, oder gar nur durch bloße Nebeneinanderstellung wiedergegeben sein kann. Also fünf Aus-

druckweisen, wegen deren ich auf die Einleitung von Steintal's oben citirtem Werke zweiter Auflage verweise, die doch kaum alle gleich gut ihrem Zwecke entsprechen werden; und sollte man auch keine Wertschätzung zulassen, der Grammatiker als solcher muss diese fünf Verhältnisse wohl unterscheiden, mögen sie logisch noch so gleichgültig sein, aber ursprünglich stellten sie eben doch, *mehr oder weniger vollkommen*, das *eine* prädicative Verhältnis vor. Und so greife man irgend andere Categorien heraus, das System, der Casus, oder der Modi, oder der Zeiten: lässt man sich auf die Verschiedenheiten ein, so bildet sich unwillkürlich ein abschätzendes Urtheil, je nach der Menge, Wichtigkeit, Consequenz, dem Umfange und der leichten abstracten Bezeichnung, und wenn sich bei einem Sprachstamme viele solcher Vorzüge häufen, so gilt er eben als vollkommener, denn ein anderer. Der Verf., bestrebt, den Menschen vom Thier zu scheiden, betont energisch die Gattungs-Gleichheit des Menschen und fürchtet, durch irgend welche Abstufungen der Rassen oder der Sprachen die Grenzlinie zu verwischen — mit Unrecht, wie ich meine, wenigstens für so lange, als man nicht die Grammatik einer Thiersprache zu schreiben im Stande ist.

Doch der Leser will wissen, was ich eigentlich von dem Buche halte, er wünscht ein Urtheil. Nun ich denke, über ein schlechtes Buch schreibt kein Verständiger eine lange Besprechung; es ist sogar ein *gutes* Buch, das ich zum Studium empfehle. Der Verf. verfügt über solide und ausgebreitete Sprachkenntnisse, ein gar wesentlicher Punkt; die neuere Litteratur ist nach Möglichkeit beigezogen, es kann auf dem ungeheuren Gebiete Einer nicht alles leisten; und viele Citate aus der neueren und älteren katholischen Litteratur waren mir neu und interessant, es wird auch anderen Linguisten so gehen, und gerade diese *recondita eruditio*, um sie so zu nennen, verleiht dem Buche ein individuelles Aussehen. Solcher •Dilettanten• kann sich die Sprachwissenschaft nur freuen.

Basel, Juli 1893.

FRANZ MISTELI.

SPRACHWISSENSCHAFTLICHE MITTHEILUNGEN.

Nyelvtudományi Közlemények. Herausgegeben von der sprachwissenschaftl. Commission der Ung. Akad. d. W. Redigirt von Siegmund Simonyi.
1893. 3. Heft.

Das dritte Vierteljahrsheft dieser akademischen Zeitschrift ist Anfang September erschienen und hat einen Umfang von sieben Bogen.

Der erste Artikel ist der Schlussabschnitt der vergleichenden ugrischen Formenlehre aus *Josef Budenz'* Nachlass. Er behandelt *die Declination der ugrischen Sprachen*. Die Einleitung stellt die Functionen des Nomens als Satztheils fest, sodann untersucht der Verfasser, welche Formen für diese Functionen in den ugrischen Sprachen geschaffen worden sind, theils in der Periode ihrer ehemaligen Gemeinschaft, theils später in den Zeiten ihres Sonderlebens. Besonders die Localcasus sind eingehend verglichen und analysirt; die Formen der übr-

gen Satzverhältnisse beruhen größtentheils auf dem übertragenen Gebrauch der Localcasus, den Accusativ aber hat der verewigte Verfasser in seinen *Ugrischen Sprachstudien* erörtert. Die in den *Ny. Közl.* herausgegebenen Abschnitte werden nun als Supplementheft zur vergleichenden ugrischen Formenlehre (*Az ugor nyelvek összehasonlító alaklana* 1884. etc.) veröffentlicht werden.

An zweiter Stelle folgt die Fortsetzung von *Ignaz Halász'* Studien über die *ugrisch-samojedische Sprachverwandtschaft*. Diesmal werden die mit *t* und *s* anlautenden Wörter verglichen und die einzelnen Zusammenstellungen kurz motiviert. Aus ihnen geht hervor, dass die folgenden Wörter schon der uralischen (ugrisch-samojedischen) Sprachperiode angehören: *tegez, tūdō, tud, tamul, tapod (tipor etc.), tavasz, tesz, tō, toll, tüz, talál, te (ti), tó, csapni, ujj, az, ez, in, öl, száj, szó, szab, szop, szí, szép, sző, szív, szem, szén, szer, szürke, szid, szű, száraz, szárny, szőr, hab, hó, hét, húr* u. s. w.

Es folgt dann *Alexius Kalmár's* interessante Abhandlung über eine unserer orthographischen Tagesfragen: *über die Schreibung der Fremdwörter*. Vor allem analysiert er die diesbezüglichen akademischen Regeln, indem er auf die in denselben enthaltenen Inconsequenzen hinweist und besonders auf jene Unbestimmtheit, die in der Frage der «eingebürgerten» Fremdwörter herrscht. Dann untersucht er, wie viele verschiedenen Richtungen diesbezüglich in der ungarischen Schriftsprache unterschieden werden können und constatirt, dass heutzutage der größere Theil der Schriftsteller die nationale Orthographie angenommen hat, also z. B. *filozofia, fizika, civilizáció, telegráf* etc. schreibt und nicht *philosophia, physika, civilisatio, telegraph*. — Es wird weiterhin erörtert, warum sich keine allgemein gültigen Regeln dafür aufstellen lassen, welche Wörter für eingebürgert zu halten sind und welche nicht. Ob das Wort durch ein einheimisches ersetzt werden kann, das ist ein unverlässliches Criterium, da es uns mit den meisten Fremdwörtern so ergeht, dass sie für den Einen unentbehrlich, für einen Andern aber leicht ersetzbar sind. Und eben an den unersetzbaren macht sich oft der fremde Ursprung am meisten fühlbar: *fonográf, analógia, paralizálni*, während es umgekehrt Wörter gibt, die man leicht durch andere, ursprüngliche ersetzen könnte und doch ohne Zögern für eingebürgert erklären wird, z. B. *pásztor* und dergl. Auch ist das Alter des Gebrauchs nicht entscheidend, denn von den meisten kann nur der Sprachforscher wissen, seit wann sie gebraucht werden. Zudem ist es eine unentschiedene Frage, was unter allgemeinem Gebrauch zu verstehen sei. Ob wir ein Wort für eingebürgert halten, das hängt völlig vom persönlichen Geschmack und Tact ab, und wohin diese Willkür des Geschmacks und Tactes führen kann, das zeigen die heutigen Zustände. Die die Fremdwörter fremdartig schreiben, berufen sich darauf, dass sie anders ausgesprochen und betont werden, als die ungarischen. Und doch ist es unmöglich in ungarischer Rede — wo immer die erste Silbe betont werden muss — die ursprüngliche Betonung zu bewahren und jede derartige Bestrebung wäre vergeblich (wenn man z. B. *affaire-ben, parfum-mel, senator-ok* sprechen wollte anstatt *afferben, parfounel, szenátorok*). Ferner ist es eine Selbsttäuschung, zu meinen, dass wir die Fremdwörter nach der ursprünglichen Weise aussprechen, eine Täuschung selbst in betreff der lateinischen Wörter, die ja von jeder Nation anders gesprochen werden. Wenn wir aber das Fremdwort nicht mit der ursprünglichen Correctheit sprechen, dann

ist jene Aussprache gar keiner fremden Sprache eigen, ist also völlig wertlos und für unsere eigene Sprache verderblich. Manchen Leuten kommt die ungarische Schreibweise entsetzlich vor, weil es ihr Sprachgefühl verletzt, *jurisprudencia* für *irrisprudencia* zu sehen. Aber eben dieses Entsetzen beweist, wie schädlich die fremdartige Orthographie bisher schon auf uns eingewirkt hat. «Denn woher kommt es, dass uns die ungarische Schreibweise so zuwider ist? sträubt sich dagegen das schwer verletzte ungarische Sprachgefühl? Durchaus nicht; sondern eben unser Sprachgefühl für die fremde Sprache. Von Barbarismus kann man hier bloß vom Standpunkte der fremden Sprache reden; für uns Ungarn ist unsere Sprache keine barbarische und ihre Eigenheiten keine Barbarismen». Es steht auch nicht zu befürchten, dass die Einbürgerung des Fremdwortes durch die ungarische Schreibart beschleunigt wird. Vielmehr werden wir oft lieber nachdenken, um ein entsprechendes einheimisches Wort zu finden, als dass wir das fremde Wort nach ungarischer Art schreiben und dadurch ganz entstellen sollten (z. B. *taille*: *ruha-lerék*, anstatt *tally* oder *tälly*). — Es ist ferner ein gewichtiges Argument, dass wir ja in den Wörtern, die aus Sprachen mit nicht lateinischer Schrift herrühren, keinesfalls die ursprüngliche Orthographie beibehalten können, da wir aber diese in griechischen, arabischen, russischen Wörtern nicht retten können, warum sollen wir sie grad in lateinischen und französischen Wörtern beibehalten? das führt nur zu Inconsequenzen und Verwirrungen. Endlich werden, wie der Verfasser ausführt, die gebräuchlichen Fremdwörter überall nach heimischer Weise geschrieben, bloß im Deutschen wird die ursprüngliche Orthographie beibehalten, bei uns ist also auch dieser Gebrauch — wie so manches andere — einfach ein *Germanismus*! Nachdem er alle diese Argumente ausführlich dargelegt hat, kommt der Verfasser zu folgendem Resultat: «Da die fremdartige Schreibweise der Natur unserer Sprache nicht entspricht, da sie ihre Interessen schädigt, ist es unsere Pflicht, uns von dieser Ausländerei loszusagen und die einzig richtige nationale Schreibweise anzuwenden. Es ist an der Zeit, dass auch die wenigen, die noch den alten Grundsätzen anhängen, sich dem Bessern, Richtigeren und Leichteren anschließen. Diese Strömung entstammt einem richtigen ungarischen Gefühl, ist aber keine Uebertreibung, kein Chanvinismus; sie entspricht der Natur unsrer Sprache; sie ist logisch richtig, praktisch leicht. . . Es gibt Fälle, wo der Conservatismus kein Conservatismus mehr ist, sondern Zopf.»

Als Ergänzung zu Kalmár's mit Verve vorgetragenen Erörterungen beleuchtet der Redakteur *Siegmund Simonyi* in einzelnen Beispielen und Bemerkungen die schädlichen Wirkungen der gegenwärtig geltenden akademischen Regeln. Durch diese Regeln und die in ihnen enthaltenen Beispiele werden die Schreibenden irregeführt, so dass sie selbst vollkommen eingebürgerte Wörter fremdartig schreiben: *gymnasium, collegium, professor, rector, telegraph, casino, chronika, correct, phyllocera, analysál, sauce, catholicus clerus* (richtig *gimnázium, kolégium, professor, rektor, telegráf, kaszinó, krónika, korrekt, fillokszera, analízál, szósz, katholikus klerus*). Interessant ist der Umstand, dass *Jókai* die Fremdwörter meistens fehlerhaft schreibt. «Lohnt es sich also der Mühe, sich in den, hundert fremden Sprachen entnommenen Wörtern nach hundert fremden Orthographien zu richten, wenn dies selbst unseren gebildetsten Schriftstellern nicht gelingen will?» Ein wichtiger Umstand, der bisher gar nicht beachtet wurde, ist, dass in

einer agglutinierenden Sprache ein Fremdwort seine fremde Gestalt gar nicht bewahren kann. «Die ungarischen Suffixe tragen viel mehr dazu bei, dem fremden Wort ein ungarisches Aussehen zu geben, als die ungarischen Buchstaben. Man schreibe *refraíneket* oder *refréneket*, *dictiózás* oder *dikiózás*; in beiden Fällen hat das Fremdwort ein ungarisches Aussehen erhalten, und im Vergleich damit sind die paar fremden Buchstaben eine verschwindende Kleinigkeit.» Ja noch mehr: «*costumeót*, *gítarreját*, *chancejai* sind entschieden viel barbarischere, hybride Wortbilder, als *kosztümöt*, *gítárját*, *sánszai*». Die erstern müthen einen in der That so an, wie die deutsche Unsitte des XVIII. Jahrhunderts, das fremde Grundwort mit lateinischen, die Endungen aber mit deutschen Lettern zu schreiben: **Heroen**, orthographisch, **fabulieren**.

Noch finden wir zwei kürzere Mittheilungen über orthographische Reformen im Auslande. Eine davon betrifft die *orth. Reform der französischen Akademie*. Die französische Akademie plant eine neue Ausgabe ihres Wörterbuchs, und bei diesem Anlass empfiehlt ihr die betreffende Commission die Vereinfachung der Rechtschreibung, so z. B. die Abschaffung des Circumflex (*assidument* u. s. w.), die französische Schreibung der Fremdwörter (*brec*, *spline* anstatt *break*, *spleen*), die Ersetzung des *y* womöglich durch *i* (*tipe*, *hiperbole*, ferner *faience* u. s. w.), die Weglassung des *h* von *rh*, *th*, *ch*, die Anwendung des *f* anstatt *ph* (*filosofie*), des *s* anstatt *x* am Wortende (*chevaus*, *heuveus*), *-ant* statt *-ent* im Particip (*excédant*) u. s. w. Die zweite Mittheilung erwähnt die Reformbewegung der *American Philological Society*, wodurch einige Vereinfachung der schwierigen englischen Orthographie bezweckt wird. Die Gesellschaft hat bereits einige Aenderungen festgestellt und wendet sich nun an den Congress, er möge den Druckereien der amtlichen Veröffentlichungen die Anwendung jener Reformen auftragen.

Die Rubrik der Anzeigen und Beurtheilungen nimmt jetzt fortwährend den ihnen gebührenden Raum ein. An erster Stelle finden wir hier einen Aufsatz über *Alexander Giessweins Hauptprobleme der vergleichenden Sprachwissenschaft* aus der Feder des Baseler Professors und Mitglieds unserer Akademie *Franz Misteli*.* Der Redakteur zeigt das neue ungarische *Dialektwörterbuch* an, das *Josef Szinyei* im Auftrage der ungarischen Akademie redigiert; er lobt die sorgfältige und pünktliche Arbeit, und hat nur betreffs einzelner Erklärungen Einwendungen zu machen. — *Julius Zolnai* würdigt eingehend das Werk *Josef Balassa's* über die *Classification und Charakteristik der ungarischen Dialekte*, das (mit einer Karte der Dialekte) in der Ausgabe der Akademie erschienen ist. *Josef Balassa* bespricht seinerseits die ausführlichen Studien *Julius Zolnai's* über den Mátjusfelder Dialekt und *Josef Bartha's* über den Dialekt der Palozen. — *Georg Alexi* bespricht *C. J. Mándreseu's* Dissertation über die *ungarischen Elemente der rumänischen Sprache*. Endlich begegnen wir noch einer Anzeige *Johann Jankó's* über *Karl Krohn's* interessante folkloristische Abhandlung: *Die geographische Verbreitung einer nordischen Thiermärchenkette in Finnland*.

* Der Güte des Herrn *Prof. Siegm. Simonyi* verdanken wir das Original der betreffenden Beurtheilung, welche wir im obenstehenden Artikel wortgetreu wiedergeben.

Unter den kleinern Mittheilungen ist am wichtigsten der Nekrolog *Emil Setälä's* über *Josef Budenz* (im Auszug nach der finnischen Zeitschrift *Valvoja*): wir finden darin eine schöne Würdigung der epochalen Wirksamkeit des Meisters, aber auch — vom heutigen Standpunkt aus — eine gerechte Kritik seiner Methode. *Raimund Vasverö* theilt einige *sürjänisch-wotjakische* Wortentsprechungen mit als Nachtrag zu Budenz' Ungarisch-ugrischem Wörterbuch (zu den Artikeln *kéreg, félvi, csapni, héj*). — *Bernhard Munkácsi* spricht in einigen kleinern Artikeln über den *n*-Laut der 2. Person Sing. im wogulisch-ostjakischen, über den Ursprung der ungarischen Hunden *in en*, über das wogulische *ute*, und über die verschiedenen ugrischen Namen der Galle. — *Alexius Kalmár* bespricht die Motive, die *Johann Arany* veranlasst hatten, sich mit sprachlichen Studien zu befassen, und theilt dann einige Ansichten v. *Gabelentz'* mit: über den lateinischen und griechischen Unterricht, die syntaktischen Kategorien und den inductiven Sprachunterricht, endlich über den Karpf der Sprachen (wonach diejenigen Nationen, die ihre Sprache auszubreiten suchen, durch einen richtigen Instinct dazu bewegt werden.) Zum Schluss erklärt noch *S. Simonyi* zwei ungarische Wörter (*czimpa* und *csemelet*) aus italienischen Quellen.

DIE ENTWICKLUNG DER VIEHZUCHT UND DES VIEHHADELS IN UNGARN BIS 1848.

Die Viehzucht war schon bei den zuerst in Ungarn eingewanderten Volkstämmen einheimisch und wurde seitdem bei der besonderen Eignung des Landes für diesen hochwichtigen Zweig der Volkswirtschaft mit wechselndem größeren oder geringeren Erfolge, und zwar bis in die neuere Zeit nach Art der Nomaden betrieben.

Was vor allem die *Pferdezucht* betrifft, die stets zu den Lieblingsbeschäftigungen der Magyaren gehörte, und für die schon im elfften Jahrhundert eigene Gestüte bestanden haben sollen, so fällt der Beginn der rationellen Pflege derselben in die Regierungszeit der Königin Maria Theresia, welche die ersten Versuche in dieser Richtung vornehmen ließ. Josef II. setzte die diesfälligen Maßnahmen seiner erhabenen Mutter in kräftiger Weise fort, indem er durch Anschaffung kostspieliger Hengste aus Deutschland und der Türkei, welche an die Comitäre zur Bespringung der Bauernstuten abgegeben wurden, durch die Errichtung einer Thierarzneischule in Pest, und durch Aufmunterung des Landmanns diesen Zweig der Thierzucht möglichst zu fördern und zu verbessern suchte. Im Jahre 1783 errichtete er das Militärgestüt zu *Mezőhegyes* im *Csanáder* Comitäre mit einer Filiale zu *Bábolna* im *Komorner* Comitäre; er verfolgte mit dieser Gründung einen doppelten Zweck, eine bessere Zucht der Pferde einzuführen und die leichte Cavallerie mit Remonten zu versehen. Um die erstgenannte Absicht zu erreichen, erhielten die Bauern nicht nur die Erlaubnis, ihre Stuten in diesen Gestüten belegen zu lassen, sondern es erging an dieselben sogar die ausdrückliche Auffor-

derung hiezu, und überdies wurden jährlich sechzig Mutterhengste an die Comitate abgegeben, um eine edlere Pferdezucht zu ermöglichen und zu verbreiten. Alle diese Maßregeln hatten um so mehr einen günstigen Erfolg, als sie sich auf die besondere Vorliebe des Magyaren für das Pferd stützen konnten, und schon im Jahre 1787 soll das Land über 451,000 Stück Pferde gehabt haben. Unter der Regierung des Königs Leopold ertheilte der im Jahre 1791 abgehaltene Landtag der Commercial-Deputation den Auftrag, die geeigneten Vorschläge zur Hebung der Pferdezucht des Landes auszuarbeiten. Unter König Franz hatte sich das Gestüt in Mezöhegyes so gehoben, dass bereits im Jahre 1795 in demselben gegen 10,000 Pferde vorhanden waren, unter welchen sich 1000 Mutterhengste und 1000 Mutterstuten befanden. Nach der ursprünglichen Einrichtung musste das Gestüt in Friedenszeiten jährlich 1000 Pferde abliefern, im Kriege war das Contingent größer, und vom Beginn der Kämpfe gegen Frankreich bis zum Monat Mai des Jahres 1795 wurden 30,000 Stück abgegeben, jedoch waren die wenigsten Thiere hier erzogen, sondern die meisten vom Gestüt-Commando in der Walachei und Moldau aufgekauft.

Im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts hatte Ungarn in den vielen, noch unbebauten Gegenden des Landes zahlreiche halb wilde Gestüte. Das vorzüglichste war das königliche Hauptgestüt zu Mezöhegyes mit der Filiale zu Bábolna, die Leitung desselben hatte ein Major, welchem 12 Offiziere unterstanden, das untere Personal zählte mit Einrechnung der Knechte und Tagelöhner 500 Individuen, darunter 50 Unteroffiziere und 200 Gemeine. Die berühmtesten Privatgestüte besaßen die kaiserliche Familie in Holitsch, dasselbe war von Kaiser Franz I. errichtet worden; Fürst Esterházy zu Uzor; Graf Pálffy zu Detrekő; Josef Graf Erdődy zu Galgócz; Georg Graf Festetich zu Keszthely am Plattensee; Graf Károlyi; Graf Schönborn; Baron Orczy; Baron Podmaniczky; Baron Hunyadi; Baron Taynay; Beleznay, und mehrere Andere. Auch im Banate waren mehrere Grundherren die Eigenthümer von Gestüten, und an manchen Orten, wie beispielsweise in Groß-Kikinda, hielt mancher Bauer über 100 Pferde, und außer dem hatten die Armenier auf den Kameralgütern große Gestüte, zu deren Haltung sie vertragsmäßig verpflichtet waren. Es bestanden zwar auch handfromme Gestüte, die wilden Gestüte waren jedoch die zahlreichsten, und eine im Jahre 1803 unter dem Vorsitze des Palatins abgehaltene commissionelle Berathung entschied sich für dieselben.

Wenn durch die zahlreichen Gestüte die möglichste Hebung und Verbesserung der Pferdezucht angestrebt wurde, so fanden sich dagegen bei dem Landmann kleine und größtentheils entkräftete Thiere; die Ursache dieses ungünstigen Verhältnisses war darin zu suchen, dass die Bauern ihre Pferde zu zeitlich einspannten, daher dieselben nicht gedeihen konnten, und dies um so weniger, da sie selten oder gar nie Hafer erhielten, sondern gewöhnlich nur auf die Weide getrieben wurden, und selbst auf langen Reisen kein nahrhaftes Futter bekamen, sondern auf dem Felde ausgespannt wurden, und hier zugleich ruhen und ihre Nahrung suchen mussten.

Die Pflege der Pferdezucht durch Gestüte wurde auch in den folgenden Jahrzehnten mit Eifer fortgesetzt, und im Jahre 1817 zählte man nicht weniger als 36 bedeutende Gestüte, neben welchen aber auch noch viele kleine Gestüte

bestanden. Das Wettrennen, welches Graf Hunyady zu Ürmény einfuhrte, welchem Beispiele andere Adelige folgten, blieb nicht ohne Einfluss auf die bessere und sorgfältigere Behandlung der Pferde.

In den 1830-er Jahren waren zwar die Pferde der Landbevölkerung, deren eigentliches Mutterland die großen Steppen zwischen der Donau und Theiß und weiter nach Südosten bildeten, klein, mager, und ohne Ansehen, aber ausdauernd. allen Lasten und Entbehrungen gewachsen, jeder Witterung trotzend und gewöhnlich gute Läufer. Aber auch die Zahl der veredelten Pferde war schon bedeutend, und zu ihrer Veredlung trug das Militärgestüt zu Mezöhegyes und seine Filiale zu Bábolna noch immer nicht wenig bei, und es wurden jährlich aus diesen Anstalten, welche wenige ihres Gleichen hatten, an die ungarischen Comitats 60, an die siebenbürgischen 30 edle Vaterhengste abgegeben und als Beschäler verwendet. Außerdem war zu Kocsán bei Holitsch ein Hofgestüt für veredelte Pferde, und in anderen Comitaten besaßen mehrere Grundherren, Armenier, und selbst manche Bauern ihre Gestüte, welche sehr vorzügliche Reit- und Wagenpferde lieferten. Der Pferdehandel, für welchen die Märkte in Raab und Debreczin bedeutend waren, beschäftigte viele Zigeuner.

In Folge der Kriegswirren in den Jahren 1848 und 1849 wurde zwar die Pferdezucht gerade in Ungarn und Siebenbürgen, welche beiden Länder für dieselbe so besonders geeignet sind, wesentlich gestört, machte aber seitdem, namentlich durch Vermehrung und Auswahl der Beschälhengste, wieder sehr erfreuliche Fortschritte.

Die *Rindviehzucht* hatte in Ungarn frühzeitig eine solche Ausdehnung und Bedeutung erlangt, dass von hier aus der Fleischbedarf nicht nur der angrenzenden Provinzen, sondern auch fremder Länder gedeckt werden konnte, und schon im 16. Jahrhundert berechnete Baron Herberstein die Zahl der Ochsen, welche aus Ungarn auf der Wienerstraße in die Nachbarschaft getrieben wurden, auf 80,000 Stück.

Die Wichtigkeit Ungarns für die Fleischversorgung trat im 18. Jahrhundert besonders deutlich hervor. Im Anfange dieses Jahrhunderts war der ungarische Ochsentrieb nach Venedig und dem inneren Italien eben so namhaft, wie nach dem inneren Deutschland, und in der zweiten Hälfte. in den Jahren 1785—1791 hatte das Militärgestüt zu Mezöhegyes Wien und einen Umkreis von vier Meilen um diese Stadt mit Rindvieh zu versorgen, und es gingen wöchentlich 1000, 1100, 1200, das ganze Jahr hindurch etwa 55.000 Stück Ochsen nach Wien, 10—12.000 Stück wurden in die nächste Nachbarschaft auf das Land getrieben, und außerdem war es den mährischen und anderen Fleischhauern erlaubt, so viel Vieh zu kaufen, als sie wollten. Bis zum 15. August 1795 bestand die k. k. Fleischlieferungs-Compagnie, unter der Garantie der Firma Fries und Comp., seitdem wurde die Sorge für die Beschaffung des erforderlichen Bedarfes an Schlachtvieh mit großen Begünstigungen seitens der Regierung von dem Wiener Fleischhauer-Handwerke übernommen. Während aber die Gegenden, welche einen Ueberfluss an Vieh hatten, so viel für den Fleischbedarf der Fremde leisten konnten, mussten die an Viehzucht und an fetten Weiden armen Comitats im Norden und Nordosten des Landes jährlich gegen 20.000 Stück Hornvieh aus Volhynien, Podolien, Pocutien, und aus der Moldau beziehen, wofür in den Jahren 1776—1786 eine Summe von

fünf Millionen Gulden aus dem Lande abfloss. Um dem Fleische eine bessere Verwertung zu verschaffen, tauchte im englisch-amerikanischen Kriege der Plan auf, dasselbe nach deutsch-holländischer Art einzusalzen, und das Pöckelfleisch auf den europäischen Seeplätzen feilzubieten; allein schon ein kleiner, in dieser Richtung in Fiume unternommener Versuch misslang. Wie bedeutend die Rindviehzucht in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts war, kann man daraus entnehmen, dass im vorletzten Jahrzehent 1.508,177 Kühe, 89,805 Stiere, und 797,540 Zug- und Mastochsen gezählt wurden; ein Paar der größten, schönsten und fettesten Ochsen konnte man um den Preis von 50—60 Gulden kaufen.

Im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts fand man in Ungarn die größten Heerden von Hornvieh im Bácsér, Csongráder, Csanáder, Békésér, Szathmárer, Biharér, Aráder, Heveser, Pester, Szaláder, Sümegher, Torontaler und Temesér Comitate, in welchen das Vieh auf den sogenannten Puszten, welche größtentheils von Armeniern und Griechen in Pacht genommen waren, den Winter und Sommer zubrachte, ohne in die Ställe zu kommen, die Kühe kälberten, und die neue Zucht nachwuchs, ohne die Stallungen kennen zu lernen; das Vieh wurde auf diesen Puszten ganz dem Zufalle überlassen, und gewöhnlich waren es nur zwei Ochsenhirten, Gulyás genannt, welche gegen 1200, 1300, auch 1500 Stück zu besorgen hatten; und den Sommer über war das Vieh auf den Puszten den heftigsten Sonnenstrahlen ausgesetzt, und rückte der Spätherbst oder Winter heran, so fand es in dem Falle, wenn Nässe und Kälte plötzlich zugleich eintraten, bei Schneegestöber oder bei einem Nachwinter nicht den mindesten Schutz, und es gingen daher an einem einzigen Tage oder in einer einzigen Nacht ganze Heerden zu Grunde, beispielsweise kamen in der Nacht vom 31. März zum 1. April des Jahres 1775 bei dem Eintreten eines Sturmwindes, welcher mit Regen und Schnee gemischt war, bloß in drei Comitaten 92,000 Stück Hornvieh und anderes Vieh um, und ein am 7. und 8. April 1804 eingetretenes, sehr kaltes Regenwetter und die damit in Verbindung gestandenen Sturmwinde richteten in den unteren Gegenden des Landes gegen 30,000 Stück Ochsen, Pferde und Schafe zu Grunde. In den oberen gebirgigen Gegenden Ungarns war die stärkste Viehzucht in der Marmaroser Gegend, aus welcher jährlich einige tausend Stück Ochsen in andere Gegenden verkauft wurden; auch im Zipser Comitate war die Rindviehzucht von großer Wichtigkeit, besonders wurden polnische Ochsen gemästet und dann verkauft. In Syrmien und im Veröczer Comitate wurden auf den Puszten zahlreiche Ochsenheerden geweidet.

Im Gegensatze zu der eben charakterisierten Wirtschaft, bei welcher sich der Landwirt um die Verbesserung und Veredlung der Viehzucht gar nicht kümmerte, sondern dieselbe nach der Art und Weise seiner Voreltern betrieb, begann die Hornviehzucht hie und da bessere Fortschritte zu machen, besonders auf den Gütern des Grafen Károlyi im unteren Theißer Districte; in der Zips zeichnete sich namentlich die Ochsenmästung des Baron Paloczky aus, in Slavonien hatte Graf Jankovich dieselbe auf seiner Herrschaft Daruvár eingeführt, und zu diesem Zwecke große Stallungen erbaut.

Auch die Büffelzucht wurde hie und da betrieben, da die fette, schmackhafte Butter von der Büffelkuh und besonders der Kaffee mit Büffelmilch zu den Delikatessen der Bevölkerung gehörten.

Was den Handel mit Rindvieh betrifft, so war der ungarische Ochs wegen seiner Schwere und seines wohlschmeckenden Fleisches allgemein bekannt und das letztere war namentlich in Wien beliebt, daher auch der Statistiker Schwartner mit Recht sagen konnte, dass das Zeugnis des Wiener Publikums über die Schmackhaftigkeit des Fleisches eben so alt, als noch immer einstimmig und unverwerflich sei.

Allerdings waren die Verhältnisse der Viehzucht für den Export nicht sonderlich günstig gestaltet. Ungarn hatte beinahe zwölf Jahre lang mehrere und große Armeen mit Hornvieh versehen, auch Wien, das neu erworbene venetianische Gebiet, das ausgesaugte Kärnten, Krain, Tirol, das österreichische und ungarische Littorale viele Jahre lang mit Fleisch versorgt; der verhältnismäßig übergroße Anstieb von Hornvieh erzeugte einen Mangel daran, denn die Natur allein konnte unmöglich einen so schnellen und außerordentlichen Abgang sogleich wieder ersetzen, und von der Passivität der Landwirte hinsichtlich der Viehzucht war bereits die Rede. Trotzdem berechnete man, dass jährlich über 180,000 Stück Ochsen außer Land gingen, dieselben wurden von dazu octroierten Gesellschaften an Ort und Stelle, oder von steirischen, österreichischen, böhmischen und mährischen Fleischern in Raab, Wartberg, Oedenburg, Pest und Debreczin, in welchen Orten die stärksten Ochsenmärkte waren, käuflich erworben; aus Syrmien und dem Verözer Comitate gingen die Ochsenherden entweder über Kanizsa nach Oedenburg und Wien oder über Warasdin nach Italien. Im Monate September des Jahres 1806 forderte der Wiener Magistrat auf, mit ihm Contracte wegen wöchentlicher Lieferung von 1000 Ochsen abzuschließen, mag aber mit dieser Aufforderung keinen Erfolg erzielt haben, denn die Klage über Mangel an Rindfleisch und die fortwährend steigende Theuerung des Fleisches war in Wien eine allgemeine; übrigens hörte man auch in Ungarn dieselbe Beschwerde, und doch kostete noch ein Jahr vorher ein Ochs auf dem Viehmarkte in Oedenburg nur 60 Gulden, während man früher 110 und mehr Gulden hatte zahlen müssen; das Sinken des Preises rührte auch nur von dem starken Import der Ochsen aus Bosnien und der Moldau her; aus dem letzteren Lande allein waren 1804—1805 nicht weniger als 30,000 Stück Ochsen nach Wien getrieben worden.

In den 1830-er Jahren wurde auf den zahlreichen Puszten der Ebenen die Rindviehzucht noch immer in ganz primitiver Weise betrieben, dagegen war in den vielen Meiereien der übrigen Comitate die Rindviehzucht schon veredelt, und man fand dasselbst Schweizer-, Tiroler- und Mürzthaler Vieh, so wie Blendlinge von diesem und von ungarischem Vieh aus den Niederungen und Gebirgen. Die k. k. Familienherrschaft Holitech, welche ausgezeichnetes Vieh von verschiedener Abstammung besaß, leistete durch den jährlichen Verkauf von Nutzvieh viel für die Verbreitung eines besseren Viehstapels.

Man schätzte in dem in Rede stehenden Zeitpunkte die Zahl des Rindviehs in Ungarn auf 5 Millionen Stück, wovon jährlich bei 100,000 Stück aus dem Lande verkauft wurden. Der Viehhandel beschäftigte viele Menschen, besonders Slovaken und Armenier, welche die großen Viehmärkte in Pest, Kecskest, Debreczin, Oedenburg, Waitzen und anderen Orten besuchten; die reichen Armenier trieben überdieß ganze Heerden der schönsten Ochsen aus Galizien und der Bukowina nach Ungarn ein und verkauften sie auf den Viehmärkten zu Wartberg. Die Vieh-

märkte in der Bukowina waren damals eine wichtige Bezugsquelle für die Fleischversorgung der österreichischen Monarchie überhaupt. Das Vieh wurde in den Monaten August und September in die Bukowina gebracht, und auf den großen Märkten in Sereth, Czernowitz, Sadagora, Ulaschkowce, Borszczow, Skalat und Konowka heerdenweise zum Verkaufe ausgebaut; die schönsten und größten Ochsen aber wurden zurückbehalten, und nur die schlechteren auf die kleineren Märkte gebracht. Nicht selten fand man auf einem der genannten großen Märkte 20—25,000 Ochsen beisammen, welche dann in alle Gegenden Galiziens und selbst nach Ungarn getrieben wurden, und ein großer Theil derselben gelangte auf die Märkte in Olmütz.

In der hierauf folgenden Zeit bis zum Jahre 1848 wurde zwar die Rindviehzucht von einzelnen größeren Gutsbesitzern gepflegt, die niedrigen Preise der thierischen Producte wirkten jedoch nicht sonderlich aufmunternd ein, sich mit diesem Zweige der Thierproduction eingehend zu beschäftigen, und die Einführung von Racen, welche den örtlichen Verhältnissen nicht entsprechend waren, hemmten den Fortschritt. Nur die ausgedehnten Steppen des Landes förderten wenigstens die quantitative Production, welche jedoch unter den Konsequenzen der Jahre 1848 und 1849 ebenfalls nicht unbedeutend litt.

Der seitdem erfolgte Aufschwung des wissenschaftlichen Studiums der Landwirtschaftslehre konnte zwar auch auf die Rindviehzucht in Ungarn nicht ohne Einfluss bleiben, jedoch lässt sich die Thatsache nicht in Abrede stellen, dass dieser Zweig der Thierzucht im Rückgange begriffen, und daher auch die frühere Wohlfeilheit des Fleisches bereits eine Mythe geworden ist.

Die Schweinezucht wurde bereits frühzeitig in Ungarn betrieben, und das Schweinefleisch, auf mannigfaltige Weise zubereitet, gehört namentlich zu den Leckerbissen der gewöhnlichen Volksklassen, und der rohe Speck ist für dieselben fast eben so sehr Bedürfnis, wie für den Hindu der Betal, oder für den Holländer die Theekanne unentbehrlich sind. Man hält es durchgängig für den Beweis einer schlechten Wirtschaft, wenn um Weihnachten herum, wo der junge Wein schon trinkbar ist, kein Mastschwein zum Abschlachten vorhanden ist, welches gewöhnlich ein frohes Familienfest veranlasst, wie die Opfer im heidnischen Alterthume.

Ueber die Entwicklung der Schweinezucht sagt Dr. Dietz, ein bewährter Kenner der ungarischen Landwirtschaft: «Auf die ungarische Ebene drang die Schweinezucht nach Vertreibung der Türken von zwei Seiten ein. Im 16. und 17. Jahrhundert war es die Gegend um Munkács im Nordosten und Croatien im Südwesten, welche sich in diesem Zweige der Viehzucht auszeichneten und woher jährlich viele tausende Stück nach Ungarn eingeführt wurden. Als die Schafzucht im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts eine große Ausdehnung gewann, trieb man das Schwein in den Sumpf und Wald zurück, wohin man sich mit der Schafherde nicht zu begeben wagte; die Zucht der Schweine sank immer mehr, und erst in der neueren Zeit hat die bessere Communication mittels Schifffahrt und Eisenbahn dem Schweine wieder zu dem Felde geholfen, welches ihm vom Schafe genommen worden war.»

Im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts war die einheimische Schweinezucht für den großen inneren Consum und für den ausgebreiteten Handel in die benachbarten Provinzen nicht hinreichend, und die Ware für den

letztenannten Bedarf wurde größtentheils in der Türkei angekauft, und es befanden sich längs der Save mehrere sogenannte Skellen, auf welchen das Vieh aus den türkischen Provinzen nach Slavonien herübergeschwemmt, und hier mit Eicheln, noch mehr aber mit Kukuruz fett gemacht wurde. Interessant war der große Schwein- und Speckmarkt in Debreczin, welcher gleich nach dem neuen Jahre abgehalten wurde, und das ganze obere Ungarn bis gegen die Árva und Liptau hin versorgte sich über Debreczin aus den östlichen und südöstlichen Comitaten, welche Serbien gegenüber lagen, mit Schmalz und Speck. Noch bemerkenswerter, war der Schweinehandel, welcher aus Pozsega über Kanizsa durch den Bakonyerwald, und aus Syrmien über Essegg, an dem rechten Ufer der Donau über Raab und Oedenburg, den eigentlichen Stapelplatz des niederungarischen Schweineverkehrs, nach Wien und Oesterreich, und durch die österreichischen Schweinehändler auch noch weiter nach dem Innern des deutschen Reiches betrieben wurde. Diese Schweine waren größtentheils ausländischen Ursprungs, Mongulitze genannt, sie hatten krankes Haar, fraßen verhältnismäßig weniger, als die einheimischen glatten Thiere; konnten auch mehr Kälte ertragen, hatten aber bei gleichem Futter einen weichen, rinnenden Speck. Diese Schweine wurden aus den ausgedehnten Eichenwäldern Serbiens und Bosniens über den Savestrom auf die fruchtbaren Maisfelder Slavoniens herübergeschwemmt. Nur in Syrmien allein wurden jährlich ungefähr 40—50,000 Stück auf Kosten der Semliner und Mitrovitzer Schweinhändler-Compagnien gemästet, und noch auf dem Wege zu ihrer Bestimmung mit ungefähr 200,000 Metzen Kukuruz ausgestopft, in langsamem Schritte getrieben, durch die von den Compagnien bestellten Personen auf den bestimmten Stationen in Empfang genommen, und endlich über Oedenburg an die Wiener Fleischhauer abgeliefert. Uebrigens wurde mehr als die Hälfte dieser Schweine in Oesterreich selbst verzehrt, in Niederösterreich, Steiermark, Kärnten Mähren und Böhmen; die für diese Provinzen bestimmten Thiere nahmen ihren Weg durch Ungarn, so wie auch im österreichischen Küstenlande, Krain, Friaul und Venedig, die dorthin bestimmten Schweine gingen über Croatia, der Ueberschuss über den einheimischen Bedarf ging hauptsächlich nach Baiern, Franken und durch Böhmen nach Sachsen. Im Jahre 1802 passierten, mit Einrechnung der Spanferkel, 278,416 Stück Schweine die ungarische Grenze, deren Geldwert auf 1.723,224 Gulden geschätzt wurde, im Jahre 1803 kamen 216,942 Stück Schweine aus Bosnien und Serbien über die Save herüber.

Auch in Siebenbürgen reichte die einheimische Schweinezucht für den Bedarf der Bevölkerung nicht hin, und es wurde der Bedarf der Bevölkerung theilweise aus der Moldau und Walachei gedeckt.

Die Sorgfalt, mit welcher die Schweinezucht betrieben wurde, erhielt sich, und auch einige Jahre später fand man in den meisten Gegenden des Landes, sowohl in den Eichenwäldungen, als in den Haushaltungen das Borstenvieh in großer Zahl, namentlich war es aber im Süden verbreitet, wo man auch viele Tschardaken, d. i. Hütten für die Schweinemastung fand, in welchen Kukuruz als Futter verwendet wurde. Die hauptsächlich eingeführte Race erreichte eine ansehnliche Größe und wurde sehr fett, die Borsten glichen einem kurzen, dicken und wolligen Haare, für die Mastung wurde hauptsächlich die Szalontaer-Race geschätzt, weil sie lange und breite Speckseiten gab. In den südlichen Gegenden

hatte man viele Schweine aus der Türkei, welche ebenfalls ungemein groß und fett wurden, wogegen die im Norden einheimischen Schweine mehr Fleisch als Speck ansetzten.

Der Handel mit Schweinen wurde von eigenen Schweinetreibern aus dem südlichen Theile des Landes und von vielen Zigeunern betrieben.

Die Schweinehirten, Kanásze genannt, welche die großen Schweinheerden zur Eichelmastung in die Wälder trieben, hatten eine auszeichnende Tracht, besonders im Stuhlweißenburger Comitate.

Ueber diese Schweinehirten sprach sich die renommierte Zeitschrift *«Ausland»* im Jahre 1836 in folgender Weise aus: *«Auf jedem adeligen Gute oder Hofe in Ungarn wird ein Schweinehirt — Kanász in der Landessprache genannt — unterhalten; diese Hirten bilden beinahe in jedem Comitate eine unter sich bestehende eigene Zunft, wie sonst die Schäfer. Ihr Dienstwechel ist gewöhnlich an Georgi, um welche Zeit sie sich an einem hierzu bestimmten Orte ihres Comitates versammeln, um theils daselbst einige Tage mit Tanz und Saufgelage zu verbringen, theils die etwa nothwendigen Knechte aufzunehmen. Bei einer solchen Gelegenheit werden auch die einander zugefügten Beleidigungen ausgeglichen, und eine solche Versöhnung wird gewöhnlich mit einigen derben Streichen oder einer sonstigen Beschimpfung geschlossen. Ihre Tracht ist auszeichnend. Sie tragen gewöhnlich sehr weite, bis zu den halben Waden reichende Leinehosen (Gattyen), welche mit einem Lederriemen um die Lenden festgehalten werden; die Füße bedecken ein paar Lappen von gegerbtem, oft auch rohem Leder, welche oben durchlöchert sind, um sie mit Riemen über einen Fetzen von Hanfleinwand, mit welchem der Fuß umwickelt ist, festzuschnüren. Das Hemd ist kurz und reicht selten etwas über den Nabel; die Aermel des Hemdes, außerordentlich breit, dienen dem Hirten oft als Nastuch oder Schweiftuch; nur der Feiertag verlangt, dass Hemd und Gatten von gebleichter Leinwand sind; über dasselbe werden je nach der Jahreszeit kornblumenblaue, mit Schnüren nach ungarischer Art verzierte Tuchhosen und ein solches Leibell, mit scharlachrothem Tuch eingefasst, sammt Cziemen, welche mit Eisen beschlagen sind und einen eisernen Stachel auf der Ferse haben, angezogen. Den Kopf bedeckt bei kalter Witterung eine einfache Pelzmütze, gewöhnlich von weißen Lämmerfellen, bei warmer Witterung aber ein runder, schirmartiger Hut, dessen Krempe bis über die Schultern reichen; die Hand bewaffnet ein derber Knotenstock, und beim Schweinetriebe hängt über die Schultern eine geflochtene lange Peitsche von Schweinsleder, deren Stiel mit Blei oder schlechtem Zinn beschlagen ist, und die jeder Hirt mit seltener Fertigkeit handhabt.*

Aber die unterscheidende Tracht ist die Halina, Köpenek oder Szür, ein von weißem, grobem Tuch verfertigtes, mantelartiges Kleid mit Aermeln und vorn mit Riemen und Schnallen versehen, dessen Kragen, sowie manchmal auch der Saum, mit rothem Tuch ausgeschlagen ist. Obwohl diese Halina auch bei dem Slovaken im Gebrauche ist, so trägt doch kein anderer diese Verbrämung und Verzierung mit dem rothen Tuch, als eben der Schweinehirt; dieses Kleidungsstück ist sein Kennzeichen, und da ein jeder im Verdachte des Diebstahls und Raubes steht, und ohne seine Halina nicht als zünftig anzusehen ist, so darf gewöhnlich kein Schweinehirt ohne Zeugnis einer Herrschaft in den Hauptorten

der Comitate erscheinen, oder er wird, wenn er auch gerade nichts verbrochen hat, in das Gefängnis gebracht.»

• Wenn ein Schweinhirt die Hochzeit seiner Tochter feiert, so geschieht es nicht selten, dass im Orte oder in der Nachbarschaft ein namhafter Diebstahl an Victualien und Wein vorkommt. Man vermuthet zwar bald die Thäter, scheut sich aber gewöhnlich, sie zu verfolgen, denn ihre Verbindungen erstrecken sich weit, und es wäre gefährlich, ihre Rache herauszufordern. Oft kommen sie auch in den abgesondert stehenden Wirthshäusern zusammen, lassen sich's da eine Nacht hindurch wohl sein, und ziehen gegen Tagesanbruch wieder ab, ohne an die Zahlung der Zeche zu denken, oder sie kommen Abends zu den Herrschaftshöfen, und schaffen sich Nahrungsmittel an, nach deren Empfang sie wieder friedlich abziehen; wird aber ihrem Verlangen nicht entsprochen, oder finden sie Gegenwehr, so erfolgt nicht selten nach einiger Zeit eine Brandlegung und Mord. Im Dienste betragen sich übrigens diese Leute friedlich und gehorsam gegen die Herrschaft, da sie jedoch immer einige Stücke Schweine mit dem herrschaftlichen Borstenvieh halten dürfen, so üben sie gewöhnlich ganz frei einen Unterschleif aus, namentlich dann, wenn den Beamten oder herrschaftlichen Wirtschaften dasselbe Verschulden trifft.»

Da geräuchertes Fleisch und Speck die wichtigste Nahrung der breiten Schichten der Bevölkerung blieben, so wurde auch nach dem Jahre 1848 die Schweinezucht in Ungarn und dessen Nebenländern nicht vernachlässigt, desungeachtet konnte aber die Einfuhr von Borstenvieh aus den Nachbarstaaten, welche früher im Unterthänigkeitsverhältnisse zu der Türkei standen, doch nicht entbehrt werden. Gegenwärtig ist in Ungarn der Hauptmarkt für Schweine in Steinbruch bei Pest, jedoch der Export des einheimischen Borstenviehs nach dem Auslande ein beschränkter, weil dasselbe, namentlich aber das Mangalica-Schwein oder der Bakonyer, eine ungemeine Fettigkeit erlangt, man aber besonders bei der Verproviantirung von Schiffen auf die von den Thieren erhaltliche Fleischquantität sieht und sehen muss. In Croatien und Slavonien ist die Schweinezucht nicht unbeträchtlich, im letzteren Lande werden die Thiere namentlich in der Nähe der Eichen- und Buchenwäldungen gehalten und erlangen ein bedeutendes Gewicht, beispielsweise war im Jahre 1866 auf der Wiener landwirtschaftlichen Ausstellung eine reine Speckseite exponirt, welche 165 Pfund wog. In Siebenbürgen wird allerdings die Schweinezucht durch die Eichen- und Buchenwäldungen begünstigt, in welchen die Schweine wild aufwachsen, und erst dann gefangen werden, wenn sie zur Schlachtung reif sind, jedoch wird durch diesen Productionszweig der Bedarf des Landes nicht gedeckt.

Für die Veredlung der *Schafzucht* war in den österreichischen Ländern überhaupt noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts wenig gethan, und erst Maria Theresia und Josef II. bemühten sich um die Emporbringung dieses Zweiges der Viehzucht, indem sie durch bedeutende Ankäufe von spanischen Originalschafen eine Pflanzschule zur Hebung der Schafzucht errichteten, die daselbst erzeugte Nachkommenschaft durch Verkäufe aus freier Hand, um einen den damaligen Zeitverhältnissen angemessenen, nach der Verschiedenheit der Qualität bestimmten Durchschnittspreis an die Gutsbesitzer aus allen Theilen der Monarchie überließen, und diesen in solcher Weise die Veredlung ihrer Heerden ermöglichten. In Ungarn wurde im Jahre 1773 zu Meroopail an der Caroliner StraÙe eine Colonie von 325

spanischer Schafe eingeführt, und durch wiederholte Ankunft neuer Colonisten aufgefrischt, und durch die Vermischung einheimischer Schafmütter mit Widern von castilianischer Herkunft wurden die ungarischen Schäfereien auffallend verbessert.

Da man jedoch damals der Natur das Geheimnis der Erhaltung und Veredlung einer Race noch nicht abgelauscht hatte, so artete die Pflanzschule in Folge der Beimischung fremder Racen, namentlich der Paduaner Schafe, auf den Familienherrschaften wieder aus, und war genöthigt, einen frischen Schafransport auf Rechnung des k. k. Familienfondes aus Spanien kommen zu lassen, um die Schafzucht wieder in Aufnahme zu bringen. Diese Heerde kam im Jahre 1801 auf österreichischem Boden an, und von dieser Zeit an begann der bedeutsame Aufschwung der Schafzucht in der österreichischen Monarchie, indem viele Herden von den eben erwähnten Schafen abstammten, und sich über mehrere Provinzen verbreiteten. In Ungarn wurde die Schäferie auf der Herrschaft Holitsch die Hauptschule für die Schafzucht des Landes und im Jahre 1806 bei einer öffentlichen Auction daselbst ein veredelter ungarischer Widder um den Preis von 3641 Gulden verkauft. Ein wesentlicher Gewinn für den Betrieb der Schafzucht war das von Lasteurie auf Grund seiner mit rastloser Thätigkeit angestellten Untersuchungen aufgefunden Resultat, dass die Qualität der Wolle eine unveränderliche Eigenschaft der Schafrace sei, ohne Mitwirkung des Klima, des Bodens, der Nahrung, und der Wanderung, die Quantität derselben aber von dem guten oder schlechten, reichlichen oder sparsamen Futter abhängt; er wurde auch von der französischen Regierung entsendet, um zu ermitteln, wie viel die Schafzucht in den nördlichen Ländern durch spanisches Schafvieh verbessert wurde.

Im Jahre 1814 wurden die schönen spanischen Schafe, welche Napoleon I, auf der Berghöhe von Ober-Emmel jenseits des Rheins hatte weiden lassen, bei der Theilung des Landes zwischen der Mosel und dem Rhein an Oesterreich und Baiern vertheilt, und so erhielt der erstgenannte Staat einen neuen Zuwachs von echt spanischen Schafen und später erfolgte die Einführung von sächsischen Elektoralschaften.

Von besonderer Wichtigkeit für die ungarische Schafzucht war es, dass im Jahre 1825 die englischen langwolligen Schafe von der Dischley- und New-Leicester-Race eingeführt wurde, um der Monarchie die Gewinnung der langen, feinen Kammwolle zu ermöglichen, welche sie bisher ganz aus dem Auslande hatte beziehen müssen. Die eingeführte Race war sowohl zur reinen Erhaltung, als auch zur Veredlung der ebenfalls langhaarigen, aber grobwolligen Zigaja- und Siebenbürger Schafe bestimmt, und brachte den Vortheil, dass einerseits eine schnelle Vermehrung der Heerden erzielt wurde, und andererseits kein wesentlicher Kostenaufwand damit verbunden war, da das ungarische Nationalschaf seinem Typus nach einen sehr verwandten Charakter mit dem englischen Schafe hat. Der materielle Gewinn der Einführung der ebenerwähnten englischen Schafracen trat bald zu Tage, denn der Wert der Siebenbürger und der Banater Wolle erhöhte sich wenigstens um die Hälfte.

In Folge dieser Einwirkungen hatte die ungarische Schafzucht schon in den 30-ger Jahren weit größere Fortschritte gemacht, als die übrigen Zweige der Viehzucht, und viele reichere Gutsbesitzer hielten große Heerden spanischer und ver-

edelter Schafe, welche reichliche Nahrung auf den zahllosen Weiden fanden, und das Land konnte mit seinen ausgezeichnet schönen und feinen Wollgattungen an dem Wollhandel der Monarchie einen hervorragenden Antheil nehmen. Am hervorragendsten in der Veredlung der Schafzucht waren die Besitzungen des Königs und des Erzherzogs Carl, der Fürsten Eszterházy und Pálffy, der Grafen Erdödy, Eszterházy und anderer Magnaten, und auf allen diesen Herrschaften ging bei der Wollproduction die wesentlichste Absicht auf die Länge, Feinheit und Spannkraft der Wolle, und auf die rationelle Behandlung derselben in der Wäsche und Schur. Nebst den veredelten Schafen fanden sich aber auch große Heerden von unveredelten Schafen.

Was den Schafhandel in Ungarn betrifft, so beschäftigten sich mit demselben namentlich die Ruthenen in den Comitaten Zips, Sáros und Zemplin; der Verkehr in Schafwolle war bedeutend. In Siebenbürgen war die Wolle ein guter Handelsartikel geworden, und würde einen noch höheren Wert erlangt haben, wenn man mehr auf die Erzeugung einer feineren Wolle, als auf die Gewinnung des Käses gesehen hätte.

Auch in den 40-er Jahren wurde die Schafzucht in Ungarn und Siebenbürgen noch immer sorgfältig gepflegt, allein schon im nächsten Jahrzehnt waren mit der fortschreitenden Cultur die Weiden und mit denselben die darauf genährten Schafe im Abnehmen begriffen, und in der Gegenwart ist die Concurrenz der überseeischen Länder auch für die ungarische Wollproduction nicht forderlich geworden.

Schließlich sei noch erwähnt, dass zur Zeit der Türkenherrschaft das *Kameel* in Ungarn keine Seltenheit gewesen zu sein scheint. GEORGE DEUTSCH.

KÁLDOR'S SIEGESMAHL.

Bruchstück

aus Michael Vörösmarty's erzählender Dichtung: «Die beiden Nachbarburgen»
(II. Gesang, V. 1—98).

Drüben auf Ság indessen verstrich beim Klange der Becher
Lärmend die flüchtige Nacht: siegfeiernd bewirtete Káldor
Zwanzig der Streiter an Zahl, die längst zu guter und schlimmer
Zeit ihm treulich gedient im Faustkampf; andere zwanzig
Sanken in nächtlicher Schlacht vor Sámson; noch andere lagen
Wundenbedeckt, und nicht konnten sie theilen die Lust der Genossen.
Ladend mit gastlichem Licht schon lohten im Kreise die Fackeln,
Und im geräumigen Saal bog unter der Wucht sich der Schüsseln
Aechzend der eichene Tisch; ihm entlang von Stelle zu Stelle
Schimmerte je ein hoher Pokal und durstige Humpen
Waren zur Seite gereiht um die duftig rauchenden Schüsseln.
Ringsher die Wände jedoch umzierte Gewaffen in Menge:
Da hing dräuend ein Schwert, dort blitzte ein spitziger Erzdolch;

Hier doch wiesen umher an kupferbeschlagenen Schäften
 Spiege das mörderische Erz; daneben, wie düstere Wolken,
 Breiteten finster ihr Dach die das Leben beschirmenden Schilde,
 Zierlich umschmiedet mit Gold an den hoch sich wölbenden Rändern,
 Und in buntem Gemisch rings hingen noch Pfeile und Speere
 Und die den Pfeil zum sausenenden Flug antreibende Armbrust.
 Zwischen den Waffen jedoch, wie gespenstische Wächter des Saales,
 Schauten, als wäre ihr Geist nachtfinsterem Grabe entstiegen,
 Nieder von rauchigem Bild vier mürrisch blickende Ahnen,
 Und ihr drohender Blick umdüsterte rings die Umgebung.
 Jetzt doch begann sich zu sammeln die Schar der Geladenen: stolz schritt
 Káldor dem Schwarme voraus, am Antlitz tragend der Freude
 Glänzende Zeichen, jedoch nicht also fühlend im Herzen;
 Denn schon begann zu trüben die Zeit ihm die Freude, die erste,
 Und ob des Frevels Vollzug schlich nagende Sorge ins Herz ihm
 Und der Verdacht, dass — obgleich er gehofft zu verheimlichen seine
 Schandthat, dennoch der Ruf sie enttrüg' auf eiligem Flügel,
 Und ihm als Rächer erstünd' das inzwischen zur Ruhe gelangte
 Reich: dann weh ihm! — allein bald scheuchte die bangende Furcht er,
 Und die ihm fehlte, die Lust, sie wusste sich heiter zu stellen.
 Also schritt in den Saal er und nahm den obersten Sitz ein.
 Trotzig folgten am Fuß ihm seine zwei älteren Söhne:
 Ipoly und Petur, das Herz durchloht vom Feuer der Jugend;
 Furchtlos freuten sie sich wie immer gearteten Kampfes,
 Und ihr Arm war gestählt durch blutige Arbeit. Beide
 Waren des Vaters Bild; nicht doch nistete tödtliche Sorge
 Ihnen im Herzen geheim: froh schritten daher sie auf Káldor's
 Spur und es sprühte ihr Blick wildlodernde Flammen der Kraft aus.
 Sinnend und bleich schritt Simon dann an, ein ragender Jüngling,
 Káldor's spätester Spross. Jetzt sah er zum erstenmal fließen
 Menschliches Blut im Kampf, und vor seinen entsetzlichen Gräueln
 Schauderte ihm, so schien's, die noch jugendlich denkende Seele;
 Nie seither auch entrang ihm die Freude ein Lächeln und trieb ihn
 Ueberschäumende Lust zu heben das Schwert und verhassten
 Schwirrenden Pfeil zu entsenden; er schwieg und heimlich im Innern
 Klagte den Vater er an. Jetzt nahm nach den Brüdern auch er Platz.
 Rasselnd das erzene Schwert nachschleifend auf spiegeligem Estrich.
 Kamen vereint nun die Knechte des Bluts, ein grimmiges Raubvolk,
 Und wie ein Schutzthurm schloss mit riesigem Wuchs der Jazyge
 Sundó, Ság's kampftüchtigster Held, den trotzigen Zug ab.
 Alle sie eilten zugleich an den reichlichen Tisch und besetzten
 Unter Getös und polterndem Lärm die erkrachenden Stühle. Für jeden
 Sitz schon hatte ein Gast sich gefunden, nur einer zu Káldor's
 Linken, mit Purpur beschmückt und goldumwobenen Kissen,
 Stund noch leer. An ihm hing suchend ein jegliches Auge;
 Ruheberaubt doch zumeist war Káldor, und Frage und Antwort

Schwirrten im Saale umher mit wirrem Gesumse. Indessen
 Oeffnete sanft sich die Thür und hereintrat Káldor's Erzeugte.
 Selten nur kam zu Gesicht sie den Kämpfen; gesondert von allen,
 Zog ihr Erzeuger sie auf, und strenge verbot er, von seiner
 Kämpfe Geschick zu sprechen vor ihr; der beiden Geschlechter
 Ingrim ahnte sie nur; kein Grimm doch befleckte das Herz ihr.
 So, wie der Eiche zerwühlt die erzitternde Krone der Wolken
 Flammender Sohn und sausender Sturm durch ihr schattiges Laub jagt,
 Aber am Fuße des Baums still sprieget das Veilchen der Thäler
 Und es nicht weiß, dass das Lüftchen, das sanft aus dem Kelch ihm den Duft trinkt,
 Sturm in der Wipfel Bereich, nicht weiß, dass der strahlende Himmel,
 Der aus den Perlen erglänzt, die das blauende Auge ihm schmücken,
 Zwischen dem hohen Gezweig war schwarz ausströmende Stündflut,
 Ausgebrütet vom Blitz und entspie'n von rasenden Wetter'n:
 Also erspross, umringt von Männern, das Mädchen, und während
 Jene nur Hass durchlohte und Grimm, erblühte sie hold, und
 Sanft an dem Arm stillfriedlicher Rub' entwuchs sie der Kindheit
 Freundlichen Tagen, zu lieben gewohnt und geliebt zu sein, waren
 Brüder und Vater zumal ihre Freude und Sorge. Ihr Herz war
 Sanfter Gefühle und heiligen Willens entzückender Einklang.
 Und Schön-Enikó war ihr Name. Sobald an der Saalthür
 Schwelle erschien ihr Bild, brach jäh der betäubende Lärm ab:
 Jeglicher Gast blieb so, wie er saß, in stummer Bewund' rung
 Starr an der Stelle gebannt, und die grimmen Gesichter der Recken
 Wolten, so schien's, mit Hast von sich streifen die schreckende Wildheit.
 Bald doch ergriff Bewegung die Reih'n, und die Stimme des Beifalls
 Murmelte laut vor sich nichtverständliche Worte. Inzwischen
 Schwebte die Maid mit kaum nur zu ahnenden Schritten zu ihrem
 Sitz: sanft lächelnd empfing die Genalthe und herzte sie Káldor,
 Und auf ein Weilchen vergaß er, dass Sorgen das Herz ihm bedrücken.
 Simon blickte empor, und sein Antlitz umwölkte sich. Káldor
 Warf sein Auge umher nun im Kreis und spornte mit Zuspruch
 Jeden zu fröhlichem Schmaus, selbst gebend ermunterndes Beispiel.
 Und es begann das Gelag und alsbald beim Klange der Becher
 Brach hervor dann die Lust wildschäumenden Lebens, und freier
 Ward der Bewegungen Maß und heißer die Rede, und jedes
 Antlitz war freudeerhell, nur auf Simon's Gesicht lag Schwermuth.
 Káldor, schauend dies, warf ihm erzürnt strengtadelnden Blick zu;
 Laut ihn zu rügen verbot, dass die Lust er nicht störe, ihm Klugheit.
 Jener, den stummen Befehl der sich furchenden Stirne verstehend,
 Schlich sich leise hinweg. In Bälde dann schied aus dem Kreise
 Enikó auch, und allein nun blieben die Schergen des Kampfes,
 Schmucklos, wie der entblätterte Baum, und schreckenverbreitend,
 Wie das Gewölk, das beraubt des letzten der Strahlen die Dämm' rung.

ADOLF HANDMANN.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

Ungarische Akademie. Plenarsitzung und Sitzung der I. Classe am 2. Oktober. Der Präsident *Baron Roland Eötvös*, die Plenarsitzung, beziehungsweise die neue Session eröffnend, beglückwünscht die Akademie zum Wiederbeginn ihrer Arbeiten.

Hierauf berichtet er über seine Voranstalten für die auf den November 1. J. fällige jährliche Széchenyi-Feier der Akademie, für welche den Denkreder der II. Classe stellt. Nachdem die Mitglieder Balthasar Horvát und Benjamin Kállay wegen anderweitiger Agenden den ehrenden Antrag dankend abgelehnt, ersuchte der Präsident den Prof. Dr. Thomas Vécsey, welcher sich seit längerer Zeit mit dem Studium des Einflusses des Grafen Stefan Széchenyi auf das ungarische Recht beschäftigt, die Denkrede zu übernehmen, wozu sich dieser unter der Bedingung bereit erklärte, dass die Feier, wie auch im vorigen Jahre, nicht im November, sondern einige Monate später (im Jänner oder Feber) stattfinden möge. Präsident findet die Bedingung annehmbar und empfiehlt dem Plenum die Betrauung Vécsey's mit der Denkrede. Der Antrag wird mit Eljénrufen angenommen. — Hierauf trägt der *Generalsekretär Koloman Szily* die laufenden Angelegenheiten vor. Er beginnt mit der Anzeige des am 20. Juni, respective 15. August erfolgten Ablebens der Mitglieder Max Hantken und Karl Vajkay, denen er warme Nachrufe widmet und für deren Denkfeier die III., respective I. Classe sorgen wird. Hierauf legt er das Dankschreiben Dubois-Reymond's für seine Wahl zum Mitgliede vor, darn eine Zuschrift des Handelsministers, welche das Gutachten der Akademie in Betreff seines beigelegten Gesetzentwurfes über die Aichung erbittet, was der III. Classe zugewiesen wird. Mit einer zweiten Zuschrift sendet der Minister den Preisbetrag von 500 fl. für die ausgeschriebene Preisaufgabe: «Geschichte der ungarländischen Eisenindustrie» und bittet eventuell um Zusendung eines Exemplars. Baron Friedrich Podmaniczky, als Präsident des Andrassy-Denkmal-Komités, bittet um Ueberlassung des Prunksaales und Vestibules des Akademiepalastes für die Ausstellung der concurrenrenden Modelle, welche Bitte bereits erfüllt ist. Bei der am 25. August in Nagy-Szent-Miklós stattgehabten Révay-Feier war die Akademie durch das Mitglied Engen Szentkláray vertreten. Zu der am 15. Oktober in Szatmár stattfindenden Széchenyi-Porträt-Enthüllungsfeier entsendet die Akademie Anton Zichy als Vertreter. Das Komitat Csanád, welches für eine zur Millenniumsfeier fertigzustellende Monographie des Csanáder Komitats einen Preis von 6000 fl. votiert hat, ersucht die Akademie um Ausschreibung und eventuell Zurtheilung des Preises. Die Zuschrift wird der II. Classe zugewiesen. Der ungarische Staatsarchivbeamte Stefan Szamota erstattet kurz Bericht über seine mit Unterstützung der Regierung und der Akademie gemachte dreimonatliche Studienreise in Russland und Deutschland, auf welcher er außer wertvollem historischen Quellenmaterial zwei ungarische Wörtersammlungen aus dem XVI. Jahrhundert, jede an 3000 Wörter enthaltend, entdeckte und copierte. Die Akademie beschließt die Vervielfältigung derselben. — Der *Generalsekretär* berichtete hierauf über das Ergebnis der am 30. September abge-

laufenen Preisausschreibungen. Um den Graf Teleki-Preis werben 25 Trauerspiele, um den Graf Karácsonyi-Preis 9 Lustspiele, um den Graf Nádasdy-Preis 11 poetische Erzählungen, um den Farkas-Raskó-Preis 33 patriotische Dichtungen, um den Bézsán Preis zwei «Geschichten der ungarischen dramatischen Literatur», um den Gorove-Preis eine «Geschichte der modernen Aesthetik», um den Vitéz-Preis eine «Geschichte des 1707er Ónoder Reichstages». Der Generalsekretär meldet, dass Andor Semsey die vierte Rate seiner Preisspende (20,000 fl.) eingezahlt und weil Frau Klara Sréter der Akademie 500 Gulden testiert habe. Schließlich meldet er die für die Bibliothek eingelaufenen Büchergeschenke und die während der Ferien erschienenen Publicationen der Akademie, worauf Präsident die Plenarsitzung schließt.

Nach einer Pause von 10 Minuten beginnt unter dem Vorsitze des Classenpräsidenten Anton Zichy die Vortragsitzung der I. Classe, in welcher das correspondierende Mitglied *Wilhelm Pecz* eine Abhandlung über ein die Schlacht bei Varna beschreibendes Gedicht eines griechischen Augenzeugen verliest. Das Gedicht wurde zuerst von Legrand im Jahre 1875 veröffentlicht und da es bis jetzt keiner Bearbeitung theilhaftig wurde, so unternahm es der Vortragende, dasselbe sprachlich und geschichtlich zu bearbeiten, theils um zur Geschichte der griechischen Sprache Beiträge zu bieten, theils um die Aufmerksamkeit unserer Geschichtsforscher auf dieses Werk zu lenken, welches eines der wichtigsten Momente der ungarischen Geschichte behandelt und das unter den auf die Schlacht bei Varna bezüglichen bisher bekannten griechischen Quellen den ersten Platz einnimmt. Schließlich zeigt Vortragender an, dass er noch auf ein anderes, die Schlacht bei Varna erzählendes griechisches Gedicht gekommen ist, welches er gleichfalls gelegentlich besprechen will.

— Vortragsitzung der I. Classe am 23. Oktober. Den Vorsitz führte Classenpräsident Anton Zichy. Professor *Gustav Heinrich* berichtete über den soeben fertig gewordenen IV. Band der von *Joh. Váczy* herausgegebenen *Correspondenz Franz Kazinczy's*, der einen Zeitraum von nur sechzehn Monaten (Anfang 1806 bis Ende April 1807) umfasst. Der Band enthält 250 Briefe (133 von Kazinczy, die übrigen an ihn gerichtet) und bietet wieder reiches Material zur Geschichte der ungarischen Literatur und der übrigen Culturfactoren der betreffenden Jahre. Der Mittelpunkt des politischen Interesses der Correspondenzen ist diesmal die gewaltige Gestalt des Imperators, der eben damals, nach Austerlitz und Jena, die höchste Stufe seiner Macht erstiegen hatte. Kazinczy, aus seinen classischen Studien ein begeisterter Anhänger des Kultus jeder Größe, blickt auch zu Napoleon, diesem «Werkzeuge der Vorsehung», mit aufrichtiger Bewunderung empor und meint in seinem naiven Stoicismus, ein großer Geist sei ohne ein großes Herz nicht denkbar. Deshalb weist er alle entgegengesetzten Argumente seiner Freunde zurück und ist überzeugt davon, dass Gott mit Napoleon große Zwecke vor habe. In der internen Politik beschäftigt ihn besonders das Schicksal der ungarischen Sprache, für die er nichts mehr befürchten zu müssen glaubt, da Mitglieder der Dynastie sich entschlossen haben, Ungarisch zu lernen. Seine eigenen Werke treten in diesem Bande ein wenig in den Hintergrund. Wohl fällt in diese Zeit seine Arbeit an Sylvester's Grammatik und seine Uebersetzung von Marmontel's Erzählungen und Larocheffoucauld's Maximen; doch erscheinen diese Werke, in

Folge der Saumseligkeit des Wiener Druckers, erst 1808 und 1810. Dagegen arbeitet er unentwegt an der Reform der ungarischen Literatursprache und wird sich seiner Aufgabe besonders im Gedankenaustausche mit dem hochverehrten Nikolaus Rádai klar bewusst. Dieser vertritt den historischen Standpunkt und läßt nur das in den alten Denkmälern erwiesene oder erweisbare Sprachgut gelten; Kazinczy dagegen verflucht die Ansprüche des Geschmacks, welche durchaus nicht identisch sind mit den Regeln der Grammatik. Doch das Hauptereignis dieser Jahre ist der sogenannte «Arkadische Process». Kazinczy plante nämlich auf ein projectiertes Grabmal Csokonai's eine Inschrift, welche auch den bekannten Spruch enthielt: «Auch ich war in Arkadien geboren». Die Uorientiertheit und Beschränktheit einiger Debrecziner Schriftsteller, die diese Grabschrift missbilligten, führte erst zu Missverständnissen, später zu Anklagen und Verleumdungen, welche Kazinczy zu immer energischerem Auftreten drängten und schließlich einen erbitterten Kampf zur Folge hatten. Kazinczy vertrat in diesem Streite die Interessen der Bildung und des Wissens gegen pfahlbürgerliche Beschränktheit und hohlen Dünkel, wobei die Besten seiner Zeit sich immer entschiedener auf seine Seite stellten. Lernen! das ist die Forderung, welche Kazinczy in dieser Abderiten-Geschichte immer wieder betont und umso berechtigter war zu betonen, je weniger seine Gegner bis dahin dieser Forderung entgegenhatten. Auch dieser Band ist mit großer Sorgfalt herausgegeben und erläutert, nur wäre zu wünschen, dass die Bände der wertvollen Correspondenz rascher aufeinander folgten, denn bei dem bisherigen Tempo werden höchstens unsere Kindeskinde in den Besitz des ganzen Briefwechsels kommen, ohne den doch eine gründliche Kenntnis Kazinczy's und seiner bewegten Zeit gar nicht zu denken ist. — Hierauf berichtete Professor *Ignaz Goldziher* über einige für die Bibliothek der Akademie eingegangene, höchst interessante Arbeiten des Prinzen Philipp von Sachsen-Koburg-Gotha über mohamedanische Münzen seiner an Raritäten reichen Sammlung. Die gelehrten Forschungen des Prinzen über die in seinem Cabinet vertretenen überaus seltenen Münztypen sind eine wirkliche Bereicherung der mohamedanischen Numismatik, insofern dieselben die bisher nur mangelhaft bekannten Münzverhältnisse vor der nationalen Verwaltungs- und Münzreform des Kalifen Abdalmelik (693 unserer Zeitrechnung) in überraschender Weise ergänzen. Die Würdigung dieser Reform und ihrer Bedeutung ist erst nach den reichhaltigen Nachweisungen, welche hier für die Kenntnis der vorangegangenen Münzperiode geliefert werden, möglich geworden und bietet eine Fülle von numismatischen Parallelen für die durch die Wiener Orientalisten aus dem Papyrus Erzherzog Rainer zu allererst erschlossenen geschichtlichen Thatsachen. Im Laufe dieser Untersuchungen macht uns der Prinz mit ungeahnten numismatischen Entdeckungen bekannt, mit nicht Minderem nämlich als Exemplaren von Münzen, welche der Stifter des Islam, der Prophet Mohamed selbst, und sein gefährlicher Rivale, der Gegenpropbet Mosailima, prägen ließen, Letzterer merkwürdigerweise mit lateinischer Umschrift: wohl die überraschendste Entdeckung auf dem Gebiete orientalischer Numismatik. Nach der Erörterung dieser ältesten islamischen Münzen geht der Verfasser auf die Erörterung seiner numismatischen Schätze aus der Zeit der Eroberung Syriens durch die Araber ein und macht uns mit den merkwürdigen Aufschlüssen bekannt, welche Karabacek für die Deutung und das

Verständnis der seltsamen Aufschriften dieser Münzen gefunden. Außer den beiden, in Fortsetzung begriffenen Heften, welche sich auf das mohamedanische Münzwesen der beiden ersten Jahrzehnte des Islam erstrecken, liegt eine Abhandlung über eine dem Kabinet des Prinzen angehörige Denkmünze vor, welche der mongolische Fürst Chudabende aus der Dynastie der Hulagniden zur Erinnerung an die Erbauung seiner persischen Residenz Sultanijje (1313) prägen ließ. Die Eigentümlichkeiten dieser Denkmünze gaben Veranlassung zur Anknüpfung interessanter culturgeschichtlicher Erörterungen. — Schließlich las das correspondierende Mitglied Ignaz Halász eine Abhandlung des Gastes *Josef Balassa* unter dem Titel: «Die slavonischen Magyaren und ihre Sprache». In der Gegend von Esseg existieren vier reformierte ungarische Gemeinden: Magyar-Rétfalu, Haraszi, Szt-László und Horogy, deren Bewohner Ueberbleibsel der alten ungarischen Bevölkerung dieser Gegend sind. Die Bevölkerung des ehemals auf dem Gebiete des heutigen Syrmier und Veröczer Komitats bestandenem Walkoer Komitats war größtentheils magyarisch und gehörte bis zum XVIII. Jahrhundert auch politisch zu Ungarn. Die unter den Árpáden noch zahlreichen Magyaren wurden später, besonders von Mathias' Zeit an durch die vordringenden Serben immer mehr verdrängt. Doch wohnten zur Zeit der Reformation im Komitat Walko noch genug zahlreiche Magyaren, welche sämtlich den reformierten Glauben annahmen. Nach der Mohács'er Katastrophe aber wurden sie durch Türken, Serben und Deutsche derart bedrängt, dass die meisten Gemeinden zugrunde gingen oder ihre Bewohner auswanderten und sich nur die genannten vier Gemeinden mit ihrer magyarischen Muttersprache und reformierten Religion zu erhalten vermochten. Die Lebensweise und Sprache der slavonischen Magyaren ist sehr interessant; auch in ihrer Tracht und ihren Gebräuchen haben sie viel Originalität bewahrt. Ihre Lebensweise charakterisiert die Institution der Hausgemeinschaft. Ihre Sprache gehört zum Alfölder Dialektgebiet, hat aber sehr viel Originalität bewahrt, was daraus erklärlich, dass sie sich vor vielen Jahrhunderten von den jenseits der Drau wohnhaften Magyaren getrennt haben.

— Vortragssitzung der II. Classe am 9. Oktober. Den Vorsitz führte Classenpräsident Franz Pulszky. Die Vorträge begann das ordentliche Mitglied *Josef Hampel* mit seinem Antrittsvortrage: «Die Ornamentik der Völkerwanderungszeit in unserem Vaterlande». Vortragender strebt nach der Lösung einer vom Gesichtspunkte der allgemeinen Kunstgeschichte sehr wichtigen Aufgabe, indem er in jenem bunten Gemisch, welches der Anblick der Ueberreste der Denkmäler der Völkerwanderung bietet, nach den neuen und nach den älteren Momenten sucht und klarzustellen strebt, auf welcher Grundlage die am häufigsten auftauchenden Motive und Techniken entstanden sind, und in welchem Zusammenhange sie mit den vorangegangenen und gleichzeitigen Kunststilen stehen. Er liest aus seinem demnächst erscheinenden größeren Werke über die Ornamentik der Völkerwanderungszeit in unserem Vaterlande jenes Kapitel als Antrittsvortrag vor, welches den Ursprung der ornamentalen Motive der Völkerwanderungszeit mit eindringender Kritik behandelt. — Hierauf legte das ordentliche Mitglied *Koloman Thaly* «Siebenbürgische Kostümbilder des XVII. Jahrhunderts aus der Marsiglichen Sammlung in Bologna» vor. Unter den zahlreichen culturgeschichtlich bedeutsamen Aufzeichnungen, welche der in den Jahren 1683—1701 in Un-

garn wirkende hochgebildete General Graf Ferdinand Marsigli über zahlreiche Städte und Gegenden unseres Vaterlandes in Wort und Bild gemacht hat, befindet sich ein italienisch geschriebenes ethnographisches Werk über die Bevölkerung Siebenbürgens zur Zeit Apafi's mit Aquarell-Abbildungen der nach Nationalität, Religion, Alter, Geschlecht, Stand verschiedenen Bewohner dieses Landes zu jener Zeit, der Magyaren, Székler, Sachsen, Walachen, Griechen, Armenier, mährischen Anabaptisten und Zigeuner und mit textlichen Erläuterungen über ihre Sprache, Religion, Beschäftigung, Gebräuche u. s. w. Von ursprünglich 41 Abbildungstafeln sind 13 abhanden gekommen und nur der Text geblieben. Der Text und die übriggebliebenen 28 Abbildungstafeln wurden auf Veranlassung der Akademie copiert. Vortragender verdolmetscht die Erläuterungen und begleitet die der Circulation übergebenen Abbildungen mit kurzen Bemerkungen. Die Abbildungen wurden mit großem Interesse besichtigt.

— Vortragsitzung der II. Classe am 6. November. Den Vorsitz führte Ehrenmitglied Lorenz Tóth. Den ersten Vortrag hielt das correspondierende Mitglied *Ignaz Acsády* unter dem Titel: «Die Preßburger und Zipser Kammer und ihre Kostenvoranschläge nach 1565». Vortragender beleuchtet in seiner Studie zur ungarischen Finanz- und Verwaltungsgeschichte die Verhältnisse der beiden höchsten vaterländischen Finanzinstitute, der Preßburger und der in Kaschau residierenden Zipser Kammer von 1565 an in der Zeit der Könige Maximilian und Rudolf. Die Abhandlung bespricht auf Grund archivalischer Quellen vor Allem die allgemeine Finanzpolitik des Aerars und ihre Rückwirkung auf den ganzen Gang der damaligen öffentlichen Verhältnisse unserer Nation, sodann die Organisation, die Rechtssphäre der beiden Kammern, die Thätigkeit ihrer einzelnen Organe, ihrer Beamtenkörper, die ihnen zugewiesenen öffentlichen Einkünfte, ihre jährlichen Ausgaben und Einnahmen, die in ihrem Bereiche alljährlich auftauchenden Reformprojekte, die auf die Steigerung der Staatseinkünfte gerichteten Versuche und überhaupt das gesammte finanzielle Leben des ungarischen Staates in den drei letzten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts. Diesfalls liest aber Vortragender aus seiner umfangreichen Arbeit bloß den einleitenden Theil, welcher die tranrige Rückwirkung der Finanzpolitik auf das Geschick des Landes schildert, die Geschichte der Gründung der im Jahre 1567 organisierten Zipser Kammer und aus dem die Staatsausgaben behandelnden Kapitel jenen Theil vor, welcher zeigt, dass zur Zeit des Königs Maximilian noch eine gesonderte ungarische Hofhaltung bestand, da die Träger der ungarischen Hofwürden damals regelmäßige Jahresgehälter bezogen, welche im Budget sowohl Ferdinand's I., als auch seines unmittelbaren Nachfolgers als stehende Ausgabeposten figurieren. — Hierauf folgte der vom correspondierenden Mitglied Ladislaus Fejérpataki vorgelesene Vortrag des ordentlichen Mitgliedes *Alexander Szilágyi* unter dem Titel: «Georg Rákóczi's I. 1645er Feldzug und Unterhandlungen». Der Vortrag ist ein Theil des unter der Presse befindlichen Werkes des Verfassers: «Georg Rákóczi's I. Leben». Er behandelt den oben genannten Feldzug und die damit zusammenhängenden Friedensunterhandlungen, welche den Linzer Frieden zur Folge hatten. Noch Ende 1644 und Anfang 1645 wollten die kaiserlichen Commissäre von keiner anderen Bedingung hören, als von der Ergebung Rákóczi's auf Gnade. Vom April 1645 angefangen dictierte bereits er die Bedingungen. Sein erstes Verlangen war,

der Kaiser möge Esterházy zurückberufen, denn mit ihm unterhandle er nicht. Es geschah. Darnach kamen seine übrigen Forderungen, die Religionsfreiheit und die Achtung der Verfassung des Landes betreffend, über welche man früher gar nicht unterhandeln wollte. Auch diese wurden angenommen. Sodann verordnete der Kaiser auch das Schwerste, die Inarticulation der Linzer Friedenspunkte, trotz des Widerspruches der Geistlichkeit. Der Vortrag weist nach, dass der Kaiser diese Concessionen unter der Wirkung der Ereignisse des dreißigjährigen Krieges zu machen genöthigt war, um sein Reich vor der größten Krise zu bewahren.

— **Ungarische Geographische Gesellschaft.** Vortragssitzung unter dem Vorsitze des Präsidenten Dr. Béla Erődi am 26. Oktober. Den ersten Vortrag hielt *Dr. Radó Kövesligethy* «Ueber eine mögliche Ursache der spontanen Bodenbewegung». Vortragender ist bestrebt, die spontanen Bodenbewegungen und die damit zusammenhängenden Schwere-Variationen auf die veränderliche Sonnenactivität zurückzuführen. Dadurch gelangen in der statistischen Bearbeitung der Beobachtungen alle diejenigen Perioden zum Ausdruck, welche sich in der Theorie in vorhinein erwarten lassen. — Den zweiten Vortrag hielt *Dr. Vincenz Borbás* unter dem Titel: «Botanische Ethnographie der Plattenseegegend». Die Plattenseegegend ist von einer rein magyarischen Bevölkerung bewohnt, deren Sprache einen höchst beachtenswerten botanischen Wortschatz enthält. Das Volk erkennt leicht die wilde Form der Gartengewächse, die zu einem Genus oder einer Familie gehörigen Pflanzen und benennt sie mit gelungenen Namen; es nimmt auf die Zweigeschlechtigkeit der Pflanzen Rücksicht, wenn es dieselben zur Heilung der Wunden männlicher und weiblicher Individuen verwendet. Der Einwirkung der slavischen und deutschen Sprache widersteht es in bedeutendem Maße, Pflanzen, welche anderwärts mit Namen deutschen oder slavischen Ursprungs bezeichnet werden, weiß es mit gefälligen ungarischen Namen zu bezeichnen. Noch weniger kann hier von einer Einwirkung der walachischen Sprache die Rede sein. Und so kann die nach den Beobachtungen des Vortragenden in der Plattenseegegend auch heute noch für die *Pimpinella Saxifraga* gebräuchliche Benennung *csaba-üröm* (*Csaba-Wermuth*) durchaus nicht (wie *Szarvas* und *Szinnyei* behaupten) vom walachischen *csabăre* oder *csabare* kommen, sondern geht wahrscheinlich, ähnlich wie andere legendarische Pflanzenbenennungen nach hervorragenden Personen (*Szt.-László-füve* u. a. m.), auf eine vielleicht von den Ueberbleibseln der Hunnen durch die Avaren zu den Magyaren verpflanzte *Csaba-Legende* zurück. In den Pflanzennamen kommen die Namen fast aller bemerkenswerten Persönlichkeiten vor (z. B. *Iure herceg-fű, táltos-fű, pápalátó-fű, palócz-fű, török-gilicza, Forgácsbirka* = *Petőfi's szamár-kenyér*). Von Zusammensetzungen mit Thiernamen ist interessant *oroszlánhaj* für das anderwärts gebräuchliche *árvalányhaj*. Eine Fülle der schönsten Pflanzennamen wären aus dem Bereiche der Obstkultur, des Gartenbaues, der Weinlese, der Volksheilkunst, des Kinderbadens, der Milchwirtschaft, der Fischerei u. s. w. zu verzeichnen.

— **Ungarische Historische Gesellschaft.** Monatliche Vortragssitzung unter dem Vorsitz ihres zweiten Präsidenten Franz Pulszky am 31. Oktober. Nachdem der Generalsecretär Alexander Szilágyi den Beitritt eines gründenden

Mitgliedes (Géza Bartosi mit 100 fl.) und dreier Jahresbeiträge zahlender Mitglieder gemeldet, las das ordentliche Mitglied Josef Théry eine Abhandlung «Ueber den blinden türkischen kaiserlichen Prinzen.» In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist ein Zweig des osmanisch-türkischen Herrscherhauses nach Ungarn eingewandert und hat sich hier in Pest ansässig gemacht. Vortragender weist nach, dass der eingewanderte blinde türkische kaiserliche Prinz der Sohn des Sultans Murad I., Szandsi Beg gewesen und mit seiner Gemahlin, seinen beiden Söhnen und einer Tochter im Jahre 1429 oder 1430 eingewandert ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, um für seine Familie ein verlässlicheres Asyl zu suchen, als der Hof des byzantinischen Kaisers war, wo er sich bis zu seinem hohen Alter aufgehalten hatte. Ein Sohn dieses blinden türkischen Prinzen, David Csaloopia, erhielt vom König Sigmund zwei Dörfer im Csanáder Comitat als Donation. Nach diesem beifällig aufgenommenen Vortrag las das ordentliche Mitglied Béla Pettko einen kurzen Bericht über den Inhalt der Chernel'schen Familienurkundensammlung. — Hierauf meldete der Generalsecretär einige Einläufe an, darunter das Projekt betreffend die schon früher angeregten außerordentlichen Abendvorträge für ein größeres gebildetes Publikum. Das Projekt wird dem Ausschuss behufs Antragstellung zugewiesen.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.*

A Pallas Nagy-Lexicon. Az összes ismeretek enciklopédiája tizenhat kötetben. IV. kötet. (Das grosse Pallas-Lexicon. Encyclopedie des gesammten Wissens in sechzehn Bänden.) IV. Band. Budapest, 1893. Herausgegeben von der Pallas, Buchverlags- und Buchdruckerei-Actiengesellschaft Lex. 8° 878 S.

Wieder ist das, nun schon auf seine Tüchtigkeit und Verlässlichkeit zur Genüge erprobte Unternehmen um einen großen Schritt vorwärts gekommen und bietet diesmal nebst 1756 Spalten Text (von Burgos bis Damjanich) 316 Textabbildungen, 4 Farbendrucke: Haifisch, Weltausstellung in Chicago, Wappen, Facsimile des Gebetbuches der Frau Paul Kinizsy (aus dem Jahre 1513), — 2 Heliogravuren: Ceres und Villa in der römischen Compagna (zum Artikel Claude Lorrain), — 5 Landkarten: Verbreitung der Zigeuner in Europa, Comitat Csanád, Böhmen, Mähren und Schlesien, Comitat Csik, Comitat Csongrád, — 1 Plan: Weltausstellung Chicago, — ferner 31 Vollbilder in Holzschnitt. Für diesen Band ist es gelungen, Herrn Erzherzog Josef als Mitarbeiter zu gewinnen, der einen höchst lehrreichen, mustergiltigen Essay über die Zigeuner auf achtundvierzig doppelgespaltenen Seiten als Extrabeilage veröffentlicht, wohl der interessanteste und umfanglichste Artikel, den je ein Conversations-Lexicon enthielt. Der gründliche Essay des Herrn Verfassers führt uns zunächst in die Sprache und Grammatik des sonderbaren, in ganz Europa zerstreuten und noch nicht recht sesshaft zu machenden Wandervölkchens ein, welches laut dem Wortschatz und dem Bau seiner Sprache seine Wiege in Iran, inmitten der indogermanischen Urfamilie stehen hatte. Der Herr Erzherzog geht dann auf die Lebensweise, Gewohnheiten und den Aberglauben der Zigeuner über und stellt da das interessanteste culturhistorische und ethnographische Material

* Mit Ausschuss der mathematisch-naturwissenschaftlichen Literatur, der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

zusammen. *Der hohe Autor* ist wohl ein unübertroffener Specialist in diesem Gegenstande. Seine Schilderungen sind umso interessanter, als sie ins Detail gehen, die Chiromantie, die Kartenaufschlägerei, allerlei Zauberkünste der »Bohémiens« oder »Sipsy« fasslich und anschaulich lehren. Einige Illustrationen sind willkommene Beigaben zur besseren Kenntnis des zigeunerischen Hokus-Pokus. Aus der Religion besser dem phantastischen Aberglauben der Zigeuner werden viele charakteristische Züge mitgeteilt. Ein weiterer Abschnitt ist der Volks poesie und der Musik der Zigeuner gewidmet und werden sogar ganze Lieder mit Noten über dem Texte mitgeteilt. Zum Schlusse gibt der Herr Erzherzog eine Uebersicht der bisherigen Litteratur über die Zigeuner und als Anhang ein kleines zigeunerisch-ungarisches Vocabulär.

Ambrozovics Dező, Hajtőrettek (Schriftbrüchige. Erzählungen von Desider Ambrozovics). Budapest, 1893. S. Deutsch und Comp. 163. S. Belletristische Bibliothek. III. Jahrg. 12 Bd.

Beniczkyné Bajza Lenke, Az anyajegy. Regény (Das Muttermal. Roman von Frau Helene Beniczky-Bajza). Budapest, 1893. Singer und Wolfner. 264 S.

Codex Sexti Farnesiani XLIII. tabulis expressis. Consilio et impensis Academiae Hungaricae edidit *Aemilius Theureck de Ponor.* Tabulas photographicas arte Justinii Lembo Neapolitani confectas photographice descripsit Georgius Kloesz. Budapest, 1893. Ung. Akademie der Wissenschaften. 52 Tafeln Folio.

Csánki Dező. Körösmegye a XV. században (Das Comitat Körös [Kreuz] im XV. Jahrhundert. Antrittsvortrag von Desider Csánki). Budapest, 1893. Akademie. 153 S. und eine Karte.

Farkas Emőd, Boszníában. Elbeszélések (In Bosnien. Erzählungen von Emőd Farkas). Budapest, 1893. S. Robitsek. 142 S.

Felszeghy Dező, Költemények (Gedichte von Desider Felszeghy). Klausenburg, 1893. J. Stein in Comm. 152 S.

Fényes Samu Dr., Jogfejlődés. (Entwicklung des Rechtes. Sociologische Studie von Dr. Samuel Fényes.) Kaschau, 1893. A. Maurer. 121 S.

Györfly József Politikai satirái. Bartók Lajos előszóval. (Josef Györfly's Politische Satiren. Bevorwortet von Ludwig Bartók. Herausgegeben mit Anmerkungen von Adam Horváth.) Budapest, 1893. L. Révai. 110 S.

Halis István, Színes mozaik Nagy-Kanizsa történetéből (Farbiges Mosaik aus den Geschichten der Stadt Groß-Kanizsa von Stefan Halis). Groß-Kanizsa, 1893. J. Wajdits jun. 140 S.

Huber Samu, A mi ünnepeink (Unsere Festtage. Skizzen aus dem Leben der kleinstädtischen Juden von Samuel Huber). Budapest, 1893. Lampel. 117 S.

Jankó János dr., Torda, Aranyosszék, Toroczko magyar népe (Die Magyaren [Székler] von Torda, Aranyosszék, Toroczko. Ethnographische Studie von Dr. Jankó. Herausgegeben von der Ung. geographischen Gesellschaft). Budapest, L. Révai in Comm. 296 S.

Thury József, Török történetírók. (Türkische Geschichtsschreiber. Im Auftrage der historischen Commission der Ung. Akademie übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Josef Thury.) I. Band. Budapest, 1893. Akademie. 433 S.

Timár Szaniszló. Az arany borjú. Monte-Carlói történetek. (Das goldene Kalb. Geschichten aus Monte-Carlo von Stanislaus Timár.) Budapest, 1893. Deutsch & Comp. 102 S.

Végh Kálmán. A holtak iránti kegyelet hajdan és most (Die Pietät für die Todten einst und jetzt von Koloman Végh). Erlau, 1891. Blay in Comm. 129. S.

EIN GRABSTEIN VOM SCHLACHTFELDE BEI GROSS-ALISCH.

Das Dorf Groß-Alisch ist von der ersten Bahnstation unterhalb Schäßburg, Dános, in einer halben Stunde zu erreichen. Der Weg zweigt am untern Ende des Dorfes Dános von der Landstrasse rechtwinklich ab und führt auf das rechte Ufer der großen Kokel in ein kleines Seitenthal. In diesem liegt Groß-Alisch längs zwei kleinen Bächen, die sich im untern Theile des Dorfes vereinigen. Der größere derselben, an welchem die Hauptgasse sich hinzieht, fließt in seinem obern Laufe mit der Kokel beinahe parallel und nimmt seinen Ursprung auf dem Gebiete des höher gelegenen Dorfes Marienburg (Hétur). In dem engen Thale dieses Baches, unmittelbar oberhalb der gegenwärtig letzten Häuser des Dorfes Groß-Alisch, ist das Schlachtfeld zu suchen und hier steht auch gleich links am Weg, der aus dem Dorfe auf dem rechten Bachufer hinauf nach Marienburg führt, ein Denkmal.* Es soll die Stelle bezeichnen, auf welcher man die Leiche des Fürsten Kemeny gefunden.

Das schmucklose Denkmal, aus Ziegelsteinen aufgeführt, ist ganz eigenthümlich geformt und ohne jede Inschrift. Das Fundament ist rund angelegt, darauf ein achteckiger Sockel mit einem verjüngt ausladenden achteckigen Gesimse und vorspringendem Dach. Darüber ist ein Würfel aufgebaut, an dessen Seiten rechteckige Nischen mit in einer Linie verlaufenden Kanten angebracht sind. Den ganzen Bau krönt ein einfaches vierseitiges Ziegeldach mit einer Windfahne. Dieser Bau ist im Jahre 1851 neu aufgeführt worden und wie Augenzeugen behaupten, ganz genau in derselben Gestalt, wie das ursprüngliche Denkmal, nur solider. Dieses war abgetragen worden, wie dieselben Augenzeugen behaupten, weil die Alischer gehofft hatten, darin Urkunden zu finden, die ihnen in einem Hattertprozeße gegen das Nachbardorf Marienburg Beweismaterial liefern könnten; es fand sich aber gar nichts. Gegenüber diesem Denkmal, also rechts

* Beschreibung: Magy. Hirlap 1851. Erdély Régiségei 278—9, I.

vom obenerwähnten Wege, der aus dem Dorfe herausführt, ziehen sich bis zum Bache Gemüsegärten hin und knappe 100 Schritte vom Denkmal in südöstlicher Richtung, innerhalb der Einfriedigung eines Gartens ist ein Massengrab gewesen und auf diesem ein Grabstein. Dieser Grabstein wurde vor etwa zwanzig Jahren in die Sakristei der ev. Dorfkirche überführt, aber leider schon zu spät; denn er war schon in Stücke gebrochen und einige Stücke fehlten schon. Das Material ist allerdings ein sehr wenig widerstandsfähiger Kalkstein, der dazu schon «in den kuruczischen Unruhen sehr misshandelt» worden war.*

Er misst in der Breite 53 Cm. und in der Länge — so weit sie erhalten ist — 107 Cm. Der obere Theil — 56 Cm. lang bis zur Inschrift — enthält nur noch schwach kenntlich die Konturen eines Wappenschildes inmitten eines Kranzes in erhabener Arbeit; der untere Theil — 51 Cm. lang — enthält die Inschrift und besteht aus drei schwer aneinander zu passenden Bruchstücken, welcher Umstand die Inschrift noch unleserlicher macht. Deutlich lassen sich nur folgende Wörter und Buchstaben lesen:

HOC TVMVLO PP
 . ADAVERVM STKAGEP. . . .
 N . . IACET
 GENE SET MA . . Æ
 VVEN . . . OANES PET . IT
 . . O DE SCEPLA
 . . FAVSTO ILLO BELO CIV
 . . VOD GESTVM INT . R DV
 NCIPES IOANNEM
 ICHAELEM APA
 VMMVN . TVM R
 . . IOANNE KEMENY

Die nachfolgenden Zeilen sind weggebrochen. Dass die Inschrift schon am Ende des vorigen Jahrhunderts sehr verstümmelt war, beweist nachstehende Abschrift aus jener Zeit, die in den «Nachrichten von dem Siebenbürgischen Fürsten Johannes Kemény» von M(artin) G(ottlieb) S(chech) — 1775 Königsrichter in Schäßburg — enthalten ist.* Ich schicke die der Inschrift nachgesetzte Anmerkung hier voraus:

«Anmerk. Was groß geschrieben, war auf dem Leichenstein noch leserlich, was aber klein geschrieben, war völlig ausgelöscht».

* Siebenbürg. Quartalschrift, II. Jahrg. S. 151.

** Sieb. Quartalschrift II. Jahrg., S. 152.



HOC TVMVLO PRO mi SCVA
 CADAVERVM STRAGE PLEno
 IACET
 GENERosus ET MAGNae spei juvenis
 IOHANNES PETritgevith DE SZéPlak,
 Qui in inFAVSTO ILLO BELLO CIVili
 qVOD GESTVM INTER DVos Principes
 Joannem Kemény et MICHAELEM APAFFI
 Copiis TVRCARVM MVNITVM ROBvStiorem
 cum IOANNE KEMENYio
 aCIE OCCVBERVNT
 A. D. M. DC. LXII. Die VERO XXIII. Januarii,

Schon ein oberflächlicher Vergleich dieser Abschrift mit dem Originale zeigt, dass sie sehr ungenau ist; wahrscheinlich ist sie auch nicht von dem Originale direct gemacht worden. Sie findet sich nämlich ganz ähnlich in einem Manuscripte ohne Verfasser und Jahr, anscheinend aus derselben Zeit, betitelt: «*Epitome historiae Transilvaniae, Sectio I. De Rebus Transylvaniae Politicis*» in einer Anmerkung, welche lautet:

«Ohnweit N: Szölös Schaeßburger Stuhls stehet im Thal noch Johann Kemenyii Denkmal wo er fiel. Man liest alhie an einem Stein folgende Inscription:

Hoc tumulo promiscua cadaverum strage pleno jacet Generosus et magnae spei Juvenis Joan Petritgevith Horvath de Széplak. Qui in infausto illo bello civili, quod gestum inter duos Principes J. Kemeny et M. Apafi copiis Turcarum munitum robustiorem cum J. Kemenyio occubuit. Obiit Ao MDCLXII. d: xx. Februar.

In dieser Abschrift findet sich der Name Horvath neben Petritgevith, den auch das Original enthalten hat, aber bis auf den Buchstaben O verloren hat. Die Schlussworte und das Datum der Schlacht stimmen nicht überein; das letztere ist ebenfalls falsch angesetzt mit 20. Februar. Was auf dem Grabstein nach den Worten IOANVE KEMENY noch gestanden, darüber lässt sich streiten; beweisen lässt es sich mit dem vorhandenen Material nicht.

Der Inhalt der Inschrift und ebenso der Zweck des Denkmals sind aus den erhaltenen Resten klar. Dem *generosus et magnae spei juvenis* Johannes Petritgevith Horvath de Széplak ist dieses Grabmal gesetzt worden u. z. im Jahre 1666; denn die Rückseite desselben enthält folgende Inschrift: P. CB ANNO § IWB 1666 Die Buchstaben PCB und das Wort «*anno*» scheinen nicht von derselben geübten Hand gemeißelt worden zu sein, wie das *sculpil IWB 1666*.

Eine hervorragende Rolle scheint der junge Horváth nicht gespielt zu haben, denn er wird in der Umgebung des Fürsten Kemény nie erwähnt, obgleich in verschiedenen Schlachtenberichten die adeligen Herren aus seinem Gefolge namentlich aufgezählt werden.

Auch in der Stammtafel der Familie Petrichevich Horváth de Széplak findet sich in dem fraglichen Jahrhundert nur ein Johannes, aber schon 1616, also jedenfalls nicht der *magnæ spei juvenis* vom Jahre 1662.

Zu bedauern ist es, dass aus der Inschrift sich gar nichts schließen lässt, ob die Leiche des Fürsten auch auf dem Schlachtfelde beerdigt worden oder ob die Tradition in der gräflichen Familie Bethlen de Bethlen recht behält.

Zur Zeit der Schlacht bei Groß-Alisch saß auf dem altromantischen Bethlen-Schlosse zu Kreisch, nur 1¹/₂ Stunden vom Schlachtfelde entfernt, die Schwester des Fürsten Kemény, Katharina, als die Gemahlin des Grafen Bethlen Franz. Als sie das Schicksal des Bruders erfahren, soll sie die Leiche desselben im Geheimen nach Kreisch geholt und dort beigesetzt haben. Wer in unseren Tagen das prächtige Grafenschloss mit seinen wunderbaren Parkanlagen und seinem gastfreundlichen Besitzer besucht, versäume nicht, auf die rechts von der Haupteinfahrt gegen den Wirtschaftshof gelegene schattigkühle Gartenterrasse über einige Steinstufen hinauf zu steigen. Links neben der einfachen Gitterthür steht ein Grabstein mit dem Kemény'schen Wappen, aber der Raum unter dem Wappenschilde ist frei und harrt noch immer der Inschrift und Niemand weiß, welcher Platz ihm bestimmt war, ob das Schlachtfeld oder die Familiengruft. Es ließe sich vielleicht durch Oeffnen des ältesten vermauerten Theiles der Bethlen'schen Familiengruft im Kreischer Schlosspark die Frage entscheiden, ob der Fürst Kemény dort beigesetzt worden oder nicht, aber die Pietät der ehrwürdigen greisen Mutter des gegenwärtigen Besitzers will die Ruhe der dort Beigesetzten nicht stören lassen.

Schäßburg.

Prof. WILH. BERWERTH.

DIE ZUSTAENDE IN UNGARN VOR 110 JAHREN.

Nach einem Berichte der königlichen ungarischen Statthalterei.

Mitgetheilt von Dr. VINC. GOEHLERT.

Zur Zeit der Regierung des Kaisers Josef II. wurden in Ungarn aus Verwaltungsrücksichten mehrere Comitate zu einem Districte vereinigt und an die Spitze der auf diese Weise gebildeten zehn Districte Regierungs-Commissäre berufen, welchen die Aufgabe zufiel, eine bessere Verwaltung

in der einzelnen Comitaten einzuführen, die Comitats- und Magistrats-Organen zu überwachen, vorhandene Mis-bräuche abzustellen, die hie und da auftauchenden Klagen und Beschwerden zu untersuchen und überhaupt Ordnung in der Verwaltung nach der politischen und wirtschaftlichen Seite zu schaffen. Die von diesen königlichen Commissären gemachten Wahrnehmungen und die gepflogenen Erhebungen und Untersuchungen hat die königlich ungarische Statthalterei in einem umfassenden Berichte * zusammengestellt, dessen wesentlicher Inhalt, wie folgt, lautet.

I. Pester District. (Königl. Commissär: Josef Graf Majláth.)

Dieser District, welcher den Mittelpunkt Ungarns bildet, besteht mehrerentheils aus einer sehr fruchtbaren Gegend bis auf die Gebirge, welche gegen das Neograder Comitats liegen. Der Verschleiß der Producte aus der Gegend der Donau kann zum Theil aufwärts nach Bedarf geführt oder auch für den Militärgebrauch verkauft werden. Die Contribution muss also bloß vom Ackerbau erhoben werden, da die Industrie allda sehr gering und auch die Bevölkerung bei weitem der Größe und Fruchtbarkeit des Bodens nicht angemessen ist. Die Hauptorte für den Consum sind allerdings Pest, Ofen, Erlau, Waitzen, Miskolcz und Stuhlweißenburg; die ersteren zwei Städte, die an einander liegen und nur durch die Donau abgetheilt sind, wo sich jetzt die politischen und Judicial-Stellen, auch die Universität vereinigen finden, weisen natürlich den größten Consum auf.

Die Wirtschaft der genannten Städte und die gute Besetzung und Leitung ihrer Magistratspersonen macht einen Hauptgegenstand aus, besonders in Ofen und Pest, über welche man desto mehr wachen muss, als die allda vorhandenen Stellen und Studien aus einem natürlichen Triebe, dass der Mensch nur nach dem Urtheil, was ihm angenehm wäre, nur immer übertriebene Wohlfeilheit und Gemächlichkeit verlangen würde, ohne Rücksicht darauf, was die Städte thun können oder nicht. Weswegen dann auch die zu große Leichtigkeit, diese Städte noch mit Häusern zu vergrößern, nicht am erwünschtesten wäre, weil immer die Städte durch ihre allzu starke Vergrößerung Hände von dem Ackerbau abziehen.

Die Ausgüsse der Donau, Theiss und Sár-Réttje richten in diesem Districte vielen Schaden an und es wird mit den angrenzenden Districten gemeinsam zu überlegen sein, wie diesen Unfällen abzuwehren wäre, ohne dass anderen dadurch Schaden zuzuginge; sowie auch im Stuhlweißenburger Comitats die Arbeiten, so in der Sár-Réttje angefangen worden sind, schon vielen Nutzen verschafft haben.

Die Commercial-Haupt- und Poststraßen dieses Districts müssen zahl-

* Bericht an den königlichen ungarischen Hofkanzler, Karl Graf Pálffy 1784.

reich ausfallen, weil es der Mittelpunkt des ganzen Landes und der Regierung ist. Diese wären folgende: von Pest über Waitzen in das Honter Comitatz gegen die Bergstädte, dann eine zweite über Hatvan, Keresztes, Onod, Miskolcz auf Kaschau zu mit einem Einschnitte, der von Onod über Szerencs nach Tokay ginge; die dritte Straße von Pest über Czegléd, Abony nach Szolnok, eine vierte über Örkény, Kecskemét, Félegyháza auf Szegedin, eine fünfte über Kaloesa, Zombor nach Neusatz und Peterwardein, dann eine sechste über Ofen, Vörösvár, Neudorf in das Graner Comitatz im Anschlusse an die Poststraße nach Wien, eine siebente von Ofen auf Stuhlweißenburg und Veszprim und endlich eine Straße längs der Donau über Hamzabég, Ercsi, Adony, Pentele auf Földvár zu in das Tolnaer Comitatz.*

Die Relution der Robot auf den im Districte vorhandenen Cameral-, Studien- und geistlichen Gütern wird gewiss die Industrie neu beleben und die Administration der Güter erleichtern, sowie auch zu einem nutzbaren Beispiel für andere Grundherren dienen.

Die Bestimmung des so erwünschten Pfarrgeschäftes und dass in diesem die gegebenen Grundsätze so viel wie möglich angewendet werden, ist ein Hauptgegenstand, so wie auch besonders das Volksschulwesen auf den Dörfern und dass einmal nach den Grundsätzen des Toleranzpatentes alle Neckereien ihr Ende erreichen.

Da Holzmangel in dem größten Theil dieses Districtes herrscht und der Nachwuchs der Bäume sehr vernachlässiget ist, so verhindert dies auch dessen Beförderung, worin die möglichste Abhilfe zu schaffen sein wird.

Der Weinbau dieses Districts ist beinahe der vorzüglichste in Ungarn; es ist deswegen hauptsächlich auf dessen unverfälschte Erhaltung zu sehen, damit der Wein auch in der Fremde seinen Credit nicht verliere.

Man sollte glauben, dass diese Comitatz, welche aus der besten Gattung Inwohner, nämlich aus wahren Magyaren und vielen Deutschen bestehen, auch gut in der Ordnung sein würden, allein es sind viele Klagen, besonders bei den Jazygiern und Kumaniern, der Religion und Präpotenz wegen, namentlich im Heveser Comitatz vorgekommen. Es wird also vorzüglich auf die gute Bestellung der Comitatz- und Magistrats-Personen und dass solche nicht von persönlichen Einflüssen blindlings geleitet werden, Bedacht zu nehmen sein.

Die Raitzen (Serben) und nicht unierte Griechen, die sich in diesem District, besonders in Ofen, Erlau, Set-Andræ und in anderen Gegenden des Handels wegen aufhalten, sind wider alle Bedrückungen zu schützen, weil sie einen nutzbaren Verkehr treiben.

Die wenigen Fabriken und Handelsleute, so sich in Ofen und Pest

* Die hier projectierten Straßenzüge sind heutzutage größtentheils durch Eisenbahnen ersetzt.

vorfinden, sind zu unterstützen und anzueifern, weil von diesem Platze eigentlich der ganze Verkehr der ungarischen Producte abhängt.

II. Raaber District. (Königl. Commissär: Graf v. Györy.)

Dieser District fasst in sich den größten Theil der fruchtbarsten Gegend in Ungarn; dessen Contributionsbezug wird meistens von seinen Producten gewonnen und von dem Verschleiß der Producte nach Oesterreich und Steiermark. Die Industrie ist allda sehr gering, weil alles sich bloß auf den Feldbau verlegt und von Vieh- und Pferdezucht nur im Raaber und Komorner Comitat einiges zu treffen ist. Da der größte Viehtrieb gegen Oesterreich und Deutschland durch diesen District geht und der große Absatz an Heu, besonders vom Wieselburger und Oedenburger Comitate nach Oesterreich geschieht, so müssen die Weiden und der Wieswachs allda sorgfältig erhalten werden.

Die Fahrt auf- und abwärts der Donau giebt Ungarn zum Verschleiß seiner Producte nach außen den größten Vortheil, wenn nur die Beschwerlichkeiten desselben genau vermieden werden: wozu vorzüglich zum Gegentrieb, wenn der Neuhäusler Donauarm nicht hinlänglich geräumt werden könnte, die Herrichtung eines Trepelweges am großen Strom während der Zeit, als die Wasser klein sind, die Errichtung einiger kleinen Brücken über die in die Donau fallenden Bäche, dann die Verstopfung einiger Wasserserrisse durch Dämme zu bewirken ist, damit die ziehenden Pferde nicht so oft das Ufer verändern müssen.

Die Hauptstädte dieses Districts sind Oedenburg, Raab, Komorn, Veszprim, Gran und Güns, auf deren gute Besetzung mit Magistratspersonen und deren gute Verwaltung viel ankommt, weil dieselben zum Verschleiß und zur Industrie im Lande viel beitragen können.

Da das Hauptaugenmerk dieses Districtes der Straßenzug und der Absatz seiner Producte sein muss, so wären folgende Straßen herzustellen: die Wienerstraße bis Preßburg, dann von Preßburg über Karlburg, Altenburg, Raab, Gönyö, Nessmil nach Vörösvár bis Ofen; ferner von Neudorf mit Uebersetzung über die Donau nach Bärkány und von da längs der Gran bis zur Straße, so von Waitzen in die Bergstädte führen wird; dann eine Straße von Stuhlweißenburg nach Veszprim und von da in das Szalauer Comitat bis nach Sümegh, diese Straße muss umso besser hergestellt werden, als sie vorzüglich für den Transitverkehr von Galizien und Russland über Kaschau, Pest, Warasdin bis zum Meere zu dienen hat. Eine andere Straße muss von Raab nach Veszprim über Heiligenkreuz nach Pápa eingeleitet werden, eine andere von Wieselburg über den neuen Damm am Neusiedler See nach Oedenburg, dann eine Straße von Wiener-Neustadt nach Oedenburg für den Getreideabsatz, der sich bis Steiermark und Kärnten

ausdehnt; endlich muss noch eine Straße von Wimpassing aus auf Oedenburg und von da über Güns, Steinamanger, Körmönd in das Szalaer Comitats gegen Warasdin und schließlich eine Straße von Steinamanger gegen Fürstenfeld nach Steiermark führen.

Die Wasserschäden entstehen vorzüglich von der Donau und ihren Armen, von der Leitha, Raab, Waag und Rabnitza, dann vom Neusiedler See; wie diesem Uebelstande abzuhelpen sei, muss in reife Ueberlegung gezogen werden.

Der Holzmangel ist in diesen Gegenden empfindlich und es kann daher nicht genug auf die Erhaltung der allda vorhandenen Waldungen und auf einen größeren Anwuchs derselben gesehen werden, weil nur die Gebirge und die Gegend des Bakonyer Waldes noch gut mit Holz besetzt sind, von wo aber die Zu- und Abfuhr sehr beschwerlich ist.

Die Schafzucht könnte vorzüglich in den gebirgigen Theilen gegen Steiermark und um Veszprim vermehrt und verbessert werden. Von Farbiken sind nur einige Lederfabriken und eine Salniter-Siederei bekannt, welche zu unterstützen sein werden.

Man könnte glauben, dass die Comitats dieses Districtes, da sie so nahe an Wien und Preßburg grenzen und in denselben die größten Grundbesitzer sich befinden, in der besten Ordnung wären und zum Muster aller anderen dienen würden, allein dies hat sich nicht immer so gezeigt. Das Eisenburger Comitats ist in gänzlicher Verwirrung und es sind in demselben vor Zeiten die größten Anstände wegen des Urbariums vorgekommen, welche noch nicht ganz behoben sind; durch die Untersuchungen ist auch erwiesen worden, dass alles nochmals nach den Urbarial-Grundsätzen geändert werden muss. In diesem und auch im Oedenburger Comitats haben viele persönliche Rücksichten zu Lasten des Contribuenten und bei der Militär-Bequartierung und Verpflegung stattgefunden.

In diesem Districte sind die meisten Einwohner katholisch, einige protestantisch und nur wenige calvinisch; der katholische Clerus scheint einer der ordentlichsten und aufgeklärtesten zu sein. Die Einwohner bestehen theils aus Ungarn, theils aus Kroaten (Winden) und aus vielen Deutschen; übrigens scheinen sie ziemlich ruhige Leute zu sein und geben auch gute Soldaten ab.

Es ist noch in Frage, ob Veszprim in eine königliche Freistadt verwandelt werden soll, worüber es noch der Ueberlegung bedarf, sowie es zu wünschen wäre, dass die Stadt Komorn, die so vielen Unglücksfällen vom Erdbeben ausgesetzt ist, sich auf dem rechten Ufer der Donau mehr anbauete, wozu derselben schon alle Freiheiten zugestanden worden sind.

III. Neutraer District. (Königl. Commissär: D. Ürményi.)

Die Contribution dieses Districts zeigte sich besonders im Preßburger Comitate im Rückstande, ob dies nun von der schlechten Eintreibung, oder von dem geringen Verschleiß der Weine oder auch von der ungleichmäßigen Belegung der Abgaben herrühre, wird erst zu erheben sein und es sind dann die dazu nöthigen Abhilfsmittel anzuwenden.

Die Stadt Preßburg ist durch den Wegzug der Dicasterialämter in ihrem Nahrungsstande, besonders rücksichtlich der Hauszinse geschwächt worden. Um dafür doch einigen Ersatz zu finden, wurde das Seminarium generale, die Academie dahin verlegt; zudem werden die leerstehenden Gebäude zur Verstärkung des Militärs bestimmt.

Die einzelnen Städte dieses Districts scheinen nicht in der besten Ordnung zu sein und es sind besonders mehrere Beschwerden, welche die Bestimmungen des Toleranzpatentes betreffen, über die Städte Pösing, St. Georgen und Modern vorgekommen. In Trencsin sind auch viele Klagen erhoben worden, die meisten im Markte Tapolcsán, und sie scheinen nur mit Gewalt gestillt worden zu sein. In der Stadt Tyrnau ist der Einfluss der Geistlichkeit auf den Magistrat sehr stark und es geschehen aus dieser Ursache auch hie und da Parteilichkeiten.

Die Erhaltung des Neubäusler Donauarmes in schiffbarem Stande ist ein wichtiger Gegenstand, der den ganzen aufwärtigen Zug auf der Donau bestimmt, besonders der Theil der Insel-Schütt, welcher zum Preßburger Comitate gehört.

Die Waag durchschneidet diesen District und deren Schiffbarkeit, besonders mit Flößen, gereicht zum Nutzen der daranliegenden Grundherrschaften. Bis jezt war es meistens Bauholz, das von den Cameral-Waldungen von Radek in die Donau und dann weitergefloßt wird. Es muss daher darauf gesehen werden, dass diese Flößung nichts hemme und die Ufer gut erhalten bleiben, sowie gegen die so häufigen Ueberschwemmungen Vorsorge getroffen werde. Die Brücken über diesen Fluss, besonders bei Szered, Freistadt und Trencsin müssen der Communication wegen aufrecht erhalten werden; nur handelt es sich hiebei darum, ob nicht diese Brücken auf eine mehr solide Art zu errichten wären, da sie fast alle Jahre weggerissen werden. Die Waag und die sogenannte Dutwaga machen starke Ausgießungen und füllen Wassergräben an, die nicht ablaufen können, zugleich das Terrain zur Kultur unbrauchbar machen und den Gesundheitszustand durch die Ausdünstungen schädigen.

Die Straßen dieses Districts sind: von Pressburg über Tyrnau, Leopoldstadt, Freistadt, Neutra, Tapolcsán nach Schmölnitz in die Bergstädte, diese Straße ist zwar weiter als über Szered, gleichwohl aber wegen der Städte, durch welche sie geht, vorzuziehen, weil Fuhrleute und Reisende besseres

Unterkommen allda finden; dieselbe müsste chaussée-mäßig gebaut werden, da sie nicht allein in die Bergstädte führt, sondern auch die beste Communications-Straße mit Galizien bildet. Eine zweite Straße muss von Tyrnau über Nadasd auf Holitsch gezogen werden, welche nach den in Holitsch schon errichteten Dämmen und Brücken die sicherste Communication mit Mähren bietet. Endlich ist eine Straße über Trencsin längs der Waag nach Sillein und Csácza gegen Jablunka in guten Stand zu setzen und darin zu erhalten, weil damit eine Communication mit Schlesien hergestellt wird. Auch ist noch eine andere Straße zu eröffnen, welche von Walachisch-Meseritsch aus Mähren über Miloka auf Leibitz nach Galizien führt, diese ist besonders für Kriegszeiten und zu dem Zwecke, um Galizien eine Communication durch Ungarn nach Mähren zu verschaffen und der sehr exponierten Straße über Bielitz auszuweichen, höchst notwendig.

Die Erhaltung der Waldungen, besonders in der Gegend von Jablunka, ist nicht nur für die zunehmende Bevölkerung, sondern auch vornehmlich für die Landes-Defension in Betracht zu nehmen. Es ist leider in dieser Gegend durch die Streitigkeiten zwischen Schlesien und Ungarn vieles verwüstet worden und daher darauf zu sehen, dass der Waldstand in den schon verwüsteten Gegenden durch Hintanhaltung des dem Nachwuchse schädlichen Weideviehes, sowie durch das Anbrennen der Bäume soviel wie möglich geschont werde.

Dieser District ist zum Theile mit sehr gutem Getreide und mit gutem Wein, besonders im Pressburger Comitate gesegnet; nur muss man trachten, dass dem Weine auch durch Wohlfeilheit ein größerer Absatz und durch bessere Cultur und besonders durch eine bessere Behandlungsweise des Weines, ein größerer Verschleiß im Ausland verschafft werde. Auch scheinen diese Gegenden zur Schafzucht geeignet zu sein, sowie zur Einführung der Spinnerei, wofür die Sassiner Cotonfabrik das beste Beispiel liefert.

Die Hintanhaltung von Schwärzereien sowohl von Salz in der Gegend von Schlesien als auch von Tabak nach Mähren und Oesterreich muss vorzüglich zum Augenmerk dienen, weil die sichere Einnahme der öffentlichen Gefälle in den Erblanden davon abhängt. Wenn sich ferner bei Recrutentstellungen Unterthanen aus Mähren und Schlesien nach Ungarn flüchten, so dürfen solche nicht verhehlet, sondern müssen sogleich wieder in ihr Vaterland zurückgewiesen werden, weil das Interesse der Monarchie von einem Lande gegen das andere nur eines sein soll.

In diesem Districte kommen größtentheils Slowaken vor; der Character derselben ist zur Faulheit und zu Schlägereien geneigt, übrigens können sie ziemlich ruhige Unterthanen und auch, obwohl sie bis jetzt dem Soldatenstande nicht zugethan waren, als gute Soldaten, wenn sie einmal dabei sind, bezeichnet werden. Im Barscher Comitate sind die Leute etwas unruhiger.

Was die Comitatsbeamten anbelangt, so ist es als eine natürliche Ursache der daselbst herrschenden Erbobergespanschaft, weil im Preßburger Comitats alle der Pálfy'schen und im Trencsiner Comitats alle der Illés-házi'schen Familie anhängen, anzusehen, dass jene, welche bei diesen Familien nicht gut angeschrieben sind, auch zu nichts gelangen können. Es ist daher nöthig, diese Verbindungen in etwas zu trennen.

IV. Neusohler District. (Königl. Commissär: L. Baron Prónay.)

Die Eintreibung der Contribution in diesem District ist um so sorgfältiger zur rechten Zeit und auf rechte Art zu veranstalten, als die Bevölkerung in den Gebirgsgegenden zum Theile von der Industrie lebt und daher für die von der Gebirgsgegend in das flache Land gehenden Inwohner auch alle Erleichterung in der Ausfüllung der Meldzettel gemacht werden muss. Beschäftigung und Verdienst gewinnen diese Leute zumeist von den allda vorhandenen Bergwerken. Alles was zu deren Hebung gedeihlich sein kann, muss daher nicht allein aus cameralischen, sondern auch aus politischen Gründen zum Besten des Landes besorgt werden, dazu wird vorzüglich genaue Sorgfalt auf die Erhaltung der Wälder, auf jene der Straßen, auf die Erhaltung und Verbesserung der zum Holzflößen tauglichen Wasser, dann auf einen hinlänglichen Vorrath an Lebensmitteln zu nehmen sein.

Es ist die Absicht, eine Poststraße von Preßburg über Neutra nach Schemnitz zu führen, von da wäre zu sehen, ob nicht die leichteste Communication über Neusohl gegen Leutschau, um nach Galizien zu gelangen, hergestellt werden könnte, oder ob wegen der Gebirge auf eine andere Art in die schon gebaute Straße im Liptauer Comitats zu gelangen wäre, oder ob man wohl gar den Weg über Rimaszombat, Rosenau, Schmölnitz nach Kaschau am leichtesten würde herstellen können, weil schon große Strecken fertig sind und dadurch die kürzeste Post- und Commercialstraße von Wien nach Galizien gewonnen würde.

Die Magistratspersonen in den Städten sind nicht zum Besten gewählt und die Bestimmungen des Toleranzpatentes nicht genau beobachtet worden, worauf in Hinkunft mehr Rücksicht nach Billigkeit und Gerechtigkeit genommen werden muss. Die Comitats- und Magistrats-Beamten sind besonders im Honter Comitats schlecht bestellt, was sich durch den höchst-ärgerlichen Process der Menschenfresser (?) gezeigt hat. Die Unterthanen der Stadt Rosenberg sind öfter mit Klagen hervorgetreten, welche durch weitere Untersuchungen noch der Aufklärung bedürfen.

Die Industrie, besonders die Spinnerei und Weberei können zahlreichen Inwohnern ziemlichen Verdienst verschaffen; es ist daher auf die Vermehrung derselben zu sehen und zugleich der Verkehr mit Galizien zu befördern.

In diesem Districte befinden sich größtentheils Slowaken, welche ziemlich ruhige Leute sind.

V. Kaschauer District. (Königl. Commissär: D. de Szent-Iványi.)

Die Bewohner dieses Districts ziehen größtentheils ihre Nahrung aus der Industrie und aus dem Handel nach Galizien, besonders was die Gebirgsgegenden betrifft. Von den Städten Kaschau, Eperies und Leutschau sind Beschwerden erhoben und besonders in der Stadt Kaschau viele Klagen wider die Magistrats-Verwaltung wegen verweigerter Zulassung der Akatholischen zu den öffentlichen Stellen erhoben worden.

Was die Comitatsbeamten anbelangt, so sind diese besonders im Zipser Comitats schlecht bestellt, sowie auch unzählige Beschwerden wegen schlechter Administration von diesem Comitats und von den in demselben liegenden sechzehn Cameralstädten erhoben wurden. Diese Städte sollen in ihrem Flor aufrecht erhalten werden, weil sie die ganze Gegend und den Abhang des Karpathengebirges beleben.

Als Hauptstraßen dieses Districts können folgende bezeichnet werden: eine Straße, so im Zusammenhang mit der Poststraße steht, welche von Preßburg aus über Schemnitz geleitet wird; ob nun diese über Rimaszombat nach Kaschau, oder von Schemnitz über Neusohl gegen Leutschau oder in die Liptau am besten zu führen sei, unterliegt noch der näheren Bestimmung, immerhin wird sie aber durch das Saroser Comitats über Bartfeld im Anschlusse an die Straße von Dukla in Galizien geführt werden müssen. Außerdem wird eine Straße von Dukla aus über Eperies nach Kaschau zu ziehen sein und von da sich in zwei Theile theilen, die eine über Szerencs nach Erlau und weiter bis Pest und von Szerencs gegen Tokay und die zweite von Kaschau über Unghvár nach Munkács. Die Straße von Galizien über Kaschau nach Pest ist von der größten Wichtigkeit für den Handelszug der Producte aus Pohlen und Russland und bildet den kürzesten Weg, um zu dem Meere nach Fiume zu gelangen.

Die Erhaltung der Waldungen, besonders längs der galizischen Grenze, ist ein Hauptgegenstand zur Defension des Landes, im Falle, dass Galizien als ein offenes Land den feindlichen Ueberfällen ausgesetzt würde. Zugleich fordern die Kupferbergwerke von Schmölnitz und das Salzwerk in Sóvár hinreichendes Holz.

In diesem Districte leben größtentheils Slowaken; auch giebt es allda viele Deutsche, welche meistens Handwerksleute sind.

Diese Gegend wäre besonders für Spinnereien und andere Industriezweige sehr geeignet.

Der Clerus, besonders Ritus uniti ist überhaupt noch wenig aufgeklärt

und auch die Schulen sind allda noch sehr zurück, auf deren Verbesserung besondere Rücksicht zu nehmen sein wird.

Das Lyceum in Kaschau erfordert gute Aufsicht, damit die Jugend belehrt und die Stipendien nur wahrhaft würdigen Schülern ertheilt werden. Dasselbe gilt für das Gymnasium der Reformierten in Sárospatak.

Der kostbare Weinbau in Tokay erfordert, dass auf dessen Erhaltung in seiner Vollkommenheit genauer Bedacht genommen werde, damit die Weine mit großem Fleiß erzeugt werden und auch einen Verschleiß ins Ausland finden können.

VI. District Munkács. (Königl. Commissär: S. Baron Révay.)

In dieser Gegend, einer der am wenigsten fruchtbaren, ist die Eintreibung der Contribution mit Schwierigkeiten verbunden. Der Gewerbefleiß besonders die Bergwerke und Salzsiedereien müssen das meiste dazu beitragen, weshalb alles, was zu deren Bebauung und zum Transport der Producte auf der Szamos und Theiß oder zu Lande dient, soviel wie möglich zu befördern ist. Damit die Bergwerke ordentlich betrieben werden können, muss auch in der Herbeischaffung von Lebensmitteln solche Ordnung herrschen, damit der Landmann und zugleich der Bergmann ihr rechtes Auskommen finden.

Die Waldungen sind für den Bergbau und besonders zu den Wasserfahrzeugen unentbehrlich, mittelst welchen das Salz auf der Theiß verführt und wodurch zugleich allen an derselben gelegenen Gegenden Bau- und Brennholz, welches für das Banat und für die Bácsér Gegend so nothwendig ist, verschafft wird; man kann daher leicht beurtheilen, wie nutzbar die Erhaltung der Wälder erscheint. Es muss daher sorgfältig darauf gesehen werden, dass die hie und da leeren Plätze mit Holz angebaut und die schädlichen Ziegen von den Waldungen abgehalten werden.

Die Wässer, die, wie die weiße und schwarze Körös und Szamos, zum Flößen geeignet sind, müssen von den Hindernissen möglichst geräumt, auch die Ufer in einem solchen Stand erhalten werden, dass sich die Ausgießungen vermindern. Es giebt auch noch andere reißende Bäche, wie die Latorcza und dergleichen mehr, die in ihrem Laufe zu erhalten und auch Flößen geeignet wären.

Die Straßen in diesem Districte sollen folgende sein: eine Straße von Kaschau über Unghvár und Munkács und von da über den Veröczer Pass nach Galizien, eine andere von Munkács nach Sziget und von da rechts nach Siebenbürgen über Nagybánya und links über Körös-Mező nach Galizien.

Die Comitate sind nicht am besten mit Magistratspersonen besetzt, besonders hat sich das Bereger Comitatus in den letzten walachischen Unruhen

Handlungen erlaubt, welche zu ahnden waren, nämlich die Versammlung der Banderien, die Armierung derselben und ihrer Bedienten, die den Unterthanen gewaltsam abgenommenen Gewehre und endlich die Absendung zweier Edelleute nach Galizien, wo diese sehr unanständige Reden gehalten haben. Im Szatmárer Comitats ist Aehnliches vorgefallen.

In der Marmaros sind Klagen gegen die Comitatsverwaltung und gegen Cameralbeamte laut geworden, die Bedrückung der Unterthanen und eine Art Sklaverei ist allda noch stark im Schwange.

Der größte Theil der Einwohner besteht aus Russniaken (Ruthenen) und Walachen, die träg und unwissend sind. Obschon sich der Bischof von Munkács alle Mühe giebt, so hat er dennoch die Ausbildung seines Clerus nicht zu Stande bringen können, hiezu bedarf er auch der weiteren Unterstützung.

Die Landes-Defension erfordert, dass nicht mehr Pässe gegen Galizien als die bezeichneten eröffnet werden und dass jener Pass, wo einmal die Tataren in der Marmaros geschlagen worden sind, gesperrt, jener aber nach Siebenbürgen ins Radnaer Thal geöffnet bleibe.

Die Beschaffenheit des Szatmárer Comitats ist der Vieh- und Pferdezucht sehr günstig; hierauf wird auch Bedacht zu nehmen sein, weil hierdurch dieser Gegend ein sicherer Nahrungsstand verschafft werden kann.

Es versteht sich, dass, da alle Mauth- und Dreißigstämter zwischen Ungarn und Siebenbürgen aufgehoben worden sind, der Handel nunmehr gegenseitig frei bleiben solle, da dies nur zum Besten der beiden Provinzen gereichen kann.

VII. Großwardeiner District. (Königl. Commissär: Graf Teleky.)

Die Hereinbringung der Contribution in diesem District erscheint dessen Lage wegen sehr beschwerlich, da der Verkehr mit Siebenbürgen sehr gering ist und er zwischen der Maros und Theiß an solche Gegenden grenzt, welche ohnedies sehr fruchtbar sind. Die Bevölkerung ist der Größe dieses Districtes bei Weitem nicht angemessen, auch die Industrie noch nicht weit gekommen und wenn man Debreczin, Großwardein, Szegedin und Arad ausnimmt, so findet man fast gar keine größeren Städte und Marktstellen. Diese Gegend muss daher als ein Land mehr zur Viehzucht, als zum Ackerbau geeignet betrachtet werden. Es wird daher alle mögliche Sorgfalt darauf zu verwenden und jedermann dahin aufzumuntern sein, dass die Viehzucht, besonders aber die Schafzucht und das Gestütwesen vermehrt werde, wodurch sich dieser District am besten emporbringen wird, weil er mit Feldfrüchten außer seinem Consum bis auf weniges, so die Gebirgsgegenden von Siebenbürgen an sich ziehen, auf keinen Verschleiß rechnen kann.

Die Vermehrung der Bevölkerung durch neue Ansiedelungen kann in diesem Districte nur sehr mächtig bewirkt werden, weil es demselben an Holz gebricht. Es wird daher auf die Erhaltung der wenigen noch vorhandenen Waldungen nicht genug zu sehen sein; doch bringen die Moräste, welche von der Theiß und Maros, von der Berettyó und Sebeskörös gebildet werden, insoweit einen Nutzen, dass sie mit Rohr bewachsen sind, welches als Ersatz des Holzes dient.

Die Theiß und Maros richten große Wasserschäden an, denen aber nur dann vorgebeugt werden kann, wenn mit allen an diesen beiden Flüssen liegenden Comitaten etwas Ganzes unternommen wird, damit nicht dem einen oder anderen Comitate geschadet werde. Im Arader Comitate könnte die Maros im Auf- und Abwärtsfahren der Flöße und Schiffe, die aus Siebenbürgen kommen und wieder dahin gehen, für die daran liegenden Ortschaften zum Verdienst besser benützt werden; ein Gleiches wäre auch bei jenen an der Theiß liegenden Orten zu beachten. Das Nutzbarste aber, was diesem District nebst der Vieh- und Pferdezucht zur Nahrung dienen kann, wäre die Schafzucht. Die Anlegung einer Tuchfabrik und die Vermehrung der in Debreczin vorhandenen Fabriken erscheint wünschenswert, da die kahlen Gegenden zur Weide nützlich verwendet werden können und die Wohlfeilheit der Lebensmittel zur Verringerung des Taglohns beiträgt.

Das Salpeterwerk in Kalló verdient alle Unterstützung, weil dasselbe dem Staate ein Product verschafft, das er nothwendig braucht und sonst mit vielen Kosten aus dem Auslande beziehen müsste. Es wurden darüber schon viele Untersuchungen angeordnet und Befehle erlassen, welche aber durch falsche Ausflüchte der dortigen Besitzer fruchtlos geblieben sind.

In diesem Districte leben untereinander Katholiken, Reformirte, unierte und nicht unierte Griechen; es muss daher vorzüglich auf die wahren Grundsätze der Toleranz gesehen werden. Auch sind die Comitats- und Magistratsbeamten noch am wenigsten der Aufklärung nahe gekommen und es herrscht, besonders im Arader Comitate, noch eine große Strenge und Unterdrückung der Unterthanen auf knechtische Weise, die aus vielen Vorurtheilen gegen die Walachen dort für angemessen gehalten wird. Es sind auch wegen dieser Unterdrückung und wegen geringer Belehrung der Unterthanen die meisten Räubereien allda vorgekommen, besonders in dem Gebirgstheile, der sich gegen Siebenbürgen hinzieht, wie sich dies auch in den letzten Unruhen gezeigt hat.

Im Szabolcser Comitate sind vielleicht die schwierigsten Köpfe unter dem Adel von Ungarn, es erfordert dieses Comitats deshalb die genaueste Aufsicht und eine gute Auswahl der Magistratspersonen, welche allda nicht leicht zu finden sein werden. Die Vermischung der Hajdukenstädte und von Großkumanien mit den Comitaten und deren abgesonderte Administration hat zu vielen Beschwerden Anlass gegeben, welche jetzt durch die Ver-

einigung der Administrationen hoffentlich behoben sein werden. Die Klagen wider die innere Administration in den Hajdukenstädten haben gewirkt und dieselben wurden mit harten Strafen belegt und dann auch die Kläger von Haus und Hof abgestiftet. Eine Untersuchung wurde darüber eingeleitet, deren Ausgang noch nicht bekannt ist.

Im Biharer Comitate ist durch die Sorgfalt des früheren Obergespans und durch die gute Belehrung und Auswahl der Magistratspersonen ein guter Anfang zur Ordnung in allen Theilen geschehen, wovon besonders der Vicegespan bei den letzten Unruhen durch seine guten Anstalten Beweise gegeben hat.

Die Straßen dieses Districts haben in folgenden zu bestehen: eine Straße, so von Tokay geht, über Großwardein nach Arad und von da am rechten Ufer der Maros nach Szegedin; eine andere, welche von Debreczin nach Szolnok und eine, welche von Großwardein gleichfalls nach Szolnok führt. Der Ort Szolnok ist vorzüglich zur Uebersetzung über die Theiß geeignet, weil allda auch bei den größten Ueberschwemmungen über diesen Fluss am sichersten zu gelangen ist und der Handel von Debreczin eine gute Straße fordert.

Szegedin kann durch seine Lage einen guten Handelsort abgeben, wenn allda alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, über die Theiß eine bessere Uebersetzung und zugleich gutes Wasser beschafft wird. Diese Stadt ist auch zum Zucht- und Strafort geeignet.

In diesem Districte befinden sich echte Magyaren, auch einige Walachen. Die ersteren werden immer als die vorzüglichsten zum Militärstande von allen Regimentern, sowohl Infanterie als Hufaren, gesucht und dazu besonders tauglich gefunden. Sie sind von aufgewecktem Geiste und wenn sie gut und nicht knechtisch geleitet werden und durch Schulen Aufklärung erfolgt, so kann man von diesen Leuten bald vielen Fortgang erwarten. Mit den Walachen hat es einen anderen Umstand, diese sind noch sehr an Unterdrückung und an eine sklavische Behandlung gewohnt, so dass ihnen auch ihre Wohnorte gleichgiltig werden; sie sind zur Unbeständigkeit und zu allen Ausschweifungen geneigt. Bei denselben müssen Schulen eingeführt und ihre Seelsorger besser belehrt werden; auch muss eine mehr menschliche Behandlung von Seite ihrer Grundherren und Obrigkeiten eintreten, um sie zu bessern und an Haus und Hof sesshaft zu machen. Im Arader Comitate wird Rücksicht darauf zu nehmen sein, dass der alte Groll wegen der vorgefallenen Plünderungen und Unruhen vergessen werde.

Es bestand ursprünglich die Absicht, die Stadt Alt-Arad auf das Prädicium der neuen Festung wegen zu verlegen, nunmehr ist dies dahin bestimmt worden, dass nur wenige Häuser, welche an dem ausgegrabenen Terrain noch stehen geblieben sind, hinwegkommen sollen.

Auf den sogenannten Modenesischen Gütern wird die Robot-Abolition

zu versuchen sein, auch ist der Weinbau, der einen sehr guten Wein liefert, nicht zu vernachlässigen und auf die Pachtung des Lovász (Berg) gute Aufsicht zu führen.

Auf den Anbau des Tabaks und dessen Vermehrung bei Debreczin und Szegedin soll besonders gesehen werden, weil von dessen Blättern der größte Theil des Consums der Erblände bestritten wird und vieles Geld dafür ins Land kommt.

VIII. Temesvárer District. (Königl. Commissär: Joh. Bacho.)

Die Contribution ist in diesem Districte, was die drei Comitate des Banats betrifft, auf einem ganz anderen Fuße, als in den übrigen ungarischen Comitaten, weil das Land geometrisch ausgemessen ist und jeder Bauer seine beständigen Hausgründe überkommen hat. Die Eintreibung der Contribution muss nur zur rechten Zeit vorgenommen und der Bauer in der Zeit verschont werden, in welcher er zu zahlen außer Stande ist. Das Uebel besteht nur darin, dass die Gemeinden und viele Bauern, da die Feldgründe nach Verlangen ausgetheilt wurden, zu viele Gründe begehrt und mehr angenommen haben, als sie gut bebauen können, wodurch sie sich eine große Contributionslast auf den Hals gezogen haben. Deshalb wird Vorsorge zur Zerstückelung der Grundstücke zu treffen sein, auch dahin, dass die Grundbesitzer und Gemeinden mehr Inleute und Ansiedler zu sich nehmen, welche im Ackerbau helfen und zur Tragung der Lasten die Grundwirte fähiger machen.

Das Temesvárer Banat zerfällt in zwei Theile, in den ebenen und in den gebirgigen Theil; zu der Ebene kann auch das Bácszer Comitát gerechnet werden. Im ersten Theile muss auf die Vieh- und Pferdezucht mehr als auf den Ackerbau gesehen werden, weil von der Viehzucht durch die Lage des Landes und der angrenzenden Comitate leichter und sicherer Verdienst verschafft werden kann, als durch Feldfrüchte, deren auswärtiger Verschleiß, besonders zur See, beschwerlich ist und nur von besonderen Umständen in Italien abhängt.

Die Vermehrung der Bevölkerung in diesen flachen Gegenden kann nur in so weit mit wahrem Nutzen und ohne große Kosten bewirkt werden, als die Gegenden gesund, mit hinreichendem Holz und gutem Trinkwasser versehen sind. Die großen Kosten, welche das Temesvárer Banat und das Bácszer Comitát schon erfordert haben, tragen nicht ihre erwarteten Früchte: eine von Eingeborenen selbst, besonders von der Raitzischen Nation und von aus der Türkei und Walachei kommenden Einwanderern zu erzielende Volksvermehrung würde sich gewiss gedeihlicher zeigen, als eine solche von allerhand Ausländern.

Die Gebirgsgegenden sind an Bergbau und Holz ziemlich reich, auch

findet sich hie und da etwas Weinbau. Da der Bergbau diese Gegend belebt, so ist alles zu dessen Erhaltung anzuwenden, zugleich aber auch auf gute Behandlung der bei demselben beschäftigten Arbeiter zu sehen.

Die starken Ausgießungen der Theiß, Maros, Temes und Donau fassen in diesem District so zu sagen ein ganzes Land in sich und es wird einer genaueren Ueberlegung bedürfen, wie dieselben einzuschränken wären und diese Gegend wenigstens zur Grundkultur benutzt werden könnte. Uebrigens sind manche Moräste, wie der Alibunáer und Hanczer, schon zum Theil mit vielem Nutzen ausgetrocknet worden. Die Erhaltung und Herstellung der Wasserwerke, welche dem Banate und der Stadt Temesvár so nothwendig sind, nämlich der Canal von Faced zur Holzschwemmung, der Navigationscanal, so durch den weißen Morast in die Temes geht, dann die Wasserleitung in Temesvár, selbst an der Bega bilden Gegenstände von der größten Wichtigkeit.

Die wenigen Städte und Marktstellen, die sich in diesem Districte befinden, fordern alle Unterstützung und eine gute Verwaltung durch die Magistrate, besonders erscheint wünschenswert, der Stadt Temesvár durch Freiheit und Industrie mehr Einwohner zu verschaffen, Maßregeln für Reinlichkeit und gutes Wasser zu treffen, wodurch sich auch der Gesundheitszustand verbessern würde.

Da noch ansehnliche Grundstücke allda zu verkaufen sind und deren Verkauf bis zur neuen Einrichtung in der Robotabolition und bis zur größeren Anmeldung tauglicher Käufer eingestellt geblieben ist, so müssen allererst die Versuche zu dieser Robot-Abolition und Reluition gemacht und solchen Käufern die Grundstücke gegeben werden, welche sich allda ansässig machen und mit eigenen Mitteln versehen sind.

Da die Vieh- und Pferdezucht einen Hauptgegenstand in diesen Gegenden bilden soll, so muss auch jenen, welche sich darauf verlegen, Vor-schub zur Benützung der vorhandenen Puszten geleistet werden.

Auf eine oder andere Fabrik, besonders für Wollwaren, da die kahlen Gegenden zur Schafzucht geeignet sind, ist auch Bedacht zu nehmen.

In diesem Districte leben Walachen und Raitzen, welche zur griechisch nichtunierten Kirche gehören, dann fremde Ansiedler aus verschiedenen deutschen Gegenden. Die Walachen (Rumänen) werden noch immer sehr knechtisch behandelt, woran zum Theile ihre geringe Ausbildung, ihre Unbeständigkeit und ihr Hang zum Stehlen Schuld tragen. So lange nicht durch Schulen eine bessere Aufklärung, durch gute Behandlung Zuneigung für ihren Grund und Boden, auch die Lust zum besseren Bau ihrer Häuser und Bearbeitung der Grundstücke rege gemacht wird, sehen sich diese Leute von einem Tag zum anderen als bloß lagernd an. Es ist auch wahr, dass sie, um anderen Ansiedlern Platz zu machen, von ihren besten Gründen weichen und in andere Dörfer übersetzt mancherlei Bedrückungen aus-

stehen mussten. Daher ist es sehr nothwendig, dass man ihre Beschwerden anhört und den Aeltesten unter ihnen, auf welche sie alles Vertrauen setzen, durch gründliche Belehrungen die Ueberzeugung verschafft, welche großen Vortheile ein ordentlicher Lebenswandel, Fleiß und Thätigkeit bieten können.

Die Raitzen (Serben) sind geschickte, aber mehr zur Falschheit aufgelegte Leute, die, wenn sie gerathen rechtschaffene Soldaten abgeben, aber immer mehr dem Handel zuneigen, ihre Vermehrung erscheint wünschenswert, besonders aus dem türkischen Gebiete; die Geistlichkeit hat großen Einfluss auf das Volk.

Da die drei Comitate im Banate erst errichtet wurden und sich daselbst noch keine Grundherren befinden, so sind die Magistratspersonen daselbst aus ganz Ungarn genommen worden, die Auswahl ist wohl auf einige geschickte, aber auch auf andere minder dazu geeignete Leute gefallen, welche jetzt mit Brutalität, auch mit persönlichem Interesse zu Werke gehen. Dieses und noch andere Umstände machten die Absendung des Grafen Jankovics nothwendig und es ist nicht zu zweifeln, dass derselbe schon vieles eingeleitet und veranstaltet hat, vieles wird aber noch abzuändern sein, besonders was die neuen Grundherrn betrifft, welche mit Bedrückung der Unterthanen auftreten. Auch haben die Comitats-Beamten sich mit Hilfe der Panduren Sicherheit in Befolgung der ergangenen Anordnungen verschaffen wollen, wodurch die Unterthanen zu größeren Abgaben angehalten werden, was nur böses Blut machen und die Gefängnisse füllen würde.

Dass ein unüberwindliches Vorurtheil und Hass zwischen Ungarn und Raitzen und den nichtunierten Griechen herrscht, ist nur zu wahr; so wenig man die Ursache hievon finden kann, zeigt sich dieses gleichwohl bei allen Gelegenheiten, wovon auch die letzten Unruhen in Siebenbürgen den traurigsten Beweis gegeben haben. Wenn Ruhe und Glückseligkeit zwischen Leuten, die zusammen leben müssen, herrschen soll, so muss vor allem dieses eingewurzelte Vorurtheil gänzlich auszurotten gesucht werden; es ist daher nicht genug, darüber zu wachen und allen Magistratspersonen die größte Mäßigung zu empfehlen, besonders auf die Popen und die Geistlichkeit alle Rücksicht zu nehmen.

Die Leute der ehemaligen deutschen Administration, welche noch angestellt sind, sollen zu ihrer Pflicht angehalten werden; diese haben vielleicht selbst zu Uneinigkeiten und durch Aussprengungen unter das gemeine Volk zu allerhand Gerüchten Anlass gegeben, weil sie mit der Einverleibung mit Ungarn nicht zu frieden waren. Jedoch soll man sich dieser Beamten nicht ohne Ursache zu entledigen suchen, da sie das Land genau kennen.

Mit dem Militär soll das genaueste Einverständnis in allem, was zum Besten beider Theile gereicht, beobachtet werden; dies bezieht sich beson-

ders auf das Sanitätswesen, das dem Militär ganz anvertraut ist, und in welchem sich oft gefährliche Zustände ergeben können.

Was die Hintanhaltung der Räubereien betrifft, so sind schon die geeigneten Maßregeln getroffen worden; die Hauptsache bleibt, dass sie auch beobachtet werden.

Die nachstehenden Straßen erscheinen in diesem Districte nothwendig: eine Straße von Szegedin nach Temesvár und von da nach Arad, dann eine von Temesvár über Lugos und Faced nach Dobra in Siebenbürgen, eine von Temesvár über Versetz nach Weißkirchen und weiter über Oravitza nach Mehadia, ferner eine von Temesvár über Becskerek nach Perlaszváros, wo sich die sicherste Ueberfuhr über die Theiß nach Titel und Peterwardein befindet, endlich eine Straße von Pest aus nach Neusatz, gegenüber von Peterwardein, wo die Brücke über die Donau führt, bis Zombor.

Die Beschaffung des Holzes ist unumgänglich nothwendig und es wird zu versuchen sein, ob es nicht möglich wäre, die sogenannten Sandhügel mit Holz zu bepflanzen oder wenigstens die morastigen Gegenden in Weiden zu verwandeln.

Die Salnitersiederei in Alibunár, so wie das Torfstechen, das wegen Abgang des Holzes so nutzbar sein könnte, und endlich der Reisbau bei Omor ist zu unterstützen und deren größere Verbreitung zu bewirken.

Da die Mauth- und Dreißigstämter zwischen Ungarn und Siebenbürgen aufgehoben sind, so muss auch der wechselseitige Handel und Verkehr vollkommen frei sein.

IX. Fünfkirchner District. (Königl. Commissär: Graf Széchényi.)

Dieser District gehört mit zu den fruchtbarsten. Die Contribution muss zumeist von den Feldfrüchten hereingebracht werden, da die Industrie allda gering und der Verschleiß der Producte beschwerlich ist. Die Vieh- und Pferdezucht könnte besonders im Sirmier Comitate befördert werden, da einer größeren Bevölkerung der Holzmenge im Wege steht. Uebrigens werden in diesem Districte Weine und auch andere Producte erzeugt, auch könnte die Seidencultur im Sirmier und Veröczer Comitate mit vielem Nutzen betrieben werden, wie denn auch schon ein ziemlich guter Anfang bei Essek gemacht worden ist.

Die vorzüglichsten Städte dieses Districts sind Fünfkirchen, Essek und Vukovár, deren gute Verwaltung besonders von der Auswahl der Magistratspersonen abhängt und wegen des griechischen Stadttheiles in Essek sehr nothwendig ist.

Auf die Ausgießungen der Drau und Donau, dann auf den Abfluss der Sárrétje ist Bedacht zu nehmen, auch wird zu beachten sein, ob nicht dem beschwerlichen Ausflusse der Sárrétje in die Donau, welche, wenn das

Wasser groß ist, den Abfluss bis auf fünf Stunden weit hemmt und abtreibt, könnte abgeholfen werden.

Der Mangel an Holz in allen Comitaten bis auf das Veröczer Comitát ist beträchtlich und es kann nicht genug darauf gesehen werden, dass das wenige noch vorhandene Holz erhalten bleibe. Obstbäume gedeihen besonders in diesen Gegenden; vorzüglich werden die Pflaumen zu Brantwein verwendet, der mit Vortheil abgesetzt wird.

Die Schifffahrt auf der Drau und die Erhaltung der Trepelwege, um die Fahrt aufwärts zu sichern, erfordert eine besondere Sorgfalt, da auf diesem Fluss aus Steiermark und sogar von Graz aus auf der Mur vieles Holz und Eisenwerk gebracht wird und da auch aufwärts ein nützlicher Verkehr mit Producten hergestellt werden könnte.

Die Hauptstraßen in diesem Districte sind von Földvár längs der Donau über Paks, Tolna, Szekzárd, Battaszék, Mohács, Bárányvár nach Essek, dann eine Straße von Essek nach Vuková, Illok bis Peterwardein, eine andere, welche von Szekzárd nach Fünfkirchen führt, eine Straße von Fünfkirchen über Siklós nach Essek, Kanizza in das Szalaer Comitát, ferner eine von Essek längs der Drau über Valpó nach Vervovitz und endlich eine von Essek über Nassicza nach Pozsega.

Man sollte glauben, dass die Besetzung der Magistrate ziemlich gut bestellt sei, doch sind Beschwerden und Klagen aus diesen Comitaten wegen Bedrückungen und Misshandlungen, besonders in Sirmien, im Baranyaer und Tolnaer Comitáte, vorgekommen, vorzüglich von den schon einige Zeit allda angesiedelten Deutschen, welchen man nicht Wort gehalten hat.

In diesem Districte befinden sich Ungarn, dann Deutsche, Kroaten und Serben, welche ziemlich ruhige Leute sind, ausgenommen bei den Urbarialregulierungen, bei welchen sich viele Anstände ergeben haben.

Wenn Grenzer mit Pässen versehen zur Arbeit kommen, ist ihnen aller Vorschub zu leisten, damit sie Arbeit erlangen, aber auch dafür zu sorgen, dass sie zur rechten Zeit wieder zu ihren Regimentern zurückkehren und nicht zur Ansiedelung überredet oder sonst wo versteckt werden.

Der Tabakbau um Fünfkirchen verdient alle Unterstützung, weil derselbe einen namhaften Zweig des Exports bildet und auch zu einem beträchtlichen Geldzufluss nach Ungarn beiträgt.

X. Agramer District. (Königl. Commissär: Graf Balassa, Banus von Kroatien.)

Der größte Theil dieses Districtes, bis auf das große Gebirge, Herzegowina genannt und was sich gegen das Meer erstreckt, ist sehr fruchtbar, auch steht derselbe in Verkehr mit Steiermark und Krain und mit der

Seeküste. Dieser District hat drei zum Theile schiffbare Flüsse, die Drau, Save und Kulpa, eine große Straße, die zum Meere führt, und drei Seehäfen.

Die Contribution muss zum Theil von den Erdproducten, zum Theil von der Industrie, wozu dieser District ganz geeignet ist, gezogen werden.

Die Hinwegräumung aller Hindernisse, welche der Hin- und Herfahrt auf den Wasserstraßen im Wege stehen, bildet einen Hauptgegenstand, hiezu gehören vorzüglich die Beseitigung der schädlichen Mühlen und die Räumung der Rinnsäle von Baumstöcken, weil durch diesen District der ganze Exporthandel von Ungarn auf allen drei Flüssen bis zum Meere geht. Ebenso nothwendig ist die Erhaltung und Herstellung der Landstraßen, da die Flüsse nicht immer befahren werden können, und Transitwaren, welche aus Polen und Russland kommen, ihren kürzesten Zug von Kaschau und Pest her durch diesen District nehmen müssen, erscheint sehr nothwendig. Es sind daher folgende Straßen herzustellen: eine Straße von Pozsega über Pagracz nach Sissek und von da eine, welche sich mit der Hauptstraße des Gradiskaner Regiments verbindet, dann eine von Sissek längs der Save aufwärts nach Agram und von da nach Krain, eine andere von Agram über Warasdin, Csakathurn nach Körmönd, eine andere nach Kanizsa und weiter über Sümegh nach Veszprim; eine Straße von Warasdin nach Pettau in Steiermark, eine andere von Agram nach Karlstadt und von da nach Mötling in Krain, dann eine von Karlstadt nach Sissek längs des rechten Ufers der Kulpa und endlich die Karolinenstraße nach Fiume. Alle diese Straßen sind unentbehrlich und in gutem Stande zu erhalten.

Der Verkehr in diesem Districte soll umfassen: den Betrieb der außer Land gehenden Producte auf den Flüssen und Straßen, den Seidenbau und den Handel mit Holz; doch sind die schönen Eichenwälder so viel wie möglich zu schonen. Die Kroaten sind grausame Verwüster der Waldungen und besteht bei ihnen die Unwirtschaft, dass die schönsten Bäume an- und abgebrannt und auf diese Art ganze Wälder verwüstet werden; um dies hintanzuhalten, muss alle Strenge angewendet werden.

Die Schafzucht könnte besonders in dem Gebirge mit Vortheil betrieben und damit eine feine Wolle erzeugt werden, was durch die spanischen Schafe in Merkopolje und Verbozka bewiesen worden ist; auch ist das Gebirge der Herzegowina, sowie das Agramer Comitatzur Pferdezuucht geeignet.

Die Relution der Robot auf den in diesem Districte vorhandenen Cameral- und geistlichen Gütern wird zu einem guten Beispiele für andere Grundherren dienen können.

Die Haupt-Emporien dieses Districtes sind Agram, Warasdin, Karlstadt, Sissek und Fiume. Eine gute Bestellung der Magistratspersonen

erscheint allda umso nothwendiger, als sonst diese Städte, die soviel zum Handel beitragen können, durch schlechte Verwaltung dem Handel nur hinderlich werden.

Die durch die Drau, Save und Kulpa verursachten Wasserschäden sind so viel wie möglich zu beheben, besonders werden die Brücken, wie die Warasdiner und Agramer und jene zu Karlstadt über die Kulpa in aufrechtem Stande zu erhalten sein.

Die Comitate dieses Districts sind schon durch viele Jahre wegen der erblichen Obergespanschaft des Grafen Althan ohne Leitung gewesen; weshalb es auch ziemlich verworren allda ansieht, was sich auch bei den Congregationen, welche wegen der Conscription gehalten worden sind, klar gezeigt hat. Im Agramer Comitate und besonders unter den Kroaten hat es immer die größten Schwierigkeiten und unliebsame Auftritte gegeben, so wie es letzthin geschehen ist; weil eine Art von überverstandener Freiheit eine Zügellosigkeit hervorbrachte und so Manche ihren Patriotismus im Ungestüme und Vermessenheit zu beweisen suchten.

Das Severiner Comitat ist außer Stande, seine Abgaben zu bestreiten; bei einem geringen Misswachs herrscht allda Noth und Elend. Es gibt auch zu wenige Edelleute und Grundbesitzer in diesem Comitate und es wäre dessen Vereinigung mit dem Agramer Comitate angezeigt.

Wenn man das Gebirge und die Seeküste vor Hunger und Noth sicherstellen will, so soll immer ex parte publici in Magazinen ein Vorrath an Getreide, besonders an Mais, theils in Karlstadt, theils in Fiume oder Buccari vorhanden sein, um sogleich den armen Einwohnern beistehen zu können.

Das Litorale untersteht einer besonderen Aufsicht, nämlich jener des Gouverneurs von Fiume. Es ist allda zur Erhaltung der Schutzmauern und zur Räumung des sich anschlammenden Hafens von Portorè, des besten an dieser Küste, alles Mögliche beizutragen, wozu das Provinciale hilfreiche Hand zu leisten hat, sowie zur Errichtung der Straße, welche längs der Küste von Portorè nach Zengg zu führen sein wird. Zur Vermeidung aller Collisionen erscheint es nothwendig, dass die Grenzen der Gerichtsbarkeit des königlichen Commissärs und des Fiumaner Gouverneurs genau bestimmt und zwar umso mehr, als nunmehr jene Gerichtsbarkeit getheilt und ein gegenseitiges Einverständnis nothwendig ist.

Den Zug der außer Land gehenden Producte kann nichts besser erleichtern, als dass die Schifffahrt auf der Save und Drau befördert und die Karolinenstraße in gutem Stande erhalten werde. Da auf derselben Wasser und Viehfutter fehlen, so gibt es kein anderes Mittel, als Cisternen herzustellen; es sind auch in dieser Gegend keine neuen Ansiedelungen zu gestatten, sondern es müssen vielmehr Ausrottungen der Wälder vorgenommen werden und zwar in solchen Gegenden, die in Thälern liegen und der

Morgen- und Mittagsonne nicht ausgesetzt sind, damit das Gras auf dem ohnehin sehr dünnen Grunde nicht ausgebrannt werde.

In diesem Districte leben fast nur Kroaten, welche theils der katholischen, theils der griechisch nicht unierten Religion zugethan sind. Der Charakter der Kroaten besteht besonders in Faulheit und Geldbegierde, die sie aber nichts weniger als arbeitsam macht. Der katholische Clerus ist noch sehr weit in der Aufklärung zurück; der größte Theil desselben besteht aus Franziskanern, denen fast die ganze Seelsorge überlassen ist.

Das gute Einverständnis mit dem Militär, da dieser District an der Militärgrenze liegt, ist im Interesse des öffentlichen Dienstes zu erhalten und die Emigranten oder Deserteure aus dieser Grenze sollen zurückgewiesen werden; wenn sich aber einige mit Pässen versehen des Verdienstes wegen dahin verfügen, so ist denselben soweit wie möglich Vorschub zu leisten, damit ihnen Arbeit verschafft werde.

Der Schmuggel mit Salz und Tabak aus Ungarn nach Steiermark muss sorgfältig hintangehalten werden, weil solcher den Gefällen nicht nur sehr nachtheilig ist, sondern auch, weil die Leute, die sich damit abgeben, gewöhnlich schlechte Unterthanen sind.

Auch dürfen fremde Unterthanen aus den erbländischen Provinzen, wenn sie sich bei einer Rekrutenstellung nach Ungarn und Kroatien flüchten, nicht verhehlt, sondern sogleich wieder in ihr Vaterland zurückgewiesen und ausgeliefert werden.

ZUR GESCHICHTE DER JAGD IN DEN LÄNDERN DER STEFANSKRONE.

Schon während ihres Aufenthaltes in Asien kleideten sich die Magyaren in Thierhäute und suchten ihre tägliche Nahrung durch die Jagd und die Fischerei zu erringen, und auch nach ihrer Einwanderung nach Europa und der Ansässigmachung in den noch heute von ihnen bewohnten Gegenden blieben sie vorzugsweise Viehzüchter, Jäger und Fischer, und solange die heidnische Religion unter ihnen verbreitet war, fanden sich nach ihrer Vorstellung vom Himmel daselbst immerwährend günstige Jagd, immer ein glücklicher Fischfang, unverwüstliche Rosse, und unzählbares Hornvieh.

Schon mit Rücksicht auf die damals allgemein verbreiteten fürstlichen Gewohnheiten lässt sich nicht bezweifeln, dass auch die Árpáden das edle Waidwerk pflegten, jedoch sind in dieser Beziehung nur spärliche Nachrichten vorhanden. Der heilige Stefan verbot ausdrücklich die Jagd an Sonntagen, und es wurde die Uebertretung dieses Verbotes mit Hund und Ross gebüßt. Unter Andreas II. waren die ungarischen Könige bei ihren Jagden gewohnt, sich mit

ihren Gemahlinen, Söhnen, zahlreichen Hofleuten, Jägern, Falknern und Hundejungen in die Häuser des Adels einzuquartieren und die Speisekammern auszulernen, dieses Beispiel wurde aber auch von den Erzbischöfen und Bischöfen, von den Baronen und anderen mächtigen Edelleuten nachgeahmt, und es erwuchs hieraus für die minderen Grundherren eine unerträgliche Last, daher im Artikel 8 des Decretes vom Jahre 1231 ausdrücklich bestimmt wurde, dass solche hohe Reisende alle Victualien zu bezahlen hätten. In dem in Rede stehenden Zeitraume theilten die aus der Fremde berufenen Colonisten mit ihren Schulzen das Holzungs-, Jagd-, Fischerei- und Vogelfangrecht. Unter Béla IV. hatten sich nach dem Abzuge der Mongolen die Raubthiere in dem verwüsteten Lande derart vermehrt, dass sich die Wölfe selbst bei hellichem Tage in die bewohnten Orte wagten, den Müttern die Kinder entrissen, und sogar gerüstete Männer anfielen. Auf der Haseninsel zwischen Alt- und Neuofen hatten die ungarischen Könige ihre Thiergärten, und in Gutta im Komorner Comitate, wo die Waag in die Donau fällt, ihre Fischweiher, von denen noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bei niedrigem Wasserstande die hölzernen Pfähle zu sehen waren. Wenn sich die Könige im Preßburger Schlosse aufhielten, waren die Bewohner der Inseln Engerau und Oberufer zu Jagddiensten verpflichtet.

Auch seitens der Fürsten, welche nach dem Aussterben der Arpaden in der Regierung Ungarns folgten, wurde die Jagd nicht vernachlässigt. Im Jahre 1421 kam Kaiser Sigismund mit dem Polenkönige Wladislaus in Lubló zusammen, von hier zogen beide jagend über Kaschau und Großwardein nach Ofen, wo viele erlauchte Gäste versammelt waren, und Sigismund auf der Insel Csepel große Jagden veranstaltete. Mathias Corvinus war ein eifriger Jäger. Er pflegte sich wegen des Jagdvergnügens sehr oft auf dem Schlosse zu Végles-Várallya im Sohler Comitate aufzuhalten, in Komorn legte er einen überaus prächtigen Thier- und Lustgarten an, und in Totis im Komorner Comitate hatte er einen Teich, welcher eine Meile lang und mit den köstlichsten Fischen gefüllt war. Auch die Karpathen der Zips waren das Ziel seiner Jagdausflüge, und der Königsberg daselbst soll von ihm den Namen erhalten haben, auf dem höchsten Gipfel desselben nahm er einst das Mittagmahl ein, und ließ in den Felsen die Worte meißeln: «Hic hospitatus est Mathias Rex Hungariæ 1474», diese Inschrift war aber schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ziemlich unleserlich geworden. Die Königin Maria, die Witwe des bei Mohács gebliebenen Ludwig II., war eine leidenschaftliche Verehrerin der Jagdfreunden, brachte ganze Tage in den Wäldern zu und pflegte sich der Jagd wegen öfter in Neusiedl am See im Wieselburger Comitate aufzuhalten.

Die Türkenkriege und die inneren Unruhen konnten der Jagd nicht förderlich sein.

In der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts hatten die ungarischen Jagdfreunde ein nachahmungswürdiges Vorbild in König Karl III. Dieser erlauchte Herr ließ zu Halbthurn im Wieselburger Comitate ausgedehnte Wildbahnen anlegen und kam der Jagd wegen im Monate October jedes Jahres hierher, wobei ihn seine Gemahlin Elisabeth, und seine Töchter die Erzherzoginnen Maria Theresia und Maria Anna stets begleiteten. Das letztmal huldigte er hier dem Jagdvergnügen im Jahre 1740, am 12. October langte er hier an, erkrankte aber,

wurde nach Wien gebracht, ging aber schon am 20. October in das Jenseits hinüber. Auch sein Schwiegersohn, der Großherzog Franz v. Toscana, ebenfalls ein ausgezeichneter Waidmann, belustigte sich im Jahre 1738 mit seinem Bruder Karl II. in den dichten Wäldern bei Szlatina im Temesvárer Grenzdistricte mit der Jagd, bei welcher Gelegenheit sie das bekannte Abenteuer mit einer Ränberbande bestanden.

Unter der Regierung Karl III. gehörte die Jagd in Ungarn zu den besondern Vergnügungen der privilegierten Classen der Bevölkerung, und es war auch an Wild kein Mangel, Wildschweine und Hirsche fanden sich im Bakonyerwalde, welcher damals noch viel größer war, als es jetzt der Fall ist; Wassergeflügel war in den Niederungen der Theiß und der Sárviz in unzähliger Menge vorhanden, die Schwerfälligkeit der damaligen Gewehre machte aber diese Jagd nicht leicht; und sie war deshalb auch weniger beliebt; Kraniche und Pelikane wurden gefangen und gingen mit den Störchen und Trappen in den Edelhöfen herum! Bären und Wölfe wurden häufig gefangen, und man sah sie in den Burgen oder Edelhöfen, wo man mancherlei Kurzweil mit ihnen trieb; Füchse und Hasen wurden mit Windhunden gejagt, die deutschen Offiziere hatten zwar eine neue Gattung Jagdhunde in das Land gebracht, welche dem Wilde mit Bellen nachsetzten, sie waren aber den Einheimischen nicht sympathisch, und es wurde ein eigenes Gesetz gegen diese Hunde erlassen, welche man «Sinkorán, chiens courants» nannte; erst später, als sich ihr Nutzen für die Jagd herausgestellt hatte, fanden sie bei den magyarischen Jagdfreunden eine günstige Aufnahme.

Ueber die Jagdverhältnisse in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts sind eingehendere und authentische Daten vorhanden.

Was vor allem den Wildstand in den einzelnen Comitaten betrifft, so war im Preßburger Comitate in den sehr schönen, meist mit Eichen und Buchen bewachsenen Wäldern auf den Gipfeln der Karpathen verschiedenes Wild; in den dichten Gebirgswäldern des Sohler Comitates hielten sich Bären, Luchse, Wölfe, Wildschweine und Hirsche auf, an verschiedenem Federwild mangelte es nicht, und die trefflichen Krammetsvögel, welche man namentlich bei dem Dorfe Lakowan in oft erstannlicher Menge fieng, wurden ziemlich weit verführt; im Wieselburger Comitate, welches nur wenige Wälder hatte, war zwar nicht viel Hoochwild vorhanden, dagegen traf man desto mehr Hasen und Kaninchen an, obwohl die letzteren wegen ihrer Schädlichkeit für den Ackerbau fleißigst ausgerottet wurden, viele Feld- und Repphühner, Trappen, Auerwild, und um den Neusiedlersee wilde Enten, Rohrhühner und eine Menge Schnepfen; in den großen und dichten Waldungen des Liptauer Comitates fanden sich Bären, Luchse, Füchse, Gamsen, Rehe und Hasen in Menge, auch Fischottern, Bilche, Auerwild, Eulen, verschiedene Taubenarten, und besonders große Adler; die dichten Wälder und Gebirge des Zipser Comitates enthielten Bären, Luchse, Wölfe, Füchse, Wildschweine, Rehe, Hasen, Murmelthiere, ganze Rudel Gamsen, Hirsche nur selten, verschiedene Adlerarten, Birkwild, verschiedene Gattungen Wildtauben, Krammetsvögel, und anderes Federwild in Menge; das Gömörer Comitat hatte reichliches Wild, viele Birk-, Hasel-, Repp- und Auerhühner; auch Krammetsvögel, Drosseln und Amseln, und einen sehr schönen, dem Finken ähnlichen Zugvogel, Pipétes genannt, der im Anfange des Winters eintraf, häufig gefangen und in die benach-

barten Comitate als Leckerbissen verführt wurde; im Tornaer Comitate wurde eine Menge der fettesten und schmackhaftesten Krammetsvögel gefangen und in die benachbarten Comitate verführt; das Csongráder Comitát hatte außer Hasen und Enten wenig nützlichcs Wild, dagegen destomehr Füchse und Wölfe, welche letzteren oft scharenweise auf Raub zogen; im Szabolcser Comitate wurde kleines Wild überall häufig angetroffen, in den Sümpfen gab es viele Enten, Gänse und anderes Wildgefügel; im mittleren Szolnoker Comitate war die Jagd für jedermann frei, weil bei einer Beschränkung dieser Jagdfreiheit das viele Wild die wenigen Aecker und Weingärten gänzlich vernichtet haben würde; in den dicken und starken Wäldern des Kóvárer Bezirkes hielten sich Luchse, Wölfe, Füchse, Marder, Wildschweine, Hirsche, Rehe und eine Menge Federwild auf; die Wälder des Krasznaer Comitates enthielten viele Luchse; das Csanáder Comitát hatte zwar Mangel an Hochwild, dagegen Repp-, Hasel-, Birkhühner und andere Vögel reichlich; im Temesvárer Comitate waren Wildschweine, Hirsche, Rehe, besonders aber viele Hasen, Wildgänse und Wildenten, Bären, Wölfe und Füchse nicht selten.

Hinsichtlich der Thiergärten ist zu bemerken, dass Dennes im Gómörer Comitate einen schönen Thiergarten hatte; in Gódölló im Pester Comitate war ein Lust- und Thiergarten, fast drei Meilen im Umfange; der Thiergarten bei Hadad im mittleren Szolnoker Comitate war ganz hübsch eingerichtet; bei Keszhely im Zalaer Comitate waren weitläufige Thiergärten; Pinkafeld im Eisenburger Comitate hatte weitläufige Thiergärten. Ein schöner Fasangarten war in Kitsee.

An vorzüglichen Jagdgebieten fehlte es nicht. In der schönen und weiten Ebene von Nemes-Dömök im Eisenburger Comitate hielten sich viele Trappen auf; die Gegend von Güns im Eisenburger Comitate hatte eine sehr schöne Jagd; der fürstlich Eszterházy'sche Antheil des Hanság im Oedenburger Comitate war an einige Jäger verpachtet, welche an demselben eine Menge Wildenten und Schnepfen erlegten und nach Wien und Neustadt verkauften; auf der Kecske-méter Heide im Pester Comitate hielten sich viele Trappen, große Adler und verschiedene andere Vögel auf; die Gegend von St. Veit im Eisenburger Comitate hatte eine vortreffliche hohe Jagd; Molnár-Szeesöd, Egyházás, Hollós und Hidas-Hollós im Eisenburger Comitate hatten eine schöne Jagd, besonders aber viel Federwild.

Besonders gute Jäger waren die Bewohner von Divin im Nográder Comitate, in ihrem Gebiete hielten sich überaus große Bären, Luchse, besonders aber schöne Falken und verschiedenes nützlichcs Wild auf; die Bewohner von Al-Hodis im Eisenburger Comitate, welche von allen Frohnen befreit waren, hatten bei Jagden mit Gewehr zu dienen.

Von den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses unterhielten sich die Erzherzogin Maria Christina und ihr Gemahl, Herzog Albert von Sachsen-Teschen, auf der Herrschaft Altenburg im Wieselburger Comitate öfter mit der Jagd.

Im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts hatte zwar die Zunahme der Bevölkerung das Gebiet der wilden Thiere und ihre Zahl und Mannigfaltigkeit in Ungarn beschränkt, dennoch hatte das Land noch immer Wild im Ueberflusse. Von nützlichem Wild war das Wildschwein besonders in den großen

Eichen- und Buchenwäldern sehr häufig, nach den Angaben des Statistikers Schwartner sollte in den nördlichen Gebirgen noch dann und wann ein Auerochs zum Vorschein kommen, aber nur schon als Streifwild und als Naturseltenheit, der Edelhirsch und Damhirsch war überall in beträchtlicher Menge vorhanden, der Hase war namentlich in den fruchtbaren Gegenden sehr zahlreich und es wurden jährlich vielleicht mehr als 100,000 Stück erlegt, das Federwild war zahlreich vorhanden, besonders am Plattensee, jedoch fanden sich auch an den anderen vielen Seen und Gewässern viele wilde Enten, Wildgänse, Schnepfen und anderes Wildgeflügel, im Gebirge Auer- und Birkwild, Hasel- und Repphühner. Uebrigens fand man nirgends angelegte Wildbahnen und nur sehr wenige Gehege, Fasanerien dagegen mehrere und theilweise sehr große. Was das Raubwild betrifft, so wurden Bärenjagen in den Hochwäldern im Norden- und Nordosten des Landes von Zeit zu Zeit mit gutem Erfolge abgehalten, und hunderte von Wölfen in den Wäldern und Rohrgebüsch jährlich erlegt.

Slavonien hatte trotz der häufigen Wälder höchst selten Wildschweine, nur einige wenige Damhirsche, dagegen Rehe und Hasen am meisten, namentlich im westlichen Theile des Landes. Die Billiche waren hier ebenso zahlreich, wie in Steiermark, Krain und Italien, sie hatten aber eine andere Farbe, als in den genannten Ländern, nämlich eine dunkle, eisengraue, während sie namentlich in Krain von weißer Farbe mit braunem Bauche waren. Die Zahl der Biber hatte sich vermindert, obwohl das Land voll Stümpfen, Seen und Morästen war, denn sie waren schon unter der Kaiserin Maria Theresia sehr stark verführt und daher so häufig aufgesucht worden, dass man nur noch wenige fand; die meisten hielten sich an den Ufern der Save in den schmalen Canälen auf, welche von den vielen kleinen Inseln gebildet wurden, und für Schiffe zu eng waren; die Thiere waren zwar so groß, wie die in Amerika, ihr Balg war jedoch nicht so dicht in Haaren, und sie wohnten im Gegensatze zu den nordamerikanischen Bibern nicht in Gemeinschaft, sondern lebten allein, gruben sich eine Höhle im Ufer oder machten ein Nest im Schilfe und Robre. Die Biber wurden lebend in Netzen gefangen, nicht wegen des Balges, als wegen des Fleisches, welches die griechische, nicht aber die katholische Kirche als Fastenspeise erlaubte. Das Wildgeflügel, Trappen, Fasanen, Hasel- und Birkhühner, Schnepfen, Repphühner, wilde Gänse und Enten, Drosseln, Krammetsvögel, Wildtauben, Turteltauben, Wasserhühner, Taucher waren im Ueberflusse vorhanden.

Von vierfüßigem Raubwilde waren die Bären am häufigsten im Pozseganer Comitae, besonders um Pakracz herum, wo man die größten antraf, sie wurden aber immer seltener, weil man auf sie stark Jagd machte, sowohl wegen ihrer Schädlichkeit für die Viehzucht, als auch wegen des Nutzens, welchen Haut, Fell und Tatzen lieferten; Luchse wurden namentlich in den Bergen von Czernek gefangen und wegen des Balges stark verfolgt; Wölfe kamen häufiger vor, als Bären, besonders in Syrmien und hier vorzüglich um Wera herum; der Dachs unterschied sich durch seine Größe von den in anderen Provinzen der Monarchie vorkommenden Exemplaren; Füchse waren noch zahlreicher, als Wölfe, und ihre Bälge bildeten einen ganzen Handelsartikel; Marder waren sehr häufig und richteten großen Schaden an; Fischottern waren zwar in Menge vorhanden, es fehlte aber den Bewohnern an Geschicklichkeit, sie zu schießen und zu fangen. Von

Raubvögeln kam der Steinadler in Syrmien vor; außerdem fanden sich Geier aller Arten, Habichte, Falken, Sperber, wilde Schwäne, Kraniche, Reiher, Kibitze, Nummersatte, Rohrdommlen und Störche.

In Siebenbürgen fanden sich vom vierfüßigen nützlichem Wild weiße Hirsche, Rehe, Gemsen, Hasen, Biber, Murmelthiere; von nutzbarem Wildgeflügel Auer-, Birk- und Haselwild, Repphühner, Trappen, wilde Gänse und Enten, Holz- und Ringeltauben, wilde Turteltauben, Wald- und Wasserschnepfen, Fasanen in Fasangärten, Rohrdommlen, Drosseln, Krammetsvögel; von vierfüßigem Raubwilde traf man Bären, Luchse, Wolfe, Füchse, Fischottern, Baummard und Steinmarder, Iltisse, Dachse, Wiesel, Hermeline, Hamster, Igel; von Raubvögeln Adler, Hühner-, Wald- und Fischgeier, Geieradler und verschiedene schöne Falken.

Die Jagd war durch das Jagdgesetz vom Jahre 1802 nur sehr wenig geregelt. Man schoos das Wild, wo und wie man es antraf, und es wurde daher das edle Waidwerk nicht als Erwerb, sondern nur zum Vergnügen betrieben. Fürst Eszterházy gab zu Ozora große Jagden, bei welchen hunderte Hirsche und Rehe geschossen wurden; gelegentlich einer solchen Jagd in den 1820-er Jahren, welcher mehrere hohe Cavaliere beiwohnten, und die sechs Tage dauerte, wurden 1100 Stück Wild im Ozaraer Gehege erlegt, nämlich 151 jagdbare Hirsche, meistens 14-, 16- und 18-endig, 36 Stück achtendige, 12 Stück sechsendige, 4 Stück Gabler, 45 Stück Spießhirsche, 175 alte Thiere, 40 Schmalthiere, 105 Hirschkalber, 81 Tann-Schaukelböcke, 42 Tann-Löffelböcke, 35 Tann-Schießböcke, 121 alte Tanugais, 39 Tann-Schmalgais, 128 Tannkitze, 11 Rehböcke, 16 Rehgais, 5 Rehkitzen, 6 Böcke, 6 Bachinen, 3 überlaufene, 14 Markasin, 7 Hasen, 2 Wolfe, 12 Füchse. Ueberhaupt wurden auf den fürstlich Eszterházy'schen Besitzungen oft Jagden gehalten, welche hinsichtlich des Glanzes, Aufwandes und des erlegten Wildes wohl selten ihres Gleichen fanden, und den Beweis lieferten, dass das gesegnete Ungarn einen seltenen Ueberfluss an Wild besitze.

Am 13. September 1818 gab der Fürst Grassalkovics zu Gödöllő seinen Gästen eine seltene Jagdunterhaltung; schon einige Monate früher hatte er durch seine Jäger mit vieler Mühe und Anstrengung 42 Wolfe und Füchse fangen und an starke Ketten legen lassen, an dem genannten Tage wurden die Thiere an einem eingeschlossenen Orte in bunten Masken herausgelassen und nach und nach sämmtlich erschossen.

Seit 1824 wurden im Monate October jedes Jahres in A.-Jattó, Hettmény und Tóth-Megyer im Preßburger Comitate Fuchsjagden im Großen abgehalten und die Schützen durch Verlautbarungen in der *Wiener Zeitung* zu denselben eingeladen. Die Unternehmer und Hauptschützen waren die Grafen Eszterházy, Hunyadi, Károlyi, Szécsényi, Erdödy und andere Cavaliere.

Der Adel auf dem Lande pflegte sich mit Windspieljagden zu unterhalten, bei welchen Hasen, zuweilen auch Trappen erhascht wurden; diese Art Jagd konnte jedoch nur in der Ebene stattfinden, im Gebirge jagte man mit Jagdhunden und in den Wäldern mit Treibern.

Ein bedeutender Wildentfang war auf der Herrschaft Holics und zwar im Kopesáner Gebiete. Der Teich war nicht groß, mit einer Rohrplanke eingefasst, und endete auf verschiedenen Seiten in drei immer mehr zusammenlaufende

Spitzen oder Winkel, welche mit Garn umzogen waren, und enger und enger zusammengedrängt sich bis auf das trockene Gras erstreckten. Ein Förster fing ganz allein in einem Tage oft 100—150 Stück lebende Enten, welche abgefedert und zum Verkaufe an das herrschaftliche Waldamt abgeliefert wurden. Im Jahre 1814 wurden 15,000 Stück Enten gefangen.

Im Jahre 1821 wurde dieser Entenfang in der Zeitschrift *«Pannonia»* in folgender Weise beschrieben: Auf dem Teiche schwammen gegen 300 zahmgemachte Wildenten herum, wurden ordentlich gefüttert, und verließen jeden Abend den Teich, um früh vor Tagesanbruch in Gesellschaft von wilden Schwestern wieder einzufallen. Der Fang begann mit dem Monate Juli und dauerte bis December. Der Förster ging zu einer beliebigen Morgenstunde mit zwei kleinen Dachshündchen zum Teiche, wo er durch die Couliessen der Rohrwand den zahmen Enten Gerste streute oder Brod zuwarf, die Hunde aber abwechselnd hinter die Wand auf den trockenen Rand des Teiches jagte, dass sie bei einer Couliasse hinein, bei der anderen aber heraus liefen, und in solcher Weise gleich einem Dachse oder Fuchse die Enten aufmerksam machten, ein eigener Pfiff trug auch noch das seinige dazu bei. Wenn nun die Lockenten in Begleitung der neugierigen, erst angekommenen wilden Schwestern den Hunden, dem Pfeifer und der Gerste immer weiter dem Winkel zu nachfolgten, und schon unter das Netz geschwommen waren, ließ der Fänger sich hinter ihrem Rücken mit einer Grimasse, jedoch ohne alles Geräusch sehen, damit die übrigen Enten nichts merkten, die zahmen Enten blieben am Spiegel des Teiches sitzen, die wilden aber flogen immer tiefer und scheu gemacht in das vor ihnen sich herziehende Garn bis zu dessen Ende, wo sie ganz bequem herausgenommen wurden. War die Witterung günstig, so wurde auch Abends gefangen, und überhaupt diese Kunst jedem Fremden bereitwillig zu jeder Tagesstunde gezeigt, und es fehlte daher nie an Schaulustigen.

Der Krammetsvogelfang war in einigen Theilen des Landes nicht unbedeutend. Die Hornyaken des Trencsiner Comitates und die Slovaken im Bajmóczer, Bukóczer und Thuróczer Comitате waren im Spätherbste und Winter zu Hunderten mit dem Fange der Krammetsvögel beschäftigt und trugen die Vögel in länglichen Körben bis Pest und Wien. Als Krammetsvogel ging aber alles mit, was beinahe die Größe dieses Vogels hatte, wie der Seidenschwanz, der Staar, die Drossel; die Verkäufer aber sorgten dafür, dass ein jedes Bündel, d. i. fünf Stück, einen wirklichen Krammetsvogel enthielt. Auch die Bewohner von Orauca und Lukavicza im Sohler Comitате waren starke Vogelfänger.

In den 1830-er Jahren hatte in Ungarn und seinen Nebenländern das Jagdwild im Vergleiche mit früheren Zeiten sich zwar vermindert, jedoch fand sich noch immer eine nicht unbedeutende Menge desselben. Von nützlichem vierfüßigem Wild waren Wildschweine in Wäldern und Thiergärten; Hirsche und Rehe in den größeren Waldungen, am häufigsten jedoch im Bakonyer Walde; Hasen in allen Comitaten; Gemsen und Murmelthiere in den Karpathen der Mármaros und Liptau; Biber bei Holics und an der Donau und Save; das Wildgeflügel war zahlreich, im Gebirge traf man Hasel- und Auerwild, Schnee- und Repphühner, Waldschneepfen und Krammetsvogel; in der Ebene war der Trappe ungemein zahlreich und fand sich namentlich zur Erntezeit auf den Stoppelfeldern heerdenweise ein;

die Staare flogen zu Tausenden herum, Wachteln und Feldtauben gab es in größter Menge, die Sumpfigenden und Rohrgebüsch waren von unzähligen Wassergeflügel bewohnt, namentlich Wildgänsen, Wildenten, welche in Slavonien geräuchert wurden, Rohrhühnern und Wasserschneppen, von denen um Szegedin fünfzig Arten gezählt wurden. Von vierfüßigem Raubwild zeigten sich die Bären nur zuweilen in den Karpathen, namentlich in den Comitaten Marmaros, Sáros, Zips, Thuróc und Liptau; Wolfe fast in allen Gegenden, zum großen Schaden der Herden, und zwar in zwei Varietäten, der gewöhnliche große Wolf und der etwas kleinere Rohrwolf; Luchse und Füchse überall, jedoch besonders in Slavonien; Fischottern am Plattensee und in den Comitaten Árva und Szathmár; Kaninchen, Hamster, Iltisse, Marder, Billiche und Wildkatzen in zahlloser Menge; von Raubvögeln waren im Gebirge Königsadler und Steinadler, viele Geier- und Falkenarten und Habichte.

Berühmt waren in Ungarn in dieser Zeit die Jäger von Magura, einem Bezirke der Zips, am Fuße der Karpathen. Diese Karpathenjäger, bei denen sich die Jagkunde und die Neigung für dieselbe vom Vater auf die Söhne fortpflanzte, wohnten hauptsächlich auf den Herrschaften Landek, Nedecz und Laps, Besitzungen der freiherrlichen Familie Palocsay, und namentlich in den Ortschaften Landek, Zdjár, Jerionsky, Osturnia, Csernegera, Rzepish und Jurgow; sie waren robotpflichtige Unterthanen, wie andere, und mußten dem Aufgebote des Gutsherrn zur Jagd folgen, bei welcher sie für die Erlegung eines vorzüglichen Stückes Wild nur Essen und Trinken erhielten, und da die Bären, Gamsen und Murmelthiere auch in den Karpathen von Jahr zu Jahr seltener wurden, so war die Jagdausbeute dieser Schützen, wenn sie dann und wann ein solches Wild heimlich pürschten, und nach Käsmark oder einem anderen Orte verkauften, nicht von Belang, jedoch erhielten mitunter manche der ausgezeichneten Jäger durch die besondere Gunst der Grundherrschaft ein Stück Feld von einigen Metzen zur lebenslänglichen Benützung. Ihr Muth und ihre Unverdrossenheit waren bewundernswert, kamen sie einem Wilde auf die Spur, so ruhten sie nicht, verließen sogleich ihre Hütte, nahmen das Gewehr und Moskal, d. i. eine Art schwarzen, dicken Kuchen als Proviant, und verfolgten das Thier bis in die Wälder der Liptau und Galiziens, 10—12 Meilen weit und so lange, bis sie es erlegten. Der Hunger, die Strapazen und die Unbilden der Witterung, welche sie bestehen mußten, waren unbeschreiblich; Viele wurden vom Wilde verletzt und getödtet, oder fanden durch Unfälle anderer Art frühzeitig ihr Grab. Unter denselben war die Familie Butz durch die Kühnheit und die Schicksale ihrer Mitglieder die ausgezeichnetste.

In Siebenbürgen war zwar die Jagd in Abnahme, jedoch gab es in den zahlreichen Wäldern der Gebirge noch immer viel Wild, besonders Hirsche, Rehe, Hasen, seltener Wildschweine, Gamsen wenig, viele Auerhühner, Repp- und Birkhühner, Trappen, wilde Gänse und Enten, Holz- und Ringeltauben, Wasserhühner, Schneppen, Amseln, viele Staare, als Zugvögel erschienen persische Kraniche und die Kropfgans, und eine eigenthümliche Art von Sumpfvögeln war der Schwarzflügel. Die reißenden der wilden Thiere, der Bär, der Luchs und der weiße und graue Wolf wurden immer seltener, Biber und Fischottern waren nie zahlreich, dagegen fehlte es nicht an Mardern, Iltissen, Dachsen, Wieseln, Hermelinen,

Eichhörnchen, und eigenthümlich war dem Lande der Erdhund, ein dem Hamster ähnliches Thier; von Raubvögeln fanden sich Adler, Geier und sehr schöne Falken, welche früher so berühmt waren, dass jährlich eine gewisse Zahl als Tribut nach Konstantinopel abgeliefert werden musste.

In der Militärgrenze war die Jagd nicht uneinträglich, besonders auf Hasen und Wildgeflügel, Raubvögel waren zahlreich vorhanden.

Unter den Perennial-Contractuisten in Ungarn, deren Verhältnis zu den Grundherren durch einen ewigen Vertrag gesichert war, gab es einige Gemeinden, welchen die Ausübung der sogenannten Regalien zustand, zu denen auch die Jagd und der Fischfang gehörten. Wo wilde Thiere sich aufhielten, mussten die Bauern drei Tage auf sie Jagd machen, waren jedoch von den Grundherren mit Pulver und Blei zu versehen.

Die Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 wirkten auf den Wildstand nicht günstig ein, jedoch wurden durch das Zusammenwirken der Gesetzgebung und der großen Grundherren die Schäden wieder geheilt.

GEORGE DEUTSCH.

SIEBENBÜRGISCH-SÄCHSISCHES URKUNDENBUCH.*

Die Siebenbürger Sachsen eröffnen mit dem am Fuße angekündigten Bande ein imposantes Unternehmen, dessen Zweck es ist, das gesammte, auf die Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen bezügliche mittelalterliche Material auf Grund der umfassendsten archivalischen Studien zu sammeln und den Anforderungen moderner Wissenschaft entsprechend zu veröffentlichen. Unter den Herausgebern ist besonders *Franz Zimmermann* als erste Autorität in Archivstudien bekannt, und von dem, auf das Unternehmen verwandten Fleiße zeugt am besten die endlose Reihe der im In- und Auslande durchforschten Archive, wie sie im Vorworte des angezeigten Bandes ersichtlich ist.

Dieser Band erstreckt sich auf die Jahre 1191 bis 1342 und enthält 582 Urkunden, wovon 419 in ihrem ganzen Umfange, 163 aber im Auszuge, mithin das älteste Material, weshalb es ziemlich selbstverständlich ist, dass ein großer Theil desselben bereits aus früheren Publicationen bekannt ist. Da aber die Herausgeber nach Thunlichkeit aus den Originalien schöpften (343 Stück von 419!), besitzen wir in diesem Bande die erste moderne Reproduction der ältesten Geschichtsquellen Siebenbürgens. Dabei ist es den Herausgebern gelungen, diese Geschichtsquellen noch um 102 bisher unbekannte Urkunden zu bereichern, was mit Rücksicht auf das Alter in dem

* Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. Von Franz Zimmermann und Carl Werner. Erster Band: 1191 bis 1342. Nummer 1 bis 582. Mit 4 Tafeln Siegelabbildungen. Herausgegeben vom Ausschuss des Vereines für Siebenbürgische Landeskunde. Hermannstadt, 1892. — XXX u. 620 S.

archivalisch so verwüsteten Siebenbürgen gewiss als schönes Resultat anzusehen ist. Das Außere dieser Urkundensammlung ist ebenfalls der Ausdruck der modernen typographischen Leistungsfähigkeit. Originaltext und Meinung des Herausgebers sind durch besondere Typen unterschieden, ja sogar eine fortlaufende Marginalnummerierung der Textzeilen ist vorhanden, deren Zweckmäßigkeit oder gar Nothwendigkeit allerdings nicht recht einleuchtet, denn der Index beschränkt sich auf die Angabe der Seitenzahl.

An der Spitze der Urkunden befinden sich Rubra, unter welchen sofort ersichtlich ist: 1. wo sich die Urkunde befindet, 2. Qualification, 3. Daten zur Bestimmung des Alters oder der Authenticität, 4. eventuell erste (frühere) Publication, u. zw.: *a*) in ihrem ganzen Umfange, *b*) als Bruchstück oder *c*) in Form von Regesten.

Dass unsere Sammlung im Nachweise der früheren Publicationen förmlich nach bibliographischer Vollkommenheit strebt, indem sie selbst die kleinsten Arbeiten nicht unerwähnt lässt, kann kaum zu ihren Aufgaben gehören, da doch solche «Publicationen» zumeist nur Abdrücke eines älteren Abdruckes sind. Es würde genügen, in solchen Fällen nur jene frühere Ausgabe zu verzeichnen, welche das Original der Urkunde am treuesten wiedergibt. Uebrigens ist diese Pünktlichkeit nicht so schrecklich unfehlbar, als sie aussieht, insofern ich mich erinnere, einige Urkunden bereits an Orten gelesen zu haben, die von den Herausgebern nicht erwähnt sind,* während die fehlende Anführung der Archiv-Noten — besonders wenn es sich um größere Archive handelt — sehr unangenehm fühlbar werden muss.

Doch sind dies nur Aeußerlichkeiten, nach welchen wir getrost auf die Texte übergehen können, wo der Forscher auf den ersten Blick erkennen wird, dass dieselben nicht knechtische Nachahmungen der Originalien sind. Die Fluth von grammatischen und Schreibfehlern, die uns sonst so störend entgentreten würde, ist hier sorgfältig beseitigt, Orthographie und Interpunction sind inmitten eines Chaos von Schrift und Stil mit strenger Consequenz durchgeführt, und die Herausgeber haben sich dieser mühe- und verantwortungsvollen Arbeit mit entsprechendem Eifer und größter Gewissenhaftigkeit unterzogen.

Bei Betrachtung des streng wissenschaftlichen Gesichtspunktes steht — was die Behandlung der Originalien anbelangt — die perfecte Beherrschung der lateinischen Sprache, sowie die palæographische Tüchtigkeit der Herausgeber außer Zweifel. Wenn wir dennoch Palæographisches zu beanstanden haben, so muss wohl der Grund der Fehler anderwärts zu suchen

* Die Urkunden Nr. 165 und 169 hat Bunyitay in «Várad püspökség története» (Gesch. d. Bisthums Várad) II. 247—248 und 290 herausgegeben. Nr. 331 ist in «Anjoukori Okmánytár» (Urkundensammlung aus der Zeit der Anjou) I. p. 270. — Nr. 574 in «Székely Okmánytár» (Urkundensammlung des Széklerlandes) I. p. 20 erschienen.

sein, besonders darum, weil solche Fehler hauptsächlich in den historischen Elementen der Urkunden: bei den *Eigennamen* vorkommen.

Bekanntlich ist in Urkunden die ähnliche Schreibart gewisser Buchstaben, z. B. *B*, *K* und *R* oder *n* und *u*, *ch* und *th* sehr geeignet. — ob es nun Bequemlichkeit oder Unwissenheit sei — zu irriger Auffassung zu verleiten. Auch die Herausgeber sind dieser Versuchung nicht entgangen. Zweimal (pag. 121 und 123) heißt es *Zegned* statt *Zegued*: die Stadt Szeged (deutsche Nebenform Szegedin) konnte doch unmöglich *Szegned* geheißt haben! Bei den undenkbareren Formen: *Ombereus* (p. 123) für *Ombereus*, oder *Soncha*, *Foncha* (*Fancsika*) hätte *Bunyitay's* o. c. Werk verlässliche Auskünfte ertheilt. Fehlerhaft ist *Kechech* statt *Kecheth*, da der Name noch heute *Kecsel* lautet. Dass aber ein Name aus dem Kolozser Comitatz: *Röd* (*Reud*) mit dem ehemals *belsőszolnoker Böd* (*Beud* p. 480) u. z. nicht nur im Texte, sondern auch im Index verwechselt ist, wäre nicht nur geeignet, den Forscher irrezuführen, sondern auch die historische Bewandtheit der Herausgeber zu compromittieren, da es auffallen muss, dass letztere eine so berühmte siebenbürgische Familie, wie die *Cseh* de *Röd* war, von welcher hier die Rede ist, nicht kennen sollten, ja diese sogar mit *Böd* verwechseln, wo es sich doch aus den von ihnen selbst mitgetheilten Urkunden ergibt, dass *Böd* schon seit undenklichen Zeiten ein Besitzthum der *Apaffy's* und *Bethlen's* war. Das glaube ich wohl, dass in der Original-Urkunde gar mancher «*Böd*» lesen würde, aber darum ist auch die Edition einer Urkundensammlung heutzutage nichts mehr für — gar manchen. Im Original der Urkunde Nr. 165 steht ja vielleicht der Name «*magister Kalandus filius Thome*», doch muss jeder, der mit den Quellen jenes Zeitalters vertraut ist, bei *diesem* Namen misstrauisch werden. Gegen diesen *Kalandus* hat nämlich König *Ladislaus*, der *Kumane*, wegen nicht geringerer Ursache, als der Niederreißung des Marktplatzes zu *Várad* eine Untersuchung angeordnet, also wegen einer Gewaltthätigkeit größeren Stils, welche auch eine größere Persönlichkeit vermuthen lässt, als in solch oligarchischer Zeit der Sohn des *Thomas*, Meister *Kalandos* gewesen sein konnte. Nach kurzer Umschau kommt man darauf, dass hier von einem alten Bekannten aus der mächtigsten *Biharer* Dynastie, *Rolandus*, dem späteren *Wojwoden* von *Siebenbürgen*, Sohn des *Thomas de genere Borsa*, die Rede ist.

Nach solchen Beobachtungen kann man auch auf Schlimmeres gefasst sein und es lässt sich kaum erwarten, dass die Herausgeber in der Erläuterung der Urkunden sicher gehen und stilistische und historische Fehler bemerken und richtigstellen. Die *Correcturen* solcher Fehler oder Abweichungen, deren Beurtheilung den Scharfblick des Historikers voraussetzen, finden sich auch überaus selten. So lassen die Herausgeber die bekannte Schenkungs-Urkunde *Andreas des II.* aus dem Jahre 1222 an den deutschen Ritterorden ohne jede Erläuterung, trotzdem in den Unterschriften ganz

andere Namen eines Palatins, *Judex Curia* und der *Gespäne* vorkommen, als in den sonstigen Urkunden desselben Jahres, wo sie doch unmöglich verkennen können, dass sie dem Leser eine — allerdings nicht leichte — Aufklärung schuldig sind, da davon die Glaubwürdigkeit der Urkunde selbst abhängt. Ebenso mangelhaft sind die Erläuterungen, welche eine genauere Kenntnis der älteren ungarischen Sprache erfordern. (Z. B. «villa Teek Meger: Keet Meger»; *Szészárma*: *Sceizorma* und nicht *Sciozorma* = Weißhorn; «weiß» = a. u. *szó*, «Horn» = *zorma* u. s. w. Oder im Glossarium am Ende des Bandes: *tölgy* = der Eichbaum: a. u. *tuul*, *twl* — verwechselt mit *tül* = jenseits, gegenüber.)

Noch bedenklicher wird die Lage unserer fremdsprachigen Landsleute, wenn sie mit Urkunden zu thun haben, deren *Original nicht erhalten ist*. Wir gehören durchaus nicht zu jenen, die vor den Copien zurückschrecken, doch ist es natürlich, dass dieselben nur mit der größten Wachsamkeit benützt werden dürfen; und ist auch nicht zu verkennen, dass unsere Geschichtsliteratur und Forschungsmethode auf einem genügend hohen Niveau steht, um von jeder beliebigen Urkunde einen gehörigen Begriff und für jeden Irrthum eine zutreffende *Correctur* geben zu können. Dafür nun verdienen die Herausgeber alles Lob, dass auch sie vor den Copien nicht zurückschraken, im übrigen aber — wir müssen es aufrichtig bedauern — lässt sich gerade von dieser Seite ihrer Arbeit wenig Gutes sagen. Es ist zum Beispiel charakteristisch, dass ihnen die Bestimmung des Alters von Urkunden ohne Jahreszahl bei *Originalien* — was auch keine leichte Sache ist — fast immer gelingt,* weil sie sich dabei hauptsächlich vom Charakter der Schrift auf die richtige Spur bringen lassen. Bei den Copien aber, wo dieser wichtigste Stützpunkt fehlt und nur historische oder diplomatische Argumente maßgebend sein können, sind sie alsbald schwankend und fallen aus einem Irrthum in den anderen. Nehmen wir z. B. die fünf Urkunden Nr. 87, 92, 99, 184 und 257; sie gehören alle zusammen; ihr Ursprung ist ganz gleich und sehr interessant. In der Sakristei des Domes zu Gyulafehérvár fand im Jahre 1588 der damalige *Custos Canonicus* vier Pergamentblätter mit Urkunden beschrieben, darunter auch die erwähnten Stücke, welche er in sein eigenes Protokoll copierte. Zweifellos besitzen wir in diesen Copien ein Bruchstück des ältesten Protokolls des Domcapitels, denn diese vier Blätter bildeten ursprünglich — wie Balásffy selbst sagt — den Theil eines

* Doch ist es unrichtig, die Urkunde Nr. 276 des Wojwoden Ladislaus «de Sancto Martino» in die Zeit 1296—1313 zu setzen, denn zu jener Zeit war ein Ladislaus Wojwode, von welchem Anton Pér im «Turul» (*Zeitschrift der Heraldisch-Genealogischen Gesellschaft*) bereits *endgiltig* nachgewiesen hat, dass er aus dem Geschlechte Kean stammt, während Ladislaus de Szentmárton (Sancto Martino) mit jenem Ladislaus identisch ist (vgl. *Komáromy* im «Turul» 1892 p. 25), welcher 1292 Wojwode und Ahn der *Iklodi's de genere Borsa* war.

solchen Buches und dem entsprechend enthalten auch jene Dokumente die verschiedenen Fassionen der einzelnen Parteien. Weiß man dies, so ist es selbstverständlich, dass diese Fassionen in der Reihenfolge der sich meldenden Parteien, d. h. in kurzen Zeiträumen eingetragen wurden, wovon wir uns übrigens auch aus jenen Protokoll-Bruchstücken des Domcapitels, welche im ungarischen Landes-Archiv aus dem XIV. Jahrhundert erhalten sind, noch heute überzeugen können. Die Urkunden in Balásffy's Copien sind — mit Ausnahme einer (Nr. 87), welche überschrieben ist — ohne Datum, doch haben die Herausgeber im B. Radák'schen Archiv eine Urkunde gefunden (Nr. 253), welche der Copie Nr. 257 in solchem Maße ähnlich ist, dass sie auch die letztere ganz richtig auf das Jahr 1291 ansetzen mussten. Somit steht es außer allem Zweifel, das auch die übrigen *demselben Jahre* entstammen, aber nach Nr. 257 — da diese in der Copie an erster Stelle steht — in derselben Ordnung, wie sie aufeinander folgen. Die Herausgeber scheinen aber — wie wir glauben müssen — nicht einmal einen Begriff von jenem Grundprincip der Urkundenkritik zu haben, dass man vor Allem mit der Qualität und der Natur der Urkunde ins Reine kommen müsse, denn die letzte der copierten Urkunden (Nr. 92) setzen sie in die Zeit 1260—1300, die zweite (Nr. 99) auf 1262—1672 und die vorletzte (Nr. 184) auf 1277—1300, also jede einzelne, so viele ihrer sind, in einen anderen Zeitraum.

Nun erst jene Copien, wo uns selbst eine solche Stütze fehlt und wir — um nicht Irrthum auf Irrthum zu häufen — die strengste Kritik und größte Anstrengung nöthig haben! Das Klügste wäre freilich, das Original der Copie zu finden, womit jedem Wirrsal vorgebeugt wäre. So hätten auch die Herausgeber, wenn sie die Urkunde Nr. 493 aus dem Original des Teleki'schen Archivs (und sie haben dasselbe durchforscht!) herausgegeben hätten, die desperate Orthographie der Eigennamen umgehen können (Opper statt Opour, Vesster statt Bezter u. v. a.), deren möglichst genaue Richtigstellung wir in ihrem ganzen Umfang noch von ihnen fordern müssen. Und wenn sie sich schon in dieser Richtung eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen ließen, sollten sie wenigstens den Forscher nicht mit solchen Dingen irreführen, die doch gerade sie am besten wissen müssten. Wie viele Urkunden theilen sie mit über Buzd und dessen vornehme sächsische Besitzer, und dennoch kommen in der Urkunde Nr. 498 Besitzer mit ganz anderen Namen vor, weil im Original des ung. Landes-Archivs (und auch das ung. Landes-Archiv haben sie durchforscht!) nicht *Bwzd*, sondern *Owzd*, d. h. *Ózd* steht, das Geschlecht der *Ózd* aber war nicht sächsisch, sondern de genere Agmánd.

Schon oben bei Bód waren wir Zeugen solcher Confusionen, so dass man mit Recht fragen darf, ob sie denn sein Werk auch wirklich gelesen haben? Einen Index dazu haben sie wohl angefertigt, u. zw. gut und erschöpfend, was aber tiefer eingreift: die Urkunden untereinander haben sie

nicht verglichen. Dieses sonderbare Gemisch von Genauigkeit und Oberflächlichkeit können wir auch noch in einem erschreckenderen Beispiele, als die bisherigen waren, illustrieren. Es erinnert direkt an Codex Diplomaticus des Georg Fejér, dass das Urkundenbuch *ein und dieselbe Urkunde zweimal* mittheilt: einmal nach einer Copie, mit falschem, ein zweites Mal aus dem Original mit dem richtigen Datum! Jedermann wird sich leicht überzeugen können, dass die Urkunden Nr. 304 aus dem Jahre 1306 und Nr. 525 richtig mit 1336 datiert vollkommen identisch sind — wovon aber die Herausgeber nicht die geringste Ahnung hatten. Die Nebenumstände aber sind vielleicht noch gravierender. Vor allem, dass sowohl die Copie, als auch das Original nicht zwei verschiedenen, sondern ein und demselben, nämlich dem Hermannstädter Archiv entnommen sind, d. h. eben jenem, welches den Herausgebern so bequem zur Hand war. Der andere Umstand gar — da kann ich mir einmal nicht helfen — verräth eine Unwissenheit, wie man sie nicht einmal einem Anfänger nachsehen könnte. Sagen es doch unsere Schulbücher, dass Karl Robert Siebenbürgen im Jahre 1306 noch nicht einmal besitzen konnte, und doch bemerken die Herausgeber bei Nr. 304 den schreienden Anachronismus nicht, welcher sich so vielfach darin äußert, dass das Bisthum Várad im Jahre 1306 (!) im Stande sein soll, auf Grund eines, für ein ganzes Jahr (!) giltigen allgemeinen Erlasses des Königs Karl (!), die Grenzen des in Siebenbürgen (!) liegenden Cserged zu fixieren.

Für die Herausgeber ist es in der That ein wahres Glück, dass sie im Zeitalter der freien Archivforschung leben, und auf Copien nicht in solichem Maße angewiesen sind, wie seinerzeit, — denn trotz aller modernen Editionsprincipien würde sich auch ziffermäßig noch sehr viel Ueberwundenes finden. Das Gleichgewicht stellt sich zu ihren Gunsten nur durch die unverhältnismäßig größere Masse der Originalien her, doch bietet diese spärliche Auslese von Copien ein getreueres Bild ihrer Fähigkeiten. Ich will es nicht bezweifeln, erkenne es sogar bereitwilligst an, dass sie die zahlreichen Fehler, welche ältere Codices bei siebenbürgischen Urkunden begingen, vermieden, theilweise auch berichtet haben, was nützt dies aber, wenn nun ihr Werk dieselben Fehler wieder erneuert? Auch hier finden wir Urkunden, welche mit Siebenbürgen nicht das Geringste zu thun haben und nur auf handgreiflich falscher Basis in diesen Zusammenhang gebracht wurden. So die Urkunde Nr. 120 vom Jahre 1268, durch welche der jüngere König Stefan einige *bylok*-er Wirtschaftsleute adelt. Gab es aber nur in Siebenbürgen ein Bilak? trotzdem dies immer ein Besitz des Bischofs von Siebenbürgen war. Und wer versichert uns, dass sie es richtig gelesen haben, und es nicht vielleicht (Vylok) Ujlak heißen sollte? hat man doch damals *B* und *V* fortwährend verwechselt. Endlich aber wissen wir von den Nachkommen derselben Wirtschaftsleute mit Bestimmtheit (Anj. okmt. I. 42, S. 118), dass sie nicht in Siebenbürgen, sondern auf der Insel Csepel und im Weißenburger Comitате Guts-

herren waren. Ein anderer Stützpunkt wäre gewesen, dass das Original der Urkunde sich im Besitze der Grafen Bethlen befindet, was ebenfalls unrichtig ist; dort existiert nur eine, anderswoher eingeschaffte einfache Copie. Wahrscheinlich wurde diese Copie von der Familie Bethlen nur darum eingeschafft, um ihre Abstammung von einem jener Tavernici Namens Bethlen abzuleiten — recht weise, wo die Ahnen der Bethlens dg. Becsegregor bereits im Jahre 1199 als Große erwähnt werden.

Freilich würde in solchen Fällen schon die bloße Kenntnis davon, wo sich das Original befindet, auf die richtige Spur führen, doch ist diese bei Copien in den meisten Fällen nur auf mühseligen Umwegen zu erlangen. Es ist kein Wunder, dass Viele vor den Copien eine solche Scheu haben, denn dies verschwindet ja noch gegenüber den viel gefährlicheren Fällen, welche dem unerfahrenen Forscher auf Schritt und Tritt drohen. Denn bis hierher haben wir es noch mit arglosen Irrthümern zu thun, — wenn aber die Copie gleichzeitig eine *Fälschung* ist?! Welch ungeheurer Anstrengung des kritischen Scharfblickes und der kritischen Wachsamkeit bedarf es, seine Reputation vor solchen zu wahren und besonders die Fälschungen für die Wissenschaft unschädlich zu machen. Mir fällt da Darwin's Ausspruch ein, dass Theorien der Wissenschaft niemals schaden, während falsche Daten sie in ihrem Fortschritte geradezu hemmen. Und gerade die ältere Geschichte Siebenbürgens ist mit diesen versteckten Riffen derart unterminiert, dass diese selbst das gediegendste Streben zum Schiffbruch bringen können. Daher können die Quellen dieser Zeit nur mit der allergrößten Vorsicht benützt werden, denn alle (z. B. der I. Band von «Székely Oklevéltár» oder das «Urkundenbuch» von Teutsch und Firnhaber) sind mit Fälschungen inficirt. Natürlich war ich auf diese auch beim neuesten «Urkundenbuch» Siebenbürgens gespannt und ich musste auch — wie der dunkelhafte Mensch in der Fabel, dem der Teufel gerade dann erscheint, wenn er ihn am wenigsten erwartet — für meine Neugierde büßen. Damals habe ich auch dies nur für ein boshafte Spiel des Zufalls angesehen, aber jetzt, da der Kenntnisreichtum der Herausgeber in seiner ganzen Magerkeit vor uns klappert, können wir das Unvermeidliche der Katastrophe mit mathematischer Bestimmtheit voraussehen.

Die Fälschungen des Urkundenbuches wurden zu verschiedenen Zeiten angefertigt. Je älter eine Fälschung ist, umso schwerer lässt sie sich constataren, daraus aber, glaube ich, folgt, dass eine umso mehr gesteigerte Vorsicht nöthig ist. Die Herausgeber theilen die Regesten (Nr. 441 und 451) zweier falscher Urkunden — deren eine in die andere umgeschrieben ist — aus dem Jahre 1326 nach einer im Landes-Archiv (Dl. 30366) befindlichen und dem Ende des XV. Jahrhunderts angehörenden Copie mit. Aus diesen Regesten ersieht der Forscher natürlich nichts, was ihn zur Vorsicht zwingen würde. Die Herausgeber mussten aber die ganze Urkunde lesen, ohne auf

einen so augenfälligen Anachronismus zu reagiren, dass daselbst die bei der Fertigung anwesenden Bürger der Stadt Szék bestimmte Familiennamen (Mezaros, Zalka etc.) führen, während daneben das damals unerlässliche «dictus» fehlt. Ich glaube nicht, dass es einen nur halbwegs erfahrenen Diplomatiker giebt, dem dieser eine Umstand allein nicht schon Verdacht einflößen würde. Er wird wohl noch nicht sagen, dass die Urkunde falsch ist, aber die Recherchen wird er sofort einleiten. Die Herausgeber würde dies die *geringste* Mühe gekostet haben. Unmittelbar nach den Regesten der falschen Urkunde (Nr. 444) bringen sie (Nr. 445) eine authentische, auch im Original erhaltene Grenzbestimmung, ebenfalls aus dem Jahre 1326, bei welcher ebenfalls die Bürger der Stadt Szék («hospites» — und nicht «jurati seniores», wie die falsche Urkunde sagt —) u. zw. diesmal die echten zugegen waren. Wenn also jener Urkundenbrief echt wäre, so wäre es zweifellos, dass bei der Fertigung dieselben Personen vorkämen, wie bei der Grenzbestimmung. Davon ist aber keine Rede. Die auf der authentischen Urkunde vorkommenden Bürger führen ganz andere Namen. Auch bilden die Namen keinen Anachronismus, denn von sieben Personen haben sechs nur Taufnamen, der siebente Bürger dagegen führt den Namen «dictus Szász». Indem also die Herausgeber die falsche Urkunde in Regesten mittheilen und wir auf diese Weise die falschen und echten Bürger von Szék nicht einander gegenübergestellt sehen können, bringen sie den Forscher um ein recht wirksames — «Tableau!»

Wenn nun einmal die Fälschung festgestellt ist, müssen wir weitergehen und — wenn dies überhaupt möglich — auch die Ziele, ja sogar die Person des Fälschers erforschen. Und gerade bei der in Rede stehenden Urkunde wäre dies durchaus nicht unmöglich gewesen, da von derselben Hand, welche diese Urkunde geschrieben, auch noch andere falsche Urkunden herrühren, u. zw. bilden eine Gruppe: eine Grenzbestimmung a. d. J. 1334 (Dl. 31074) und drei Fassionen a. d. J. 1427 (Dl. 27155), 1442 (Dl. 29251) und 1458 (Dl. 27171), welche gleich der bereits bekannten Urkunde a. d. J. 1326 sich insgesamt auf die im Comitate Doboka gelegenen Besitztheile der Familie Nyires in Boncznyires, Mányik und Mócziz beziehen. Die Schrift verräth — trotz aller absichtlichen Entstellung — dieselbe Hand. Nachdem aber auf vielen Concepten des Bisthums Gyulafehérvár aus der Zeit von 1490—1515 dieselbe Schrift erkennbar ist, haben wir den Fälscher ebenfalls dort, in derselben Zeit zu suchen, oder besser gesagt, wir brauchen ihn gar nicht zu suchen, denn er liefert sich uns selbst aus. Sein Concept ist jene Urkunde des Siebenbürgischen Bisthums, laut welcher Gregor Bethlen und dessen Geschwister dem Meister Thomas Nyiresi, geistlichem und weltlichem Notar des Capitels (utriusque styli hujus ecclesie notarius) «promisit et adhoc se fide sua christiana obligavit, quod si unquam temporum in eventu idem magister Thomas eosdem dominos de Bethlen ratione et

pretextu dictarum portionum . . . contra se in causam convenerit et super eisdem sive per ipsas litteras obligatorias sive alias quovismodo jura meliora et clariora quam sicuti haberent dicti domini de Bethlen, pro se exhibere potuerit» sie ihm diese «statim sine omni litigonario processu» ausfolgen würden. (Landes-Archiv, Dl. 29547.) Magister Thomas, welcher übrigens weltlichen Standes war, wusste diese gewünschten «jura meliora et clariora» thatsächlich herbeizuschaffen. Wir wissen nun bereits, wie dieselben beschaffen waren, die guten Herren von Bethlen ließen sich aber derart in die Enge treiben, dass sie im Jahre 1514 (Dl. 29623, 30267) die fraglichen Besitzthümer de facto dem Magister abtraten. Auf diese Weise nahm Thomas an ihnen Rache, denn wir müssen wissen, dass diese Güter von seinem Ahne, dem hochverrätherischen Johann Nyiresi durch König Siegmund confisciert und so erst im Jahre 1391 (Dl. 29445, 32274) den Bethlen's verliehen wurden.

Seine Fälschungen sind aber die reine Erbärmlichkeit. Sie wurden in der naiven Zeit angefertigt, wo noch Niemand geträumt hätte, dass die Urkunden, ihre Eintheilung, ihre Schriftzeichen, Ausdrücke, ihr Stil und ihre Denkweise sich in verhältnismäßig kurzen Zeiträumen immer wieder ändern würden. Der mittelalterliche Richter beurtheilte die Glaubwürdigkeit der Urkunde nur nach dem Siegel und dem Inhalte und diese primitive Documentenkritik verschaffte dann vielen Fälschungen eine unverdiente Ehrwürdigkeit und manch gutes Recht ging seiner Kraft verlustig.

Die andere, zahlreichere Gruppe gefälschter Documente des Urkundenbuches führt in ein ganz anderes, unserer heutigen Auffassung näher liegendes Zeitalter. Der Fälscher dient idealeren Zielen, insofern er einem Anderen nicht eine Fußbreit Boden abprocessieren will. Ist er doch der selbstlose Pfleger der Wissenschaft und die einzige Quelle seiner Fälschungsmanie ist — die Eitelkeit. Wenn aber vom Standpunkte der Moral diese Thätigkeit nur als eine specielle Art «moral insanity» Beachtung verdient, so bildet sie ein umso interessanteres Capitel in der Geschichte der Diplomantik. Ich meine die Zeit, wo die Urkunden in Mode kommen und deren Erforschung, Sammlung und Copierung oft zu einer Leidenschaft wurde, welche das ganze Leben Einzelner auszufüllen vermochte. Und solchen Menschen verdankt unsere Geschichtschreibung das gesammte Material, von welchem sie sich, sozusagen bis zur Aufhebung der Aviticität, nährte.

Die gewaltigste Erscheinung unter allen war ein Siebenbürger: *Graf Josef Kemény*, denn bei seinen ungemein vielseitigen Verbindungen konnte er die meisten Archive durchforschen, inolge dessen er mit dem Reichthume seiner Sammlungen alle seine forschenden, copierenden und sammelnden Vorgänger übertraf. So lange er lebte, war das gesammte Material der siebenbürgischen Geschichte sozusagen sein Monopol. Doch hat auch Niemand die Vorzüge und die Sicherheit seiner privilegierten Stellung so auszunützen

gewusst, wie er. Unter den, von der Schwelle der Archivheiligthümer ausgeschlossenen Geschichtschreibern erschien er als ein wahres Orakel, doch seine Eitelkeit schmachtete unstillbar nach immer neuen Lobhymnen. So geschah es denn, dass er, als seine echten Entdeckungen nach und nach ausgingen, er sich zu eigener Täuschung, wie zu der Anderen *auf die Fabrication von Urkunden verlegte*. Die gelehrte Welt jubelte weiter und Niemand ahnte, dass man es eigentlich mit einem Banquerotteur zu thun hat, der seinen Schmeichlern mit falscher Münze lohnt.

Seine Fälschungen erreichen schon eine stattliche Zahl, wenn man nur jene Urkunden in Betracht zieht, mit welchen die »dankerfüllten« Redacteurs von Sammlungen »sich beeilten«, ihre Sammlungen »zu bereichern«. Wir wollen uns darum auch »beeilen«, die Fälschungen unserer Urkundensammlung zu genießen, um endlich einmal auch vor der Oeffentlichkeit — denn den Fachleuten war es schon längst kein Geheimnis — jener schamlosen Heuchelei den Garaus zu machen, welche bisher schon so viel Irrthümer und Täuschungen gekostet hat.

Das Characteristicum der Josef Kemény'schen Fabrikate ist, dass ihr Ursprung nirgends zu entdecken ist, am allerwenigsten aber in dem Archiv, in welches er selbst uns weist. Auch die Urkunde Nr. 527 werden wir vergeblich im gräflich Kornis'schen Archiv suchen, vergeblich sowohl unter den Urkunden, als auch in den alten Elenchien, und ist doch selbst die Siegelschnur umständlich beschrieben. Wozu übrigens dieser große Eifer, da doch jedes Wort Lüge ist. Wer der Sache nur ein wenig nachgeht, wird sofort wissen, dass eine Urkunde a. d. J. 1336 — und die daselbst enthaltene Namensliste der siebenbürgischen Domherren lässt einen Fehler in der Jahreszahl nicht zu — von dem siebenbürgischen Wojwoden Stefan nicht als von »weiland« sprechen kann, da doch dieser die Wojwoden-Würde erst in den Jahren 1345—1350 bekleidete, und dass dieser der berühmte Stefan Laczkfi de Kerekegyház dg. Herman war. Auch seine Vermögensverhältnisse kennen wir genau,* dass er aber auch die Einkünfte der Monozslai's (also nicht »Besitz zu Monozsló« wie es im Rubrum heißt) sollte gehabt haben, das werden wir dem Fälscher umso weniger glauben, als diese immer den o-M noszlai's (später nannten sie sich Csupor) gehörten, und solch ein bureaukratischer Ausdruck des vorigen Jahrhunderts, wie »bona sua Monozloiana« in einer anständigen Urkunde des Mittelalters niemals vorkommt.

Was nun den Zweck solcher Kemény'scher Fälschungen anbelangt, sind wir damit auch im Klaren, sobald wir die zu seiner Zeit gelegentlich auftauchenden Geschichtsfragen mit Aufmerksamkeit verfolgen. Denn bei jeder Discussion erschien natürlich auch Kemény mit seinem ungeheueren

* Vgl. Kardosonyi's Artikel über die Laczkfi's de Kerekegyház im »Turul«, IV. p. 166—173 und *Békecsmegyei Tört. Társ. Évk.* VII.

Datenvorrath. Nun nahm aber die Debatte oft eine solche Wendung, dass einzelne, dem edlen Grafen geistig überlegene Gegner Recht behielten und anfangen, ihn mit seinen eigenen Daten in die Enge zu treiben. Da pflegte er dann ganz plötzlich eine so klar lautende Urkunde unter sie zu schleudern, dass den Disputierenden allen vor Verblüffung das Wort in der Kehle stecken blieb. Z. B. in der unabsehbar endlosen «szolnoker» Debatte, in welcher es sich darum handelte, welches szolnoker Comitatus bei der Obergespanschaft des siebenbürgischen Wojwoden zu verstehen ist? Kemény exponierte sich für Belsö-Szolnok und als man ihm mit seinen eigenen Argumenten den Boden unter den Füßen entzog, fabricierte er die famose Urkunde vom Jahre 1248 (Teutsch und Firnhaber: «Urkundenbuch» p. 68), laut welcher ein nie gewesener siebenbürgischer Wojwode Urban irgend eine középszolnoker Partei mit der Begründung abweist, dass sein Rechtskreis nur bis an die Meszes reicht! Ein wahres Zwillingstück hierzu ist Nr. 375 des vorliegenden Urkundenbuches, wo der Mann des Wojwoden, Beke de Dengeleng dagegen protestiert, dass die Apaffy's ihren Process wegen der belsöszolnoker Dörfer Böd und Málom dem Obertavernicus Demeter vortragen, während das «siebenbürgische Szolnok» unter seine Oberhoheit gehört.

Bei dieser Urkunde lässt sich auch die Methode der Fälschung beobachten, denn man braucht nur die Fälschung Nr. 375 mit der authentischen Urkunde Nr. 376 zu vergleichen, welche jener als Grundlage diente. Aus letzterer geht thätssächlich hervor, dass der Obertavernicus Demeter in Siebenbürgen gewirkt hat, jedoch als ein vom König nur in Sachen des siebenbürgischen Bisthums gegen die Krakauer und Fremden entsendeter Richter. Kemény hatte also gar keinen Begriff davon, dass solche Richter nur in jenen Sachen ein Urtheil fällen könnten, deretwegen sie entsendet worden waren. Doch ist es auch nicht übel, dass er am 25. Mai vor dem Capitel eben durch jenen Beke de Dengeleng den Protest erheben lässt, mit dem als dem Richtercollegen des Obertavernicus er am 2. Juni in Sachen desselben Capitels ein Urtheil fällt.

Ein geschickterer Mensch hätte gewiss klüger gefälscht. Es ist ihm eben so ergangen, wie allen Lügnern, die, wenn sie uns etwas glauben machen wollen, ihre ganze Fälschungskunst auf diesen gewissen Punkt hinlenken und sich dann bei den unbeachtet gelassenen Nebenumständen unbedingt ertappen lassen. Bei der Urkunde Nr. 382 fällt uns z. B. vor allem auf, dass wir eine solche Urkunde unser Lebtage nicht gelesen haben. Was soll das sein? König Karl befiehlt, nachdem er im Rathe der Großen seines Reiches das Urtheil gefällt hat, dass der gegen ihn rebellische Gespan Nikolaus, Burgcommandant von Csicsó, aller seiner Güter beraubt werde, dem siebenbürgischen Wojwoden Dózsa, dieselben zu confiscieren. Wir kennen doch genug Confiscationsbefehle, aber immer nur solche auf Ansuchen der Privatparteien, — dass aber der König die Confiscation der Güter der gegen die

allgemeine Ordnung Revoltierenden besonders anordnen müsste, ja er gar darüber erst mit den Großen seines Reiches Rathes pflegen sollte, wäre der reine Blödsinn, da es ja seit Urzeiten eine selbstverständliche Sache war, die Rebellen zunächst niederzuschlagen und sodann ihre sämtlichen, wo immer befindlichen Güter zu confiscieren. Uebrigens steht es auch nicht, dass Dózsa dieser siebenbürgische Wojwode gewesen wäre. Damals war er bereits Palatinus, denn jener Nikolaus, der Ahn der Grafen Wass, übergab die Burg Csicsó am 1. November 1321 (Fejer Cod. VIII. vol. II. 316. Original: DC. 29422. Vgl. DC. 27829.) an den siebenbürgischen Wojwoden Thomas Széchenyi. Auch dürfte er kaum auf eigene Faust revoltiert haben, vielmehr ist er wahrscheinlich nach Niederwerfung der Aufstände in der Burg Csicsó eingeschlossen allein geblieben, so dass er sich weiter nicht mehr halten konnte.

Doch hatte Graf Kemény für all dies keine Verwendung; er brauchte nur die Worte nach dem Namen Nikolaus Wass: «*ductor alias aquilae seu vexilli universitatis regnicolarum hungarorum partium transsylvanarum*» — worauf man übrigens kaum achten würde, während gerade hier der Zweck der Fälschung liegt. Er wollte eben mit dieser Fälschung und mit noch vielen andern diesbezüglichen (auch in «Székely Oklevéltár» I. B. paradiert eine solche) beweisen, dass im Mittelalter nicht nur die Sachsen, sondern auch das siebenbürgische Ungarthum dasselbe Emblem auf ihren Kriegsfahnen geführt haben — nämlich den Adler! Nun ist aber weder das eine, noch das andere wahr, denn die Sachsen haben ebenso, wie die Ungarn und Székler unter der mit Wappen geschmückten Fahne des Wojwoden gefochten; das bei den Sachsen gebräuchliche Wappen hatte nur zu administrativen und justiciellen Zwecken Giltigkeit. Und auch darum ist ja schon die ganze Auffassung unzulässig, da doch die drei siebenbürgischen Nationalitäten als solche, als staatsrechtliche Factoren erst seit der Selbstständigkeit Siebenbürgens denkbar sind, die Wappen der Ungarn, Székler und Sachsen erst auf dem Landtage zu Segesvár 1659 festgestellt worden. Diese scheinbar so geringsfügige Wappenfrage ist daher in ihren Folgen so überaus wichtig, dass, wenn Graf Kemény Recht hätte, das Verständnis der mittelalterlichen Geschichte Siebenbürgens in ihrem ganzen Umfange einfach *unmöglich* wäre. Darum kann der Leichtsinn nicht genügend verurtheilt werden, dass Urkunden, welche zu so enormen Irrthümern führen, noch immer Glauben finden.

Und erst die Geschichte der Székler! Die wäre ewig ins Fabelland verbannt, wenn man daraus die zahllosen falschen Documente — überall natürlich Graf Kemény's Hand darin — nicht ausrotten würde! Auch in unser Urkundenbuch gelangte eine solche Urkunde (Regesten, Nr. 85), welche von der Székler Burg Szentlélek spricht. Jawohl, eben die Fabrication dieser angeblichen Székler Burgen lässt die krankhafte Manie am deutlich-

sten erkennen. Es war geradezu eine fixe Idee Kemény's, das ganze Székler-Land mit alten, älteren und uralten *Burgen* zu überfüllen, wobei er freilich nicht ahnte, dass er gerade dadurch die Geschichte der Székler ihrer eigenen Originalität, ihres anziehenden Archaismus beraubte. Nun hat ihn sein Schicksal, wie jeden Lügner, ereilt, indem wir ihm ohne positive Beweise kein Wort mehr glauben; selbst jene seiner Urkunden, wo der Zweck einer Fälschung nicht so augenfällig ist, müssen wir — vorausgesetzt dass ihre Glaubwürdigkeit über ihn hinaus weiter nicht verfolgt werden kann — schon beim allergeringsten Verdachte unbedingt verwerfen. Die Urkunde Nr. 428 ist einfach darum falsch, weil sie eine überflüssige Paraphrase der authentischen Urkunde Nr. 426 ist, aus welcher sie gemacht wurde, — und wir können auch sofort sagen, warum? Die authentische Urkunde ist das Testament des Ladislaus de Szentmárton, errichtet unter der Burg Köhalom, wo er tödtlich verwundet worden war. Die Fälschung beeilt sich aber, noch einige andere Ritter mit hinein zu bringen, so einen Sohn Johann des Nikolaus Wesselényi, offenbar doch nur um seinen berühmten Zeitgenossen, dessen Stammbaum bekanntlich kaum bis ins XV. Jahrhundert hinaufreicht, zu schmeicheln.

Ebenso unbedingt falsch ist die Urkunde (Nr. 64) vom Jahre 1231, welche bei einer sonst so einfachen Fassung mit unmöglichen Uebertreibungen und auffallender Zudringlichkeit die Herrschaft der Bulgaren und dann der Walachen in Fogaras beweisen will, wo doch die Grundherren immer die ungarischen Könige waren, gegen Ende des XIII. Jahrhunderts (Nr. 244) aber Meister Ugrin. Von Walachen haben wir dort nur als Bauern Kenntnis, die sich ansiedeln wollen. Die rumänische Geschichtschreibung freilich hat Kemény mit dieser Waffe glücklich gemacht, doch wir können darüber ruhig schlafen, da solche Machinationen immer ihre Wirkung verfehlen. Auch die letzte Erfindung (Nr. 305) können eher sie sich zu Nutzen machen, als wir. Sie glauben es vielleicht, dass die siebenbürgische Hortobágy schon im Jahre 1306 den walachischen Namen Kornezel gehabt hat, — wir nicht, da wir in authentischen Urkunden immer nur dem ungarischen Namen begegnen. Ich weiß nicht, wozu Kemény dies nöthig hatte, vielleicht als Rarität, um seine Sammlung auch mit einem so seltenen Erlasse des kerzer Sachsen-Conventes zu bereichern. Man muss nur die Leidenschaft des Sammlers kennen, mit welcher er im Stande ist, auch sich selbst zu betrügen. Der Gegenstand der Urkunde ist übrigens eine einfältige Lappalie, aber selbst als solche ist sie absurd. Die Bauern zweier Nachbardörfer fixieren unter einander die Grenzen einer Wiese. Nach dem mittelalterlichen Princip: «nulle terre sans seigneur» musste ja doch auch diese Wiese einen Grundherrschaft haben, seine Bauern also konnten wohl so, aber durchaus nicht auf eigene Faust verfügen.

Der geneigte Leser hätte mir vielleicht diese langwierigen Auseinander-

dersetzungen erlassen, doch mit anderen Mitteln und in anderer Form wäre es mir kaum möglich gewesen, nachzuweisen, welch enormen Schaden die Fehler eines Urkundenbuches in der Geschichtschreibung anrichten können. Dabei ist es durchaus nicht die Hauptsache, dass in diesem Urkundenbuche gerade neun Fälschungen oder so und so viel Fehler anderer Art vorkommen, sondern die Thatsache, dass die Kraft und Wirkung ihres Giftes unberechenbar ist, gerade so, wie die Wirkung eines Infectionsstoffes, welcher sich unbemerkt ins Blut schleicht und dann den ganzen Organismus zersetzt.

Was nun das vorliegende Urkundenbuch selbst betrifft, so ist es jetzt wohl unzweifelhaft sicher, dass dasselbe nur äußerlich modern ist, im wesentlichen aber unter dem Niveau der heutigen Wissenschaft steht.

Doch noch einen Augenblick! Es wäre mir nämlich nicht lieb, wenn der Leser mit diesem Eindrücke von dem Buche scheiden würde. Unser Urtheil ist nicht übertrieben, man darf aber auch die eigenthümliche Stellung der Herausgeber nicht außer Acht lassen. Ihre Irrthümer können wir von ihrer Individualität nicht trennen, doch die eigentliche treibende Ursache müssen wir darin suchen, dass die sächsische Geschichtschreibung sich vor der ungarischen Wissenschaft so lange, sozusagen bis in die allerjüngste Zeit vollkommen verschlossen hat. Den vielfältigen Schaden, der ihnen aus der Befangenheit ihrer Wissenschaft erwachsen ist, können wir eben aus dieser Urkundensammlung ersehen.

Das Versäumte nachzuholen ist schwer, doch nicht unmöglich; und wir sind fest überzeugt davon, dass die nachfolgenden Bände dieses tüchtigen Unternehmens keine Spur mehr von jener chinesischen Mauer zeigen werden, welche es bisher unmöglich gemacht hat, dass unsere beiderseitigen Bestrebungen sich zu einem gemeinsamen Zwecke vereinigen.

KARL TAGÁNYI.

DIE ARITHMETIK DES MAGISTERS GEORGIUS DE HUNGARIA AUS DEM JAHRE 1499.*

Der Unterbibliothekar der Ung. Akademie d. W., Herr Árpád Hellebrant hat im Auftrage der Literarischen Commission auch während der diesjährigen Ferien in Deutschland Studien gemacht, um für den III. Bd.

* Vorgelegt in der Sitzung der III. Classe am 16. Oktober 1893.

von Karl Szabó's «Regi Magyar Könyvtár» (Alte Ung. Bibliographie) Titelcopien jener, von ungarischen Schriftstellern im Auslande in nicht ungarischer Sprache edierten Werke, insofern sie bei uns noch nicht verzeichnet sein sollten, zu sammeln. Unter anderen besuchte er auch die Stadtbibliothek zu Hamburg und fand daselbst in einem Colligate (Bezeichnung Realcat. AC. Vol. VII. p. 37) ein lateinisches Druckwerk, welches den Titel: «*Arithmetice summa tripartita Magistri georgij de hungaria*» führt und nach dem Zeugnis des Kolophon im April des Jahres 1499 beendet worden ist.

Mit dieser Entdeckung hat Herr Árpád Hellebrant der ungarischen Literaturgeschichte einen großen Dienst geleistet. Bisher waren wir nämlich der Meinung, dass das erste von einem Ungar verfasste Werk über Mathematik die in Debreczen 1577 erschienene Arithmetica sei — und nun führt der Hamburger Fund das Datum um fast 80 Jahre, auf das Jahre 1499 zurück.

Sobald Herr Hellebrant mir von dem interessanten Funde Mittheilung machte, wandte ich mich sofort an die Direction der Hamburger Stadtbibliothek, mir die leihweise Ueberlassung des Werkes erbittend. Nachdem die Direction meiner Bitte auf das bereitwilligste entsprochen hat, habe ich hiemit die Ehre, die Arithmetik des Magisters Georg aus Ungarn vom Jahre 1499 der geehrten Classe vorzulegen.

Das ganze Druckwerk umfasst nur 20 Seiten, aber immerhin um 5 Seiten mehr, als das vom berühmten Wiener Professor Peurbach, dem Meister des Regiomontanus, im Jahre 1510 für seine Schüler herausgegebene «Opus algorithmi». Meister Georg erzählt auf der ersten Seite, dass er von seinen Schülern öfters und bei verschiedenen Gelegenheiten ersucht worden sei, die Gesamtheit der Arithmetik, frei von allen überflüssigen oder minder nothwendigen Theilen, in eins zusammenzufassen. Er will gerne ihrem Wunsche entsprechen und beschließt, seine Arbeit auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, denn die Früchte der Arithmetik sind jedermann nützlich ja sogar nöthig, namentlich: den Königen, Feldherrn, Magnaten, Adeligen, Soldaten sowie den, der Theologie und der Philosophie Beflissenen, den Prälaten, Mönchen und Weltgeistlichen, ebenso den Kaufleuten und Handwerkern. Sein Werk theilt er in 3 Theile: im ersten behandelt er die 9 Species der Arithmetik, u. z. das Zählen, Addieren, Subtrahieren, die Verdoppelung, Halbierung, Multiplication, Division, die Progressionen und das Wurzelziehen mit Ziffern; im zweiten Theile aber erklärt er die vier Hauptspecies «per projectiles», im dritten endlich beleuchtet er mit verschiedentlichen Beispielen die Regel-de-tri und die Gold-Regel (quas aureas appellant, quia sicut aurum in metallis supremum atque optimum obtinet nomen, sic et ista pars regularum).

Die ersten 7 Species sind (obwohl wegen Mangels an erläuternden Beispielen hie und da unklar und schwer verständlich) genug detailliert

behandelt: von geringerem Werte ist, was er von den Progressionen sagt; ganz wertlos aber ist, was von der Zahlenprojection und der Wurzelziehung geredet wird. Es ist deutlich sichtbar, dass er seine größte Freude an der Lösung der Beispiele zur Regel-de-tri hatte, denn von 20 Seiten widmet er ganze 8 Seiten ausschließlich diesem Theile und hier kann er sich auch leicht und vollkommen verständlich machen. Eines seiner Beispiele, welche die spitzfindigen Fragen des Mittelalters recht treffend charakterisiert, ist folgendes:

Ein Sterbender, dessen Gemahlin sich in gesegnetem Zustande befindet, verfügt in seinem Testamente wie folgt: wenn die Frau einen Knaben zur Welt bringt, erhält von seinem, 1000 Ducaten betragenden Vermögen der Knabe $\frac{2}{3}$ und die Frau $\frac{1}{3}$; wenn sie dagegen einem Mädchen das Leben schenkt, so erhält die Frau $\frac{2}{3}$ und das Mädchen $\frac{1}{3}$. Der Mann stirbt und die Frau bringt Zwillinge zur Welt und zwar einen Knaben und ein Mädchen. Er fragt, wie viel von den tausend Ducaten erhält — den Intentionen des Testaments entsprechend — der Knabe, wie viel das Mädchen und wie viel die Frau. Die Frage ist ganz richtig gelöst.

In der ganzen Arbeit geschieht nur auf zwei mathematische Schriftsteller Berufung: auf Boëthius und Bravardinus. Die Arithmetik des Boëthius wurde zuerst im Jahre 1480 in Paris und dann 1488 in Augsburg herausgegeben; von Bravardinus erschien 1496 die *«Geometria speculativa»* (Vgl. Heilbronner, *Hist. Matheseos*, Lipsiæ 1742). Außerdem kannte aber Meister Georg sicherlich auch noch das Werk irgend eines spanischen Algoristen, was ich daraus schließe, dass er 1000×1000 nicht eine Million, wie es die italienischen Algoristen (z. B. Pietro Borgi, Venedig 1484) schon damals benannten, sondern nach damaliger spanischer Methode *cuentus* nennt; die tausend Millionen heißen bei ihm *milon*, die Billion *summa*, die tausend Billionen *draga*, welche Bezeichnungen sammt und sonders spanische Modeausdrücke gewesen sein dürften.

Die für uns interessanteste Frage — wer wohl dieser Magister aus Ungarn gewesen sein mochte — habe ich zuletzt gelassen.

Der Druckort des Buches, nach welchem man oft mit größter Wahrscheinlichkeit Schlüsse auf die Persönlichkeit des Verfassers, besonders auf dessen Aufenthaltsort ziehen kann, ist weder auf dem Titelblatt, noch auf dem Kolophon genannt. Glücklicherweise aber lässt sich diese Frage aus dem Buchtexte und aus den im Colligatum befindlichen Werken mit beinahe ganzer Bestimmtheit lösen.

Das Buch unseres Magisters enthält nämlich mehrere Aufgaben zur Berechnung des Preises irgend eines Gegenstandes oder des Antheiles, welcher bei irgend einem Nutzen auf je einen Theilnehmer fällt. Die Geldsorten, mit welchen hier gerechnet wird, sind folgende: *aureus*, *ignilis*,

*stuferus, but, placca nova, placca antiqua, duytmarius, bramincus.** Woher mögen diese Gelder stammen?

Vom *ignilis* sagt Ducange: Belgis *ickse*, nummi argentei nomen vulgo *escalin*; von letzterem heißt es in Jurende's Münzenlexicon: alte *brabantische* Silbermünze. «*Stuferus*», nach Ducange = Belgis *stuyver*; von letzterem bei Jurende: alte Rechnungs- und silberne Scheidemünze in den *Niederlanden* und den benachbarten Ländern. — «*Placca*» (= *plaqet*): halber *brabantischer* Schilling, alte silberne Scheidemünze in *Antwerpen, Brüssel*, etc. (Jurende l. c.). «*Duytmarius*» findet sich wohl in den mir zur Verfügung stehenden Handbüchern nicht, wohl aber die erste Silbe des Wortes: *deut, doit, duy* (l. c.) alte *holländische* Scheidemünze aus Kupfer zwei holländische Pfennige an Wert.

Wir sehen hieraus, dass Meister Georg mit niederländischen Geldsorten arbeitet in einem Werke, welches er auf Bitten seiner Freunde zusammenstellte. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren also diese Freunde *Niederländer*, und so ist es auch nahe liegend, dass auch er sich in *Holland* aufhielt, als er dieses Werk schrieb.

Einen weiteren Anhaltspunkt, durch welchen diese Folgerung noch besonders bekräftigt wird, gewinnen wir aus dem Druckorte der mit Meister Georg's Werk im *Hamburger Colligat* vereinigten Bücher. Von diesen sind zwei in *Antwerpen* und je eines in *Deventer* und *Utrecht* gedruckt und wenn man die Buchstaben im Kolophon des *Utrechter Druckes* mit den Buchstaben in Georg's *Arithmetik* vergleicht, sehen wir, dass die beiden Typen einander auffallend ähnlich sind, woraus wieder mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auch folgt, dass unser Magister Georg, als er seine *Arithmetik* herausgab, sich *entweder in Utrecht, oder in einer anderen Stadt des Utrechter Bisthums* aufhielt.

Einer noch größeren Klarheit wegen musste ich mich umständlicher über die mittelalterlichen Geldsorten *Hollands* orientieren, und war über mein Ersuchen unser College, das ord. Mitglied *Josef Hampel* so freundlich, sich *direct* nach *Utrecht* zu wenden und um ausführliche Aufklärung über die genannten Geldsorten zu bitten.

Nach einem Schreiben des *Utrechter Stadtarchivars* ddo 23. September gehören alle jene Geldsorten, von welchen ich oben gesprochen habe, dem jenseits der *Yssel* gelegenen Theile des *Utrechter Bisthums*, dem sogenannten *Oversticht* an. Die vier Städte im *Oversticht* (*Deventer, Kampen, Zwolle* und *Gröningen*) haben nämlich am 27. October 1488 beschlossen, ein neues *Silbergeld* prägen zu lassen: den *overstichter Stuver*, die Hälfte desselben

* Nach den Aufgaben des Magisters Georg war: 1 aureus = 12¹/₂ ignilis; 1 ignilis = 2¹/₂ stuferus; 1 stuferus = 2 but; 1 but = 4 placca nova; 1 placca nova = 2 placca antiqua; 1 placca antiqua = 2 duytmarius; 1 duytmarius = 2 bramincus.

war der *but* oder *butken*; ein Viertel des *but* war der *placken*, ein Viertel des *placken* der *duytmter*, die Hälfte des *duytmter* war der *braems* oder *bramincus*.

Aus alledem geht mit vollkommener Klarheit hervor, dass der Magister Georgius de Hungaria mit overstichter Münzen gerechnet hat und daher seine Freunde und er wohl auch selbst in einer Stadt des Oversticht wohnhaft waren.

Ich bemerke noch, dass Georg aller Wahrscheinlichkeit nach dem geistlichen Stande angehörte, was wir nach verschiedenen Umständen annehmen können. Vor allem darnach, dass er sein Werk besonders warm der Aufmerksamkeit des Clerus empfiehlt: *doctissimis excellentissimisque viris sacro sanctæ theologiæ, ecclesiasticis quibuscunque, prælatis et non prælatis, religiosi ac secularibus, sacerdotalique officio adornatis*. Ferner aber, dass er ein besonderes Beispiel der Frage widmet, wie Domherren und Capläne sich in die kirchlichen Einnahmen zu theilen haben; endlich, dass er jedes Capitel mit der Anrufung von Gottes Hilfe einleitet: *invocato igitur primo omnipotentis auxilio, sine quo nullum rite fundatur*, oder: *deo semper favente, favente altissimo, auxiliante semper omnipotenti deo . . .*

Wie aber nun mag Georgius de Hungaria im Jahre 1499 in den jenseits der Yssel gelegenen Theil des Utrechter Bisthums gerathen sein?

In Gröningen gab es zu Ende des Mittelalters zwei Hochschulen: die Schule der *fratres communis vitæ* und die der Kirche *Sct. Martini*. — Die letztere war so berühmt, dass ihr die Schüler aus Deutschland, Italien, Frankreich und Spanien zu hunderten zuströmten. Auch unseren Georg wird wohl diese Schule nach Gröningen gezogen haben.

Fernere Forschungen müssen entscheiden, ob Georgius de Hungaria damals wirklich in Gröningen war, ob nun als Schüler, ob als Lehrer; wie ja weitere Forschungen auch darthun werden, ob jener Dominicaner Georgius Hungarus, von dem Fr. Toldy in seiner ung. Literaturgeschichte (a. M. *Nemzeti Irodalom Története*, II. p. 57) erwähnt, dass sein Manuscript *De ritibus Turcarum* im Collegio S. Mariæ ad Minervam zu Rom aufbewahrt wird — nicht etwa mit unserem Magister Georg identisch ist?

Damit aber unsere Historiker und Bibliographen an diesen Forschungen theilnehmen können, wäre es zweckmässig, wenn die Ung. Akademie der Wissenschaften die Arithmetik Meister Georg's, bevor sie nach Hamburg zurückgeschickt würde, wortgetreu copieren ließe und sodann in der Reihe der mathematischen Abhandlungen publicieren würde.*

Generalsecretär KOLOMAN v. SZILY.

* Dieser Antrag des Herrn Generalsecretärs v. Szily ist bereits in seinem ganzen Umfange durchgeführt. *D. Red.*

ZUR KRITIK DES SEINS *

Der erste Theil des Werkes bezieht sich auf Entwicklung und Ausbildung der Organismen im Allgemeinen, der zweite Theil behandelt das Wesen der Lebensthätigkeit.

Die Intentionen, die den Verfasser zur Herausgabe seines Werkes anspornten, sind ohne Zweifel ebenso bemerkenswert, wie seine Selbständigkeit und die Originalität seiner Auffassung. Die Aufgabe, die er sich vor Allem setzt, liegt darin, die Gegensätze zwischen Religion und Wissenschaft auszugleichen, beziehungsweise, die mögliche Ueberbrückung jener Scheidegrenze herzustellen, die den Dualismus von den Ergebnissen des crassen Monismus trennen. Gibt es Pfade und Wege, mit deren Hilfe diese erwähnte Vermittlung natürlich und auf sichtbare Zweckmäßigkeiterscheinungen gegründet, zurückzuführen ist, dann kann zugleich ein weittragender Erfolg nicht abgesprochen werden. Erweisen sich weiters die Früchte vorliegender Bemühung als annehmbar, dann schaffen die in diesem Buche befindlichen Fundamentalsätze *eine ganz neue, noch vollkommen unbetretene Richtung auf dem Gebiete der Forschung*. Dies zu erreichen, die gehörige Uebereinstimmung zwischen Gott und Natur, Glaube und Wissenschaft herzustellen, kann einestheils nach der Meinung des Verfassers auch dann erfolgen, wenn die unbestreitbaren Grundlagen unseres Gemüthes mit den festgesetzten Errungenschaften des Wissens in Einklang gebracht, erklärt werden. «Die Allmacht Gottes», sagt der Verfasser, «offenbart sich uns auf zweierlei Art, und zwar mittelbar durch wohlthätige Institutionen und zweckdienliche Erscheinungen, dann unmittelbar durch weisende Empfindungen und instinctive Gefühle. Es existieren Grundwahrheiten, deren Zeugnisse nicht von der äußeren Sinnesbeobachtung abhängen und folglich durch unseren Verstand auch nicht bearbeitet werden können, sondern dieselben sind uns virtualiter angeboren. Diese virtuellen Gefühle und moralischen Empfindungen zu erklären, ist nicht die Aufgabe der Wissenschaft, sondern die der Religion. Wissenschaft und Religion gerathen gewöhnlich und deshalb in Collision, weil in ihren bisher abgesonderten Wirkungskreisen noch keine Wege und anwendbaren Mittel gefunden worden sind, die den scheinbaren Contrast heben, der sich zwischen der freien intellectuellen Bewegung und der gebundenen moralischen Empfindung ergibt. Die Vermittlung zwischen Gott und Mensch bewerkstelligt vorderhand nicht unser begrenztes Erkenntnisvermögen, sondern die uns vorzugsweise zu Menschen machenden moralischen Gefühle. Unser thierisches und an gewöhnliche Gehirnfunktionen gebundenes Vorstellungs- und Erkenntnisvermögen würde in Ermangelung dieser leitenden und zweckentsprechenden Naturtriebe von der Erkenntnis Gottes ebenso entfernt sein, als sich unser Herz und Gemüth Gott nahe fühlt. Derjenige, der die Zweckmäßigkeit

* «*A lét bírdalata*» (Kritik der Existenz) von Dr. EUGEN FREDERIK Otto Nagel un. Budapest 1892.

und die Macht Gottes virtualiter mit offenen Augen nicht sieht, wird selbe mittels Vergrößerungsgläser und mit Hilfe der geeignetsten wissenschaftlichen Mittel ebenso wenig erblicken können. *« Vollkommenheit und Natur sind in ihrer Grösse unendlich, doch bleibt diese Unendlichkeit natürlich. »* Und ebenso, wie es ein Bindeglied gibt, welches die Vermittlung zwischen Gott und Mensch auf moralischem Wege vollführt, *so existiert auch eine zweckdienliche, sinnlich sichtbare Naturerscheinung, welche die Erklärung dieser Vermittlung wissenschaftlich ermöglicht.* Dieses einzig uns gegebene Bindeglied ist, nach den Ausführungen des Verfassers, als Grundlage aller moralischen Aeußerungen — *die lebendige Energie in uns.* *« Groß und mächtig ist der Wirkungskreis der Wissenschaft und des Geistes — doch unvergleichlich größer und mächtiger ist Gott für die Moral. Ehre und Dank sei Dir allmächtiger Lenker des Weltalls. Aber zugleich hochgepriesen sei der Dolmetsch Deines liebevollen Willens, hochgepriesen sei Dein unendlicher Genius — das ewige Leben. »* Die Schöpfungskraft des Werdens begründet hauptsächlich das göttliche Sein, und somit ist die gesammte Welt nicht so sehr als eine Welt des Seins, als eine Welt des Werdens zu betrachten, die durch Gott, den Urquell der Schöpfungskraft und des Lichtes, stets neu bleibt, beseelt und verjüngt wird.

Die gesammten in diesem Buche befindlichen Ausführungen basieren demnach auf der Schlussfolgerung: *« dass die lebendige Energie im Zellensysteme, das sogenannte «leibliche Leben», eine der äußeren physikalischen Natur entstammende, ewige und unendliche Erscheinung ist, welche nicht nur die körperliche Entwicklung (einfaches Wachsthum) aus der befruchteten Keimzelle bewerkstelligt, sondern zugleich das Urprincip ist, welches den Organismus der weiteren Ausbildung entgegenführt, und somit als innere Schöpfungsbedingung den organischen Fortschritt spontan herbeileitet. »*

Giebt es Pfade und Mittel, den natürlichen Urgrund der organischen Schöpfung, der körperlichen Entwicklung und des immerwährenden Fortschritts unmittelbar nicht auf übernatürlich eingreifende Mächte, sondern auf gegebene und sichtbare Principien zurückzuführen — weiters, giebt es Wege, die schaffende Ursache nicht als eine über den Stoff ragende Potenz, sondern als zweckentsprechende Naturerscheinung im Stoffe selbst hinzustellen, so würde hiemit nicht nur das sonst gewiss unerklärbare Räthsel des *« Lebendigen »* logisch versinnlicht, sondern auch das Urwesen der Erschaffung, der Erhaltung und des Fortschritts hinlänglich bestätigt und bekräftigt sein. Vom todtten Körper, von der abgestorbenen physiologischen Verfassung, werden die äußeren Existenzbedingungen als Bildungskräfte, wirkungslos abprallen. Der todtte Sehnerv mag dem Lichte ausgesetzt sein, ohne dass der Reiz des Lichtes auf den Nerv den geringsten physiologischen Einfluss oder biophysischen Effect üben und erzielen wird. Der innere ausbildende Trieb in der lebendigen Zelle, die empfindsame Reizbarkeit im Nervensysteme und die Erhaltungsfähigkeit im Organ, sind im Sinne dieser Auffassung, striete Antheile der Lebensfunction. Die Anatomie der abgestorbenen Organismen wird uns niemals über Kennzeichen aufklären, welche das Lebendige vom Todten trennen. Die stoffliche Qualification und die körperliche Disposition erklären gleich einer Null im Anpassungs- und Vererbungsgesetze, wenn nicht der wohlthätige Sendling Gottes — der Lebensfunke, die Anpassungs- und Vererbungsfähigkeit im orga-

nischen Zellsysteme erwecken würde. Nur allein der lebendige Zustand, *als eine den äußeren Entwicklungs- und Bildungsgesetzen sich hinneigende Erregbarkeit und anschniegender Reizbarkeit*, wird dem Einfluss der ursprünglich bildenden Urkräfte, z. B. dem Lichte, willfährig zugethan sein. Nur hier erscheint die horrende Grenze zwischen biophysisch und physikalisch (unorganisch) in vollster Deutlichkeit — nur hier hat der lebendige Zusammenhalt und Charakter mit der äußeren starren und todtten Welt nichts gemein.

Die Annahme der speciellen Lebensthätigkeit als ewige und unendliche Eigenschaft des Stoffes ist sonach der Fundamentalsatz vorliegenden Buches, und der Verfasser denkt diese Opposition gegen die Schlussfolgerungen der neuen physiologisch-materialistischen Doctrin umso kräftiger anstimmen zu müssen, je mehr sich die Vernunft mit dieser geheimen Frage beschäftigte, sich allmählig und unermüdlich den so schwierigen Pfad zur wahren Erkenntnis mühselig erkämpfen musste. Wenn doch, fragt uns der Verfasser, wie es die Naturforschung beweisen will, ursprünglich nichts erzeugt werden könne, weshalb würde eben nur das leibliche Leben (*als ausgesprochene Thätigkeit*) hier eine nicht zu rechtfertigende Ausnahme machen? *Denn ist das leibliche Leben in uns das Phänomen zusammenwirkender Naturkräfte in physikalischer Bedeutung, dann würde die Lebensfunction ein wissenschaftlich nachweisbarer Krafterfolg (vis im engeren Sinne) sein — ist der lebendige Zustand weiters das Ergebnis einer besonderen chemischen Mischung (Eiweißsubstanz), dann wäre das Leben wieder die nachweisbare Eigenschaft einer bestimmten Molecular-Constitution — ist die lebendige Energie zuletzt der Ausfluss einer geheimen physiologischen Verfassung, dann würde das Leben eine körperliche Fähigkeit, niemals jedoch eine Thätigkeit sein.* Inwiefern jedoch der Begriff *«Thätigkeit»* als Erscheinung im Stoffe, vom Begriffe *«Fähigkeit»* als Eigenschaft des Körpers, wissenschaftlich zu unterscheiden ist, kann folgendermaßen begründet werden: Thätigkeit ist die Folge einer absoluten und unverwüsthlichen bewogenden Ursache, wogegen Fähigkeit immer nur die relative und zeitliche Eigenthümlichkeit der lebensfähig organisierten, körperlichen Verfassung bleibt. Das organische Leben ist eine gar heikliche und verschlossene Erscheinung, die nicht bei offener Thüre hereintretend, mit üblichen Forschungsmaximen erkannt werden kann. Weder Physik noch Chemie werden je darnach eingerichtet sein, die Mysterien der Lebensfunction zu enthüllen. Nach den Erkenntnismitteln der Physik beurtheilt, ist das leibliche Leben keine rein physikalische Kraft, nach der Chemie existiert kein für sich bestehender Lebensstoff — und dennoch gibt es, wenn auch derzeit noch unbekannte, unbetretene Erkenntniswege, um die bewunderungswürdige Erscheinung, welche man kurzweg *«organisches Leben»* nennt, vollinhaltlich beurtheilen und würdigen zu können.

Der Verfasser will uns sonach den Beweis liefern, dass die Annahme der Lebensthätigkeit als schaffendes und erhaltendes Ursprincip durchaus zu keinen Absurditäten führen muss, wie es uns die neue physiologisch-materialistische Schule erklärt, sondern dass dieser Auffassung gerade entgegengesetzt, die voreilige Verwerfung dieses speciellen Phänomens vielmehr eine Unbesonnenheit ist, die den Faden der richtigen Erkenntnis geradezu durchschneidet. *«Die Existenz des leiblichen Lebens ist, wie es scheint, ein fataler Anstoppunkt, welcher der neuen physiologischen Schule noch manche Unbequemlichkeiten bereiten wird.»* Theodor

Schwann, der geistvolle Begründer der Zellenlehre, verwarf das Leben als absolute Naturerscheinung — konnte jedoch das innere Wesen der physiologischen Zellenbildung mit keiner befriedigenden Idee ersetzen. Die vitalistischen Phänomene dürfen nach Julius Wiesner nicht als rein mechanische Probleme aufgefasst werden, sie benöthigen, wie es scheint, eine ganz andere, bisher noch unerforschte Darstellungsmethode.

Ob nun aber eine solche zum Ziele führende Darstellungsmethode im vorliegenden Buche zur Geltung gelangt und ob der eigentliche Zweck des Werkes erreicht wird, d. h.:

a) inwiefern die Früchte dieser, gewiss einer der schwierigsten Arbeiten des menschlichen Geistes sich als praktisch und annehmbar erweisen;

b) ob es dem Verfasser gelungen ist, in Anbetracht seiner Fundamentalsätze, so manche Stelle und so manche uncorrecte Idee der rein speculativen Philosophie, oder dem entgegen gesetzt, einzelne vielleicht noch schädlichere Uebergänge des gar zu einfach denkenden rohen Materialismus mit selbst erworbenem Rechte verwerfen zu dürfen;

c) wieweit einzelne auf rein geistiger Basis beruhende Vernunftschlüsse von der überweisenden Erfahrung abgeleitet, als wahrhaft anzunehmen sind; und zuletzt

d) ob die Mittel gut gewählt sind, welche berufen sein wollen, die veredelnde Stellung der Religion und der wegbahnenden Ideenlehre mit den festgesetzten Erfolgen der siegreichen Naturforschung annehmbar zu verbinden,

alles dies gehörig zu beurtheilen, ist die Aufgabe der gerechten und unparteiischen Kritik.

Doch gestalte sich das Geschick dieses in seiner Art gewiss interessanten Werkes wie immer, das Eine wird man zugestehen müssen, *dass die Theorie bis zu Ende durchgeführt, stets natürlich und leicht fassbar blieb.*

SPRACHWISSENSCHAFTLICHE MITTHEILUNGEN.

Nyelvtudományi Közlemények. Herausgegeben von der sprachwissenschaftlichen Commission der Ung. Akad. d. W. Redigiert von Siegmund Simonyi. 1893. 4. Heft.

Im Decemberheft der *Nyelvtudományi Közlemények* (Sprachwissenschaftliche Mittheilungen) befasst sich Bernhard Munkácsi mit dem *Dialekt der Kondaer Vogalen*, und zwar theils nach eigenen Anzeichnungen, theils nach den Popov'schen Evangelium-Uebersetzungen, die schon von Wiedemann, Ahlquist und Paul Hunfalvy veröffentlicht worden sind, deren ungenaue Transcription aber von Munkácsi eingehend berichtet wird.

Dann setzt Gedeon Petz seine Studie fort über den heutigen Stand der indogermanischen Lautlehre, deren einzelne Capitel *Der Ablaut und die Vocalreihe*, *Die explosiven Laute*, *Spiranten und Zusammenfassung* betitelt sind. Die alten indischen Grammatiker kannten schon die Abänderungen des Wurzel-lautes, und zum Bezeichnen der Grade dieser Abänderungen hatten sie zwei tech-

nische Ausdrücke, *guna* und *vridhhi*. Auf der Auffassung der indischen Grammatiker beruht auch die Anschauung der älteren indog. vergleichenden Sprachwissenschaft; so auch Bopp in der ersten Ausgabe seiner vergleichenden Grammatik (1833); aber in der zweiten Ausgabe setzt er sich in bewussten Gegensatz zur ersten Auffassung, und so hält er nun die Form *ar* für die volle, die *r* hingegen für die verstümmelte Form der Wurzelsilbe. Ebenso bei Benfey. Schleicher führte die Speculation in die Erklärung der Lautwandlungen ein, indem er das *a*, welches vor den Wurzellaut eingeschlichen ist, für ein Element zum Bezeichnen irgendwelchen zeitlichen Verhältnisses hielt. Diese Anschauung wurde aber von Gelehrten bestritten, wie Benfey, Friedrich Müller, Leo Meyer und Aug. Leskien, die alle einstimmig die zweite Steigerung in der Ursprache bezweifeln. Bald wurde aber auch die Guna-theorie bestritten. Diese Lautwandlung steht nämlich im engsten Zusammenhange mit dem Accente, indem der Accent in den Lautcomplexen wie *ar*, *al* das *a* bewahrt. Diese Auffassung herrscht heute noch; ihr erster Vorkämpfer ist Lazarus Geiger, dann auch Paul, besonders aber Brugmann. Und heute ist es allgemein anerkannt, dass nicht die verkürzten, sondern die vollen Formen ursprünglich sind und aus ihnen die unbetonten *r* und *l* Formen entstanden. Mit der Veränderung der Auffassung musste auch die Benennung sich ändern, und so wird jetzt statt *Steigerung* überall die Bezeichnung *Vocalabstufung* gebraucht, oder der von Grimm herrührende *Ablaut*. Dem Ablaut aber entsprechen bloß immer gewisse Vocale, und so entstehen die Vocalreihen, die ständig sind und deren Elemente miteinander nicht wechseln können. Es gibt sechs solche Vocalreihen, mit zwei Abstufungen (Hochstufe oder starke Stammform und Tiefstufe oder schwache Stammform). — In dem zweiten Abschnitte werden die Explosivlaute besprochen. Nach Schleicher's Eintheilung gehören der Ursprache die Gutturalen, Dentalen und Labialen an; nach einer anderen Gliederung: die Tenuis, Media und Media aspirata. Die letzteren betreffend war man im Zweifel, wie sie ausgesprochen wurden, heute ist man darüber so ziemlich einig, dass sie als echte Aspiraten ausgesprochen wurden. Die gutturale Lautreihe betreffend herrschen noch einige Zweifel. — Das dritte Capitel beschäftigt sich mit den Spiranten, *j* und *v*; die heute für Vocale (*i* und *u*) mit consonantischer Function gehalten werden, und *s*. Wo aber der sonantische und consonantische Gebrauch nicht wechselt, bei constantem *j* und *v*, müssen wir ursprüngliche Consonanten annehmen. Der dritte Spirant *s*, hat sich nicht verändert. Zum Schluss fasst Petz die Ergebnisse seiner Abhandlung zusammen und schreibt dem Accent und dem Verhältnisse der Laute zu einander einen besonderen Einfluss zu.

Franz Papp behandelt das ungarische Suffix *-atag*, *-eteg*, das er für ein zusammengesetztes Suffix hält, und zwar so, dass zu einem Verbum mit dem Suffix *-t* oder *-d* das denominative *-ék* hinzukam. Diese alte Form erlebte manch abentheuerliche Umwandlungen, bis sie zu ihrer heutigen Form und Bedeutung gelangte.

Ignaz Kúnos theilt seine Aufzeichnungen über *die Sprache und Dichtung der türkischen Frauen* mit. Die türkischen Frauen haben nämlich ein ganz besonderes sprachliches Leben und eine eigene Poesie. Ihr verschlossenes Leben, ihre sonderbare sociale Lage erklärt diese Erscheinung. Ihre Sprache hat viel veraltetes, aber auch volksthümliche Kraft, Frische und Reinheit. Die Fremdwörter sind im Geiste ihrer eigenen Sprache umgeformt. Ihre Poesie weist echt weibliche

Züge auf; interessant sind in dieser Hinsicht die vierzeiligen kurzen Verschen, aus denen Kúnos einige hübsche Proben gibt.

Bernhard *Munkácsi* polemisiert in einem zweiten Artikel mit Oscar Ásbóth, der einzelne Einwirkungen der ugrischen, speciell der ungarischen Sprache auf das Südslavische bezweifelte. Nach *Munkácsi's* Auseinandersetzung sollen die slavischen und zum Theil auch sonstige indogermanische Benennungen für Stier, Wels, Hausen, Otter und Klette altaischen Ursprungs sein. — Ignaz *Halász* setzt die Behandlung der Frage der ugrisch-samojedischen Verwandtschaft fort und spricht von der Geschichte der *p* und *b* Laute.

In den Recensionen bespricht *Josef Balassa Paul Passy's* Buch über Lautwandlungen. Das Buch besteht aus zwei Theilen, der erste enthält die phonetische Analyse der Sprache, der zweite behandelt die Lautwandlungen. Zur Erklärung der letzteren erwähnt er die sämtlichen, bisher bekannten Factoren. Wichtig und noch nicht genügend beachtet ist die Thatsache, die *Passy* zur Erklärung der Lautwandlungen bei einzelnen Völkern erwähnt, d. h. der ethnologische Einfluss, der verursacht, dass z. B. aus dem lateinischen *ci* im italienischen *tshi*, im französischen *ssi*, im spanischen *di* geworden ist. — *Josef Szinnyey* macht uns mit *Setälä's* im Jahre 1886 erschienenem Buche «Zur Geschichte der Tempus und Modusstambildung in den finnisch-ugrischen Sprachen» bekannt. — *Siegmund Simonyi* würdigt *Adolf Hahn's* kritische *Petőfi*-Ausgabe mit großer Anerkennung. — *Alexius Kalmár* kritisiert die literar-historischen Ausgaben des *Aladár Bellaágh*, indem er seine Mängel besonders im *Faludi* nachweist, aber auch seine Verdienste anerkennt.

Von den kleineren Artikeln ist der *Moriz Szilasi's* über «*Evez*» zu nennen, ferner *Simonyi's* Etymologie, nach welcher die Wörter *ezer* (tausend) = *mille* = *mér(föld)* / *Meile* = *Kilo*. Das *Kilo* im Worte *Kilogramm* ist so viel, wie *χίλια*. Der vordere Theil von *mér-föld* kam durch südslavische Vermittlung aus dem italienischen *iglia* = lateinisch *milia*. Aber *milia* und *χίλια* sind desselben Ursprungs. «*Milia* gleichbedeutend mit skr. *sa-hassam* aus **sm-(h)ilia*, eintausend cf. *sim-plex* (The American Journal of Philology XIII. 250; citiert in der Berl. Philol. Wochenschrift 1893. Nr. 1). Aus der Silbe **sm* wurde skr. *sa*. *χίλια* war aber im aeolischen *χέλλια*, was sich aus der ursprünglichen Form *χέσλια* leicht erklären lässt. Das indo-iranische *sahasra* kam ins ugrische und wurde hier **sazra*, **zazer*, woraus das ungarische *ezer* entsprang. So ist also *ezer* = *mille* = *mér(föld)* = *Kilo*.

Kalmár theilt von der Gabelentz' Ansicht über den sprachlichen Unterricht mit; G. ist ein ausgesprochener Feind jeder Uebersetzung, sowohl aus der fremden Sprache in die eigene, als auch umgekehrt. — Der Redacteur berichtet über die Herausgabe «Finnischer Sprachdenkmäler» (redigiert von *Setälä* und *Wiklund*) und über die Reform der Orthographie von Seiten der französischen Akademie. — *Julius Foltai* macht zwei Bemerkungen auf *Josef Balassa's* Kritik über sein Werk «Dialekt des *Mátyusföld*».

In den kleineren Mittheilungen würdigt *Simonyi* die Wichtigkeit des *Schlägler Vocabulariums*, welches *Stefan Szamota* für die Akademie copiert hat. — *Gedeon Petz* theilt *Schnuchardt's* Ansicht mit über die Kämpfe der Sprachen, und besonders die frappante Behauptung, wonach die stark gemischten

Sprachen die lebensfähigsten sind. Zum Schlusse spricht noch Josef *Balassa* über die falsche Congruenz, wie sie von der Gabelentz nennt, wo nämlich die Personalendung zu einer Präposition hinzugefügt wird, wie z. B. *obst du hergehst, dassen wir kommen.*

DIE UNGARISCHE JOURNALISTIK IM JAHRE 1893.

Josef Szimney sen., Director der Sammlung periodischer Erscheinungen im ung. Nationalmuseum, vorzüglicher Bibliograph und hochverdient als Sammler, wie als Statistiker, veröffentlicht eine Uebersicht der ungarischen Journalliteratur,* welche sowohl bezüglich des abgelaufenen Jahres, als auch des vorhergegangenen literar- und cultur-historisch gleich interessante Daten bietet. Die Bewegung in der gesammten periodischen Literatur war im Jahre 1893, gegenüber dem Vorjahre :

	Anfang		Differenz
	1892	1893	
I. Politische Tagesblätter	26	28	+ 2
II. „ Wochenblätter	44	51	+ 7
III. Illustr. Blätter vermischten Inhaltes	5	5	—
IV. Kirchen- und Schulblätter	36	37	+ 1
V. Belletristische Tagesblätter	15	17	+ 2
VI. Humoristische Blätter	10	7	— 3
VII. Fachjournale	151	159	+ 8
VIII. Nichtpolitische Provinzblätter	151	161	+ 10
IX. Inseraten-Zeitungen	5	7	+ 2
X. Zeitschriften	193	197	+ 4
XI. Vermischte Beilagen	40	30	— 10
zusammen :	676	699	+ 23

Dazu muss ergänzend bemerkt werden, dass im Laufe des Jahres 1892 und zu Anfang 1893 im Ganzen 81 Blätter eingegangen und 107 Blätter neu entstanden sind. (Im Vorjahre: 83 resp. 101). — Die Gesammtheit der seit dem Jahre 1780 in ungarischer Sprache erschienenen Zeitungen und Zeitschriften beträgt 3148 (Hauptstadt 1607, Provinz 1541) in 12,363 Jahrgängen. Es sind insgesamt erschienen :

	Zusammen	i. d. Hauptstadt	i. d. Provinz
I. Politische Tagesblätter	133	95	38
II. „ Wochenblätter	235	94	141
III. Illustr. Blätter gem. Inhaltes	52	42	10
IV. Kirchen- und Schulblätter	188	103	85
V. Belletristische Tagesblätter	232	180	52
VI. Humoristische Blätter	140	65	75
VII. Fachjournale	579	437	142
VIII. Nichtpolitische Provinzblätter	—	—	630
IX. Inseraten-Zeitungen	77	46	31
X. Zeitschriften	704	432	282
XI. Vermischte Beilagen	178	123	55

* Vasárnapi Ujság, XL. 1893. 6.

Bezüglich der älteren Daten in der Geschichte der ungarischen Journalistik verweisen wir auf die Mittheilung Bd. XII. dieser Ung. Revue 1892, S. 212 u. ff. Zur Ergänzung derselben wollen wir nur erwähnen, dass im Jahre 1854, als die «Vasárnapi Ujság» gegründet wurde, im Ganzen 20 ungarische Zeitungen und Zeitschriften existierten. Im Jahre 1861 aber, als Josef Szinnyey seine rührige Thätigkeit auch der regelmäßigen Bearbeitung der Jahresstatistik des ungarischen Journalwesens angedeihen ließ, gab es 52 ungarische Zeitungen und Zeitschriften, und seit diesem Jahre machte dieser eigenartige Zweig des literarischen Schaffens folgende überraschende Fortschritte:

Die Zahl der periodischen Erscheinungen betrug

zu Anfang 1862	--	65	zu Anfang 1878	--	281
• • 1863	--	80	• • 1879	--	324
• • 1864	--	70	• • 1880	--	368
• • 1865	--	75	• • 1881	--	356
• • 1866	--	81	• • 1882	--	412
• • 1867	--	80	• • 1883	--	427
• • 1868	--	140	• • 1884	--	482
• • 1869	--	163	• • 1885	--	494
• • 1870	--	146	• • 1886	--	516
• • 1871	--	164	• • 1887	--	539
• • 1872	--	198	• • 1888	--	561
• • 1873	--	201	• • 1889	--	600
• • 1874	--	208	• • 1890	--	636
• • 1875	--	246	• • 1891	--	645
• • 1876	--	240	• • 1892	--	676
• • 1877	--	268	• • 1893	--	699

Von den zu Anfang 1893 ausgewiesenen Zeitungen und Zeitschriften erscheinen

		1892	
in der Hauptstadt ...	354	323	+ 31
• • Provinz (an 135 Orten)	341	350	-- 9
im Auslande (New-York 1, Cleve- land 1, Wien 2) ...	4	3	+ 1

Außerdem erscheinen in Ungarn 187 fremdsprachige Zeitungen (genau so viel, wie im Vorjahre) und zwar:

	Anfang 1893	1892	Differenz
in deutscher Sprache ...	115	122	-- 7
• slavischer • ...	52	36	+ 16
• rumänischer Sprache ...	15	20	-- 7
• italienischer • ...	3	4	-- 1
• französischer Sprache ...	2	5	-- 3

Derzeit erscheinen also in Ungarn (alle Sprachen zusammengenommen) 887 Zeitungen und Zeitschriften, so dass davon eine auf je 17,081 (gegen 17,556 des Vorjahres) Einwohner entfällt.

Die jährliche Pränumerationssumme der zu Anfang 1893 erschienenen
699 ungarischer Blätter beträgt:

bei den politischen Tagesblättern	...	fl. 406.—
„ „ nichtpolit. Wochenblättern	...	„ 283.20
„ „ „ illustr. Blättern	...	„ 38.—
„ „ „ Kirchen- und Schulblättern	...	„ 153.26
„ „ „ belletristischen Tagesblättern	...	„ 127.40
„ „ „ humoristischen Blättern	...	„ 46.—
„ „ „ Fachjournalen	...	„ 665.54
„ „ „ Provinzblättern	...	„ 755.80
„ „ „ Inseratenzeitungen	...	„ 11.—
„ „ „ Zeitschriften	...	„ 629.65
„ „ „ Vermischten Beilagen	...	„ 4.50
	zusammen	fl. 3120.35

gegen fl. 2721.60 des Vorjahres.

BEDAUERNSWERTES LOS.

JOSEF KOMÓCSY.

In finster'm Walde irrend schreiten,
Wo niemand wallt auf einsamstiller Flur;
Auf uns're Seufzerklagen hören
Als Antwort kalten Windes Stöhnen nur;

Rückblicken in den stummen Schatten,
Versenken in die Vorzeit unsern Geist,
In dieses todte Meer, dess Wellen
Der Angedenken Tausendzahl umkreist;

Der Hoffnung Schiffe alle schauen
An unsers Lebens Sandbank sturmzerschellt
Und ihren Mast vom Abendschimmer
Der traurigen Vergänglichkeit erhellt;

Im Herzen alles treu durchleben,
Was unsre Lust und unser Kummer war,
Und unter Trümmerschutt noch suchen
Des Tempels längst geplünderten Altar,

Auf dem das Herz in Glut einst flammte,
Doch finden eine Handvoll Asche bloß,
Und dann noch glauben, dann noch hoffen:
Das ist, fürwahr! ein bittertraurig Los.

ADOLF HANDMANN.

FRUHJOHRS ENZUG.

Summerthärchen¹ kwäschen² Schörnern³
 Kuhblum⁴ on der klören Bach,
 Weiße Blithen of'n Dörnern⁵
 Melden, dass der Lenz schunt wach.

Und bald kimmt er äuch gezäugen,
 Zu sein Enzug es gespannt
 E hochmächtiger Reigenbängen
 Iber 's ganze Zöpserland.

Und die Lerchelchen begrissen
 Nen von weiten en der Loft
 Und die frischen Aun und Wiesen
 Weihn enteigen nen en Dof.

Und der kimmt en's Land geschritten,
 Fraindlich uns enteigen lacht,
 Ohne, dass ber nen woll'n bitten,
 Bringt er uns die schönste Pracht.

Pangeln, Gleckelchen, Tschidrömpen,⁶
 Himmelschlösschen, wu 's d—nar schaut
 Und Vergiesmeinnicht en Klämpen,⁷
 Dass—t en Augen fast nēch traust.

Und die Väigelchen⁸ en Wēppeln,⁹
 Wie se esäu lipplich sēng!
 Und die Lämmer, wie se hēppeln,¹⁰
 Und die Rēnder, wie se spreng!

Ruhich kann ich äuch nēch bleiben,
 's Frihjahr hat 's mer angethāun
 Flugs mēsch ich mich en dos Treiben
 Und stēmm on en lostijen Dāun.¹¹

Preis' dich Lenzen laut var Allen
 Dank Gott far die Herrlichkeit,
 's kann mer nisch esäu gefallen,
 Wie du, schöne Frihlēngszeit!

RUDOLF WEBER.

¹ Hufatisch. ² zwischen ³ Schollen ⁴ Dotterblume ⁵ Dornsträuchen ⁶ Vogelkirsche,
 Judasbaum ⁷ Klumpen ⁸ Vögelchen ⁹ Wipfeln ¹⁰ hüpfen ¹¹ Ton.

EIN AUGENBLICK.

JOSEF KISS.

Entsaget hab' ich all' den lichten Träumen,
 Die von des Erdenpfades Staub empor
 Mich trugen zu der Geister Sternenräumen —
 Schon nimmer werd' ich träumen, wie zuvor!

Dem Stolz des Herzens auch hab' ich entsaget:
 Ich senk' mein Haupt im stillen Demuthleid,
 Und was mir fiebernd durch die Seele jaget,
 Umbirgt der Worte schmiegsam Mummenkleid.

In Tausch dafür, dass ich sie ewig trüge,
 Nahm ich der Armut Last voll Opfermuth,
 Und nahm auf's Antlitz heitern Lächelns Lüge,
 Derweil ich dürstete nach Thränenfluth.

Ein Augenblick war's voll von bitterm Harne,
 Doch war's nicht mehr als nur ein Augenblick,
 Und seelenstark erschloss ich ihr die Arme,
 Für die ich mir erwählt mein neu Geschick.

Bleich sank das Kind an meines Herzens Kissen,
 Und schlang den Arm um mich, danksel'gen Blicks...
 Nie, nimmer soll das bleiche Kind sie wissen —
 Die Schmerzgeschichte dieses Augenblicks!

ADOLF HANDMANN..

DIE LETZTE ZEILE.*

ANTON VÁRADI.

Rieselnder Nebel hüllt die Häuserreihen,
 Die Abendstille brütet dumpf und düster.
 Verspätet pocht auf ferner Vorstadt Pflaster
 Gebroch'ner, grangebeugter Mannsgestalt
 Bleischwerer Tritt. Schon brennet keine Lampe.
 Er aber fand trotzdem das arme Häuschen,
 Darin die Schar der Seinen und das Elend
 Abwechselnd wacht und bange wachend träumt.

* Vrgl. Aprilheft Seite 301.

Der Kellertreppe feuchte Stufen steigt
 Er schwanken Schritte hinab und öffnet leis:
 Auf wackeligem Tische glimmt die Lampe,
 Daneben, auf den kleinen Arm gestützt,
 Schläft still sein kleiner schulpflichtiger Sohn.
 Noch liegt vor ihm das Schreibheft. Uebermann
 Von Müdigkeit, ließ bei der letzten Zeile
 Die Feder er entsinken und schlief ein
 Und träumt so weiter ihre Fortsetzung.

Auf schmalem Bett der Arbeit Mitgefährtin,
 Die Gattin, schläft. Gar süß. An's Herz geschmiegt
 Hält sie den Säugling. Und ihr rechter Arm
 Umschlingt des dritten Kindes Hals. Die Lampe
 Ist dem Verlöschen nah'. Der Gatte tritt
 Nun an den Tisch. Schnell, schnell — zu eilen thut
 Es noth . . . ein mächtiger Entschluss, ein Plan,
 Der finster, niederschmetternd, — heute harrt
 Er seiner Ausführung . . . Sein letzter Gang
 War noch ein peinlicher Versuch. Und nicht
 Kam er zu Geld. Der nächste Morgen trifft
 Ihn ohne letzten Heller, ohne Brot —
 Und wenn die kleinen Lippen fleh'n, und er
 Nicht geben kann, bricht ihm das Herz . . .

Wär' roh,

Trunksüchtig, arbeitscheu und grausam er,
 Erstickte er im Rausch die läst'ge Sorge,
 Trieb' er zur Arbeit an den kleinen Schläfer,
 Dass er verdiene ein paar Groschen. — Lernen?
 Wozu? Bleib' roh, nichtsnutz, unwissend er,
 Doch nein . . . er selbst sah einst ein bessers Los,
 Und ob er auch mit blut'ger Arbeit nun
 Den Seinen schafft das mag're Brot — doch hat
 Er noch ein Herz, doch lebt noch seine Seele
 Dort für sein liebend Weib und die drei Kinder,
 Und muss es sein — er weiß zu dulden auch,
 Doch diese Vier berühr' kein Erdenweh,
 So lang er noch bei ihnen ist . . .

Allein

Schon nimmer lange wird er sein bei ihnen.
 Die Arbeit trägt kein Brot ihm ein, versiegt
 Ist jeder Hilfsquell. Nicht im Stande mehr,
 Mit Brot und Kleidung zu versieh'n die Seinen,
 Verzagte er, ihn floh der Muth, und weh!
 Ein schwarzer, niederschmetternder Gedanke —

Der Selbstmord — nahm in seinem Herzen Wohnung,
Und er verheißet ihm fühllose Ruhe.

Er setzt sich hin zum Flackerlicht der Lampe,
Und senkt das glühend heiße Haupt . . . Vielleicht
Sollt' doch er schreiben ein paar flücht'ge Zeilen,
Auf dass sie wüßten, was mit ihm geschehen?
Dort liegt vor ihm des kleinen Schläfers Schulheft.
Mit leisem Banne zog es ihn an sich . . .
Zitternder Hand nahm er die leichte Feder,
Damit er schreib' des Abschieds schwere Worte
In seines unschuldigen Kindes Heft,
In dem solch' blut'ge Schreckenszeile nie
Noch stand . . .

Und wie den Blick er wirft hinein:
Die letzte Zeile dort, bei welcher müde
Der Schläfer mit dem lilienreinen Herzen
Entschlummert war, ist dieser kleine Vers:

«Mein liebster Gott, ich fleh' zu dir:
Erhalt' den guten Vater mir!»

Der Mann der rauen Arbeit bebt zusammen,
Durch seine finstre Seele fühlt er rauschen
Den weichen Flügelschlag schneeweißer Taube.
Und er erhebt sich . . . nimmt die kleine Schrift,
Liest sie aufs neu; blickt auf den kleinen Schläfer
Und dann der Reih' nach auf die Uebrigen . . .
Drückt einen Kuss auf jene letzte Zeile,
Sinkt in die Kniee, blickt zum Himmel auf,
Und neuer Hoffnung, faltend fromm die Hände,
Seufzt er — und Glaube war in seinem Seufzer —:
«Mein Kind, der liebe Gott hat dich erhört!»

ADOLF HANDMANN.

KURZE SITZUNGSBERICHTE.

Ungarische Akademie. Plenarsitzung am 27. Oktober. Der den Vorsitz führende Akademie-Präsident *Baron Roland Eötvös* eröffnet die Sitzung mit einem warmen Nachruf für das dahingeschiedene Directionsmitglied *Ladislau Szögyény-Marich*; er würdigt dessen Verdienste um die Akademie, deren Interessen Szögyény mit Wort und That gefördert, und berichtet, dass er im Verein mit *Paul Gyulai* und *Karl v. Than* im Namen der Akademie einen Kranz auf die Bahre niederlegte, wofür er die nachträgliche Gutheißung der Akademie erbittet und erhält. Hierauf fordert der Präsident das ordentliche Mitglied *Ignaz Goldziher* auf, seine Denkrede auf das auswärtige Mitglied *Ernst Renan* zu halten. — Durch

die Akademie beauftragt, die Gedächtnisrede über das im Oktober 1892 verstorbene auswärtige Mitglied E. Renan zu halten, hat es Vortragender vorgezogen, eine specielle Studie über Bedeutung und Thätigkeit Renan's auf dem Gebiete der orientalischen Wissenschaften vorzulegen und liest einige dem allgemeinen Interesse näherstehende Kapitel aus seiner Arbeit vor. Einleitend weist der Verfasser aus Renan's Werken nach, dass derselbe das Hauptgewicht seiner lehrenden und schriftstellerischen Lebensarbeit in erster Linie auf die Förderung der orientalischen Alterthumskunde, speciell der semitischen Philologie legte und sein Eingreifen in die allgemeine Literatur stets als Nebensache betrachtete. Er nennt sich seinen Neigungen nach «le moins littéraire des hommes». Darauf zielt nun in vorwiegender Weise seine Thätigkeit auf dem Lehrstuhl des Collège de France ab, den er sich durch standhafte Ausdauer eroberte. Der Vortragende zeichnet den Studiengang Renan's auf dem Gebiete der orientalischen Wissenschaften, bietet eine Charakteristik seiner Lehrer Le Hir, Reinand, Quatremère, Burnouf und ihres Einflusses auf die Formung des wissenschaftlicher Charakters des großen Schülers. In vornehmster Reihe waren es der ausgezeichnete Hebraist Le Hir, Renan's Lehrer am Saint Sulpice-Seminar, und Burnouf, der berühmte Erforscher des Zendavesta und des Buddhismus, die einen bestimmenden Einfluss auf die Methode und die Ziele der gelehrten Forschungen Renan's übten. Nachdem der Vortragende eine Charakteristik der letzteren entworfen, geht er in die Darstellung des allgemeinen Umfanges und der Einzelheiten der den alten Orient betreffenden Arbeiten Renan's ein. In besonderen Kapiteln, aus denen er nur die auf allgemeineres Interesse gerichteten zur Verlesung bringt, behandelt er Renan's völkerpsychologisches Schema in Bezug auf die arische und semitische Race und die Wirkungen dieser Theorie auf Literatur und Wissenschaft; sein Werk über die Geschichte der semitischen Sprachen und dessen Stellung in der philologischen Literatur; die im Werke über den Averroismus niedergelegten Studien über den mittelalterlichen Scholasticismus und seiner Ursprünge bei den Arabern im Zusammenhange mit dem Stand dieser Forschungen in Vergangenheit und Gegenwart. Besonders eingehend beschäftigt sich die Studie Goldziher's mit den bibelauslegenden Werken Renan's, sowie mit seiner bisher vierbändigen «Geschichte des Volkes Israel», der Stellung dieses Werkes innerhalb der biblischen Studien unserer Zeit, dem Verhältnis der historischen Methode des großen französischen Gelehrten zu den Resultaten der gleichzeitigen biblischen Forschungen in Deutschland und England. Es wird nachgewiesen, in welchem Maße in Renan's Studien die Gesichtspunkte des Künstlers sich mit der kritischen Strenge des Historikers combinieren. Auf die Darstellung der Urtheile Renan's über die hebräische Sprache folgt die Würdigung seiner Verdienste als Erforscher Phönikiens und seines großen Werkes «Mission en Phénicie», welches zu allererst das phönikische Alterthum in das System der Kunst und Kulturgeschichte einfügt und zum Ausgangspunkt wurde für Renan's Bestrebungen auf dem Gebiete der semitischen Paläographie und Epigraphik. Die reife Frucht dieser Bestrebungen ist das auf seine Anregung und unter seiner Leitung von der französischen Akademie in vier Abtheilungen herausgegebene «Corpus inscriptionum Semiticarum», dessen Bedeutung im Verhältnisse zu den paläographischen Sammlungen und Arbeiten der vorangegangenen Jahrzehnte seit Barthélemy (1758):

und Gesenius (1837) gewürdigt wird. Das «Corpus» gilt als das dauerndste Monument der gelehrten Thätigkeit Renan's auf dem Gebiete des semitischen Alterthums. — Hierauf theilte der Generalsecretär Koloman v. Szily die Einläufe mit. Er widmet dem dahingeshiedenen correspondierenden Mitgliede Karl Akin einen Nachruf; für die Denkrede sorgt die III. Classe. Die Zuschrift des Honvédministers betreffend die vom Universitätsenat in Bologna gestattete Benützung des auf Ungarn bezüglichen schriftlichen Nachlasses des Generals Marsigli wird der historischen Commission zugewiesen. Der vom Szabolcser Komitat eingesandte Sammelbogen für das dort zu errichtende Bessenyei-Monument wird in Circulation gesetzt. Auf die Zuschrift der Jókai-Jubiläumscommission wird beschlossen, ein Exemplar der Ausgabe für die Bibliothek zu pränumerieren und die Akademie durch den Vicepräsidenten Karl Szász, den Präsidenten der I. Classe Anton Zichy und den Generalsecretär Koloman v. Szily beim Jubiläum vertreten zu lassen. Der Vorschlag der I. Classe, den in *suspensio* gebliebenen Marczibányi-Preis (80 Dukaten) dem seither verbesserten Concurrerzwerke «Ungarische Phrasologie» zuzuerkennen, wird acceptiert und geht aus dem eröffneten Devisenbrief Sigmund Simonyi als Verfasser hervor. Auf Vorschlag derselben Classe wird der zurückgebliebene doppelte Karátsonyi-Preis (400 Dukaten) zur Honorierung der von Alexander Kiss besorgten Terenz-Uebersetzung und der von Johann Csengery zu vollendenden Aeschylus-Uebersetzung verwendet. Der Vorschlag der literarhistorischen Commission, betreffend die gemeinsame Kostenbedeckung des III. Bandes der K. Szabó'schen alten ungarischen Bibliographie wird an die Classen geleitet. Das Gutachten der historischen Commission, betreffend die vom Professor Aurel Török empfohlene Ueberführung der ungarischen Königsbeine aus Stuhlweißenburg nach Ofen wird gutgeheißen, ebenso der Vorschlag derselben Commission betreffend die Monographis des Comitats Csanád und die Julius Flór-Stiftung (20,000 fl.), deren Zinsen je zu einer Hälfte gemeinsamen Akademie-zwecken und den Zwecken der historischen Commission gewidmet werden sollen. Die Widmung des von Franz Kovács in sechs Bänden bearbeiteten, die Diarien der Distrikual-Sitzungen des 1843/44er Reichstages enthaltenden Werkes wird mit Dank angenommen. Der Bericht des correspondierenden Mitgliedes Heinrich Marczali über seine zum Zwecke einer kritischen Ausgabe der auf die Geschichte der Landnahme bezüglichen Quellen im Auslande gemachten Studien, sowie der Bericht A. Hellebrant's über seine zum Zwecke der Ergänzung des dritten Bandes von K. Szabó's alter ungarischer Bibliographie im Auslande gesammelten Titelcopien von Arbeiten ungarischer Autoren wurde zur Kenntnis genommen: ebenso die Anzeige der von weil. Frau Michael Farkas gemachten 1000-Gulden-Stiftung. Den Schluss bildete die Vorlage der eingelaufenen Büchergeschenke (P. Gyulai's, Gedichte. VI. Ausg. und Jul. Lázár, Englische Geschichte, 4 Bände) und der letztmonatlichen Publicationen der Akademie.

— *Vortragssitzung der II. Classe am 4. December.* Den Vorsitz führte in Abwesenheit des Classenpräsidenten das ordentliche Mitglied Alexander Szilágyi. Den ersten Vortrag hielt das correspondierende Mitglied Gabriel Téglás unter dem Titel: «Neuere Daten über die bei den Stromschnellen der unteren Donau befindlichen Felsinschriften und die Bedeutung der dortigen Limes-Linie für die Geschichte Daciens». Das große Interesse für die Regulierungsarbeiten an der

unteren Donau hat auch in den gelehrten Kreisen eine lebhaftige Thätigkeit erweckt. So wollte auch Vortragender die günstige Gelegenheit benützen, bezüglich der eben vor 200 Jahren durch General Marsigli aufgenommenen und seitdem theilweise in Vergessenheit gerathenen dortigen römischen Felsenschriften sich Klarheit zu schaffen. Es gelang ihm, Marsigli's drei Inschriften-Felsen zu finden und er konnte dort neben der schon seit Marsigli bekannten Tiberius-Tafel die Tafel Vespasians zu constatieren. Die dritte über dem Gospodin-Wirbel befindliche Inschrift konnte er mit Unterstützung des Ministers Lukács copieren lassen. Der Dévaer Professor Gabriel Szinte machte diese an einem bisher unerreichbaren Punkte befindliche Inschrift durch einen Gypsabguß der Wissenschaft zugänglich. Diese authentische Copie beweist, dass weder Marsigli, noch Griselivi, die über dem gefährlichen Gospodin-Wirbel in senkrechter Höhe von 7 Metern befindliche Tafel gesehen haben können und dass ihre Zeichnungen sammt Texten Phantasiegebilde sind. Auch diese Inschrift bezieht sich auf die vom Oberleutenant Neudeck beschriebene Tiberiusstraße, deren zur Zeit Domitian's vorgenommene Restauration sie verewigt. Auf Grund derselben stellte Vortragender auch den die Stromschnellen-Gruppe Korla-Izlas-Tachtalia bezeichnenden Namen Scrofulae fest. Ferner würdigte er die strategische und technische Bedeutung des Gospodin-Felsens und die Rolle der Gegend der Stromschnellen der unteren Donau in der Geschichte Daciens und hob dankend die mächtige Unterstützung des Ministers Lukács und die selbstaufopfernde Mitwirkung der Professors Gabriel Szinte hervor, ohne welche dieses alte Problem der archäologischen Wissenschaft auch weiter ungelöst geblieben wäre. Der Vortrag wurde durch die ebenfalls vom Professor G. Szinte auf Grund seiner Localaufnahmen angefertigten schönen Zeichnungen in dankenswerter Weise illustriert. — Den zweiten Vortrag hielt das correspondierende Mitglied Robert Fröhlich unter dem Titel: «Alte Geographie Ungarns». Die ersten Nachrichten über Ungarns Strom, die Donau, finden sich bei den griechischen Schriftstellern Hekatalus, Heriodus, Pindarus u. A., haben aber keinen Wert, ebenso wenig wie die Angaben bei Apollonius von Rhodos in dessen Argonautica, der das Anguron-Gebirge, den Felsen Kantiakos — vielleicht der Hügel, auf welchem Belgrad steht, — die Ebene Laurion — wohl das Bácszer und Torontáler Comitat — nennt. Wertvollere Nachrichten über die Donaugegend hat Herodot, der die Quellen des Stromes, seinen Lauf und die Mündungen, die Nebenflüsse genau zu kennen vermeint, aber doch auch bedeutende Irrthümer mit unterlaufen lässt; auch die Anwohner des Stromes auf dem linken Ufer, die Syginner, bis ungefähr an die Theiß, sowie die Agathyrser gehören in das Reich der Fabel. Die zuverlässigen Nachrichten über die Donaugegend beginnen mit Alexander dem Großen, der auf seinem Feldzuge gegen die Tribeller bis an die Stromschnellen oder noch weiter aufwärts gekommen ist, und der über den Strom setzend das Land der Geten, nach des Vortragenden Ansicht nicht die heutige Walachei, sondern Unterungarn, wo schon zu jener Zeit das Getreide reife, betrat. Eine Gesandtschaft der Kelten von der Adria, die ihn auf diesem Zuge aufsuchte, kam aus der ungarisch-kroatischen Küstengegend. Wichtigere Berichte über unsere Gegend finden sich dann erst zwei Jahrhunderte später, in Folge der Kriegszüge des Augustus, bei dem Geographen Strabo und dem Historiker Appianus, die Beide Augustus' Memoiren berührten. Nach Beider Angaben

lassen sich die Wohnsitze der pannonischen Stämme, der Daker, Geten und der Sueven im Allgemeinen bestimmen; ferner haben Beide ziemlich genaue Kenntnis von den Nebenflüssen der Donau, von den Quellen, dem Lauf und den Mündungen derselben, sowie von den Gebirgen, welche den Haupt- und die Nebenflüsse begleiten. Diese Angaben werden später durch Plinius und ganz besonders durch Ptolomäus erweitert und zugleich gesichert.

— *Plenarsitzung am 18. December.* Akademiepräsident *Baron Roland Eötvös*, die Sitzung eröffnend, meldet, er habe anlässlich der auf der Tagesordnung der heutigen Plenarsitzung stehenden Denkrede auf das auswärtige Mitglied *Josef Pancsics*, den gewesenen Präsidenten der königlich serbischen Akademie in Belgrad, die serbische Akademie zur Denkfeier eingeladen; die Akademie habe erklärt, sich an der Denkfeier durch Entsendung einer Deputation betheiligen zu wollen, und habe die Herren *Johann Zsujevics*, Geologen, Director des serbischen Museums, Decan an der Universität, ordentliches Mitglied der serbischen Akademie, und den Herrn *Ljubomir Klerics*, Physiker, Universitätsprofessor, Präsident der III. Classe der serbischen Akademie entsendet. Die Herren sind den hiesigen Fachgenossen überhaupt durch ihre wissenschaftliche Thätigkeit. Denjenigen Derselben welche sich zeitweise studienhalber in Serbien aufhielten, durch ihre Zuvorkommenheit hinsichtlich der Förderung ihrer Zwecke bestens bekannt. Präsident heißt die Gäste auch herzlich in unserer Mitte willkommen und spricht zugleich der serbischen Akademie für ihre der Ungarischen Akademie erwiesene Aufmerksamkeit im Namen der letzteren den wärmsten Dank aus.

Hierauf fordert er das ordentliche Mitglied *Géza Eutz* auf, die vom correspondierenden Mitgliede *August Kanitz*, Professor in Klausenburg, verfasste «Denkrede auf das auswärtige Mitglied *Josef Pancsics*» vorzulesen. In derselben wird den Bestrebungen und Ergebnissen eines berühmten Botanikers die verdiente Würdigung zutheil. *Josef Pancsics*, ein Sohn des kroatischen Küstenlandes, absolvierte seine medicinischen Studien an der Pester Universität, wo er vor mehr als fünfzig Jahren das Doctorat der Medicin erlangte. Zu jener Zeit nahm die Botanik im Rahmen der medicinischen Studien einen weit größeren Raum ein, als jetzt, woraus sich erklärt, dass in älterer Zeit so viel bedeutendere vaterländische Botaniker Aerzte und Apotheker waren. Zu der Zeit, als *Pancsics* in Pest studierte, wurde der Gedankenkreis der Botaniker noch von den Erinnerungen und Traditionen des größten Floristen Ungarns, *Paul Kitaibel's*, beherrscht. Dieser Geist nahm auch *Pancsics* völlig in sich auf, welcher in Serbien mehr als vierzig Jahre lang wirkte und im vollen Sinne des Wortes Serbiens *Kitaibel* wurde. Er war jedoch insofern glücklicher als sein großes Vorbild, als er seine Pläne großentheils auch verwirklichen konnte. Er hat nicht nur wertvolle Beiträge zur Kenntnis beinahe jedes Zweiges der Naturverhältnisse Serbiens geliefert, sondern hat dieses interessante Land in botanischer Hinsicht so bekannt gemacht, dass die Kenntnis der Flora Serbiens an Vollkommenheit mit der Kenntnis der Flora Belgiens und der Schweiz concurrenzt, welche seit Jahrhunderten von vielen Botanikern studiert wurde. Außerdem hat *Pancsics* große Verdienste um die Kenntnis der Flora Ungarns, Bulgariens und Montenegros. Nach

der Würdigung all dieser Verdienste gedenkt Kanitz der Anerkennung, welche Pausanias seine neuen serbischen Landsleute so liebevoll gespendet haben.

Hierauf kamen die laufenden Angelegenheiten an die Reihe. Der Generalsecretär *Koloman Szily* beginnt mit der Mittheilung, dass der Akademiepräsident Baron Lorand Eötvös Sr. k. u. k. Hoheit dem Erzherzog Josef, Directionsraths- und Ehrenmitglied der Ungarischen Akademie, anlässlich seiner Jubiläumfeier am 6. December im Namen der Akademie eine Glückwunschartrede zugesandt habe. Die Mittheilung wird mit begeisterten Gutheißungskundgebungen aufgenommen. — Die Anfrage des Cultus- und Unterrichtsministers, ob die Akademie nicht in der Lage und bereit wäre, zehn Jahre hindurch jährlich je 500 fl. zur Deckung der Kosten der zu veranstaltenden vaterländischen systematischen ornithologischen Beobachtungen beizutragen, wird der mathematisch-naturwissenschaftlichen Commission zur Meinungsabgabe zugewiesen. Die Meldung desselben Ministers von der Errichtung eines ornithologischen Centralbureaus unter der Leitung Otto Hermann's wird zu angenehmer Kenntniss genommen. Das seitens des Akademiepräsidenten an den Cultus- und Unterrichtsminister einzureichende Ansuchen, in seinen die Verabfolgung von Pflichtexemplaren durch die Druckereien betreffenden Gesetzentwurf auch die Bibliothek der Akademie einzubeziehen, wurde zustimmend aufgenommen. — Das Unterstützungs-Ansuchen des Virgil-Monument-Comités in Mantua wurde der classisch-philologischen Commission zugewiesen. Die Mittheilung, dass die II. Classe als Mitglieder in die Fáy-Preis-Commission Ludwig Lángli und Josef Jekelfalussy und als neue Hilfsmitglieder in die national-öconomische Commission David Kohn, Anton Wisneter, Alex. Halász und Stefan Bernát gewählt habe, wird zur Kenntniss genommen. Die Meldung des Eisenburger Comitatsarchivars Dr. Ignaz Szombathy über den Verebélyer archäologischen Fund wird an die archäologische Commission geleitet. Von Geschenken an die Bibliothek und Handschriftensammlung der Akademie sind eingelaufen: a) Vom Ackerbauministerium: «Vízrajzi évkönyvek V. köt.» und «Magyarország folyóinak vizállása. VI. köt.»; b) von Johann Zujevics, Mitglied der serbischen Akademie: «Geologie Serbiens I.» und «Annales géologiques»; c) vom Ministerialsecretär Nic. Kolosváry ein wertvolles Colligat des weil. Directionsrathes und Ehrenmitgliedes der Akademie Alexander Kolosváry, theils gedruckten, theils handschriftlichen Inhalts. Schließlich legte der Generalsecretär die letztmonatliche Akademiepublication vor. — Die Sitzung war um 6 Uhr zu Ende.

Kisfaludy-Gesellschaft. Monatsitzung am 8. Oktober. Den Vorsitz führte Präsident Paul Gyulai, welcher die Gesellschaft zum Wiederbeginn ihrer Thätigkeit beglückwünschte. Den abwesenden Generalsecretär Zoltán Beöthy vertrat der zweite Secretär Julius Vargha, welcher meldete, dass die Gesellschaft bei der Tompa-Gedenkfeier durch Josef Lévy vertreten war, welcher ein schönes Gelegenheitsgedicht vortrug und im Namen der Gesellschaft einen Kranz auf das Grab Tompa's niederlegte. Bei der Révay-Gedenkfeier sollte die Gesellschaft durch Julius Vargha vertreten werden, da dieser jedoch daran amtlich verhindert war, sandte der Präsident einen telegraphischen Gruß der Gesellschaft. — Die Reihe der Vorträge eröffnete Julius Vargha mit der Vorlesung einer Abhandlung *Josef Bayer's*: «Katona József és Déryné» (Josef Katona und Frau Déry). Verfasser

schildert das Verhältnis des Dramatikers und Schauspielers Josef Katona zur Schauspielerin Frau Déry und gibt eine ausführliche Analyse des in Josef Katona's Nachlasse gefundenen Lustspiels: «A róza vagy a tapaszlatlan légy» (Die Rose oder die unerfahrene Fliege), zu welchem ihm eine Episode aus dem Leben der Frau Déry den Stoff geliefert hatte. Es war das erste, ohne Benützung eines fremden Sujets geschaffene ungarische Original-Lustspiel. — Hierauf las Alexander Endrődy drei Originalgedichte: «Norderney» — «Hazatérés» (Heimkehr) — «Ad astra». Das erste schildert die durch den Anblick eines Schiffes momentan erregte Reiselust des im Seebade Ruhe suchenden Dichters, das zweite das Gefühl der Vereinsamung bei seiner Heimkehr, das dritte die Sehnsucht nach dem Frieden in der glanzvollen Sternenwelt. — Den Schluss machte eine Federzeichnung Ludwig Tolnai's: «A víz és az olaj» (Das Wasser und das Oel) welche humoristisch die Verheiratung eines reichen Müllersohnes mit der betagten Tochter einer herabgekommenen Adelsfamilie, die Ehe und Ehescheidung schildert. Die häufig von Heiterkeitsausbrüchen unterbrochene Vorlesung wurde am Schlusse mit stürmischen Beifallkundgebungen begleitet.

— Vortragssitzung am 3. November unter dem Vorsitze ihres Präsidenten Paul Gyulai und Vizepräsidenten Karl Szász. Den Vorträgen vorausgehend meldete Sekretär Julius Vargha, das neugewählte auswärtige Mitglied Graf Angelo de Gubernatis habe für seine Wahl schriftlich gedankt. Hierauf eröffnete die Reihe der Vorträge das ordentliche Mitglied Anton Zichy. Vortragender setzt seinen «Rückblick auf den Reichstag von 1832—1836» fort. Kossuth, der Verfasser der «Reichstagsberichte», wurde der Parteilichkeit beschuldigt; er weist die Beschuldigung mit männlicher Offenheit zurück, indem er eine entschieden oppositionelle Stellung einnimmt, seinen Prinzipienossen den Lorber reicht, den Gegnern des Fortschritts seine Anerkennung entzieht. Mit der größten Ehrerbietung spricht er stets vom Palatin. «Olyan roppant praeses,» sagt er von ihm, «mincs több Euróában» (Einen zweiten so tüchtigen Praeses gibt's in Europa nicht). Jede Rede Wesselényi's war für ihn ein Fest. Für Széchenyi ist er voll Begeisterung. Von einem Parlamentsführer konnte keine Rede sein; da keine verantwortliche Regierung da war, konnte sich auch kein Führer heranbilden. Kőlcsey war allerseits Gegenstand der Liebe und des Vertrauens, nicht so wie daheim in seinem Comitat. Es war damals Brauch, verdienstvolle Kämpen mit Begrüßungs- oder Aufmunterungs-Adressen zu beehren. Solche erhielten: Ragályi, Ebergényi, Peter Benyovazky u. A. m. Wesselényi rief sein Eifer, seine Pflicht nach Siebenbürgen. Bevor er sich wiedersehen lässt, hat er bereits zwei politische Prozesse auf dem Halse. Er wird als Märtyrer des Vaterlandes gefeiert; seine Standhaftigkeit wird durch seine Verehrer und durch sein eigenes Selbstgefühl angespornt. Bei der Auflösung des Siebenbürger Reichstags wird er mit einem Silberpokal beehrt. Das Begleitschreiben zu demselben ist von Baron Nikolaus Jósika verfasst und ein Muster der damaligen etwas schwulstigen Berodtsamkeit. Vortragender verliest dasselbe seinem ganzen Umfange nach. — Hierauf las Karl Szász folgende eigene Gedichte vor: 1. Der Gedanke (A gondolat); 2. Borszéker Bilder (Borszéki képek): a) Im Walde (Az erdőben), b) An die Borszéker Wasser (A borszéki vizekhez), c) Borszéker Spaziergänge (borszéki séták); 3. Die alte Wunde (A régi seb). — Zum Schluss las das ordentliche Mitglied Arnold Vértesi

ein kleines Lebensbild unter dem Titel: «Gretchen im Institut» (Margitka az intézetben), humoristische Glossen eines Vaters über die Klostererziehung der Mädchen.

— Vortragssitzung am 13. December. Den Vorsitz führte zuerst Vicepräsident Karl Szász, später Präsident *Paul Gyulai*, welcher die Reihe der Vorträge mit einem meisterhaft ausgeführten Lebensbilde des ehemaligen Präsidenten der Kisfaludy-Gesellschaft, Moriz Lukács, eröffnete, welches wir nachstehend in seinen Hauptzügen kurz zusammenfassen.

Moriz Lukács ist am 5. September 1812 in Pest geboren und theils hier, theils auf seinem väterlichen Gute Brestovác im Comitat Temes aufgewachsen. Sein Vater war Gregor Nikolaus Lukács, Sprosse einer aus Elisabethstadt in Siebenbürgen eingewanderten Familie, seine Mutter die schöne und hochgebildete Rosa Hutl, Tochter eines pensionirten Majors und Pester Hausbesitzers. Der talentirte Knabe erhielt ausschliesslich zu Hause eine sehr sorgfältige, aber gar nicht ungarische Erziehung und Ausbildung. Er kannte Schiller, Goethe, Shakespeare, Cervantes, Calderon bereit sehr gut, als er durch Toldy's Handbuch der ungarischen Poesie auf die Existenz einer ungarischen Literatur aufmerksam gemacht wurde. Der ungarischen Volkssprache kundig, studirte er nun fleißig die Literatursprache und Literatur und versuchte ungarisch in Vers und Prosa zu schreiben. Im «Koszoru» von 1829—1830 erschienen von ihm Uebersetzungen griechischer Epigramme. Er trat bald in Verkehr mit den hervorragendsten Männern des damaligen ungarischen Schrifthums und öffentlichen Lebens und besuchte fleißig das von Széchenyi dominirte Nationalcasino. Von 1834 an tritt er öfter, besonders in der «Aurora» und im «Athenäum» mit Uebersetzungen aus dem Englischen, namentlich Byron auf, welche Aufmerksamkeit erregten. Byron übte auf die ungarische Poesie nicht entfernt den Einfluss, wie nicht nur auf die deutsche und französische, sondern auch auf die polnische und russische. Die Herzen der ungarischen Dichter erfüllte statt des Weltschmerzes der Patriotenschmerz. Lukács fand, als frühreifer Jüngling, zweifelsüchtig, empfindsam, pessimistisch, in Byron seinen Lieblingsdichter. Als aber sein zerfallenes Gemüth sich allmählig beruhigte, wurde er durch social-, rechts- und geschichtsphilosophische Studien und innigeren Anschluss an die Männer der Opposition von den Byron-Uebersetzungen abgezogen. 1842 von der Kisfaludy-Gesellschaft zum Mitglied gewählt, übersetzte er als Antrittsvortrag Pope's Lehrgedicht von der Kunstkritik und als Beitrag zu Kulföldi regénytár Cervantes' «Freigebigen Liebhaber». Damit nahm er von der schönen Literatur überhaupt und von der Mitwirkung in der Kisfaludy-Gesellschaft Abschied. — Die Akademie wählte ihn 1839 zum correspondirenden Mitglied, 1859 zum Ehrenmitglied. Ende der dreißiger Jahre verkehrte er viel mit Ludwig Szalay, Baron Josef Eötvös und August Tréfort und betheiligte sich eifrig an ihren literarischen Unternehmungen, «Árvizkönyv» und «Budapesti Szemle», welch letztere nach halbjährigem Bestande (Juli 1840) einging, und erst achtzehn Jahre später wieder erstand. Sowohl in jene ältere, als in diese neuere «Szemle» schrieb Lukács je zwei Essays: «Strafrechtliche Theorien», «Die Organisation der Städte im Anlande», «Einige Worte über den Socialismus», «Ideen über das Vereinsrecht», «sämmtlich Zeitfragen behandelnd. Aber er schrieb auch rein literarische und wissenschaftliche Essays: «Die Elemente

der neueren Civilisation in Europa nach dem Fall des römischen Reiches» (in einer Besprechung von Guizot's «Histoire général de la civilisation en Europe»), «Die Umgestaltung der romanischen Sprachen», «Die Glaubwürdigkeit und der Ursprung der alten Geschichte Roms». Seine Essays füllten Lücken in unserer Literatur, aber wie die Kunstübersetzung, ließ er auch die Essayschreiberei bald abseits liegen und widmete sich einige Jahre hindurch ganz der Journalistik. Er schloss sich keinem der ungarischen Journale der vierziger Jahre an, sondern stellte sich die Bekanntmachung der ungarischen Verhältnisse in der ausländischen Presse und die Vertheidigung unserer verleumdeten Nation zur Aufgabe. In den Jahren 1843 und 1844 brachte die «Augsburger Allgemeine Zeitung» allmonatlich zwei oder drei Artikel von ihm, die unsere Verhältnisse systematisch und allseitig beleuchteten. Er löste diese unter den damaligen Verhältnisse heikle Aufgabe mit großem Geschick. Gleichzeitig schrieb er in demselben Sinne in die von Emerich Henszlmann gegründete, von Georg Wigand in Leipzig herausgegebene, aber mit dem vierten Bande 1847 eingegangene «Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn» zwei Artikel: «Ueber Ungarns Urbarialgesetze und deren Entstehung» und «Ungarns Gegenwart und Zukunft». In diesen zwei und den folgenden drei Jahren trat Lukács, nun ausschließlich mit Politik beschäftigt, in ein immer engeres Verhältniss zu den leitenden Männern der ungarischen Politik, die ihn als den Hauptvertreter der nationalen Sache vor dem Auslande freundlichst aufnahmen. 1848 nahm er auf Andrängen des Ministers Klauzál und seines Staatssecretärs Tréfort die Stelle des Präsidialsecretärs mit Ministerialrathsrang im Ministerium für Ackerbau, Gewerbe und Handel an, die er nach Tréfort's Zeugniß glänzend ausfüllte. Nach dem Fall des ersten ungarischen Ministeriums im September 1848 und dem Rückzuge Klauzál's und Tréfort's wurde er als stellvertretender Staatssecretär von Kossuth mit der Leitung dieses Ministeriums betraut. Als die Regierung vor Windischgrätz floh, blieb Lukács in Pest, wo er am Krankenbette seiner 70jährigen, zärtlich geliebten Mutter die ganze Revolutionszeit und die darauf folgenden zwei Jahre bis zu ihrem Tode, Mitte 1851, lebte. Allein geblieben, fand er nicht mehr sein Heim im Vaterlande und zog ins Ausland, wo der Selbstverbannte etwa neun Jahre verbrachte, längere Zeit in den Hauptstädten Belgiens, Frankreichs, Englands, Italiens, Spaniens und der Schweiz weilend, die Geschichte, Literatur und Kunstschatze dieser Länder studirend und mit den Familien der Emigranten freundschaftlich verkehrend, aber der Schriftstellerei und politischen Thätigkeit ganz entsagend. Erst als er, 1859 heimgekehrt, seine alten Freunde um die erneuerte «Budapesti Szemle» gruppirt fand, und mit dem Erscheinen des Oktoberdiploms 1860 das politische Leben auferstand, wurde er wieder in die literarischen und politischen Bewegungen hineingerissen. Während dieser neuen, kurz dauernden politischen Thätigkeit waren Deák und Eötvös von größtem Einfluss auf ihn. Um diese Zeit besuchte er öfter den heimgekehrten, ihm von Kindheit an befreundeten Grafen Ladislaus Teleki, der ihn bat, nach seinem bald erfolgenden Tode der Vertheidiger seiner Ehre gegen Verleumdungen in Schrift und Rede zu sein, was Lukács auch treu erfüllte. Die Katastrophe Teleki's schlug dem Herzen Lukács' eine tiefe Wunde, doch nahm sein Leben bald eine ihn mit Glück erfüllende Wendung. Er, der allen Ehegedanken längst entsagt hatte, lernte Christine Birly kennen, die männ-

lichen Geist mit Frauenzarthoit, kindlichen Frohsinn mit ernster Weltanschauung und wissenschaftlicher Bildung, weiches Gemüth mit scharfem Urtheil harmonisch verband, welche Eigenschaften ein edles Antlitz, ein tieffeuriges Auge und stattlicher Wuchs noch verschönerte. Spanischen Sprachunterricht, den er ihr auf ihr Ansuchen gab, ließen ihn ihren Geist und ihr Herz näher kennen lernen und der Fünfzigjährige fühlte sich in den Strudel einer späten Leidenschaft gezogen. Da sie reicher war, als er, wollte er die Leidenschaft besiegen, und sich von ihr durch eine Auslandsreise auf ewig trennen. Beim Abschiedsbesuche bat ihn das Mädchen, zu bleiben, oder — wenn er durchaus reisen müsse — sie mitzunehmen. So platzte die gegenseitige Erklärung heraus; es fand die Verlobung, dann am 7. November 1862 die Trauung statt, und gleich darauf wurde die Hochzeitsreise ins Ausland angetreten, welche acht glückliche Jahre lang dauerte. Seinen Lebensabend vergoldete die Liebe. Nach acht Jahren des Glückes zog sich Christine bei einem Alpenausflug durch Erkältung ein Lungenleiden zu, zu dem sich ein Herzleiden gesellte. Lukács war nun wieder vier Jahre Krankenpflger seiner Frau (in Meran), wie er es bei seiner Mutter (in Pest) gewesen. Als seine Frau den Tod nahen fühlte, untersagte er ihr, zu seinen Gunsten Testament zu machen, und so fiel ihr ganzes Vermögen ihren Geschwistern zu. Die Gatten ließen sich im Meraner Friedhofe eine gemeinsame Grabstätte bereiten, in welche die Gattin am 13. Jänner 1874 gebettet wurde. Einige Wochen darnach kehrte Lukács ins Vaterland zurück, um hier Trost zu suchen. Er lebte zurückgezogen, zeitweise das Grab seiner Frau und Italien besuchend. Am öffentlichen Leben wollte er nicht mehr theilnehmen, doch ließ es sich bewegen, wenigstens auf drei Jahre, nach dem im Dezember 1875 erfolgten Tode Franz Toldy's, das Präsidium der Kisfaludy-Gesellschaft anzunehmen, auf das er aber am Ende des dreijährigen Turnus definitiv resignirte. Als ob diese Wahl den Lebensfunken in ihm wiedererweckt hätte, erfüllte er eifrigst die Präsidial-Agenen und strebte die Interessen der Gesellschaft auf jede Weise zu fördern. Damals schrieb er auch einen Entwurf zu seinen Memoiren, welcher im «Szegedi Album» erschien. Er kam aber nicht über den Entwurf hinaus und als er 1881 die Ausführung beginnen sollte, fühlte er seine Kräfte stetig schwinden; er wurde im Herbst bettlägerig und starb am 5. November an Herzschlag. Sein Leichnam wurde in Meran an der Seite seiner Gattin bestattet. In seinem Testamente bedachte er die Akademie mit 20,000, die Kisfaludy-Gesellschaft mit 10,000 fl. als auf den Namen seiner Gattin lautenden Preisstiftungen. Als Schriftsteller und Mann des öffentlichen Lebens mögen ihn Manche übertroffen haben, als Sohn, Freund, Gatten und edelsinnigen Mann kaum Einer. — Hierauf schilderte Karl Vadnai in einer kurzen, lebhaft geschriebenen Skizze unter dem Titel «A lappangó költő» den Aufenthalt Jókai's als Flüchtling nach der Revolution in der Ortschaft Tardona im Comitat Borsod. — Schließlich las Stefan Hegedüs zwei Gedichte des Gastes Géza Némethy vor. Der erste, unter dem Titel «Das grosse Verbrechen», ist ein aus der griechischen Welt geschöpftes erzählendes Gedicht; das zweite besteht eigentlich aus drei selbständigen Liedern («Lied des griechischen Dichters», «Lied des Troubadours» und «Mein Lied»), welche die alterthümliche, mittelalterliche und moderne Auffassung der Liebe widerspiegeln.

SEP 11 1946



